

HAMBURGISCHE WISSENSCHAFTLICHE STIFTUNG.  
UND NOTGEMEINSCHAFT DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT

---

---

ERGEBNISSE  
DER  
SÜDSEE-EXPEDITION  
1908-1910

HERAUSGEGEBEN VON  
DR. G. THILENIUS  
o. ö. PROFESSOR DER VÖLKERKUNDE,  
DIREKTOR DES MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE IN HAMBURG

II. ETHNOGRAPHIE: B. MIKRONESIEN  
BAND 7

DR. PAUL HAMBRUCH  
PONAPE  
1. TEILBAND



HAMBURG  
FRIEDERICHSEN, DE GRUYTER & Co. m. b. H.  
1932

HAMBURGISCHE WISSENSCHAFTLICHE STIFTUNG.  
UND NOTGEMEINSCHAFT DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT

---

---

ERGEBNISSE  
DER  
SÜDSEE-EXPEDITION  
1908-1910

HERAUSGEGEBEN VON  
DR. G. THILENIUS

o. ö. PROFESSOR DER VÖLKERKUNDE,  
DIREKTOR DES MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE IN HAMBURG

II. ETHNOGRAPHIE: B. MIKRONESIEN  
BAND 7

DR. PAUL HAMBRUCH  
PONAPE  
1. TEILBAND



HAMBURG  
FRIEDERICHSEN, DE GRUYTER & Co. m. b. H.  
1932



# PONAPE

VON

DR. PAUL HAMBRUCH

a. o. PROFESSOR AN DER HAMBURGISCHEN UNIVERSITÄT  
ABTEILUNGSVORSTEHER AM HAMBURGISCHEN MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE

1. TEILBAND

---

ALLGEMEINER TEIL: GESCHICHTE,  
GEOGRAPHIE, SPRACHE, EINGEBORENE  
MIT 10 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 19 LICHTDRUCKTAFELN

---



HAMBURG  
FRIEDERICHSEN, DE GRUYTER & Co. m. b. H.  
1932

## Verzeichnis der Eingeborenen-Texte<sup>1</sup>.

	Seite
Die Erzählung von der Ankunft fremder Menschen in Ponape (198) .....	4
Geschichte Ponapes (23) .....	100
Geschichte Ponapes (64) .....	110
Geschichte von den Pocken (203) .....	172
Geschichte Ponapes (63) .....	176
Flaggenheißung, Einzug der Spanier in die Kolonie. Erste Streitigkeiten (335) .....	231
Gefecht in Jokasch, Ermordung des Statthalters (336) .....	233
Friede, Bestrafung der Mörder (337) .....	235
Wegebau von der Kolonie nach Kiti, Bau der katholischen Kirche in Uona (338) ...	236
Ermordung des Leutnants MARCELLO PORRAS, vergeblicher Strafzug (339) .....	239
Ankunft der Truppen unter Oberst SOTO; Landung in Matolenim; erstes Bombardement (340) .....	244
Zweite Beschießung von Matolenim; Landung; Erstürmung der befestigten Stellung von Kitam; Frieden; neue Zwischenfälle (341) .....	247
Über das Verhältnis der Ponapeleute zur spanischen Verwaltung und den Missionen (342) ..	253
Das Verhältnis der Stämme auf Ponape untereinander und zur spanischen Verwaltung (343)	259
Der Aufstand in Auak (344) .....	267
Überblick über die Zeit der Spanier in Ponape (345) .....	275
Vom Feuer in Ponape (212) .....	327
Die Geschichte Ponapes von Anfang ab (1) .....	333
Geschichte vom Taifun und der Hungersnot (202) .....	348
Wie der Schmuck des Mannes hergestellt wird (170) .....	371

<sup>1</sup> Die Zahlen beziehen sich auf die Reihenfolge, in der die Texte gesammelt wurden.

## Verzeichnis der Tafeln.

	zwischen Seite		zwischen Seite
<b>Tafel 1</b> .....	90 u. 91		hinter 376
Erste Karte der Insel Ponape; Aufnahme des »Senjawi«. Kanus im Mutok-Hafen.			
<b>Tafel 2</b> .....	314 u. 315		
SO-Ponape-Landschaften Kiti, Uöna, Matölenim. Der Hafen von Matölenim (Lee-Hafen).			
<b>Tafel 3</b> .....	318 u. 319		
Die Landschaft Nöt mit dem Täu en Žokelä. Die Landschaft U mit dem höchsten Berge Ponape's, dem Kupūī išo.			
<b>Tafel 4</b> .....	340 u. 341		
Die Kolonie im Februar 1900 nach Übernahme von den Spaniern. Blick vom Fort Alphons XIII. auf den Paip a lap (Kap Zavalichine) in Tšökeš.			
<b>Tafel 5</b> .....	340 u. 341		
Umblick von Paip a lap. Der Tāmatām en šakir in Palikīr. Nānkiöp und Tal des Pil en Kamar. Die Landschaft Nöt. Die Kolonie Měseniēn 1910.			
<b>Tafel 6</b> .....	340 u. 341		
Die melanesische Polizeitruppe. Wohnstätte KUBARY's in Mpomp, heute Sitz der protestantischen Mission. Grabstätte J. KUBARY's. Spanischer Fort-Hof aus den Jahren 1886—1899. Posten an der Fort-Mauer während des Aufstandes 1910—1911.			
<b>Tafel 7</b> .....	340 u. 341		
Mān a läp in Palikīr. Basalt aus dem Riff hervorbrechend. Von den Spaniern angelegter Weg in Uöna. Der Pil en Eirēkā in Nöt. Ostende des Töl en Kamar. (Kopf des Riesen Uārkitām).			
<b>Tafel 8</b> .....	340 u. 341		
Staubwasserfall Pāntakāi in U. Wasserfall Pān nēkieř des Nān Kiēl Maū in Tšökeš. Ehemalige Begräbnishöhle in halber Fallhöhe des Pān takai-Wasserfalles in U. Der Pil läp en Kiti.			
<b>Tafel 9</b> .....	352 u. 353		
Kentia-Palme in Tšalapūř. Steinnußpalme in Roi en Kiti. Plantanen und Brotfruchtbäume in Kiti. Buschvegetation am Töl en Eirekā.			
<b>Tafel 10</b> .....			
Lap en Param (Tip en Uēi). Eingeborene Frau. Missionar-Ehepaar auf Lukunor. Frau: Ponape; Mann: Ponape-Negerbastard. Aunepōn, Tochter des Uāršāi von Tšökeš und seiner dritten Frau (Tip en pān méi). Nāntsāu likāp (Šāu en Kāūāt), Schwester des Uāršāi en Tšökeš.			
<b>Tafel 11</b> .....		„	
Uāršāi en Tšökeš. Eingeborener aus Ponape. Eingeborener aus Ponape. Eingeborener aus Ponape.			
<b>Tafel 12</b> .....		„	
Lap en Nöt. Nanapāš en Tšökeš. Eingeborene aus Ponape. Eingeborener aus Ponape. Ponape-Bastard. Vater: Eingeborener aus Neupommern.			
<b>Tafel 13</b> .....		„	
Eingeborener aus U. Eingeborener aus Matölenim. Lāp en Nöt 1910. Zwillingbrüder aus U. Mein Dolmetscher Ettekar aus Matölenim.			
<b>Tafel 14</b> .....		„	
Mischlinge auf Ponape: Eingeborener aus U. Vater: Engländer. Auntöl en Aru, genannt Wilhelm. Vater: Deutscher. Eingeborener aus Uöna. Vater: Ponapemischling; Großvater: Irländer. Eingeborener aus Uöna. Vater: Westindischer Neger. Eingeborener aus U. Vater: Ponapemischling. Großvater: Neger. Eingeborener aus U. Vater: Neger.			
<b>Tafel 15</b> .....		„	
Frauen und Mädchen aus Nöt und Tšökeš 1910. Emīn en Parām, Limen en Tokošūp, Limen en Iāš. Limen en Sankatša Lišāš, Limui en Kataū, Limui i loñ Kataū, Ani en Tol Nöt.			
<b>Tafel 16</b> .....		„	
Eingeborene aus Ponape. Eingeborene aus Ponape. Eingeborene aus Ponape. Eingeborene aus Ponape.			
<b>Tafel 17</b> .....		„	
Limui en Kataū. Frau des Lap en Matölenim. Limen en Tokošūp. Eingeborene aus U. Nalio, Mutter des Nan-			

	zwischen Seite		zwischen Seite
pé'i en Kiti. Vater: Engländer; Mutter: Ponape. Frau meines Dolmetschers Ettekar aus Matölenim.		<b>Tafel 19</b> .....	hinter 376
<b>Tafel 18</b> .....	hinter 376	Naneken en Kiti mit Frau Nalio und Stiefsohn Nanpé'i. Nanpé'i im Alter von 16 Jahren. Nanpé'i etwa 22 Jahre alt. Frau des Nanpé'i (Tochter des Tagalen Narcissus und einer Ponape- frau). Nanpé'i en Kiti und Frau im Jahre 1910.	
Eingeborene aus Ponape. Eingeborene aus Ponape. Eingeborene aus Ponape. Nös en Kiti. Frau des Nös en Kiti. Eingeborene aus Ponape. Eingeborener aus Ponape.			

## Karten.

	Seite
1. Karte der Ponape-Gruppe nach M. DE ROSAMEL .....	116
2. Die Operationen gegen Dschokadsch-Insel, Palikir-Tomara und Naukiop .....	305
3. Die Untersuchung gegen die Naukiop-Stellung am 26. Januar .....	307

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung .....	V
Allgemeiner Teil .....	I
I. Geschichte .....	1
Die erste Nachricht über die Insel .....	1
Die Zeit bis zur Entdeckung der Insel .....	5
Der Bericht O'CONNELL's .....	7
Die Auffindung Ponapes .....	78
LÜTKE's Bericht .....	78
v. KITTLITZ' Bericht .....	91
Die ersten Feindseligkeiten zwischen Europäern und Ponapeleuten .....	100
Kampf der Engländer und Matolenim-Leute im Jahre 1836 .....	104
Über europäische Ansiedler auf den mikronesischen Inseln .....	108
Der erste Missionar auf Ponape .....	109
Besuche englischer und französischer Kriegsschiffe. — Fortschritte in der Entdeckung der Insel .....	113
Bericht des M. DE ROSAMEL .....	114
Bericht des MICHELENA Y ROJAS .....	119
Bericht des ANDREW CHEYNE .....	133
Aus dem Bericht der »Eugenie« .....	146
Besuch der österreichischen Fregatte »Novara« .....	148
Die Begründung der evangelischen Mission .....	168
Bericht von Dr. GULICK .....	181
Die spanische Kolonialzeit .....	193
Flaggenheißung .....	231
Gefecht in Jokasch .....	233
Friede, Bestrafung der Mörder .....	235
Wegebau von der Kolonie nach Kiti .....	236
Ermordung des Leutnants MARCELLO PORRAS .....	239
Ankunft der Truppen unter Oberst SOTO .....	244
Zweite Beschießung von Matolenim .....	247
Über das Verhältnis der Ponapeleute zur spanischen Verwaltung .....	253
Das Verhältnis der Stämme auf Ponape untereinander .....	259
Der Aufstand in Auak .....	267
Überblick über die Zeit der Spanier in Ponape .....	275
Bericht über den gegenwärtigen Aufstand auf Ponape .....	278
Ponape unter der deutschen Verwaltung .....	281
Nachtrag .....	310
II. Geographie .....	312
Kartographie .....	313
Lage und Größe .....	315
Gliederung .....	315

INHALTSVERZEICHNIS.

	IX
	Seite
Die Kolonie .....	340
Die Missionen .....	343
Die Handelsstationen .....	344
Das Klima .....	345
Die Pflanzenwelt .....	349
Ponape-Pflanzennamen .....	351
Die Brotfruchtarten .....	353
Die Yamsarten .....	353
Die Bananen- und Planten-Arten .....	355
Die Taroarten .....	356
Die Palmenarten .....	356
Andere genießbare Pflanzen .....	356
Die Tierwelt .....	356
Übersicht der auf Ponape vorkommenden Tiere .....	357
Säugetiere .....	357
Vögel .....	357
a) Landvögel .....	357
b) Seevögel .....	358
Reptilien .....	358
Seefische und Seesäugetiere .....	358
Fische .....	358
Niedere Tiere .....	359
Insekten .....	359
III. Die Sprache .....	360
IV. Die Eingeborenen .....	365

ca. 1.2  
pt. 1  
closed shelves

## Vorbemerkung.

Zweiundzwanzig Jahre verstrichen, bevor das im Jahre 1910 in Ponape gesammelte Material der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Vom 22. März bis zum 21. September arbeitete ich auf der Insel. Die Zeit war den Studien nicht günstig. Der Aufstand, der im Oktober 1910 zum Ausbruch kam, bereitete sich vor. Oftmals hatte ich mit dem passiven Widerstand der Eingeborenen zu kämpfen, zum andern war vieles wirklich vergessen. Die einheimische Kultur war durch europäische und amerikanische Einflüsse zersetzt und befand sich in rascher Auflösung. Manches der stofflichen Kultur war völlig verschwunden, damit die Technik ihrer Herstellung; nicht anders war es um die geistige Kultur bestellt, aus der sich nur einige Bruchstücke retten ließen. Der Zufall kam zuweilen zu Hilfe. Ein Ganzes zusammensetzen ist nicht gelungen. Dafür gelang es nahezu lückenlos nachzuweisen, wie eine hochstehende, lebenstrotzende Kultur in wenigen Jahren durch fremde Einflüsse, nicht zuletzt durch eine verkehrt geleitete, selbstsüchtige Mission, wie den American Board of Commissioners for Foreign Missions in Boston, zugrunde gerichtet wurde, wie liebenswürdige Eingeborene zu listigen, verschlagenen, eigennütigen umgebildet; wie durch vorhergehende falsche Behandlung die Lebenswurzeln der eigenen Kultur zerstört wurde und die neue, auf unangebrachten Wegen herangeführte Zivilisation ungenießbare Früchte zeitigte. Das Gift der Boston-Mission hat sich allzu lange eingefressen und ausgewirkt, um durch die ehrliche, uneigennütige Arbeit der evangelischen Liebenzeller- und der katholischen Kapuziner-Mission unschädlich gemacht zu werden.

Wie das alte Ponape beschaffen war, hat der irische Matrose O'CONNELL trefflich der Nachwelt erhalten. Wäre dies Büchlein mir 1910 bereits auf Ponape zugänglich gewesen, vielleicht wäre damals noch manches in Erfahrung gebracht worden, was heute unwiederbringlich verloren ist. Denn 1910 lebten noch etliche hochbetagte Eingeborene, wie z. B. der Säulik en Auak, die zweifelsohne noch Erinnerungen an O'CONNELL gehabt haben. Deutet O'CONNELL an, daß vor ihm die Eingeborenen mit Weißen in Berührung gekommen sind (s. S. 9, 43, 45, 46), so erfuhr ich kürzlich aus dem Buche LOUIS BECKE'S: Wild Life in Southern Seas. London 1897 S. 309 ff. die Bestätigung: (Etliche dieser nun verstorbenen Händler lebten auf großem Fuße. Im allgemeinen waren sie schlau genug, eine Frau höherer gesellschaftlicher Kaste zu heiraten, wodurch ihre eigene Stellung und Einfluß auf die Eingeborenen unbedingt verbessert wurde. Dies war besonders in der Pionierzeit der Karolinen und Marshall-Inseln der Fall, wo zwei, drei Weiße an Macht und Einfluß es mit den höchsten Häuptlingen des Landes aufnahmen. 1820 unterhielt auf Ponape ein solcher Mann eine Streitmacht von mehreren hundert Kriegern, die sämtlich mit Gewehren und Entermessern ausgerüstet waren. Ursprünglich war er Kapitän eines Handels- und Walfängerschiffes

102125 2/11/48 20- v. 142 A+B \$525.00

gewesen, das im geheimen auch Kaperei betrieb. Als englische und holländische Kriegsschiffe ihn aus dem malaiischen Archipel vertrieben, segelte er nach Osten, um sein Heil gegen die Spanier in Peru zu erproben. Da verlor er sein Schiff in den Westkarolinen. Zwanzig Leute seiner Mannschaft von dreißig Köpfen kehrten in einem kleinen Schuner, den sie aus dem Wrack gebaut hatten, nach China zurück; er selbst nahm mit dem Rest das Angebot des Oberhäuptlings von Jokasch an, auf der Insel zu bleiben und ihm bei seinen Kriegszügen zu helfen. Wie die Überlebenden aus dem Massaker des englischen Kaperschiffes ›Port au Prince‹ den kriegslustigen Häuptling Finau unterstützten, um sich die ganze Tonga-Gruppe zu unterwerfen, so gingen die elf Abenteurer mit Eifer daran, in einem halben Jahr drei Gaue von Ponape zu unterwerfen und dem Häuptling zu unterstellen, der sich ihren Beistand gesichert hatte.

Wie es nicht anders zu erwarten war, starben die meisten nach kurzer Zeit eines gewaltsamen Todes. Zwei oder drei gelang es wie ihrem Anführer, wenn schon in in geringerem Ausmaße, reich und mächtig zu werden und von dem gesegneten Lande zu leben. Ihre Namen sind nicht bekannt; aber ihre Taten sind bis heute nicht aus dem Gedächtnis der Westkaroliner gestrichen. Der Anführer heiratete die Witwe eines Häuptlings eines unterworfenen Gaues: er wählte sich Süd-Ponape als Residenz und lebte dort herrlich und in Freuden. Er ließ sich stets von einer Leibwache begleiten, die er in straffer militärischer Zucht hielt. Von den Bewohnern der unterworfenen Gaue erhob er einen kleinen Tribut an Schildpatt und Kokosöl; zugleich kaufte er die Erzeugnisse auf und führte sie nach China aus. Er ging auf einem kleinen Fahrzeug, das er sich im Jokasch-Hafen erbaut hatte, auf einer Reise unter und wurde von einer großen Zahl hellfarbener Nachkommen betrauert. \*)

BECKE ist ein zu gut unterrichteter Mann, als daß diese Erzählung nicht wahr sein sollte. Wenn man auf Ponape oder auf den anderen Inseln auch nichts davon erfuhr. O'CONNELL berichtet ebenfalls nichts von diesen Weißen. So scheint diese erste Periode der Weißen auf Ponape vor 1826 gelegen zu haben.

Wie ein Zufall mir diese Nachricht in die Hände spielte, gelang es systematischem Suchen nach verborgener Literatur, in den zwanzig Jahren, in denen die Niederschrift der Monographie erfolgte, manche wichtige Nachricht an den Tag zu geben, die bereits vergessen oder schwer zugänglich war. Die Aufzeichnungen der Boston-Missionare DOANE und STURGES, die Wichtiges enthalten müssen, sind leider verschollen; wenigstens waren sie nicht erhältlich; ein Teil scheint in dem Büchlein ›Micronesia‹ der Missionarin BLISS verarbeitet zu sein. Desgleichen waren die Aufzeichnungen des Marineoffiziers Garnault von der ›Danaïde‹, die sich in Paris befinden sollen, nicht zu erhalten.

(Großen Dank schulde ich den Patres der Rheinisch-Westfälischen Kapuziner Mission in Ehrenbreitstein, zumal dem Herrn Pater Provinzial P. IGNATIUS dem Pater Vikar P. GEBHARD und P. FIDELIS, die mich in Ponape mit Rat und Tat unterstützten, wie Herrn P. KILIAN MÜLLER, der mir die Hauschronik der Kapuziner während der spanischen



Zeit zur Verfügung stellte, desgleichen die wichtigen auf Ponape bezüglichen Akten aus den spanischen Staatsarchiven in Manila. Die Ponape-Akten der deutschen Zeit machte mir dankenswerter Weise 1918 das Reichs-Kolonial-Amt zugänglich.) Dagegen scheiterten leider die Verhandlungen das 1922 niedergeschriebene Manuskript des 1928 in Kolberg verstorbenen ehemaligen Regierungsarztes Sanitätsrats MAX GIRSCHNER zum Abdruck zu bringen. GIRSCHNER war der beste Kenner der ethnischen Verhältnisse auf Ponape. Seine ärztliche Tätigkeit und die Hilfe der Witwe KUBARY'S (s. S. 343) sind die Gewähr dafür, daß es sich um ein ganz ausgezeichnetes Material handeln muß, dessen Veröffentlichung erst die Monographie Ponape zur vollendeten Monographie der Insel machen würde.

(Für die stoffliche Kultur konnte neben den Hamburger Sammlungen dank dem Entgegenkommen der Leiter der Besitz der völkerkundlichen Museen in Dresden, Frankfurt a. Main, Freiburg i. Breisgau, Karlsruhe, Köln, Leipzig und Lübeck berücksichtigt werden: nur die Berliner Sammlung macht eine Ausnahme, da während der Leitung der ozeanischen Abteilung durch Herrn Dr. A. EICHHORN die kleine Sammlung im Magazin weggeräumt und unzugänglich gemacht war; wie der jetzige Leiter, Herr Dr. H. NEVERMANN, mir mitteilt, enthält sie nichts, was nicht auch in den ihm bekannten Hamburger Sammlungen vorhanden wäre.)

Alles Wissenswerte wurde möglichst in der Eingeborenenensprache aufgezeichnet, einmal, um ein einigermaßen einwandfreies Material zu erhalten, dann um zugleich damit Dokumente für das Leben und Denken der Eingeborenen aus ihrem eigenen Munde beizubringen.

(Ein ganz besonderer Dank gebührt dem Vorstände der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft«, der die Mittel bereit stellte, das umfangreiche Material an Texten, Abbildungen und Karten veröffentlichen zu können. Dafür sei ihm an dieser Stelle aufrichtig und herzlich gedankt.)

Hamburg, am 6. Juli 1932.

Paul Hambruch.

# Allgemeiner Teil.

## I. Geschichte.

Die erste<sup>9</sup> Nachricht über die Insel. Nach einer erfolgreichen Entdeckerfahrt war am Mittwoch, dem 18. Oktober 1595 der spanische Admiral ALVARO DE MENDAÑA in der St. Cruz-Gruppe verstorben. Seine Gemahlin folgte ihm im Kommando, obschon sein Unterführer, der Erste Pilot PEDRO FERNANDEZ DE QUIRÓS die eigentliche Führung übernahm. Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, großes Sterben unter der Mannschaft und die üble Beschaffenheit der Schiffe drängten auf die Abreise von der Gruppe. Drei Schiffe, das Admiralsschiff *San Jerónimo*, die Fregatte *Santa Catalina* und die Galiote *San Felipe* waren ihm von den vier Schiffen der Flotte, die in die Südsee ausgereist waren, geblieben. Das vierte, das Flaggschiff *Santa Isabel* war in der Nacht zum 11. September auf der Höhe von Tinakala, nördlich der St. Cruz-Gruppe zuletzt gesehen worden. Bei dem schlechten Zustand des Schiffes mußte mit seinem Verlust gerechnet werden. Einigermaßen seetüchtig war allein der *San Jerónimo*. Der Vorschlag DE QUIRÓS', die Mannschaft der beiden übrigen ihm verbliebenen Fahrzeuge auf sein Admiralsschiff zu nehmen, wurde entrüstet abgewiesen. Weil jeder Tag kostbar war, lichtete man am 18. November in der *Graziosa*-Bucht die Anker, um die Heimfahrt anzutreten. Ein Suchen nach der *Santa Isabel*, die man günstigstenfalls bei *San Cristobal* vermutete, verlief erfolglos. So setzte DE QUIRÓS, um dem in der Nähe gelegenen, nur unerwünschten Aufenthalt bedingenden *Neu-Guinea* auszuweichen, den Kurs NW, der direkt nach den *Marianen* und weiter nach *Manila* führen sollte. Eine unsäglich mühevoll, beschwerliche Reise begann. (Es mangelte an Vorräten, an Wasser, Heilmitteln; täglich starben etliche von den Mannschaften, die übrigen waren mehr oder weniger krank; dazu kam die geringe Seetüchtigkeit der Galiote und der Fregatte, die halb vermorscht, mit gesprungenen Masten und verrottetem Tauwerk, nicht imstande waren, die Marschgeschwindigkeit einzuhalten. Als dazu schwerer Seegang eintrat, war das Schicksal der kleinen Flotte besiegelt.) Am 10. Dezember ver schwand die Galiote; man hörte von ihr nichts wieder. Am 17. Dezember kam die

<sup>9</sup>Der erste Europäer, der *Ponape* sichtete, sonst aber nichts über die Insel berichtet, ist vielleicht *Loaisa y de Saavedra* gewesen. »1528« Martes 14 de septiembre anduvimos treinta leguas la vuelta de Nordeste. Este dia fuimos sobre una isla que está en seis grados de la banda del Norte de la linea: pareció que el navío habia hurtado en longitud cien leguas al Este, porque esta isla está de Maluco setecientas leguas al Este tocando al Nordeste.« (D. M. F. de NAVARRETE: Coleccion de los viages y descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV. Tomo V. Expediciones al Maluco. Viages *Loaisa y de Saavedra*. Madrid 1837.)

Fregatte außer Sicht; die Mannschaft war an den Pumpen zusammengebrochen. Beistand konnte ihr nicht geleistet werden. Der San Jerónimo mußte seinen Weg allein fortsetzen; er hielt den alten Kurs ein. Strömungen versetzten ihn jedoch weit nach Osten, und gegen Abend des 23. Dezember 1595 sichtete er eine bislang unbekannte hohe Insel.

DE QUIRÓS berichtet darüber in seinem Tagebuch<sup>Ⓢ</sup>.

## Kap. 22. Wie sie eine nordwärts gelegene Insel sichteten und von der großen Gefahr, in welche das Schiff geriet.

(Mit von Osten und Nordosten wehendem Winde setzte das Schiff seinen NNW-Kurs fort, und sichtete am folgenden Sonnabend<sup>Ⓢ</sup> eine Insel, die man hochgemut ansteuerte, da man auf einen Hafen und Lebensmittel hoffte. Da es jedoch dem Ersten Piloten nicht ratsam erschien, nachts an das unbekannte Land heranzufahren, befahl er das Schiff zu wenden. Die Matrosen, an Arbeit gewöhnt, erklärten noch nicht so ermüdet zu sein und noch vorwärts zu können. Bei solcher EntschlieÙung wäre man bis zu einer bestimmten Landspitze gekommen. Da ließ der erste Pilot das Focksegel niederholen, legte das Steuer in Lee, und das Schiff drehte sich. Dies schien auf der Einwirkung eines Engels zu beruhen, denn wenn es nicht abgedreht hätte, wäre es, wie man sehen wird, verloren gewesen. Bis dahin, wo das Schiff sich befand, war das Wasser klar und ohne Brecher, aber weiter hin wußte man nicht worauf es stoßen konnte.)

Bei Morgengrauen befand sich das Schiff wieder dort, wo es am vergangenen Abend gewesen war. Ein Matrose wurde in den Mastkorb geschickt, wie es morgens und abends zu geschehen pflegte, und berichtete, daß im NW große Riffe lägen, deren Ende er nicht absehen konnte. Der Wind kam von NO, war schwach und fiel quer ein. Das Schiff hatte keine Mastsegel gesetzt, die es in Luv hielten; und die Wogen brachen sich an den Felsen. Das Schiff war ihnen so nahe geraten, daß ein Entkommen unmöglich und allen der Tod gewiß schien. Da tat jemand ein Gebet und im Herzen ein Gelübde zum heiligen Antonius von Padua; es gefiel dem Herrn, daß an diesem Tage, dem seiner heiligen Geburt, das Schiff der Gefahr entrann, in die es geraten war, und um drei Uhr nachmittags umsegelte es wie durch ein Wunder das Riff.)

Eingeborene kamen von der Insel in ihren Kanus heraus, welche unter Segel, andere ohne dieselben; es war ihnen unmöglich über das Riff zu kommen, deshalb sprangen sie hinauf und winkten uns mit den Händen. Gegen Nachmittag kam ein einziger Eingeborener um das Riff herum mit seinem kleinen Kanu heraus. Er befand sich auf der Luvseite und war weit entfernt; daher konnte man nicht unterscheiden, ob

<sup>Ⓢ</sup>ZARAGOZA I S. 154 156. — Die Übersetzung von SIR CLEMENTS MARKHAM in der The Hakluyt Society 2nd. Series-Nr. XIV ist ungenau. Sie läßt manche Sätze aus und gibt verkehrte Angaben für die Himmelsrichtungen und Wochentage.

<sup>Ⓢ</sup>am 23. Dezember 1595.

er einen Bart hatte, denn der Position nach war man nahe der Insel der »Barbudos.« Es schien ein wohlgebauter, nackter Mann zu sein; er hatte langes, aufgelöstes Haar; er zeigte nach der Richtung woher er gekommen war, und zerbrach etwas weißes mit den Händen, was er aß, und hob Kokosnüsse in die Höhe, die er trank. Er wurde gerufen, doch gefiel es ihm nicht zu kommen.

Es war Abend geworden, und daher stieg ein Matrose nach oben, um über das Meer zu schauen, und meldete etliche niedrige Inselchen<sup>①</sup> und viele Untiefen, zwischen die das Schiff, wie in einem Gehege, eingeschlossen war. Man konnte ein wenig verzagt sein, denn welchen Kurs man auch einschlug (denen die nichts davon verstanden), er schien Gefahr zu bringen. Das Schiff wurde auf den Kurs gebracht und steuerte nach NNW weiter.

Diese Insel liegt unter 6° nördlicher Breite. Sie ist fast rund und mißt 30 Meilen im Umfang. Sie ist nicht überaus hoch; sie besitzt viel Hochwald und an ihren Abhängen viele rosenfarbene Blumen und kultivierte Flächen<sup>②</sup>. Drei Meilen nach Westen befinden sich vier niedrige Inseln<sup>③</sup> und viele andere mit ihnen zusammen, und alle sind mit Riffen umgeben. Weiter nach Süden scheint das Wasser reiner zu sein.

Das Schiff setzte seinen Kurs nach NNW weiter fort und befand sich am 3. Januar 1596 zwischen Guam und Saipan.«

Manche Ansichten gingen ehemals dahin, daß DE QUIRÓS in der hohen Insel Truk entdeckt hätte, das daher auch auf den Karten den Namen Quirosa bekam. Die Anschauung ist verkehrt. Selten ist in alten Reisebeschreibungen eine so genaue Schilderung der Ansteuerung einer Insel zu finden wie sie DE QUIRÓS gegeben hat. Sie paßt allein auf Ponape. Gesichtet wurden von ihm zuerst die Landschaften Kiti und Palañ. Palañ-Eingeborene haben ihn von weitem begrüßt. Aus der Einfahrt von Palañ ist das erste Kanu nach dem fremden Schiffe ausgefahren. Es paßt völlig zu den wirklichen Verhältnissen, wenn die übrigen Eingeborenen nicht über das bei Ebbe weithin hoch und trocken liegende Riff zwischen Kiti-Hafen und Palañ-Einfahrt hinaus kamen. Die erwähnten Inselchen und vielen Untiefen im NNW Ponapes sind die Pakin-Inseln. Zwischen Ant, Pakin und der Hauptinsel ist das Meer besonders unrein; dieser Eindruck wird noch verstärkt durch das weit nach NW ausladende Riff und die nach dem Freikommen von der Landschaft Palikir sichtbar werdenden hohen und niederen Inseln an der Nordseite von Ponape. Die Anfahrt von Truk wäre von DE QUIRÓS ganz anders beschrieben worden. Selbst wenn er nur Tol angesteuert hätte, wären auch die anderen hohen Inseln wie Fefin, Toloas, Vela usw. unbedingt von ihm gesichtet worden, die sich charakteristisch aus der weiten Lagune herausheben und von keinem Standpunkte aus sich als eine geschlossene hohe Bergmasse darbieten; DE QUIRÓS spricht aber ausdrücklich davon, daß die Insel »fast

① Ant-Inseln

② tatsächlich sind es die Kulturland vortäuschenden »Heide- und Grasflächen«.

③ Pakin-Gruppe.

rund<sup>c</sup> ist und 30 Meilen im Umfang<sup>c</sup> mißt. Diese Schätzung ist etwas zu hoch gegriffen. Auch ist eine Annäherung an Tol, das allein in Betracht käme, nicht von der See-  
seite in dem Maße möglich, um eine so in Einzelheiten genaue Beschreibung von der  
Vegetation zu geben, wie es DE QUIRÓS tut; dies ist nur bei Ponape möglich.  
Schließlich fehlen die von ihm im Westen der Insel erwähnten Inselchen und Untiefen  
bei Truk und finden sich allein bei Ponape.

Nun zeigt der Text 198, daß Europäer, deren Beschreibung auf die Spanier durch-  
aus paßt, auf Ponape gelandet sind. In Kiti hat sich die Erinnerung daran bis heute  
wachgehalten. Noch heute weiß man sich darauf zu besinnen, daß ein fremdes Schiff  
bei Näläp, an der Einfahrt zum Hafen von Roi-en-Kiti, ankerte. Die Eingeborenen  
hielten sie für Götter und brachten ihnen Kawa zum Opfer dar. Als etliche der Mann-  
schaft aber landeten, muß ihnen ihre menschliche Natur doch zum Bewußtsein gekommen  
sein. Denn der weihevollen Begrüßung folgte bald eine feindliche. Unmittelbar an der  
Mündung des Kiti-Flusses hinter der Barre sind die Fremdlinge an's Land gestiegen.  
Šakaŕ en iäp, die Landungsstelle der Fremden, heißt der Ort, auf dem sich jetzt  
der Nan péi'sche Laden befindet, noch heute. Sie waren in Eisen gekleidet und hatten  
einen Mann im schwarzen Gewande mit einem Kruzifix bei sich. Infolge eines Miß-  
verständnisses kam es zum Kampfe, in dem viele Ponapeleute blieben; die Fremden  
blieben wegen ihrer »festen Häute« unverwundbar, doch gelang es schließlich auch  
sie zu überwältigen, indem man sie durch die Visieröffnungen in die Augen speerte.  
Spanische Silbermünzen, ein Cruzifix wurden später in Nan Täuäš in Matölenim ge-  
funden, desgleichen ein silberner Zirkel in Kiti (vgl. unten Bericht von GULICK). Die  
Dinge, welche Aufschlüsse geben könnten, sind verschleppt worden; ihr Aufenthalts-  
ort ist heute unbekannt. Das gilt auch von der Kanone, die vor der Landung der  
Fremden an Land gebracht wurde und von der die Eingeborenen erzählen:

Die Erzählung von der Ankunft fremder Menschen in Ponape. *Kōžōi pēn mēn uai ār Kōtōn Pōn'pēi.*  
(198)

Einst vor langer Zeit erschien ein Schiff  
vor Ponape und ankerte außerhalb von  
Näläp. Die Ponapeleute sahen es sich an.  
Sie bekamen dabei Angst und sagten, daß  
es ein Schiff der Geister wäre; und daß  
das Schiff von weither käme. Als nun das  
Schiff Schüsse abgab, da kam ein Hapt-  
ling, der den Stamm von Kiti verwaltete  
und den Titel Šau en Kiti hatte, her-  
bei; er blieb in Öre und schaute nach dem  
Schiffe hin, und schließlich begab er sich  
auf das Schiff. Dort war man sehr freund-  
lich zu ihm. Und die ganze Schiffsmann-

*Tēna šōp' 'pōt, me puarōtōn Pōn'pēi  
kalanāio āp' kōto pēigi likēn Nälāp. Ari  
tēna mēn Pōn'pēi āp' kin kilān. Ari  
re āp' māšak, irāil kēn inta, me uār en  
āni; o tēna šōp' o kōšan iāp. Ari tēna šōp'  
o āp' kašikaštk, ari mōntšāp' 'mēn, amēn  
kāun en uci en Kiti, me mārēneki Šau  
en Kiti, āpkōto, mi Öre āp' kilān lān  
šōp' o; i ari koičilaŕya. Tēna āp' kōla karatā  
pōn šōp' ō. Ari irāil me gatēkōn kāualāp'.  
Ari tēna tōn šōp' o re mi nān likāu māšā.  
Ari tēna āq' āle kāsiko āp' kapēikata āp'  
lūšildōn ōn Nälāp'. I ari tāululōn ōn nān*

schaft war in Eisenkleidern. Er nahm sich eine Kanone, packte sie auf die Schulter und sprang damit nach Nālă p hinüber. Er ging weiter zum festen Lande und begab sich nach Tšăp ue takâi und legte sie dort nieder. Auf diesem Platze blieb die Kanone bis zur Zeit vor den Pocken.

Damals kam wieder ein Schiff<sup>Ⓞ</sup> nach Ponape und fuhr in die Passage Pān tiéi en Ū. Nun begab sich einer der Fremden, die sich in Kíti aufhielten, namens Kākū<sup>Ⓞ</sup>, ein Franzose, zum Schiff. Dort befragte man ihn über die Kanone. Er sagte ihnen, daß sie sich in Kíti befände. Da gingen sie mit ihm, um die Kanone zu holen und auf das Schiff zu bringen. So nahmen sie sie wieder von Ponape fort.

Das Schiff, welches die Kanone abholte, war das englische Kriegsschiff H. M. S. Larne. Unter seinem Kommandanten Blake besuchte es 1839 Kiti und entführte die Kanone nach Hongkong (vgl. Bericht von de Rosamel S. 114 ff.). 1911 danach angestellte Nachforschungen blieben erfolglos. Nach dem Kawastein zu urteilen, auf dem die Kanone in Tšăp ue takâi, dem alten Häuptlingssitz von Kiti, an heiliger Stätte gebettet war — er konnte mir noch 1910 gezeigt worden — kann es sich nur um ein kleines Geschütz in der Art von Böllerkanonen gehandelt haben.

Da nun DE QUIROS nicht auf der Insel gelandet ist, darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß die am 17. Dezember 1595 ihm aus Sicht gekommene lecke Fregatte Santa Catalina, nach Beibehaltung des ihr von DE QUIROS angegebenen Kurses doch noch Ponape erreicht hat. Um das Schiff seetüchtig zu machen, die Mannschaft neu zu verproviantieren, mag die Landung versucht sein, die dann den geschilderten traurigen Ausgang nahm. Das Schiff wird unter diesen Umständen die Insel wieder verlassen haben, um später doch seinen Untergang zu finden. Niemand hat je von der Fregatte wieder etwas gehört, auch sind auf keiner Insel später Funde gemacht worden, die Aufschluß über ihr Schicksal geben könnten.

### Die Zeit bis zur Entdeckung der Insel.

Ponape taucht damit in Vergessenheit unter. Die Auffindung durch Admiral LÜTKÉ ist als die eigentliche Entdeckung der Insel auszusprechen. Nicht, daß sie etwa schon früher mit Europäern oder vorüberfahrenden Schiffen bekannt geworden wäre.

Ⓞ H. M. S. »Larne«.

Ⓞ Corgat.

*tšăp āp' kotālan Tšăp ue takâi, kitian ya. Ari tēna kašik o āp' mimi uāša lau mōn mpūtš o.*

*Ari tēna apōt šōp' āp' pil kotōn Pōn' péi āp' petolōn oī Pān tiéi en Ū. Ari tēna ol en uāi 'men, me kīn koušōn Kīti, me atanki Kākūt, tēna ol o mēn frēnš āp' kotāla nūn šōp' o. Ari re āp' kalelapāk re kašik o. Ari āp' kairekin irāil, me ā mimi Kīti. Ari re āp' iaŋoto āle kašik o uāuueān nūn šōp'. Ari re āp' purākīuēi-šan Pōn' péi.*

*(Nānāpaš en Kīti)*



O'CONNELL und GULICK (s. unten), der die Insel noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und teilweisen Unberührtheit kennen lernte (1852—1862), machen mehrere Angaben, die dafür sprechen, daß europäische und chinesische Fahrzeuge die Insel in Sicht bekommen haben, auch an ihr gestrandet sind. Mehrere Nachrichten sprechen von gesichteten Schiffen; denn man hielt sie für Inseln, die aus dem Meere empor tauchten und wieder verschwanden. Solche Erscheinungen waren sehr gefürchtet, und solange sie zu sehen waren, flohen die Leute vom Strande fort; und die Priester tranken Kawa, um die Vermittlung der Geister zu erbitten, bis die gefürchteten Gebilde verschwunden waren. Ein Gallionsbild in Matolenim erzählte von einer gestrandeten chinesischen Dschunke; und ein Häuptling von Kiti hatte von einem vorüberfahrenden Fahrzeug eine chinesische Schüssel und einen kupfernen Teetopf erhalten. Walfänger kreuzten seit Beginn des 19. Jahrhunderts in zunehmender Zahl in diesen Gewässern; und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß sie diese hohe, am Tage weithin sichtbare Insel, nicht gesichtet haben sollten. Nachrichten haben wir allerdings nicht davon erhalten. Den Beweis dafür aber, daß die Eingeborenen mit Europäern in Berührung gekommen sind, haben wir in dem Bericht des Matrosen JAMES O'CONNELL, der mit sechs Gefährten kurz vor LÜTKÉ auf der Insel strandete. Sein Buch *A residence of eleven years in New Holland and the Caroline Islands; being the adventures of JAMES O'CONNELL, edited from his verbal narrative by B. B. MUSSEY* Boston 1836 konnte trotz jahrelangen Suchens in keiner europäischen Bücherei gefunden werden, bis endlich im November 1926 der einzige überhaupt noch vorhandene Abzug in meine Hände gelangte<sup>①</sup>. (Das Buch hat ein sonderbares Schicksal gehabt. Vor hundert Jahren geschrieben, in einigen wenigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen genannt und in seinem Werte erkannt, ist es bis vor kurzem verschollen geblieben. Es enthält die Erinnerungen eines jungen irischen Matrosen, der Australien sah und 1826 nach Ponape, der damals noch unentdeckten Insel verschlagen wurde. Unbeschwert mit Vorurteilen oder Kenntnissen schildert er im zweiten Teile seines Buches (S. 101—239) ein Südseevolk, wie es sich den Weißen gab, die es zum ersten Male in sechs schiffbrüchigen Matrosen zu Gesicht bekam und in ihre Lebensgemeinschaft aufnahm. Darum ist das Büchlein so wertvoll. Gibt es doch Kunde von Sitten, Bräuchen, Vorstellungen, die 1910 längst der Vergangenheit angehörten. Daß er gründliche Arbeit machte, davon zeugen seine Sprachkenntnisse, die allerdings zunächst spärlich zu sein scheinen; sie sind es nicht, wenn man bedenkt, daß er drei Jahre nach seinem Entkommen von Ponape erst Gelegenheit hatte, seine Erlebnisse zu Papier gebracht zu sehen. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß O'CONNELL. Noch heute vermag man auf Grund seiner Darstellung seinen Spuren nachzugehen.

<sup>①</sup>Den Bemühungen meines Freundes Dr. Bruno Oettinger in New York verdanke ich die Beschaffung des Buches, das sich in der Library of Congress in Washington befindet, wo es im Juli 1904 eingegangen ist.

Die deutsche Ausgabe ist erschienen im Verlag August Scherl, Berlin 1929: *Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape von James F. O'CONNELL*. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von P. Hambruch. Mit einer Karte und 43 Abb. auf Tafeln.



Daß ihm gelegentlich in den Örtlichkeiten Irrtümer unterlaufen, wird man ihm nicht verübeln; hatte er doch keinerlei Gelegenheit und Mittel zu Aufzeichnungen. Daß das Buch bis auf den einen Abzug verschwand, mag seine Ursache darin haben, daß O'CONNELL in der Darstellung australischer Verhältnisse eine Reihe australischer Familien namentlich benennt, die zu Einfluß und Reichtum gekommen waren, deren Begründer jedoch frühere verschickte Schwerverbrecher gewesen waren, die ein Interesse daran hatten, das Buch verschwinden zu lassen.

Der auf Ponape bezügliche Teil wird im folgenden wiedergegeben und damit eine der wertvollsten Quellen für die Kenntnis der Karolinen erschlossen. Die Übersetzung hält sich eng an das Original; Zusätze sind in Klammern und in Kursivschrift gesetzt.

### 7. Kapitel.

O'CONNEL nimmt Dienste auf der Bark »John Bull« — Einschiffung von Missionaren für Kusae — Das Schiff strandet an einem Riff — Die Mannschaft verläßt das Schiff — O'CONNELL, fünf von der Mannschaft, die Frau und die Tochter des Missionars retten sich in ein Boot — Ihre Kameraden kommen außer Sicht — Leiden unter der Hitze und Kälte — Tod der Frauen — Nach drei Tagen sieht man Land — Ein Landungsplatz wird ausfindig gemacht — Vorsicht der Eingeborenen — Der Angriff — O'CONNEL und seine Gefährten leisten keinen Widerstand — Ihre Namen — Sie werden nach dem Kanu-Haus gebracht — Gastfreundliche Aufnahme seitens der Eingeborenen — Sie fürchten gefressen zu werden — O'CONNEL tanzt — Die Zuschauer sind entzückt Hundebraten — Kawa — Erscheinen der Häuptlinge — Die Fremden werden unter sie verteilt — JANE PORTER — auseinandegerissen und zu Decken verarbeitet — Der Regen läßt sie verschwinden — Ein Spiegelerweckt große Neugierde — Er wird zerbrochen, um der Geister auf der Rückseite habhaft zu werden.

Man schrieb wohl das Jahr 1826, da schiffte ich mich auf der Bark »John Bull«, einem Walfänger, ein, der von Capt. Barkus befehligt wurde. Wie es auf einem Walfänger zugeht, habe ich bereits erzählt, ich will mich nicht wiederholen. Als wir vier Monate von Sydney unterwegs waren, liefen wir die Bay of Islands in Neu Seeland an; Bischof Marsden war von Paramatta aus gerade auf einer Besuchsreise in Neu Seeland und brachte uns einen Missionar mit Frau und Tochter an Bord, die sich nach Kusae<sup>①</sup> in den Karolinen begeben sollten. Wir sollten zwischen den Inseln gen Japan kreuzen, da gerade um diese Zeit dies Meer von Walen zahlreich besucht wurde; acht Monate waren wir unterwegs und hatten unsere Fässer mit Öl gefüllt; nun versuchten wir Kusae anzulaufen, um unsere Passagiere auszuschießen. Gegen Abend war noch kein Land in Sicht gekommen, aber aus dem Besteck und dem Log war uns bekannt, das wir höchstens noch einen Tag von unserem Ziel entfernt sein konnten. Wir ließen uns vom Winde, den wir von der Seite bekamen, langsam treiben, als plötzlich um acht Uhr abends das Schiff auf ein untermeerisches Riff<sup>②</sup> lief, das auf den Karten nicht verzeichnet war. Capt. Barkus stand gerade, betrunken wie immer, auf dem Hühnerstall als das Schiff aufstieß. In Gegenwart des Schiffsführers konnten natürlich die Steuerleute sich nicht Machtvollkommenheiten aneignen, die ihn allein

<sup>①</sup> Am 22. August 1852 wurde hier der erste Missionar einer Sekte des American Board of Commissioners for Foreign Mission in Boston gelandet.

<sup>②</sup> Indiana-Riff, ssöstl v. Pingelap.

angehen. Da wir aber einen stumpfsinnigen Trunkenbold zum Führer hatten, so half jeder sich selbst so gut er konnte. Die Boote wurden herabgelassen; trotz der Eile, mit der wir das Schiff verlassen mußten, wurde unser Boot mit Lebensmitteln und Waffen versehen; außerdem konnten wir noch etwas Munition und einige Kleinigkeiten mitnehmen. In dem Boote, in dem wir vom Schiffe abstießen, befanden sich fünf Seeleute und die Frau des Missionars mit ihrer Tochter. Er selbst war im Boote des Kapitäns. In vier Booten brachte die ganze Mannschaft sich in Sicherheit. Fünf bis sechs Stunden blieben wir beieinander; als es zu dämmern begann war nur noch ein Boot in Sicht. Es war weit hinter uns, als wir es vom Kamm einer hohen Woge aus zum letzten Male sichteten. Wir befanden uns etwa  $15^{\circ}$  vom Äquator entfernt; aber selbst in diesen Breitengraden taten wir in der Nacht im offenen Boote kein Auge zu, hatten auch keine Lust etwas zu essen, denn die Seen brachen dauernd über unser Boot hinweg und uns froh über die Maßen. Wir waren matt, schwach, ausgepumpt; mit den Zähnen klapperten wir vor Kälte und waren ganz und gar mutlos. Die Leiden der Frauen ließen uns mehr um sie als um uns besorgt sein. Wir hatten ein Segel und ließen das Boot davor laufen, einmal, weil es die Fahrt beschleunigte, zum andern, weil wir ja garnicht wußten, wohin wir gelangen würden. Ich saß am Steuer und drückte die zitternde, schluchzende Tochter mit der Linken an mich, während zwei meiner Schiffsgefährten sich zum Schutz links und rechts neben sie hinsetzten. Die anderen Seeleute sorgten in ähnlicher Weise für die Mutter. Wir wollten ihnen mit unseren Kleidungsstücken aushelfen, aber sie wollten durchaus nicht darauf eingehen. Oh, war das eine furchtbare Nacht! Die Frauen hatten viel mehr auszuhalten als wir, einmal sind sie von Natur aus viel schwächer, zum andern litten sie heftige Schmerzen durch die Hautabschürfungen, die sie sich beim Herablassen der Boote an den Davits zugezogen hatten und in die nun Salzwasser eingedrungen war. Trotz dieser Leiden ertrugen sie diese im Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe, die sie als Missionare zu erfüllen hatten. Ihre Tapferkeit hätte etliche ihrer Unglücksgefährten beschämen können. Wählte jemals jemand die Religion als Beruf, so geschah es in dieser Familie. Bereits vor unserem Unfall hatten sie in sanfter, unaufdringlicher Weise den rohen Seeleuten die Wahrheit der Religion beizubringen versucht, und hatten sie zum wenigsten überzeugt, daß es ihnen mit ihrer Aufgabe ernst war. Hier im Boote bekamen wir noch bessere Beweise. Sie beteten häufig und inbrünstig, und niemand machte sich darüber lustig.

Glühende Hitze löste die Kälte der Nacht ab; der Wind legte sich, schlief ein und um Mittag war es windstill geworden. Wir starben schier vor Mattigkeit und Müdigkeit, war die See doch selbst mit ihrer sanften Dünung wie tot, nichts bewegte die spiegelglatte Oberfläche. Gegen Abend kam die Brise wieder; nachts war es recht naßkalt; Hitze und Windstille lösten sie am andern Tage ab. Zwei Tage und drei Nächte hatten wir das ertragen, da starb am dritten Tage morgens um 10 Uhr die Tochter. Etliche Stunden zuvor war sie **bereits** bewußtlos; in ihren Delirien redete sie von ihrem

Vater, der Heimat, der Insel, wo sie ihr Gnadenwerk ausüben wollten; das Bewußtsein der Mutter war bereits so getrübt, daß sie den Tod ihres Kindes kaum erfaßte. Sie schien knapp zu begreifen, als wir ihr ihn mitteilten. Soweit die Umstände es gestatteten gaben wir ihr ein christliches Begräbnis und vertrauten sie dem Meere an. Zuerst wollten wir die Leiche in unser Segel einschlagen; doch der klügere Teil der Mannschaft verhinderte es. Wozu auch die Zukunft der Lebenden einer bloßen Form wegen auf's Spiel setzen! Die Mutter war so schwach, daß sie kaum einige Worte äußerte; sie folgte nach einigen Stunden ihrer Tochter in den Tod. Auch sie bestatteten wir im Meere.

Am andern Morgen sighteten wir Land. Drei Tage und vier Nächte waren wir im Boote gewesen; und doch, so sehr wir uns freuten, endlich vor Land zu sein, zunächst nützte es uns nichts; es war von einem Korallenriff umzogen, in dem wir, es war bereits Nachmittag, keine Einfahrt entdecken konnten. Schließlich machten wir einen Einlaß<sup>o</sup> Paus und fuhren nun in ein ruhiges Becken hinein, in dem hunderte von Kanus vom Strande abstießen und auf uns zuhielten. Sie näherten sich uns auf ganz kurzen Abstand; plötzlich fuhren sie wieder zurück und überschütteten uns mit einer Salve von Steinen, Pfeilen und anderen Wurfgeschossen. Wir warfen uns zu Boden; als sie sich überzeugt hatten, daß wir keinen Widerstand leisteten, wurden sie kühner; sie stürzten über unser Boot her und schleppten es an den Strand. Kaum waren wir gelandet, zogen sie uns die Kleider aus und holten alles aus den Booten; Speckmesser, ~~Eernrohre~~, Gewehre usw. Das Boot wurde auf den Strand gezogen und unsere ganze Gesellschaft, sechs Mann hoch, nach dem Kanuhaus geführt. Da ich hoffe, daß diese Veröffentlichung auch den Freunden meiner Kameraden zu Gesicht kommt, will ich ihre Namen nennen, auch erzählen wo sie geboren waren, soweit ich mich daran zu erinnern vermag: George Keenan war ein Ire aus Dublin; John Johnson ein Engländer; Edward Bradford stammte aus Bristol, John Thompson aus Liverpool und John Williams aus London. Wegen der Geburtsorte der beiden letzten bin ich mir nicht ganz sicher.

Wir saßen mitten im Kanuhaus auf Matten; Yams, Brotfrucht, Planten, Bananen, Fische, irgendwelches Fleisch, das wir zuerst nicht bestimmen konnten, wurde uns vorgesetzt. Das Haus war gestopft voll mit Eingeborenen; die Männer hatten sich wie Türken mit untergeschlagenen Beinen hingesetzt, die Frauen hockten auf den Hacken. Eine lebhaft<sup>o</sup> Unterhaltung setzte ein, einer redete mit dem andern und gestikulierte dabei sehr lebhaft. Wenn die Eingeborenen recht zufrieden sind, dann schnalzen sie; diesen Laut hörte man recht häufig; aber bei dieser Gelegenheit vermochten wir ihn noch nicht zu deuten. Zu zweien und zu dreien stiegen sie zu uns herunter und gingen tief gebückt an uns vorüber. Männer und Frauen belegten uns in liebenswürdigster Weise mit Beschlag, und schnalzten häufig vor Erstaunen, wenn sie unsere blauen Adern durch die Haut schimmern sahen, zumal an den Körperteilen,

<sup>o</sup>Anscheinend sind die Schiffbrüchigen auf der Nordostseite von Ponape angetrieben, durch die Maut-Einfahrt in die Lagune, wo die Eingeborenen sie bei Maut in Empfang nahmen. Die Fahrt von Maut nach Not dauert bei Gegenwind etwa drei Stunden, bei Mitwind etwa drei Viertelstunden.

die der Sonne wenig ausgesetzt, deswegen nicht so stark gebräunt waren. Meine Gefährten hielten die Eingeborenen für Menschenfresser, und meinten, sie wollten uns betasten, ob wir bereits für ihre Küche schmorfähig wären, eine fürchterliche Vermutung, die dadurch bestärkt wurde, daß zwei oder drei große Holzstöße in Brand gesetzt und mit kleinen Steinen bedeckt wurden. Die Angst wurde so groß, daß sie sich bereits verloren glaubten; da ich schon Sitten und Gewohnheiten anderer Insulaner kennen gelernt hatte, und die Leute sich recht vergnügt gebärdeten, nahm ich an, daß sie uns kein Leid zufügen wollten.

Es muß wohl doch das Gefühl einer hilflosen Verzweiflung gewesen sein, die mich bestimmte, einmal einen Tanz vor diesen wilden Zuschauern aufzuführen. Ich sprach darüber zu meinen Gefährten; die versuchten mir diese Absicht, die ihnen nahezu verbrecherisch vorkam, auszureden; angesichts eines furchtbaren Todes führe man sich nicht so auf. Nun die Aussicht war gewiß nicht schön; gerade deshalb war ich entschlossen, ihnen zum Trotz, mein Vorhaben auszuführen. Ich sprang auf die Beine und stellte mich bereit; man schnalzte vor Vergnügen; ein Eingeborener, der meine Absicht zu ahnen schien, breitete eine Matte vor mir aus. Ich stimmte ›Garry Owen‹ an und führte nun diesen prächtigen Tanz so gut auf, wie er mir selten gelungen ist; meine neuen Bekannten waren außerordentlich davon entzückt. Man spendete keinen lauten Beifall; aber eifrig schaute einer dem andern über die Schulter; allgemeines Schnalzen erfüllte das ganze Haus. Mein Tanz war noch nicht beendet, da wurde auch offenbar, weshalb man die Scheiterhaufen entzündet hatte; meine Kameraden atmeten erleichtert auf. Gewiß sollte gebraten werden, aber nicht wir, sondern einige Vierfüßler, die nachher als Hunde erkannt wurden. Noch andere Vorbereitungen wurden getroffen; man stampfte Kawa, röstete Fleisch usw. kurz, man bereitete ein Fest vor. Nach drei oder vier Stunden war alles fertig. Nach Beendigung meines Tanzes wurden wir voneinander getrennt; jeder von uns bildete den Mittelpunkt einer Eingeborenengesellschaft, die sich nicht genug tun konnte, uns zu bewundern und zu untersuchen. Man setzte uns Essen hin und gab uns Kawa. Die mochte ich nicht trinken; sie schmeckt nicht und wirkt betäubend.

Nun waren wir völlig beruhigt; die Eingeborenen benahmen sich so, wie es uns bei ihrer unverstellten Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft nur recht sein konnte. Nachts schliefen wir im Kanuhaus; jeder hatte ein Halbdutzend Bett-, oder richtiger gesagt Mattengenossen. Am andern Tage bekam jeder als erstes einen Schurz, der einen Teil der Eingeborenenbekleidung ausmacht. Drei, vier Tage lang wurde so ununterbrochen gefeiert; die Insulaner kamen aus allen Gegenden herbei, um sich die weißen Fremden anzuschauen. Etliche, die zu den sogenannten zivilisierten Menschen gehören wollen, mögen sich an diesen Menschen ein Beispiel nehmen, wie man mit schiffbrüchig gewordenen Matrosen umgeht.

Am vierten Tage nach unserer Landung erschien eine Kanuflotte, mit dem Ober- und anderen Häuptlingen. Wieder wurden wir genau untersucht und in Augenschein

genommen; ich hatte das Glück zusammen mit meinem Schiffskameraden George Keenan, vom Oberhäuptling ~~beschlagnahmt~~ zu werden. Meine übrigen vier Kameraden wurden ebenfalls annektiert; unser Eigentum und andere Sachen, die wir mitgebracht hatten, wurden ebenfalls geteilt. Ich mußte mich wundern, mit welcher Ruhe diese Wilden ihre Bestimmungen trafen. Am andern Morgen verließ mein neuer Freund, Herr, Eigentümer<sup>o</sup> — ich weiß nicht recht, als was er sich betrachtete — die Insel, auf der wir gelandet waren, und nahm mich und Keenan mit. Acht oder neun Stunden dauerte die Fahrt nach seiner Insel, wo unser wieder neue Festlichkeiten warteten, und wir die Löwen des Tages waren.

Als der Häuptling nach Hause kam, wurde ein großes Fest veranstaltet; ich führte den irischen Tanz auf, der bei unserer Landung so freudig begrüßt worden war. Ich glaube, meine Hacken haben eine ganz besondere Anziehungskraft auf den Häuptling gehabt, als er mich unter meinen Gefährten aussuchte. Am andern Tage gab er George und mir unsere Brustbeutel wieder, das einzige was wir aus dem Wrack gerettet hatten. In einem Beutel befanden sich zwei seltsame Bände von Jane Porter: »Die schottischen Häuptlinge« und ein kleiner Rasierspiegel. Diese Dinge erweckten besonders große Neugierde; deshalb will ich ihre Geschichte und ihr Ende hier erzählen.

Gott segne Miß Jane Porter!<sup>o</sup> Ich habe von dieser Dame eine so gute Meinung bekommen, daß sicherlich das Vergnügen, das sie an der Niederschrift der Geschichte der »Schottischen Häuptlinge« gehabt nur noch gesteigert wird, wenn sie erfährt, daß diese beiden Bände ihres Werkes die freundlichen Gefährten unserer Verbannung auf den Karolinen gewesen sind. Wir wurden mit den »Schottischen Häuptlingen« bald sehr vertraut und bekannt; ich kann nur gestehen, daß diese wackeren Krieger uns durchaus nicht gelangweilt haben, ganz im Gegenteil, viele Stunden verbrachten wir in ihrer Gesellschaft, sind sie doch die einzigen gewesen, mit denen wir uns unterhalten konnten, die uns die Gewißheit gaben, daß irgendwo noch eine Zivilisation vorhanden war. Ich wußte die beiden Bände nahezu auswendig; jedes Wort, jeden Satz begrüßten wir beim Lesen als einen guten Bekannten; jede Seite war uns vertraut wie einem Kutscher die Meilenzeiger. Die Eingeborenen beobachteten, wie wir an den Büchern hingen und nahmen Anteil daran: sie hielten den Druck für die englische Art zu tatauieren; Miß Porter wurde bei ihnen gefragt wie in einer Dorfbücherei. Ich sorgte dafür, daß mir die Bände nicht außer Sichtweite kamen; die Eingeborenen durften sie nur in meiner Gegenwart besehen und bewundern. Ein kleiner Cupido mit einer Rolle, auf der »Finis« geschrieben stand, wurde besonders gern von Frauen angeschaut: »jeree but a but maco ja-le-le!«, ein niedlicher kleiner Bengel.

<sup>o</sup> »Aboundel« ist der Keroun en Not. Seine Stellung wird von O'CONNELL arg überschätzt, ihm sind noch andere Titel übergeordnet. Er wohnt auf dem Festland in der Landschaft Not, gegenüber den Inseln Laña und Paräm.

<sup>o</sup> Jane Porter's Roman »The Scottish Chiefs« behandelt die Jahre 1296—1305; die Hauptfigur ist der schottische Freiheitsheld William Wallace (1276—1305).

(*šëri pötapöt me kajëlël! Kind weiß das schön*). In einem der Bände war als Titelbild — das Portrait irgendeiner **Dame**, auch dieses fand allergrößten Beifall. Aber an einem unglücklichen Tage — ich hatte die Bände wohl zwei Jahre bei mir gehabt — ließ ich sie unachtsam offen liegen, während ich einen Ausflug machte. Als ich heimkam, waren die Seiten herausgerissen und zu Matten verarbeitet worden, mit denen ein Halbdutzend Frauen stolz wie Pfauen herumstolzierten; einmal galten sie als Kleid, als »Lagow« (*likau Schurz*), zum andern als **wundervolle** Tatauierung. Die Trägerinnen schienen sich als Verwandte der ~~schottischen~~ Häuptlinge zu fühlen, weil sie die »Tatauierungen« der Weißen trugen. Klagen und Jammern hatte keinen Zweck; ich tat es auch nicht, sondern vergnügte mich an der Selbstzufriedenheit, mit der meine gelben, schönen Freundinnen in ihren neuen likaus einhergingen. Ihre Freude schlug aber bald in das Gegenteil um, und nun durfte ich mich freuen. So nahe am Äquator, regnet es auf den Karolinen häufig und tüchtig. Die mit Jane Porter bedeckten Schönen wurden von einem Wolkenbruch überrascht, der ihnen die neuen Kleider vom Leibe wusch. Sie waren darob sehr bekümmert, und beklagten sich, daß die Tatauierung des weißen Mannes nichts taue, denn sie hielt ja nichts aus. Daß die Tatauierung der Eingeborenen **echter** ist, dafür bin ich selbst ein Beweis.

Der Rasierspiegel lebte nicht so lange. Während ich **ihn besaß**, durften nur vornehme Augen ihn betrachten, einen Gemeinen ließ ich nicht hineinschauen. Ich nahm ihn auf Besuchen zu den Häuptlingen mit, und die Ausrufe der Bevorzugten, die einmal in diesen Zauberspiegel hineinsehen durften, waren lustig genug. So viele nur auf einmal einander über die Schulter hineinsehen konnten, taten es, ihre Mienen verzogen sie zu den seltsamsten Gebärden, um dann vor Lust zu schnalzen. Sie glaubten, daß die Wiedergabe ihrer Gesichter durch animan, (Geister, (*ani mën*)) verursacht wurde, die hinter dem Spiegel saßen; man war daher auch etwas ~~besorgten~~ und scheu. Trotzdem hinderte diese ~~Sachen~~ sie nicht, eines Tages, als ich fort war, den Rahmen des Spiegels zu zerbrechen und das Quecksilber abzuschaben, um das ~~Versteck~~ der Geister zu entdecken und sie aufzustöbern.

## 8. Kapitel.

O'CONNELL und KEENAN werden in ein Kanu gesetzt — Sie werden in eine unbewohnte Hütte gebracht — Unbequemes Rätselraten — Es kommen Leute eines eindeutigen Zweckes wegen — Erste Bekanntschaft mit Tatauierwerkzeugen — Die Ausführung — KEENAN brüllt — Unkommentmäßiges Fluchen — Verwendung von Öl und Holzkohle — Essen — Nach Tisch Fortsetzung der Tatauierungen — Bemerkungen über Maten und Matratzen — Besinnliche Gedanken über ihre Haltbarkeit — Die Tatauiermeister kehren am andern Morgen wieder — Unnütze Verhandlungen seitens O'CONNELL's, erfolgreichere von KEENAN — Ausziehen der Haare — Die Heilung währt einen Monat — Flöte und Geige — Über Dichter und Dichtkunst — Heimkehr — Weitere Eindrücke — Musik und Tanz — Schmausereien — Entdeckung am Ende des zweiten Tages — O'CONNELL's Schwiegervater — Die Reize seiner Frau — Ihr Leibgedinge — Ihre Fähigkeiten zu unterrichten — Die Scherze ihres Vaters — Ausflüge — Musik und Tanz.

Drei Tage waren wir in unserer neuen Behausung gewesen, da zeigten uns etliche Eingeborene ihre tatauierten Arme und Beine, und machten uns Zeichen, die wir zu-

erst nicht so recht verstanden, deren Bedeutung uns nachmals aber um so schmerzhafter verständlich gemacht wurde. Am vierten oder fünften Tage wurden GEORGE KEENAN und ich mit sechs Eingeborenen in ein Kanu gebracht. Sie paddelten ein kurzes Stück am Strande entlang und bogen dann in einen breiten, sich allerdings schnell verengernden Fluß<sup>o</sup> ein, der bald so schmal wurde, daß zwei Kanus darin nicht aneinander vorbei konnten. Er war vollständig eingedeckt von den überhängenden Zweigen der Bäume; so romantisch die Szenerie auch war, so gut sie uns auch gefallen hätte, wir tappten doch völlig im Dunkeln, weshalb man mit uns diese Reise unternahm. Schließlich langten wir bei einer Hütte am Ufer des Flusses an, stiegen aus und wurden in die Hütte geführt; unsere Begleiter blieben draußen. Niemand nahm uns in Empfang; etwa eine halbe Stunde lang vertrieben GEORGE und ich uns die Zeit mit Raten, was man wohl eigentlich mit uns machen würde. Das Aussehen der Hütte ließ nicht auf den Zweck schließen, zu dem sie errichtet war; gewiß war es kein Wohnhaus, andererseits sah es in dem baufälligen Zustand auch nicht nach einem Gefängnis aus. Unsere Überlegungen fanden ein natürliches Ende als fünf oder sechs Frauen erschienen, die Geräte mitbrachten, deren Zweck wir sogleich kennen lernen sollten. GEORGE mußte sich in die eine Ecke der Hütte setzen, ich kam in die andere; die eine Hälfte der Frauen hockte bei mir, die andere bei meinem Kameraden. Eine Frau holte eine Kalebasse mit einer schwärzlichen Flüssigkeit hervor; eine andere nahm meine rechte Hand und straffte die Haut über den Muskeln. Nun wurde ein Bambusstöckchen in die Flüssigkeit getaucht und eine gerade Linie gezogen. Dann holte die dritte Schöne ein schmales Stück Holz hervor, das an einem Ende mit Dornen besetzt war. Die tauchte sie in die schwärzliche Flüssigkeit ein, dann wurden die Stacheln auf die Zeichnungen meiner Hand gesetzt, und mit einem plötzlichen Schlag wurden mir die Stacheln ins Fleisch getrieben. Man muß stillhalten, wenn es dem Teufel so gefällt; ich nahm alle Kraft zusammen, biß die Zähne aufeinander und benahm mich wie ein Märtyrer. Zwischen zwei Schlägen tauchte die Schöne jedesmal die Stacheln in die Tinte.

Ich hatte bei dieser vergnüglichen Unterhaltung genug mit mir selber zu tun, um nach meinem Kameraden zu schauen. GEORGE ließ jedoch bald von sich hören. Er fluchte und wetterte nach allen Regeln der Kunst; aber keine Spur Takt steckte darin. Pest, Tod und Teufel wünschte er auf seine Quälgeister herab, ein Erdbeben sollte die Insel versinken lassen, vierzig Boote mit Landungstruppen von Kriegsschiffen sollten ausgeschifft werden, um diesen wahnsinnig gewordenen Wilden Mores zu lehren, die einen von S. M. Untertanen so piesackten. Es half ihm garnichts, die Frauen amüsierten sich nur darüber. Die Künstlerinnen unterbrachen die Arbeit, um ihn nachzuahmen; sie machten sich über das Zucken seiner Arme und seine Grimassen lustig. Noch lange Zeit später war er die Zielscheibe ihres Spottes; wollten die Ein-

---

<sup>o</sup>Der »Täu en šököla« zwischen Not und der »Kolonie«. Über Tatauierungszeremonien war, obschon die Sitte noch 1910 geübt wurde, nichts mehr in Erfahrung zu bringen.

geborenen ihn ärgern, dann spielten sie auf seine Tatauierungen an und schlossen damit: »Narlic- a-Nutt mucha purk« (*Nātk en Nōt me tsa purk*) Nalik von Not — das war sein Name — ist ein Feigling; »Jim Arōche ma coo mat« (*Jim Ariki me kāumāt*) Der Häuptling Jim ist tapfer.

Nachdem meine Freundin meine Hand eine Weile bearbeitet hatte, wischte sie diese mit einem Schwamme ab. Ich glaubte, sie wäre fertig; durchaus nicht! Sie nahm meine Hand hoch und blinzelte sie an wie ein Tischler ein Brett. Dann ging's wieder los; sie jagte die Stacheln an den Stellen, wo ihrer Ansicht nach die Zeichnung noch mangelhaft war, in die Hand hinein. Diese Verbesserungen waren sehr viel unangenehmer als die ersten Schläge. Nach einundeinerhalben Stunde war die Hand fertig; die Frauen verließen uns und nahmen ihre Geräte mit. Ehe sie weggingen, rieben sie die tatauierten Stellen mit Öl ein und bestreuten sie mit gepulverter Holzkohle. Das wurde so lange wiederholt, bis sich eine dicke Kruste aus Kohle und Öl gebildet hatte, die die Wunden völlig verdeckte. Die Heileigenschaften der Holzkohle sind genugsam bekannt. Der Leser hat vielleicht beobachtet wie sie Schlechtwerden von Fleisch verhütet; und eine tüchtige Hausfrau weiß mit ihrer Hilfe nicht mehr ganz einwandfreiem Fleisch wieder ein frisches Aussehen zu geben. Als die Frauen fort waren, schickte man uns etwas zu essen; wir lebten schon in dem Gedanken auf, daß unsere Strafzeit vorüber wäre. Am Nachmittag kamen aber die Grazien wieder; nun wurde der linke Arm in Arbeit genommen. Abends wurde uns bedeutet, daß wir auf den Matten schlafen sollten. Sie waren alles andere als Daunenmatratzen, doch mußten wir damit zufrieden sein; sie gehörten zum eisernen Bestande dieses Tatauierhospitals und hatten wohl mindestens zwei Generationen zum Ausstrecken ihrer müden Glieder gedient. Ich weigerte mich zunächst, diese Dinge zu berühren; ich war noch nicht recht an das Nacktgehen gewöhnt; so erlag ich schließlich der Versuchung, mich mittels der Matten vor dem Bambusfußboden zu schützen.

Am andern Morgen mochte meine Hand wohl den Umfang des Podagraverbandes vom Gil Blas erreicht haben; obschon mein Fleisch samt der Holzkohle schwerlich so schön aussah wie das aristokratische, schön geschwollene Podagraglied. Nach dem Frühstück erschien ein anderer Trupp Künstlerinnen. GEORGE tobte vor Wut, er brüllte und wehrte sich tüchtig gegen die Wiederholung; ich versuchte zu vermitteln. Schließlich wurde ihm seine Bitte gewährt; mein Widerstreben nützte mir nichts. Aus Gründen, die ich nicht begriff, wurde mir mit Gesten bedeutet, daß ich aushalten müßte — dagegen gab es keine Widerrede. GEORGE ließ man frei; doch machte man ihm eindeutig begreiflich, daß man seine Feigheit und Weichlichkeit verachtete. Er hätte es auch nicht aushalten können; sein Blut war schlecht; physische Schwäche steht bei diesen Wilden nicht hoch im Kurs.

Als der linke Arm fertig war, kam der rechte an die Reihe. Dieser Esel, der GEORGE, machte sich nicht allein darüber lustig, daß ich es aushalten mußte, er half sogar den Frauen, mir die Haut zu strammen, anstatt mich loszubitten!



Nun, ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren; acht Tage brauchte man, bis die verschiedenen Körperteile behandelt waren. Beine, Rücken, Gesäß wurden so gezeichnet; damit sie es konnten, mußte ich ausgestreckt auf einer Matte liegen bleiben. Die Haare wurden mir mit Muscheln ausgezupft — das ging so flink wie beim Gänserupfen. Häufig wollte ich lieber sterben, als diese verschönernde, doch immerhin reichlich schmerzhafteste Prozedur aushalten. GEORGE mußte bei mir bleiben, nicht nur während der acht Tage, während ich tatauiert wurde, sondern den ganzen Monat über, den ich hier zubringen mußte, damit meine Haut heilte. In dieser Zeit wurde ich fortwährend mit Öl und Holzkohle eingerieben, so daß meine Haut schließlich wie die eines Rhinozeroses aussah.

Das war ein langer, langweiliger Monat! Wir waren gerade nicht auf die Hütte beschränkt, aber Wanderungen wären für einen solchen Schmerzensmann wie mich recht unbehaglich gewesen; außerdem durften wir uns auch nicht sehr weit entfernen. Um die Zeit totzuschlagen machte sich GEORGE eine Rohrflöte<sup>①</sup>; mit dem Messer schnitzte er sich aus leichtem Holz eine recht brauchbare Geige und bespannte sie mit Bananenfäsern und Walsehnen aus dem Brustbeutel. Wären wir Poeten gewesen, wir hätten an die Träume dieser ehrenwerten Leute glauben, und uns an der ländlichen Zurückgezogenheit begeistern können. Denn romantisch war es nun einmal; ein herrliches Bächlein rauschte an unserer Tür vorüber, eine prächtige, recht abwechslungsreiche, bergige Landschaft umgab uns, die Musik lieferten Scharen quäkender Papageien. Landschaft und Gesichter unserer Gefangenewärter wurden uns aber über. Von den Tatauierkünstlerinnen haben wir nichts wiedergesehen, nachdem sie ihre Arbeit getan hatten. Alles wurde einem langweilig, war eintönig — tag ein, tagaus wechselten Sonne und Schatten, die Vögel sangen dieselben Lieder; nächtens heulten unentwegt die gleichen Hunde in der Ferne. Selten haben sich wohl Menschen so nach dem Ende einer Quarantäne geseht wie wir. Endlich kam es.

Wir freuten uns als ein bemanntes Kanu erschien, und uns nach dem Bootshause brachte. Ich kam aus dem Tatauierhospital als ein anderer Vogel mit ganz neuem Gefieder wieder, anders als ich es bezogen hatte; meine linke Hand, beide Arme, Beine, Hüften, Rücken und Gesäß waren tatauiert.<sup>②</sup> GEORGE hatte nur einige Streifen auf dem linken Arm bekommen, und selbst die waren nicht fertig geworden. Nach der Rückkehr wurde uns ein Fest gegeben; um ihm einen besonderen Glanz zu verleihen, setzte GEORGE die Eingeborenen mit Melodien auf seinen primitiven Instrumenten in Erstaunen; ich tanzte dazu.

<sup>①</sup>Diese Flöten sind durch KEENAN zuerst nach Ponape gebracht worden. Bekannt waren bis dahin allein ebenfalls aus Rohr gefertigte Nasenflöten.

<sup>②</sup>Die Tatauierung wird heute anders als zu O'CONNELL'S Zeiten vollzogen. Während früher eine Volltatauierung für beide Geschlechter üblich war, wird diese heute nur noch bei den Frauen vorgenommen, deren Arme, Beine, Gesäß, Hüften und Schamgegend tatauiert wird; bei Männern beschränkt sich die Tatauierung auf die Arme und Beine. Wesentlich ist hier der Brauch der Tatauierung als Symbol der Eheschließung.

Ich hatte geglaubt mit dem Tatauieren wäre es nun vorbei, aber kaum war ich drei Stunden wieder zuhause, als auf Geheiß des Häuptlings eine seiner Töchter sich anschickte, mich nochmals in Behandlung zu nehmen. Sie tatauierte mir einen Ring auf die rechte Brust, einen auf die linke Schulter und zwei um meinen rechten Arm. Es waren Nadelstiche im Vergleich zu den Prozeduren, die man an mir in der Tatauierungshütte vorgenommen hatte; darum erhob ich keinen Widerspruch. Das Fest dauerte einen ganzen Tag; mancher Hund bellte zum letzten Male; Kawa wurde in großen Mengen zerstampft und der Saft ausgewrungen; mein Kamerad war ob seiner Flöte, ich ob meiner Tanzkunst, bei den Eingeborenen hoch angeschrieben.

Bis in den frühen Morgen hinein wurde gesungen und getanzt. Nachdem die Leute wie üblich, morgens gebadet hatten, nahm der zweite Festtag seinen Anfang; Schmause- reien, Kawatrinken, Lustbarkeiten füllten ihn aus. Kanus mit Ober- und Unterhäuptlingen kamen ohne Unterlaß von den übrigen Inseln zu Besuch; jedesmal, wenn neue An- kömmlinge erschienen, wurden GEORGE und ich ihnen vorgeführt und dann eingehend untersucht. Bei unserer Landung waren die durch die weiße Haut schimmernden blauen Venen besonders bewundert worden. Ich ging auf diese Schaustellungen mehr ein als mein Kamerad; ich tanzte wie ein Verrückter, GEORGE begleitete mich mit seinen Instrumenten, und die Zuschauer schnalzten und wußten vor Begeisterung sich nicht zu lassen. GEORGES Musikvorführungen ersparten ihm manche Hänseleien, die er sonst wohl hätte ertragen müssen, weil er sich im Tatauierhaus wenig männlich benommen hatte. So ging auch der zweite Tag hin. Erst in der Nacht begann ich zu argwöhnen worauf alles hinauslief. Da erfuhr ich, daß die junge Dame, die mir die letzten Tatauierzeichen gespendet hatte, meine Frau war! Diese letzten Tatauie- rungen bildeten einen Teil der Hochzeitszeremonien. Am dritten Morgen führte mich meine Braut ins Bad; auch dieser Tag verlief wieder wie die beiden vorhergehenden mit Feiern und Tanzen; der dritte Tag bildete insofern den Höhepunkt, als er noch ausgelassener war als die beiden anderen. Trotzdem gab es keine Streitereien, keine Mißhelligkeiten, keinerlei Ärger und Unverträglichkeit. Die Kawa ist ein stark nar- kotisierendes Getränk; wenn man viel davon trinkt, fällt man in einen dumpfen, tiefen Schlaf.

GEORGE erhielt ebenfalls eine Frau; da er sich aber nicht hatte tatauieren lassen, bekam er keine Frau von Rang. Trotzdem wurde sie ihm eine tüchtige, brave Gattin.

Mein Schwiegervater war der Ahoundel-a-Nutt (*Keróun en Nöt*), der Oberhäupt- ling von Nöt, der mächtigste Häuptling der Inselgruppe, die von einem Riffe um- schlossen ist; auf den Karten steht sie als eine Insel, als Ascension<sup>①</sup>, verzeichnet; von den Eingeborenen aber wird sie Bonabee (*Pōnpéi*) genannt. Leider war er nicht be- reit, mir eine eigene Hofhaltung zu bewilligen, denn während der ganzen Zeit, meines Bleibens auf der Insel, hatte ich mit ihm unter einem Dache zu hausen. Er

<sup>①</sup> Evans und White, Walfänger, gaben der Insel 1832 den Namen. Die »Spy«, die O'CONNELL 1883 befreit, besitzt bereits eine Karte, auf welcher dieser Name verzeichnet ist.

gab mir seinen eigenen Namen, Ahoundel, meistens wurde ich aber Jem-aroche (*Jim ariki*) genannt. GEORGE KEENAN's Inselname war Narlic (*Nalik*).

Über meine Frau hatte ich mich nicht mehr zu beklagen wie die meisten Verheirateten in zivilisierten Ländern. Ja, ich darf wohl sagen, wäre mir meine Frau gestorben, ich wäre ganz gewiß damit nicht zufrieden gewesen, sondern hätte sie innig betrauert. Sie mochte etwa vierzehn Jahre alt sein; sie war mir zugetan, sauber, treu, und abgesehen davon, daß sie nur zu gern Hundebrot aß und daher etwas nach Hunden roch, war sie doch eine recht angenehme Gattin. Während meines Aufenthalts auf der Insel beschenkte sie mich mit zwei kleinen Halbwilden, einem kleinen Mädchen und einem Jungen, der einmal die Aussicht hat, seinem Großvater zu folgen.

Obschon er mein Schwiegervater war, bekam ich von ihm doch kein Eigenhaus; ich zählte zu seinem Haushalt — ich war der Kammerherr — denn trennende Wände gab es im Hause nicht; ich mußte neben ihm auf einer Matte schlafen; die Mitgift meiner Frau bestand in Kanus, Sklaven, persönlicher Habe und durchaus nicht unbeträchtlichem Grundbesitz. Sie übernahm außerdem eine ganz neue Aufgabe, von der sie zuvor gewiß keinerlei Ahnung gehabt hatte — sie wurde meine Sprachlehrerin.<sup>①</sup> Ich wurde ihr eifriger Schüler, meine Lehrerin hatte ein sehr kritisches Ohr; die geringsten Abweichungen von der Aussprache dienten ihr und anderen Anwesenden zur größten Erheiterung. Es dauerte lange, ehe ich von der Sprache soviel aufgenommen hatte, um zu wissen, auf welchen Besitz ich durch meine Frau Anrechte erhalten hatte; als ich das wußte kümmerte es mich wenig. Begehrlichkeit ist in den Karolinen ein ziemlich unbekannter Begriff.

Meine Frau begleitete mich auf meinen Ausflügen zu Lande und zu Wasser; immer war sie an meiner Seite und sah mich so verliebt an wie ein schwärmerischer Backfisch. Ihr Vater war der geborene Witzbold; er liebte es, uns in den Flitterwochen zu begleiten und dann solche Plätze aufzusuchen, wo ich dem Namen nach bereits bekannt war, wo man mich jedoch noch nicht gesehen hatte. Auf sein Geheiß hin mußte ich mit Gebrüll in ein Haus hineinstürmen und eine kriegerische Haltung einnehmen. Im selben Augenblick flohen dann die Insassen, zumeist Frauen, Hals über Kopf hinaus. Sahen sie dann draußen Ahoundel tüchtig lachen, legte sich die Furcht; Besuchern und Besuchten machte das einen Heidenspaß. Man stelle sich doch einmal vor, was amerikanische oder europäische Damen sagen würden, wenn unter ähnlichen Umständen plötzlich ein Albino bei ihnen erschien, dann kann man sich vorstellen welchen Schrecken die Eingeborenen zuerst bekamen.

Ausflüge ohne ihn liebte Ahoundel ganz und garnicht. Fragte ich ihn über die anderen Inseln aus, dann erzählte er mir, daß sie von Menschenfressern bewohnt

① Für ein europäisches Ohr bietet die Sprache einige Schwierigkeiten, da unsere Sprachen eine Reihe von Ponapelaute nicht besitzen und auch nur unvollkommen wiederzugeben vermögen. Das Wörtchen »joñ« kann heißen: 1.) joñ eine Mangrowenart; 2.) jōñ, versuchen, probieren; 3.) jōñajōñ, jājōñōñ, vergleichen, ähneln; 4.) jōñ, Art, Weise; joñ, šoñ, von, her.

2 Hambruch: Ponape.

wären, die mich unbedingt fressen würden, wenn ich mich von ihm entfernte. Wenn GEORGE und ich einen Ausflug machen wollten, dann liehen wir uns von einem Fischer ein Kanu, denn mein eigenes hätte ich unbemerkt nicht zu Wasser lassen können. Da wir uns vor dem Aufgefressen werden fürchteten, beschränkten sich unsere Ausflüge zuerst nur auf die Insel Nutt, auf der wir wohnten; wir fuhren um sie herum und paddelten die Flußläufe hinauf. Kamen wir in die Nähe einer Ansiedlung, dann holte GEORGE seine Flöte heraus; die schrillen Töne echoten aus den stillen Tälern und von den Bergen wieder. »Narlic! Narlic! Narlic! Narlic!« hörten wir dann die Eingeborenen rufen, die dann an das Ufer gelaufen kamen; »Narlic, cudjong! Narlic, cudjong!« (*Nalík, kās an! Nalík kās an*) Nalik, Flöte! Flöte!« Cudjong (*kās an*) hatten die Eingeborenen GEORGES' Flöte benannt. Die Ufer hatten sich bald mit Lauschern gefüllt; während ich das Kanu in Bewegung hielt, damit es nicht an die Ufer stieß, spielte GEORGE seine schönsten Lieder. Wir wurden stets an Land eingeladen, gewöhnlich folgten wir auch. Sobald ich aus dem Boote heraus kam, war ich an der Reihe; man bestürmte mich zu tanzen; selten schlug ich es ihnen ab, und führte ihnen zumeist einen lustigen Schottischen auf.

### 9. Kapitel

Kasten — Moonjobs (*Mōntšāp*) — Jerejohs (*Sērišo*) — Nigurts (*Litu*) Ehrerbietung vor Häuptlingen — Häuptlingsnachfolge — Die Inselnamen, Namen ihrer Häuptlinge — Verfassung der Jerejohs — Nigurts — Häuser — Art und Weise des Hausbaus — Prächtiges Äußere — Herdwärmen — Kanuhäuser — Güter — Beziehungen zwischen den Gutsbesitzern und ihren Pächtern — Macht der Unterhäuptlinge — Einkommen der Oberhäuptlinge — Werkzeuge — Seilerei — Matten und Rolljalousien — Weberei.

Auf den Karolinen gibt es ebenfalls jene beiden deutlich von einander verschiedenen Rassen<sup>①</sup>, die sich fast auf allen Inseln der Südsee finden: die olivenfarbene Rasse, die von den Geographen für Nachkommen von zu einer nicht bestimmbar Zeit ausgewanderten Malaien gehalten wird, und die Südsee-Neger, die vielleicht die Ureinwohner bilden. Die hellere Rasse auf der Insel Ponape ist in zwei Klassen geteilt: die Moonjobs (*Mōntšāp*), d. s. die Häuptlinge und deren Blutsverwandte, und die Jerejohs (*Sērišo*) oder Freien. Die Neger bilden eine Kaste für sich; sie heißen Nigurts (*Litu?*). Die Ähnlichkeit zwischen diesem Wort und den philippinischen Negro's ist seltsam.

Jerejohs und Moonjobs heiraten untereinander, aber selten oder nie Nigurts. Bei den Heiraten der Moonjobs und Jerejohs folgen die Kinder der Mutter. Die Kinder von Häuptlingen und Jerejoh-Müttern können Unterhäuptlinge werden, jedoch niemals den Rang von Oberhäuptlingen bekommen. Die Ehrerbietung vor den Häuptlingen ist ungemein groß; niemand, dessen Rang niedriger ist, darf sich ihnen in aufrechter

<sup>①</sup> Klar wird hier ausgesprochen, was heute Beobachtungen an den Eingeborenen nur wahrscheinlich machen. Diese Unterschiede sind jetzt verwischt. Zuweilen bekam man noch 1910 Vertreter der beiden Typen zu Gesicht, doch war da nicht immer der Vertreter der »hellen Rasse« ein mōntšāp, wie der Vertreter der »Südseeneger« durchaus nicht stets ein litu war.

Haltung nahen. In dem Hause, wo ein Häuptling anwesend ist, müssen alle Leute sich hinsetzen; müssen sie gehen, dürfen sie dies nur vornübergebeugt; der Körper steht dann zu den Beinen fast in einem rechten Winkel. Betritt jemand das Haus und weiß nichts von der Anwesenheit des Häuptlings, dann rufen alle auf einmal »Agai! Moondie! Aroche nanname! (*Ei! Mōnti! Arika nān im!*) — « »Heda! Setze dich! Der Häuptling ist im Hause!«.

Die Moonjobs bilden die nächste und weitere Verwandtschaft oder Familie der Häuptlinge; ihre Zahl beträgt auf die ganze Bevölkerung berechnet fünf auf hundert. Die Bezeichnung Moonjob wird auch auf den Himmel angewandt; und die Häuptlinge behaupten, daß zwischen ihnen und Sonne und Mond gewisse Beziehungen bestehen. Die Häuptlingsnachfolge ist sehr einfach geordnet; Irrtümer kommen darin nicht vor. Die Würde erbt nicht unmittelbar vom Vater auf den Sohn, sondern beim Tode des Oberhäuptlings folgt ihm der im Range nächsthöhere Häuptling — unter Umständen sein Bruder. Der so frei gewordene Platz wird von dem im Range nächsten Häuptling eingenommen; dem folgt wieder der nächste usw; so rückt jeder um eine Rangstufe auf, die letzte Rangstelle erhält der älteste Sohn des verstorbenen Häuptlings, falls seine Mutter eine Moonjob ist; sonst bekommt der älteste Sohn einer Moonjob-Mutter die Würde; hinterläßt der Häuptling keine Söhne im Moonjobrang, dann wird die Vakanz aus der Familie des neu gewählten Oberhäuptlings besetzt. Häufig kommt es vor, daß Häuptlinge sterben, die eine Stellung zwischen dem Oberhäuptling und dem letzten Häuptling einnehmen, dann rücken die Söhne des Oberhäuptlings noch vor ihres Vaters Tode in diese Ränge ein; bisweilen ist die Familie des Oberhäuptlings nicht stark genug, um die Vakanz auszufüllen; in solchen Fällen wird die Familie des nächst höheren Häuptlings mit herangezogen. Jeder Häuptling hat ein Gut, nach dessen Größe und Fruchtbarkeit sich sein Rang richtet.

Innerhalb des Riffes besteht die Gruppe aus über zwanzig bewohnten Inseln, deren Größe von  $\frac{1}{2}$ —20 Meilen im Umfang wechselt. Die größte Insel heißt Nutt, und das Haupt dieser primitiven Oligarchie setzt seinem Eigennamen stets das mit einer Partikel verbundene Nutt hinzu, also Ahoundel-a-Nutt. Weiter ist nichts nötig, um seinen Rang zu kennzeichnen, obgleich die allgemeine Bezeichnung Aroche-lap-lap (*Arika läp a läp*), hoher Häuptling, zuweilen auf ihn angewendet wird. Ich lasse hier nun die Aufzählung der Hauptinseln und der Namen ihrer Häuptlinge im Jahre 1833 folgen; hinter der Partikel erscheint der Inselname. Die ganze Gruppe heißt bei den Eingeborenen: Bonabee (*Pōnpēi*).

Ahoundel-a-Nutt  
Wajai-a-Matalaleme  
Namatha-a-Chaba  
Roun-a-Kitti  
Na-anaho-a-Palaga

*Keroun en Nöt*  
*Uasāi en Matōlenim*  
*Nān matau en Tepek*  
*Roi en Kiti (?)<sup>⓪</sup>, Keroun en Kiti*  
*Nandua en Palikr*

<sup>⓪</sup>(?) Roi en Kiti ist ein Gau in der Landschaft Kiti.

Wajai-a-Chocoich	<i>Uāšāi ʻen Sōkes</i>
Ahoundel-a-Param	<i>Kerōun ʻen Pārām</i>
Nanamoraki-a-Hoo	<i>Nanāmāriki ʻen U</i>
Lecunjoni-a-Jounaboo	<i>? en Tšōunepūn</i>
Tuccaree-a-Hand	<i>Tšōūtk ʻen Ant</i>
Ajongajangkee-a-Corrapin	?

Der Oberhäuptling nimmt zuweilen auch den Titel Ponape an, meistens führt er aber den Titel Nutt. Auf jeder Insel gibt es Unterhäuptlinge, die sich nach den Bezirken nennen, die sie eignen. Es ist schwer zu bestimmen wo der Titel ›Häuptling‹ eigentlich aufhört, denn jeder Gutsbesitzer nennt sich nach seinem Landstück; sämtliche niedrigen Moonjobs und die hervorragendsten Jerejohs werden mit dem allgemeinen Titel ›Aroche ticatic‹ (*Ariki tiketik*), kleine Häuptlinge, benannt. Vielleicht bedeutet roche (*ariki*) übersetzt soviel wie Freier oder Häuptling; aber dann gäbe es in der Sprache ja keine Bezeichnung für Häuptling.

Die nächste Klasse, die Jerejohs (*Sērīšo*), sind sämtlich Landeigentümer, doch rangieren sie nie vor den Unterhäuptlingen. Sie sind weniger vornehm und frei in ihrer Haltung; man sieht ihnen an, daß auch sie sich gelegentlich zu unterwerfen haben.

Die Nigurts (*Litu*) sind Sklaven. Sie gehören zu den Negern der Südsee; sie sind nicht gerade schwarz, aber doch viel dunkler als die übrigen, höheren Klassen. Das Haar ist nicht kurz und kraus, sondern lang und schlicht. Die Haut ist rau und ungemütlich anzufassen. Sie besorgen nicht nur das Fischen; fast alle Arbeiten auf den Inseln werden von ihnen verrichtet. Sie besitzen kein Land, sondern sind mit den Gütern der Moonjobs und Jerejohs verwachsen, deren Eigentum sie gewissermaßen sind. Sie sind die Schlächter der einzigen Art Vierfüßler, die hier getötet werden, der Hunde; außerdem sind sie Köche.

Die Häuser<sup>①</sup> der Ponape-Gruppe sind sehr einfach gebaut, jedoch nicht unansehnlich; sie erfüllen sämtliche Anforderungen, die an eine bequeme, gemütliche Unterkunft gestellt werden. Die Erbauung eines Hauses wird nicht etwa als niedere Arbeit betrachtet; sie ist eine ehrenvolle Aufgabe, bei welcher die künftigen Insassen durch ihre Freunde und Verwandten unterstützt werden. Zuerst wird als Fundament eine regelmäßige Steinmauer sauber aufgerichtet; sie ist etwa vier Fuß hoch, paßt sich aber den Unregelmäßigkeiten des Bodens an und ist oben flach. Das Innere wird mit kleinen Steinen ausgefüllt. Darauf legt man einen Fuß dicke vierkantige Balken. In diese Balken werden aufrecht mit ungefähr fünf Fuß Abstand vierkantige Balken eingesetzt, auf welchen die wagerechten Balken liegen, die ihrerseits die über-

<sup>①</sup>Schilderung eines Wohnhauses, *im*. Die Verzierungen des Hausinnern mit rot, schwarz, blau gefärbtem Kokosgarn sind verschwunden. Nur vereinzelt trifft man auf solche künstlerischen Garnwicklungen bei den Prunkbooten des Adels. Einzelne Eingeborene wußten sich noch dunkel auf diese Verzierungen zu besinnen, von denen sie mir allerdings 1910 kein deutliches Bild machen konnten.

stehenden Dachbalken tragen, Die Seitenwände zwischen Dach und Fundament sind gewöhnlich nur vier bis fünf Fuß hoch; das Dach ist sehr steil und wird in der Mitte auf hohen Pfeilern getragen es ist mit Kokosblättern gedeckt und ragt über die Seitenwände des Hauses ungefähr einen Fuß hinaus.

Die Pfeiler an den Wänden sind mit Kokosgarn bewickelt, der Raum zwischen den Pfeilern wird mit dünnem Bambus oder Rohr ausgefüllt, die durch Kokosgarn untereinander verbunden sind; das geschieht so reichlich, daß das Holz verdeckt wird. Das Garn hat verschiedene Farben, rot, schwarz, blau und wird so gewickelt, daß damit die verschiedensten Figuren auf den Wänden hervorgerufen werden; zusammen mit Troddeln und anderen Ornamenten macht das Haus einen angenehmen Eindruck. Der Fußboden besteht aus Bambus; er wird über die steinerne Plattform gebreitet und wird ebenfalls mit Kokosgarn bewickelt. In der Mitte des Fußbodens befindet sich ein quadratisches, vier bis fünf Fuß breites Loch für das Feuer, der Rauch sucht sich den Weg zwischen den Lücken im Dach oder durch die Wände. Die Zugänge ins Haus sind drei Fuß hoch und dienen als Türen und Fenster.

Die Wohnhäuser sind nach Aussehen und Größe verschieden; das richtet sich nach dem Range und dem Geschmack des Eigentümers. Sie werden für gewöhnlich im Schutze der Bäume und in der Nähe von Wasser erbaut. Der Bau eines Hauses ist ein Fest; es geht dabei zu wie auf einem Picknick; die Leute bringen nicht nur die Baumaterialien mit, sondern auch alles, was zu dem Feste gehört. Ein Haus wird meistens in ungefähr zehn Tagen erbaut. Junge Ehepaare bauen selten selbst; sie wohnen bei den Eltern der Frau oder des Mannes oder werden bei einem Häuptling einquartiert; Haushalten gehört nicht zu den Hauptpflichten einer jungen Frau.

Ist das Haus fertig, dann halten die Priester eine Weihe<sup>①</sup> ab; sie dauert drei bis vier Stunden. Die Freundschaft der künftigen Insassen, die Häuptlinge des Bezirks, andere gerade anwesende Häuptlinge, setzen sich nach dem Range geordnet im Hause hin, Frauen dürfen nicht zugegen sein. Kawa, Hundefleisch, Yams, Brotfrucht usw. werden für die Gäste aufgetragen, während die Priester eine Art Gesang anstimmen Beschwörungen oder Gebete. Einer singt eine Art Rezitativ, einförmig und eintönig; wenn er zu Ende ist, wird die Melodie von einem andern aufgenommen und fortgesetzt.

Wohnhäuser sind selten größer als 20×40 Fuß; die Nigurts sind zuweilen mit Hütten von 10×6 Fuß zufrieden oder noch weniger. Die Kanu-Häuser<sup>②</sup> dagegen, die auch zu Versammlungen, Schmausereien, Feiern usw. dienen, sind oft über 100 Fuß lang und 40—50 Fuß breit. Sie werden wie die Wohnhäuser gebaut; nur errichtet man sie unmittelbar auf dem Boden, zumeist gern in der Nähe oder unmittelbar am Strande; der Fußboden wird nicht mit Bambus bedeckt. An den Seiten werden bam-

<sup>①</sup> War 1910 unbekannt. Ebenso wurden die Kastenunterschiede bezüglich der Abmessungen der Wohnhäuser nicht mehr beachtet.

<sup>②</sup> Kanuhäuser, Versammlungshäuser, nās, sehen anders als die Wohnhäuser aus und bilden in ihrer Art einen besonderen Typ der Südsee.

busbelegte Galerien errichtet, die sich über dem Boden in der Höhe der Fundamentmauern erheben; an dem einen Ende des Hauses befindet sich eine Plattform, auf welcher bei festlichen Gelegenheiten die Häuptlinge und Moonjobs sitzen. Zwei bis drei Monate lang, während der heißesten Jahreszeit, schlägt der Häuptling mit seiner Familie und seinem Gefolge im Kanuhaus seine Hofhaltung auf. Auf dem Boden in der Mitte des Hauses werden die Kanus vollendet; bei festlichen Gelegenheiten brennen hier die Feuer, um die Hunde zu braten. An den Seiten des Hauses werden die fertigen und gerade nicht gebrauchten Kanus aufgehängt. An einem Ende besitzt das Kanuhaus einen breiten Eingang.

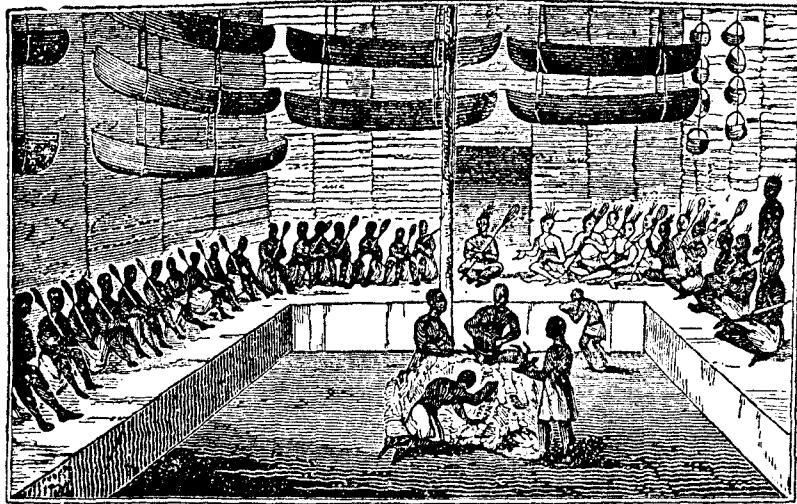


Abb. 1. Kanuhaus mit festlicher Versammlung in Erwartung des Hundebratens  
(Skizze von O'CONNELL).

Der Landbesitz vererbt sich von den Eltern auf den ältesten Sohn. Ihm gehört das väterliche Haus, das Kanuhaus und die Nigurts. Ein Großgrundbesitzer hat nahezu ein Dorf um sich herum. Den Mittelpunkt der Siedelung bildet das Wohnhaus des Besitzers; es steht stets am schönsten Platze und ist größer und prächtiger ornamentiert als die übrigen. Rund herum, kleiner in den Abmessungen, jedoch sehr sauber gebaut, liegen die Wohnungen der jüngeren Brüder, Verwandten und Hörigen, denen die Erlaubnis gegeben wird, sich auf seinem Besitz anzubauen einen Teil seines Landes zu bewirtschaften und auch die Brotfruchtbäume zu nutzen; jedoch gibt er niemals seine Besitzrechte an Grund und Boden auf. Der Grundbesitz geht niemals in eine andere Hand über; er wird nur vererbt; so wird der Unterschied zwischen den Kasten aufrecht erhalten. Diese Hörigen oder Pächter zahlen freiwillig eine Art Rente in der Form von Lieferungen von Früchten, Yams und Kawa. In einer größeren Entfernung davon liegen die Hütten der Nigurts, der Sklaven des Grundeigentümers, die den Boden für die hellen Menschen, ihre Herren bewirtschaften; sie müssen fischen, kochen, Kawa stampfen, kurz alle niedrigen Arbeiten verrichten. Doch gibt es auch etliche



Beschäftigungen, die als ehrenvoll gelten, als da sind die Herstellung von Kokosgarn, der Hausbau, der Bootbau, das Verzieren derselben; das ist Männerarbeit. Die Frauen weben Gürtel oder stellen Matten her.

Leute, die kein Land besitzen, dürfen Kanus als persönliches Eigentum haben. Über alles andere führt der Gutsherr Kontrolle; er besitzt eine Art patriarchalischer Macht über seine Pächter und Sklaven. Kleinere Vergehen darf er selbst bestrafen, größere meldet er dem Oberhaupt, dem gegenüber er selbst verantwortlich ist, dem er ebenfalls Abgaben bezahlt, allerdings nicht genau festgesetzte; Größe und Umfang stehen ganz in seinem Ermessen.

Der Oberhäuptling auf der Insel hat einen ähnlichen Anhang um sich, seine nächste Verwandtschaft, die Sklaven, dazu einen ausgedehnten Landbesitz. Alles ähnelt der Haushaltung eines Unterhäuptlings, nur sein Wohnhaus ist größer, er hat zahlreichere größere und besser verzierte Kanus; außerdem dient sein Kanuhaus den zahlreichen Versammlungen. Außer den Erträgen seines eigenen Landes, bezieht er laufend Abgaben von den Unterhäuptlingen seiner Insel; ist er Häuptling von Nutt und Oberhaupt der Gruppe, dann müssen auch die Häuptlinge der kleineren Inseln ihm Tribut bringen.

Das hauptsächlichste Handwerkszeug ist die Axt. Ihre Klinge besteht aus einem harten, weißen Stein,<sup>Ⓞ</sup> der am Strande gefunden, in die Form einer Klinge geschlagen wird, um dann auf Korallen geschliffen zu werden. Ein Eingeborener gebraucht nicht selten zwei bis drei Monate zur Herstellung einer Axt: er arbeitet allerdings mit Unterbrechungen daran bevor er sie am Stiel befestigt. Für den Stiel sucht er sich einen knieförmig gebogenen Baumast aus. Das eine Ende wird verkürzt; das andere bildet dann den eigentlichen Stiel. Der Rücken der Axtklinge lehnt sich auf den Winkel; Klinge und Holzstiel werden durch starke Bänder aus Rinde, Hanf oder Kokosgarn mit einander verbunden. Die Klinge wird am Stiel in der Weise befestigt, daß damit Schläge getan werden können wie mit einem Küperbeil; doch wird man auch sofort beobachten, daß tiefgehende Schläge nicht damit ausgeführt werden können. Bei kleineren Arbeiten verwendet man Muscheln; Korallenäste dienen als Raspeln und Feilen, Haihaut zum Glätten. Mit diesen einfachen Werkzeugen gehen sie sehr geschickt um und bringen damit Arbeiten zustande, die europäischen und amerikanischen Handwerkern zum Vorbild dienen könnten, die mit ihren besseren Werkzeugen so häufig Pfuscharbeiten liefern.

Für gewöhnliche Zwecke ersetzen Lianen den Bindfaden. Doch verfertigen sie sehr schönes Garn aus Hanf,<sup>Ⓞ</sup> den seidenartigen Fasern einer Pflanze, und aus den Hülsen der Kokosnüsse. Hanf und Kokosbast werden in Wasser eingeweicht, geklopft und getrocknet bevor sie verzwirrt werden. Sie müssen mit den Fingern gereinigt werden, und werden darauf auf dem Knie mit der Hand verzwirrt. Die Fasern der Pflanzen

<sup>Ⓞ</sup>Schloßstücke der Riesenmuschel *Tridacna gigas*.

<sup>Ⓞ</sup>Eine Abart der *Musa textilis*, die auf Ponape wild wächst. Es handelt sich nicht um eine Pflanze.

und Bananen sind sehr fein und weich; sie werden nur zur Herstellung der Schurze gebraucht. Sie werden dem Innern der Pflanzen entnommen, gewaschen und dann zu seidenähnlichen Zeugen verwebt.

Die Männer stellen das Garn her und gebrauchen es beim Haus- und Kanubau. Frauen flechten Matten für Segel, für Kleider und Schlafstätten. Die Segel werden sehr sauber aus aufgespaltenen Pandanusblättern geflochten; die Schurze, welche auf dem Körper getragen werden, stellt man aus den Kronwedeln der Kokospalme her; sie werden gebleicht und dann von den Frauen in Reihen aufgezogen. Die Schlafmatten bestehen aus Pandanusblättern. Die Kleidmatten, welche die Frauen tragen, werden aus der Rinde der Kokospalme<sup>①</sup> gemacht(?).

Zur Herstellung der Vorhänge und Gürtel verwenden die Frauen einen einfachen Webstuhl.<sup>②</sup> Die Kettfäden werden an einem Hauspfosten befestigt, das andere Ende an der Weberin, die sie auf diese Weise strafft. Ein Stab wird über und unter die miteinander abwechselnden Kettfäden gesteckt; er wird an den Enden hochgehoben und gestattet dann das Webeschiff hindurchzuführen. Mit demselben Stock bringt die Weberin den Faden an den richtigen Platz. Auf diese Weise werden die schmalen Gürtel hergestellt, die über der Kleidmatte getragen werden, ferner die prächtigen so schön verzierten Vorhänge<sup>③</sup> in den Häusern.

## 10. Kapitel.

Kanu-Bau — Wahl des Baumes — Vorbereitung desselben — Konstruktion des Auslegers — Plattform für Passagiere — Nigurts als Matrosen — Kanuverzierungen — Segel — Navigierung — Paddeln — Farbe — Instandhaltung der Staatskanus — Periodische Wiederkehr der Bauzeiten — Feste bei solchen Gelegenheiten — Prüfung der neuen Fahrzeuge — Fischerei — Wassertreten — Netze — Geschicklichkeit der Eingeborenen bei ihrem Gebrauch — Ehrerbietung vor Häuptlingen — Heilige Fische — Eingeborenensohistik — Aale — Eine festliche Mahlzeit — Entdeckung der Gräten durch die Eingeborenen — Fürchterliche Erregung — Ein kluger Beschluß und eine Anspielung auf die Maifische (*Clupea alosa*) im Taunton River.

Die erste Sorge beim Kanubau gilt der Wahl eines gerade gewachsenen schlanken Baumes. Dann greifen fünf oder sechs Leute den Baum mit Äxten an der Wurzel an und fällen ihn. Will man zwei kleine Kanus bauen, dann wird der Stamm geteilt; soll nur ein einziges hergestellt werden, dann richtet man ihn zu. Äste und Zweige werden abgeschlagen, darauf der Stamm ausgehöhlt, zunächst ganz roh; in erster Linie will man das Gewicht verringern. Lianen werden um den Stamm geschlungen, die Arbeiter erfassen sie und ziehen ihn dann zum nächsten Wasserlauf oder an den Strand; dann wird er nach dem Kanuhaus gebracht.

Die erste und schwere Arbeit, den Baum zu fällen und zu befördern, wird von den Nigurts geleistet. Im Kanuhaus beginnen nun geschicktere Leute zu arbeiten; Unterhäuptlinge, Moonjobs und Jerejohs, sind die Kanubauer. Zuerst wird die Außenseite

<sup>①</sup>Gemeint ist die Rinde des Brotfruchtbaumes.

<sup>②</sup>Die Weberei war 1910 ausgestorben. Benutzt wurde der Griffwebstuhl.

<sup>③</sup>Diese Vorhänge gab es 1910 nicht mehr.

bearbeitet, um dem Kanu eine gefällige Form zu geben; dann wird das Innere sorgfältig ausgehöhlt. Vier bis fünf Mann arbeiten etwa eine Woche an einem Kanu; nachdem es seine Form erhalten hat und die Unebenheiten beseitigt sind, wird es sorgfältig poliert. Dies geschieht mit Korallen; so viele wie möglich machen sich am Kanu zu schaffen und singen während der Arbeit. Ist die Politur fertig, dann wird mit einem Stückchen Kokoshülse drinnen und draußen rote Farbe aufgestrichen und das Kanu in die Sonne zum Trocknen gesetzt. Dann wird die Farbe mit einem Überzug von Kokosöl<sup>①</sup> versehen, das dem Ganzen zu einer Hochpolitur verhilft. Ist das Öl trocken, werden die Sitze und Ausleger angebracht. Die Sitzbretter sind alle sorgfältig mit Kokosgarn verziert. Der Ausleger besteht aus zwei Hölzern, die drei Fuß von der Seitenwand des Kanus abstehen und es selbst um drei Fuß in der Länge überragen; diese Ausmaße richten sich natürlich nach der Größe des Kanus. Am Ende dieser Hölzer ist ein langer Balken befestigt, der parallel zum Kanukörper verläuft und so lang wie dieser ist. Zwischen den Enden des Auslegers und dem Balken liegen Gitterstäbe, die so hoch sind wie das Kanu tief, damit die Ausleger so wagerecht wie möglich liegen. Über die Auslegerhölzer wird eine Plattform gelegt, mit Matten bedeckt und vor der Sonne durch einen Schirm geschützt; unter ihm sitzen oder liegen die Häuptlinge. Die Plattform erstreckt sich nicht auf den Kanukörper; daher sind die Passagiere den Leuten, die das Kanu zu paddeln haben, nicht im Wege. Unter gewöhnlichen Umständen bedienen Nigurts das Kanu; im Kriege aber dürfen Angehörige verschiedener Kasten nicht in einem Kanu sein. Die Plattform vermag ein halbes Dutzend Leute zu tragen; das richtet sich nach der Größe des Kanus; die Zahl der Matrosen beträgt dementsprechend, wenn diese Bezeichnung gebraucht werden darf, zwei bis acht. Kanus werden von fünf bis dreißig Fuß Länge gebaut. Die Kanus der Nigurts sind nicht so gut ausgeführt; deren Plattform vermag gerade noch einen Korb zu tragen; hier erfüllt sie ihre eigentliche Bestimmung das Auslegergeschirr zu verstärken. Alle Bindungen werden in der sorgfältigsten und bewundernswertesten Weise mit Kokosgarn hergestellt.

Das Kanu ist des Eingeborenen Stolz. Es wird ganz vorzüglich ausgeführt; Perlmutter<sup>②</sup> wird am Dollbord eingelegt und die Aufsätze — Bug und Heck sind einander bei diesen Fahrzeugen völlig gleich — mit sauberen Schnitzereien versehen. Die Staatskanus werden stets im Kanuhouse untergebracht, das nach der Wasserseite ist; die Kanus der Nigurts und einige Arbeitskanus sind stets im Wasser. Das Holz, aus dem diese Fahrzeuge gemacht werden, ist weiß und hart und wird von einem Baum geliefert, der keine Früchte trägt, und den die Eingeborenen kyup<sup>③</sup> nennen. Die Segel sind dreieckige, sogenannte lateinische Segel, die von den Frauen aus Pandanus-

① Firnis aus Galip-Nüssen.

② Perlmuttereinlagen wurden 1910 nicht mehr beobachtet. Diese Kunst wurde danach ausschließlich nur auf Palau geübt.

③ Kiup ist eine Lilien-Art.

blättern geflochten werden. Eine Segelstange und ein Mastbaum halten zwei Kanten, die dritte benötigt kein Versteifungstau; die Stärke des Materials macht es überflüssig. Um über Stag zu gehen braucht nur das Segel seine Stellung zu wechseln, daß der Bug zum Heck wird, wobei der Ausleger natürlich stets an der Luvseite liegen muß.

Die Paddeln werden aus demselben Holze wie die Kanus gemacht; auch in derselben Weise rot bemalt und poliert. Die Gebrauchspaddeln sind glatt und werden im Kanuhaus aufbewahrt; daneben hat jeder Mann aber auch eine oder mehrere Zierpaddeln, mit denen er bei feierlichen Gelegenheiten und Tänzen erscheint. Diese sind mit Schnitzerei verziert; sie werden niemals ins Wasser getaucht, sondern werden im Hause des Eigners aufbewahrt, solange er lebt, und dann mit ihm begraben. Die Plattform eines Häuptlingskanus ist weiß gestrichen; das geschieht mit Kalk, den man aus Korallen brennt. Er wird mit Kokosöl angerührt und gibt dann eine reine, weiße und sehr haltbare Farbe. Die gleiche Mischung ergibt auch ein ausgezeichnetes Dichtungsmittel für Risse am Boden des Kanus.

Da die Wasserstraßen innerhalb des Rifles sehr unrein sind, die Wasserstände häufig im Nu von tiefem Wasser zu flachem, wenige Zoll messendem wechseln, so haben die Kanus, trotz der vielen Arbeit, welche auf sie verwendet wird, nur eine kurze Lebensdauer und halten nur wenige Jahre aus, weil der Korallenboden sie durchscheuert. Die größten Kanus, die nur bei hohen Anlässen gebraucht werden, halten allerdings länger; sie gehen an Trockenfäule ein. Auch dann werden sie noch aufbewahrt<sup>①</sup> wie die Abzeichen der Königswürde bei den zivilisierten Völkern; nur ist es um diese Kanus besser bestellt, denn sämtliche Eingeborene haben vor ihnen eine große Ehrfurcht; sie zu Geld zu machen wäre hier einfach unmöglich. Im Hause in Nutt hingen bereits sagenhaft gewordene Kanus; es war nicht möglich, die Zeit zu bestimmen, wann sie gemacht worden waren. Die kleineren und noch brauchbaren, die jedoch für den Häuptling ausgedient haben, werden den Nigurts überlassen, die sie ihres Zierrats entkleiden, wie schließlich auch ein herrschaftliches Gespann in einer Lohgerberei endet.

Alle zwei Jahre wird es daher notwendig, Kanus zu bauen. Drei derartige Jubelfeiern<sup>②</sup> — denn Jubelfeste sind es tatsächlich — erlebte ich während meiner Anwesenheit auf Nutt. Nachdem sämtliche Unterhäuptlinge der Insel beim Oberhäuptling um Erlaubnis eingekommen waren, begab sich jeder im Kanuhaus seines Bezirks an die Arbeit. Als die Kanus fertig waren, wurden sämtliche neuen Kanus zum Oberhäuptling gebracht. Die Eingeborenen tummelten sie und machten die verschiedensten, geschicktesten Bewegungen mit ihnen, um die Tüchtigkeit der neuen Fahrzeuge zu

<sup>①</sup>Die Sitte, in den Versammlungshäusern die Boote aufzubewahren, wurde 1910 nur noch ganz vereinzelt geübt, z. B. in Palikir. Doch handelte es sich stets nur um Gebrauchsboote und Staatskanus der Häuptlinge. Ältere Kanus wurden nirgendwo mehr angetroffen.

<sup>②</sup>Die heiligen Bootaufeste, ēpēn šarāūi, wurden ursprünglich in Nan Matol, den heutigen Ruinen von Ponape, abgehalten. Später hatten diese Feste nur lokale Bedeutung.

erproben; nur der Häuptling Ahoundel-a-Nutt durfte aufrecht stehen bleiben. Eine Stunde ging damit hin, dann bildeten die hundert Kanus eine Reihe, wobei jeder Häuptling auf der Plattform seines Kanus tanzte und die Tanzpaddel schwang; sämtliche Anwesenden sangen und schlugen dazu den Takt. Das sind Anlässe, bei denen jeder singt, Frauen und Priester ausgenommen. Der Tag endete mit einer Schmauserei und dem üblichen Kawagelage. Das Gesamtbild — die Verzierungen an den Kanus, die Häuptlinge in ihrem festlichen Aufputz, die Frauen am Strande mit Blumenkränzen im Haar — bildete ein erhabenes Schauspiel, welches zivilisierte Völker auch nicht besser gestalten können. Die allgemeine Heiterkeit, die vortreffliche Ordnung, das Fehlen von Eifersüchteleien und Streitereien um den Vortritt, zeichnet ihre Unterhaltungen aus — Dinge, die auf den Festen zivilisierter Völker unbekannt sind. Keinerlei Not und Ungelegenheiten folgen hinterher; in den Gebräuchen der Eingeborenen spürt man nichts von einem

» . . . die Alltagsstimmung zu betrügen  
Einmal im Jahr ein großes Essen zu geben.«

Der Riffkranz von Ponape umschließt ein verhältnismäßig ruhiges Wasser. Eine Kanufahrt darauf verläuft ganz ruhig und sanft; häufig genug wird das Kanu mit den Paddeln auf dem Riffboden weitergeschoben, der hell in dem klaren Wasser durchscheint. Fische werden zuweilen von den Eingeborenen gespeert; die Stille und die Durchsichtigkeit des Wassers erlaubt einen unbedingt sicheren Wurf. Das ist jedoch ein reines Liebhabervergnügen; die Fische für die Tafel werden von den Nigurts gefangen. Im Riffe gibt es viele Stellen, wo das Wasser ganz plötzlich viele Faden tief wird — es sind Löcher im Riffboden, die ganz verschieden weit sind. Auf diesen Fischgründen bewegen sich die Nigurts mit derselben Sicherheit wie auf den Fußböden der Häuser; sie teilen sich in zwei Haufen; der eine bewegt sich möglichst geräuschlos an die Kante des Riffloches und spannt dort die Netze aus. Ihre Fertigkeit im Wasser-treten ist wohl der Erläuterung wert. Das Bein wird schnell senkrecht hoch gehoben, soweit, daß der Fuß nahezu an die Oberfläche kommt; dann wird der Fuß mit abwärts gerichteter Zehenspitze, graziös wie bei einer Tänzerin, etwa zwei bis drei Fuß weiter vorwärts wieder gesenkt. Bei dieser Art des Vorwärtsgehens begegnet man fast keinem Widerstand im Wasser; daher kommt man schnell weiter ohne zu spritzen oder zu plantschen. Nachdem die Netzleute sich aufgestellt haben, bilden die übrigen, wenn möglich, einen Kreis um sie herum, und vollführen mit Beinen und Speeren einen heillosen Spektakel. Die aufgeschreckten Fische versuchen ins tiefe Wasser zu entkommen; hier werden sie in den Netzen gefangen. Die Leinenfischerei wird nur selten angewendet; mit ihren rohen Schildpattangelhaken erzielen die Eingeborenen keine guten Ergebnisse. Ich verfertigte aus den Ladestöcken der Musketen, die vom Wrack gerettet worden waren, einige brauchbare Haken; doch war es notwendig, wenn man spürte, daß ein Fisch angebissen hatte, die Leine straff zu ziehen, denn die Angel hatte keinen Widerhaken und der Fisch konnte sonst entschlüpfen.

In ihren Ehrfurchtsbezeugungen vor den Häuptlingen gehen sie soweit, daß die Fischer beim Erscheinen des Häuptlings-Kanu's augenblicklich ihre Tätigkeit unterbrechen, in die Kanus klettern, die Arme über der Brust kreuzen und die Köpfe ehrerbietig senken bis der Häuptling an ihnen vorüber ist; dann folgen sie ihm und bieten ihm eine Auswahl von Fischen an, falls sie bereits welche gefangen haben. Eine Vernachlässigung dieser Sitte würde eine schwere Bestrafung, unter Umständen gar den Tod zur Folge haben.

Fische gibt es in Unmengen; sie sind das Hauptnahrungsmittel; aber ich bin keine Fischfrau, auch kein Naturforscher, um alle die verschiedenen Arten näher bezeichnen zu können. Die Haut vom Katzen- und Menschenhai ist ausgezeichnet zum Polieren von Holz und Kokoschalen geeignet; und die Muscheln sind zu den mannigfachsten Schneidewerkzeugen verwendbar. Der Hai wird selten gefangen, und wenn schon, nur im seichten Wasser mit Speeren. Auf jeder Insel gibt es etliche Fische, die majorhowi (*me šaraui*), heilig, oder tabu sind; garnicht selten haben die Familien auf den einzelnen Inseln verschiedene Fische, die sie nicht genießen dürfen. Der Brauch scheint religiöse Gründe<sup>①</sup> zu haben. Als Beweis für die Sophistik der Eingeborenen in religiösen Angelegenheiten, die sodann in diesen der Logik entbehren kann, mag die Mitteilung dienen, daß es durchaus nicht als verworfen gilt für jemand, einen anderen mit Dingen zu versehen, deren Genuß ihm selber als größte Entweihung erscheinen würde. Wenn das Ergebnis eines Fischfangs an Land geschafft ist, dann wird es nach den Fischarten aufgeteilt; wer irgend einen Fisch nicht genießen darf, weil er ihm verboten ist, darf diesen ohne Gewissensbisse spüren zu müssen, einem anderen geben, der nicht diesem Speiseverbot gehorchen muß. Damit ist es bestellt wie mit den Einschränkungen Muhameds, der da sagte:

»Es gibt etwas an jedem Schwein,  
Von dem kein Freund, keiner meiner Jünger  
Essen darf«.

jedoch vergaß, dies »etwas« näher zu bezeichnen, so daß seine Anhänger sich nun an dem ganzen Tiere genug sein lassen; so werden denn auch sämtliche das Salzwasser liebenden Tierarten von den Ponapeleuten verzehrt. Selbst Teile vom Hai werden auf der Insel gegessen.

Eine Fischart wird aber von sämtlichen Eingeborenen heilig gehalten; das ist ein Aal, der im Süßwasser lebt. KEENAN und ich hatten auf Nutt gelebt, hatten an manchem Schmause teilgenommen, von der täglichen Hauskost abgesehen; Aale waren uns jedoch nie vorgesetzt worden. Wenn wir nachfragten weshalb man mit diesem Fische eine so ganz besondere Ausnahme machte, dann bekamen wir die einzige Antwort: »Majorhowi« (*me šaraui*, heilig)! Nun wußten wir ja, daß dies stets nur ein Teilverbot bei allen Fischen war und ahnten garnicht, daß man bei den Aalen

<sup>①</sup> Etliche Fische sind als Totemtiere dem Genuß Einzelner verboten. Sie dürfen zwar getötet werden. Dazu zählt z. B. der Aal, der das Totem einer der mächtigsten Sippen auf Ponape ist, der Lāzialāp.

auf eine viel größere Achtung hielt als bei ihren Vettern im Meerwasser; wir beschlossen also uns einmal an ihnen recht gütlich zu tun; allerdings waren wir so vorsichtig, keinen unserer Freunde dazu einzuladen.

Wir warteten eine schöne Nacht ab und holten dann mit Holzgabeln die Fische aus einem Bach heraus. Ganz anders als Aale, die ihr Geschick genau zu kennen scheinen, hatten diese es noch nicht gelernt gefangen zu werden; seit undenklichen Zeiten waren sie ja vor den Schlichen der Fischer verschont geblieben; so hatten wir denn die Sorge eher zu viel zu fangen als zu wenig. In einer unbenutzten Hütte zündeten wir ein Feuer an und brietten sie darüber; dann hockten wir uns nieder und verzehrten sie mit einem Appetit, dem die Umstände, unter denen wir uns diesem Genuß hingaben, nichts anhaben konnten — wie sagt der Weise? »Gestohlene Früchte schmecken am besten!« Als wir uns satt gegessen hatten, wischten wir uns den Mund, wie es sich gehört, wenn man im Geheimen etwas verbotenes getan hat; wir gingen zu unseren Freunden heim, mit völlig ruhigem Gewissen, daß nichts herauskommen würde.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen; wir hatten die Vorsicht außer acht gelassen die Gräten einzugraben; aber mit dem Spürsinn, eine Sünde aufzudecken, der so manchen zivilisierten Völkern eigen ist, von denen man glaubt, daß sie so unschuldig sind, überhaupt eine Sünde zu kennen, erkannten etliche Eingeborene in den Gräten die Überreste der als »tabu« erklärten Fische. Daß sie diese Entdeckung gemacht hatten bemerkten wir daran, daß die Eingeborenen nach der Hütte hinströmten; da wir uns den Grund zunächst nicht erklären konnten, schlossen wir uns ihnen an. Als wir bei der Hütte ankamen sahen wir Männer, Frauen und Kinder auf dem Boden knien, sich hinwerfen, die Brüste schlagen, hin und her taumeln und sich wälzen. Der Lärm war uns schon von weitem in die Ohren geklungen; wir glaubten daher an irgend einen Unfall oder einen Todesfall, der zu diesem Geschrei Anlaß gab. Nichts von alledem — es gab keine zerbrochenen Knochen, sondern nur Aalgräten; der Haufen Gräten, den GEORGE und ich da zurückgelassen hatten, hätte allerdings mit Recht einige Verwunderungsrufe laut werden lassen können, deswegen nämlich, weil wir beide einen so gesegneten Appetit besessen hatten. Da die Überraschung jedoch etwas anderm zu gelten schien, hielten wir es für angebrachter, lieber den Mund zu halten. Zwei, drei Tage lang wurden die Klagelieder angestimmt; von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte verbreitete sich die Unglücksnachricht; allenthalben war Heulen und Zähneklappern. GEORGE und ich wurden wiederholt als verdächtig beargwöhnt; als endlich die Gräten auf des Häuptlings Geheiß feierlich bestattet waren und damit der Tumult ein Ende fand, fiel uns ein Stein vom Herzen; der Genuß von Aalen war uns für immer vergangen; sie waren fortan sicherer als je, wenigstens vor uns, das Erlebnis war in seiner Wirkung nachdrücklicher als alle Gesetze von Massachusetts, die zum Schutze der Maifische im Taunton River erlassen worden sind.

## II. Kapitel.

Heirat — Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Kasten bedürfen der Genehmigung des Häuptlings — Die Hochzeit wird in den Kanu-Häusern gefeiert — Gästeordnung — Vorbereitungen für das Fest — Kawa wird unter besonderen Zeremonien gestampft — Auswingen der Kawa — Trinkordnung — Frauen wenden das Gesicht ab — Errichtung der Bratöfen für Hunde — Wie die Hunde zubereitet und gebraten werden. — Wie sie auf den Tisch gebracht werden — Tranchieren — Tanz beendet das Fest — Paddeln und Musik — Aufbruch — Die Zeremonien des zweiten Tages — Mummenschanz der Priester — Vielweiberei — Eheliche Fesseln — Tatuierung verpflichtet die Frau zur ehelichen Treue — Ihre Bedeutung — Ihre Unterschiede bei den einzelnen Klassen — Ehezwist zwischen O'CONNELL und seiner Frau Laowni — Ursache desselben — Wie die Frau Kummernis und Zorn offenbart — Ein peinlicher Besuch — Eine weichherzige Frau — Ein rachsüchtiger Ehemann.

Ist ein Mann einer Frau zugetan und gehören beide derselben Kaste an, dann bedarf er zur Heirat nur der Einwilligung des Mädchens und seiner Eltern. Mädchen werden niemals gezwungen Männer zu heiraten, die sie nicht mögen. Wollen Moonjob und Jerejoh einander heiraten, dann muß zuvor die Genehmigung des Häuptlings eingeholt werden. Ich habe häufig Fälle erlebt, wo diese Einwilligung versagt wurde und aus der Ehe nichts wurde. Ich habe auch nie von einer Ehe zwischen einem Nigurt und einem Angehörigen der beiden höheren Klassen gehört; ich habe auch niemals sonst von irgendwelchen Beziehungen zwischen der hellen und der dunklen Klasse erfahren.

Es gehört mit zu den patriarchalischen Gewohnheiten der Insel, daß die Hochzeit im Kanuhaus des Bezirks gefeiert wird, in dem der künftige Ehegatte wohnt, und zwar unter dem Schutz und der Aufsicht des Unterhäuptlings. Die Feier beginnt mit Kawatrinken, während inzwischen Hunde gebraten und andere Vorbereitungen von den Nigurts getroffen werden. Der Unterhäuptling sitzt in der Mitte der Galerie gegen die Wand, und zu seiner Rechten lassen sich die Braut und ihre Freundinnen nieder, alle blumengeschmückt. An seiner Linken sitzen in festlicher Kleidung der Bräutigam und dessen Freunde. Man bemalt sich nicht. Die Nigurts dürfen die Galerie nicht betreten, außer wenn sie Kawa stampfen, oder dem Häuptling Kawa und zu essen bringen; sie müssen im Mittelraum des Kanuhauses bleiben, wo die Vorbereitungen zum Feste getroffen werden, ausgenommen das Kawastampfen. Die Gäste schwatzen, denn auf dieser Insel sind die Leute alles andere als gerade stumm. Alles sitzt, die Frauen auf den Hacken, die Männer mit untergeschlagenen Beinen. Die Kawa (*Piper methysticum* ist ihr botanischer Name) wird besonders feierlich gestampft. Ist einer der Brautleute mit dem Oberhäuptling der Insel verwandt, dann wird die Hochzeitsfeier in dem Haupt-Kanuhaus gefeiert. Alle Kawa, ganz gleich ob sie von seinem eigenen Felde, vom Bräutigam oder von den Gästen geliefert wird, wird dem Häuptling zu Füßen gelegt. Gelegentlich bringen die Frauen auch Zuckerrohr<sup>①</sup> mit und legen es zu Füßen des Häuptlings hin; alle nahen sich ihm nur mit tief vornüber gebeugten Rücken. Der Häuptling erhebt sich dann und schlägt die Wurzeln

① Die Hinzufügung einer Stange Zuckerrohr bei irgend einem zu überreichenden Geschenk gilt als besonders ehrenvoll für den Empfänger.



von den Kawastauden ab; dabei helfen ihm seine Freunde oder Günstlinge, die in seiner Nähe sitzen. Die Nigurts werden gerufen; sie haben die Wurzeln nach den großen flachen Steinen zu bringen, die in einem bestimmten Abstände von der versammelten Gesellschaft — je nachdem wie groß die Galerie ist — auf der Galerie liegen. Sechs bis zwölf Nigurts beginnen dann zu stampfen, nachdem Wurzeln und Steine zuvor gewaschen wurden. Jeder hat einen kleinen Stein in der Hand, mit dem sie gleichzeitig auf die Wurzeln loshämmern. Ist der Oberhäuptling zugegen, dann werden die Schläge im Takte ausgeführt, so: eins, zwei, drei — eine Pause — eins — eine Pause — eins, zwei, drei. Ist ein Unterhäuptling anwesend, dann fallen die Schläge: eins, zwei — eine Pause — eins — eine Pause — eins, zwei. So werden die Rangunterschiede peinlich beachtet. Ist die Wurzel fein zerfasert, wird Wasser darauf gegossen; die Masse wird mit den Händen durcheinander geknetet, ein Teil davon in ein Bündel Pflanzenfasern getan, die etwa ein Fuß lang sind und wie Hanf aussehen, und nun wird der Saft der Wurzel, bzw. das Wasser, mit dem sich die Fasern vollgesogen haben in eine Kalabasse ausgewrungen. Sie wird von einem Nigurt dem Häuptling gebracht; er steigt auf die Galerie, geht zwischen den Männern und Frauen hindurch, kniet vor dem Häuptling nieder und bietet sie ihm an, indem er sie mit beiden Händen hochhält. Der Häuptling trinkt und gibt sie an den nächsten im Range weiter. Jede Kalabasse muß zuerst dem Häuptling angeboten werden, einerlei, ob er trinkt oder nicht. Im allgemeinen sind sie recht mäßig; doch ist die Kawa ein stark betäubendes Getränk, es wird selten in solchen Mengen getrunken, daß es jemanden bewußtlos macht. Geschieht es einmal, dann sind drei bis vier Stunden schweren, tiefen Schlafes die Folgen. Mäßig getrunken macht die Kawa geschwätzig, jedoch selten händelsüchtig. Frauen dürfen sie nie öffentlich trinken; wenn die Männer trinken, müssen sie sich abwenden oder das Gesicht verdecken. Mit Ausnahme der Moonjob-Frauen ist sie für alle tabu; da völlige Enthaltensamkeit als Tugend gilt, wird sie von den Frauen auch nur ganz im geheimen genossen.

Während die Kawa gestampft wird, verteilt der Häuptling die einzelnen Abschnitte der Stauden an seine Freunde. Solche Geschenke gelten als Auszeichnungen, hinter denen man eifrig her ist; denn die Abschnitte schlagen nach dem Einpflanzen Wurzeln. Allerdings dauert es zehn bis zwölf Monate bis sie angewachsen sind; da der Anbau der Pflanze kaum der Nachfrage genügt, so wird sie sehr hoch bewertet.

Während nun die Kawa bereitet und getrunken wird, beginnen die Vorbereitungen für den Festschmaus. Aus Holzscheiten werden Haufen errichtet und darüber, wie bei einer Pyramide, kleine runde Steine gehäufelt. Wenn das Holz verkohlt, fallen die Steine rotglühend zu Boden und bilden eine ebene Fläche. Sobald der Scheiterhaufen nicht mehr raucht, werden die bereits außerhalb des Hauses getöteten, ausgeweideten Hunde herbeigebracht und ihnen die Haare abgesengt. Dann werden sie abgeschabt und auf die heißen Steine gelegt; andere Steine werden darüber gepackt; das machen die Nigurts sehr geschickt mit Stangen. Über das Ganze breitet man grüne Blätter

um das Entweichen des Dampfes zu verhüten; nach einer halben bis dreiviertel Stunde kommt der Hundebraten aus diesem improvisierten Ofen dann ausgezeichnet gedämpft wieder heraus.

Als bald werden Körbe aus Kokospalmblättern, die nur hierfür geflochten, und nachher zu keinem anderem Zwecke mehr verwendet werden dürfen, herbeigetragen und die Hunde hineingelegt; die Nigurts bringen sie darauf samt Körben voll Yams und Brotfrüchten zum Häuptling. Der Häuptling waltet nun mit einem Bambusmesser seines Amtes als Vorschneider; er verteilt die Fleischstücke an die Anwesenden; das beste Stück, die Keulen, behält er bescheiden für sich. Hunde werden selten in größerer Anzahl zubereitet; sie dienen allein als Zuspese zu Yams und Brotfrucht; sie werden zumeist auf Kosten des Bräutigams beschafft. Die übrigen Naturalien werden von den Gästen als Geschenke beigesteuert; jedes Gastgelage hat daher auf den Inseln etwas von einem Pick-nick an sich. Der Häuptling bekommt von jedem Hund seinen Anteil; was er nicht isst, nimmt er mit nach Hause. Den Nigurts wird zuweilen einmal ein Hundekopf zugeworfen; gewöhnlich aber haben sie bei solchen Festen das Nachsehen. Allerdings gibt es Unmengen von zubereiteten Fischen. Alle Speisen müssen aber durch die Hand des Häuptlings gehen, der sie verteilt.

Ist das Mahl beendet und mit Kawa hinuntergespült, dann schließt der Tag mit einem Tanz. Männer und Frauen stellen sich auf der Galerie auf, die das Haus im Innern umzieht; die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Die anwesenden Häuptlinge bleiben auf der Galerie; die Braut befindet sich in der Mitte der Frauen-seite, der Bräutigam steht ihr gegenüber in der Mitte der Männerseite. Beim Tanzen dreht man sich nicht, auch läuft man nicht umher oder wechselt die Plätze; ein Quadratfuß genügt für jeden. Man stampft mit den Füßen abwechselnd den Boden und schiebt dabei bald die rechte bald die linke Seite vor; zugleich schwingt man die Arme. Alle haben Tanzpaddeln in den Händen, Männer und Frauen; jedesmal, wenn sie eine Drehung nach der Mitte zu ausführen, nach rechts oder links, schlagen sie im Takt die Paddeln aneinander und wechseln sie dabei in den Händen aus. Alles singt; um den Takt zu halten sitzt vor den Häuptlingen ein Mann und schlägt mit einem Stock auf ein altes Kanu.

Mit dem Tanze schließt das Fest an diesem Tage. Was an Resten nicht mitgenommen wird bekommen die Nigurts, die vom Hofe in der Mitte des Hauses aus zuschauten. Die Braut begibt sich in das Haus ihres Mannes oder Freundes, bei dem er sich einquartiert. Die Geschenke von den Häuptlingen und den Freunden, Matten und Gürtel, Rindenbaststoffe usw. werden ihnen nachgetragen entweder sofort, zuweilen aber auch erst nach einem Monat.

Am nächsten Tage besucht das junge Paar das große Kanuhaus des Oberhäuptlings; es geht nicht in das Haus, in dem am Tage vorher das Fest abgehalten wurde. Hier finden sich wieder die Freunde und die Verwandtschaft ein; alles setzt sich wie beim Feste auf die Galerie, Männer und Frauen getrennt. Ein Priester erscheint

und begibt sich an einen Platz auf der Galerie, der möglichst weit von der Gesellschaft entfernt ist. Hier stellt er eine Rollwand<sup>Ⓞ</sup> auf, die etwa einen Raum von vier bis fünf Fuß umschließt; er tritt hinter sie und bleibt so vor den Augen aller Anwesenden verborgen. Der Oberhäuptling begibt sich nun vor die Rollwand; es beginnt zwischen ihnen eine Unterhaltung in der Art eines Rezitativ's; sie währt etwa eine viertel Stunde. Dabei wird so leise gesprochen, daß die Gesellschaft die Worte nicht vernehmen kann; man hört nur leises dumpfes Gemurmel, obschon alles in tiefstem Schweigen verharret und ernste Gesichter zur Schau trägt. Ich habe nie etwas von dem Inhalt des Gemurmels verstehen können, auch Nachfragen half nichts, alles blieb im Dunkel; nur soviel wußte man, daß diese Zeremonie mit zu den Formalitäten der Heirat gehörte. Ein Schluck Kawa beschloß sie.

Was ich schilderte bezieht sich auf die Heirat eines Jerejoh. Nigurts werden ohne große Zeremonien zusammengegeben. Feiert ein Moonjob Hochzeit, so beginnen die Feste bereits einige Tage vor der eigentlichen Hochzeit, man feiert auch noch ein bis zwei Tage länger. Die Schmausereien und die Vorbereitungen dazu sind natürlich sehr verschieden; sie richten sich nach der Wohlhabenheit und dem Stande der Brautleute.

Ich erwähnte bereits, daß Vielweiberei zu den Alltäglichkeiten gehört. Ein Mann darf soviel Frauen haben wie er will; allerdings ist die höchste Zahl, die mir bekannt geworden ist, elf gewesen. Konkubinate oder wilde Ehen sind unter den Nigurts und niedrigen Jerejohs gebräuchlich; bei den Moonjobs werden sie sehr selten beobachtet. Die Moonjobs sind den andern moralisch überlegen; sie überragen sie an Verstand, Charakter und Benehmen. Ehebruch unter Standespersonen wird mit dem Feuertode geahndet; vorher werden die Schuldigen noch in einer so fürchterlichen Weise gefoltert, die hier nicht zu beschreiben ist. In den unteren Klassen mißt man ihm keine Bedeutung bei. Während meines Aufenthalts auf der Insel ist ein solcher Fall unter Standespersonen nicht vorgekommen.

Ist die Vielweiberei auch erlaubt, werden die Frauen deshalb doch nicht unterdrückt oder schlecht behandelt. Selten wird eine Frau geschlagen; geschieht es, dann gilt es ebenso verächtlich wie bei uns. Ihre Kinder haben die Eingeborenen sehr lieb. Bis zum sechsten und siebenten Lebensjahre laufen die Kleinen nackend herum; sie sind aller Welt Lieblinge und Spielkameraden. Sind die Kinder etwa vier Jahre alt, beginnt man mit der Tatauierung; zuerst wird der Rücken der linken Hand gezeichnet. Das geschieht im Elternhause; mit sechs und acht Jahren wird das Kind in die Tatauierhütte gebracht; wiederholt muß es diese Hütte besuchen; mit elf Jahren ist die Tatauierung vollendet. In meinem Falle hatte ich die verschiedenen Tatauierperioden in eins abzumachen. Die Kunst, die Moonjobs und Jerejohs zu tatauieren, ruht in den Händen weniger Frauen — sie sind die weiblichen Heraldiker, denn Tatauierung be-

<sup>Ⓞ</sup> Die Zeremonie des kätiani, eine Art Geisterbefragung bezüglich vorzunehmender oder zu unterlassender Handlungen.

steht aus heraldischen Symbolen.<sup>①</sup> Man hat mir häufig die Symbole auf meinem Körper vorgelesen, welche die Namen der verstorbenen Häuptlinge und Moonjobs darstellten. Hatte man mir die Ahnenreihe vorgelesen, dann schloß der Vortragende stets mit einem: — »midjila! midjila! midjila! (*me tauila! me tauila! me tauila!*) — heimgegangen! heimgegangen! heimgegangen!«

Die Tatauierung hat nun durchaus nicht, wie es vielleicht zuerst aussehen mag, eine Veränderung der Person zur Folge. Obschon die verschiedene Ausführung der Tatauierung die beiden oberen Kasten von einander unterscheidet, es den Nigurts nur erlaubt ist, sich einige häßliche Zeichnungen auf die Beine tatauieren zu lassen, dient die Tatauierung auch dazu, Mann und Frau fester aneinander zu binden. Zwei Ringe am rechten Arm eines Moonjob bedeuten die Namen der nächsten Ahnen seiner Frau, wenn diese ebenfalls eine Moonjob ist; und gleiche Symbole am Arm der Frau erinnern an die Ahnen des Gatten. Wenn allerdings ein Mann sich ein halbes Dutzend Frauen leistet, nimmt man es mit dieser Zeremonie nicht so genau; die Frau dagegen ist sehr stolz darauf, sich den Stammbaum der Familie ihres Mannes auf die Schultern tatauieren zu lassen. Daraus ist zu ersehen, daß ein solcher Ehevertrag nicht aus der Welt zu schaffen ist; ja, würde eine Frau verleitet werden, ihren Gatten zu verlassen, die Erinnerung an das, was sie einst war, würde sie ihr Leben lang mit sich herumtragen. Die Ehre und der Name des Hauses ihres Mannes würden dann für ihre Eitelkeit nichts mehr besagen, sie wohl aber an ihren Fall erinnern. Die allgemein freundliche Behandlung durch den Mann, die Liebe zu den Kindern, ihr Glaube, ihre Erziehung, die Überlieferungen, von denen sie eine Ausgabe an ihrem Leibe herumträgt, deren Ruhm und Glanz sie rechtlich als Ehefrau ihres Mannes teilt, sind zureichende Gründe dafür, daß eine Ponapefrau treu bleibt, obschon sie vielleicht nur den zehnten Teil der Liebesbeweise ihres Mannes erhält. An die Vielweiberei gewöhnt, dazu nicht wissend, daß in jedem Lande eine Frau ein unbestrittenes Recht auf den vollständigen Besitz ihres Mannes hat, sehen die Frauen auf den Karolinen nichts darin, wenn ein Mann mehrere Frauen hat. Allerdings wäre es Unsinn etwa behaupten zu wollen, es gebe keine Eifersucht und keine Zänkereien, dagegen sprächen die Vernunft und die Natur der Dinge selber. Sogar in christlichen Ländern erleben wir es, daß schon eine Frau genügt, um im Streit zu leben; obwohl ich bereits gelernt habe, daß eine Frau völlig genügt, soll man nun nicht denken, daß Laown<sup>②</sup> (so hieß meine Frau) und ich keine Streitigkeiten gehabt hätten, die in jeder Ehe einmal vorkommen. Einmal war ich krank.<sup>③</sup> Da schlug man eine Reise vor, wie dies gewöhnlich getan wird, wenn jemandem etwas fehlt. Ich weigerte mich, auf diese Weise kuriert zu werden, und verlangte in Ruhe gelassen zu werden. Da aber nun einmal alle Vor-

<sup>①</sup> Diese Erklärung der Tatauierung, die Zusammensetzung der Muster aus heraldischen Symbolen, ist neu und wichtig.

<sup>②</sup> Limūi

<sup>③</sup> O'CONNEL spielt auf die Sitte des kašaušeli an. Der Kranke wird in eine andere Landschaft gebracht, wo die Lokaldämonen eine günstige Wendung der Krankheit hervorrufen sollen.

bereitungen zur Reise getroffen waren, fuhr man ohne mich ab. Ich hatte gedacht, daß meine Frau bei ihrem kranken Manne bleiben würde; sie zog es jedoch vor, mit ihrem Vater zu reisen. Als sie wieder heimkam, hatte ich mich wieder ganz gut erholt; ich begrüßte sie damit, daß ich mein Brautgeschenk — einige blaue Perlen — aus ihrem Korbe nahm und diese vor ihren Augen zwischen Steinen zerschlug. Kaum hatte ich das getan, da rannte Laowni aus dem Haus heraus nach einem Stein, der am Strande lag; hier setzte sie sich hin und schrie dort wie ein kleines Kind. Ich ging zu ihr und versuchte sie zu beruhigen; es war nutzlos. Statt zu antworten stieß sie nach mir mit Füßen wie ein ungezogenes Kind. Die Flut setzte ein; schließlich saß sie bis an die Ellbogen im Wasser; da gelang es mir sie wegzuschleppen; aber fortwährend brüllte sie nach ihren Perlen. Wenn ich ihr einen Finger abgebissen hätte, hätte sie das gewiß weniger geschmerzt.

Abends legte ich mich schlafen und ließ sie weinen. Sie wollte nichts essen, obgleich ihr Fisch und herrliche Bissen Hundefleisch angeboten wurden. Als ich zufällig um Mitternacht erwachte, bemerkte ich, wie sie ihren Kummer mit einem Hundeschenkel tröstete. Ich sagte nichts; daß sie wieder Appetit bekommen hatte nahm ich für ein gutes Zeichen. Als ich jedoch morgens aufwachte stand das Barometer in ihrem Gesicht noch immer auf Sturm.

Den ganzen Tag über war sie mürrisch; gelegentlich gönnte sie mir einen Blick; Liebe und Zuneigung kündete er nicht; nicht ein Wort redete sie mit mir. Abends nahm ich George mit mir; statt im Kanuhaus zu schlafen, wo Ahoundel sein Quartier aufgeschlagen hatte, begaben wir uns in sein Wohnhaus. Hier zündeten wir ein kleines Feuer an, um Licht zu haben; gerade hatten wir beide gemeinsam festgestellt, daß die Majestät von Nutt und Familie nicht gerade in bester Laune waren, da wurden wir damit überrascht, daß seine Hoheit bei uns eintrat; sie war von einem Eingeborenen begleitet, der mir besonders grün war, weil ich ihn beim Diebstahl meines Messers ertappte; außerdem waren noch zwei gekommen. Alle waren mit Speeren bewaffnet. Ohne ein Wort zu sagen setzten sie sich ein bißchen von uns entfernt hin; sie bissen sich auf die Unterlippen, wie es bei ihnen Brauch ist, wenn sie ärgerlich oder erregt sind. Ich redete sie an und fragte nach der Ursache dieses nächtlichen Besuches; ich bekam keine Antwort. George zitterte wie Espenlaub, obschon ich ihn beruhigte und ihm sagte, er hätte nichts zu befürchten, der Besuch gälte mir allein. Das Erscheinen Laowni's machte dieser gerade nicht gemütlichen Lage ein Ende; sie bat den Besuch nach draußen, und wir sahen dann nichts mehr von ihnen. Es dauerte noch zwei, drei Tage bis wir beide wieder völlig ausgesöhnt waren, denn als meine Frau nachgeben wollte, spielte ich den Mürrischen. Ich ließ mir diese Episode eine Lehre sein, nicht wieder mit dem Eigentum und dem Schmuck einer Frau eigenmächtig umzugehen, deren Vater unter Umständen sehr summarische Strafen verhängen konnte. Denn später erfuhr ich, daß dies der Zweck des Besuches gewesen war. Ahoundel hatte das Kanuhaus verlassen, um mich zu töten; nur das Dazwischentreten

von Laowni hatte mich gerettet. Im großen und ganzen hatte das Abenteuer aber einen guten Eindruck hinterlassen. Ahoundel hatte Respekt vor dem Mut bekommen, mit dem ich ihm entgegengetreten war, obschon es in mir, weiß Gott, ganz anders aussah; er hatte die Festigkeit bewundert, mit der ich blieb, selbst als ich vom Tode bedroht war.

## 12. Kapitel.

Priester — ihr Rang — Macht — Berufung — Nutzen der Tatauierung — Edyomet (*tšöpéiti*) gleichbedeutend mit Aroche (*ariki*) — Jure divino — Kult der Insel — Vorstellungen vom Verstande — Apotheose der Häuptlinge — Gedanken der Eingeborenen über englische Drucksachen — Animā (*āni mēn*) oder Geister — Seelenwanderung — Behandlung der Kranken — Beschwörung — Verhängnisvolle Liebkosung — Zeit und Art der Bestattung — Umherschweifen der Totenseele — Jährlicher Umgang um den Friedhof — Erbschaft — Macht der Sitte — Verhältnis der Klassen zueinander — Reisen bei Krankheiten — Heilung der Elephantiasis — Sauberkeit — Pulsfühlen — O'CONNELL als Arzt — Sein Einfluß auf Kranke.

Die Priester auf Ponape sind Jerejohs und nehmen den Rang von Unterhäuptlingen ein. Ihr Beruf wird vererbt; ihren Unterhalt beziehen sie aus Geschenken, denn sie besitzen selbst nur kleine Landstücke. Sie genießen großes Ansehen und sind die Vertrauten und Berater der Häuptlinge. Überlieferung und Brauch haben ihnen viel Macht eingeräumt; infolgedessen üben sie auch einen großen Einfluß auf die Häuptlinge aus. Zu allen Gelegenheiten werden sie geladen — Schmausereien, Herdwärmen, Stapelläufen, Krankheit, Tod; bei allen zeremoniellen Anlässen und Versammlungen sind sie anwesend; sie leiten nicht nur die öffentlichen Angelegenheiten, auch die häuslichen und wirtschaftlichen Belange der Eingeborenen werden von ihnen beaufsichtigt, denn sie sind die Hauptträger der Überlieferungen; sie haben dafür zu sorgen, daß alle die kleinen und kleinsten Unterschiede zwischen Klasse und Rang peinlich genau beachtet werden. Die Tatauierung, von der bereits gesprochen wurde, daß sie die Erinnerung an die Verstorbenen wachzuhalten hat, ist mit ihrer Symbolsprache ein wesentliches Mittel die überlieferten Bräuche der Eingeborenen zu erhalten. Sogar die in Kokosbindfaden ausgeführten Ornamente an den Wänden der Häuser unterstützen diesen Zweck — Überlieferung und Glauben beständig zu gestalten. Alles wird herangezogen die Priester mächtig zu machen, wie sie selbst unentbehrlich sind, daher bedeutet denn auch ihr Name Edyomet (*Tšöpéiti*) soviel wie Aroche (*ariki*); diese Bezeichnungen werden häufig durcheinander geworfen. Wenn sie sich nach dem Häuptling oder König von England erkundigten, gebrauchten die Eingeborenen abwechselnd Edyomet und Aroche. In ihren Vorstellungen von der Regierung verbinden sie Priester und Häuptling unlösbar miteinander, eine Beobachtung, die man bei allen Primitiven macht, die alle irdische Macht davon ableiten, daß ihre Herrscher behaupten ihre Sendung unmittelbar vom Himmel erhalten zu haben. Als ich von den Moonjob-Häuptlingen sprach erwähnte ich bereits, daß sie auf ihre Beziehungen zum Himmel pochen; die Bezeichnungen für ihre Kasten sind auch Bezeichnungen für die Himmel. Infolge ihrer engen Beziehungen zu den Häuptlingen ist die Macht der Priester

sehr groß; doch muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie versuchen deshalb durchaus nicht, sie zu vermehren oder davon willkürlichen Gebrauch zu machen; in der Gebundenheit an die Überlieferungen, womit sie in ihrem Interesse nachdrücklich auf das Volk einwirken, liegt ihre Stärke. Sie sind da — ihre Dogmas, ihre Kraft wurde nie bestritten; daher ist es nur notwendig für sie, an ihren Glaubensvorstellungen festzuhalten und ihre Macht still und kaum spürbar durch die sichtbaren, nominellen Häuptlinge sich auswirken zu lassen.

Der ganze Glaube auf der Insel, fast einzig dastehend für solch' ein Volk scheint in der Verehrung der Seele, des Verstandes, des Lebens zu bestehen. Sie scheinen eine Vorstellung von ihrer Wirksamkeit und ihrer Unabhängigkeit vom Körper zu haben; sie stellen sich ein getrenntes und höheres, vollkommneres Dasein derselben vor, sie sind die Schutzgeister, welche den Leib leiten. Sie besitzen keine Tempel, keine Götterbildnisse, keine Altäre, keine Opfer; aber sie verehren eine Welt von Geistern, die Seelen, die den Körper verlassen haben, wenn man so sagen soll, oder genauer, die göttlich gewordenen Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge. Die Apotheose eines Häuptlings beginnt bereits vor seinem Tode; ja, sein Geist wird bereits angerufen, ehe er den letzten Atemzug getan hat. Man glaubt, daß die Geister der Verstorbenen an den Plätzen umgehen, die sie im Leben häufig aufsuchten. Außer der allgemeinen Verehrung der Ahnengeister der Häuptlinge und Moonjobs, pflegt jede Familie ihre eigenen Ahnen — die Hausgeister, die Laren. Als ich ihnen von einem höchsten Wesen erzählte, gaben sie dessen Vorhandensein zu, obschon sie niemals zu ihm beteten; wenn sie schon eine solche Macht als den Aroche lapalap (*Ariki läp a läp, sehr großer Herrscher*) anerkannten, in ihm den höchsten Häuptling der Geisterwelt sahen, anerkannten sie praktisch doch nur die Macht der animan (*ānimēn, Geister*). Auf den Marianen, wo ein ähnlicher Kult besteht, heißen diese nach Angabe von Geographen anita; so benennen sie ihre göttlich gewordenen Ahnen. Wie wir bereits gesehen haben, werden ihre Namen in den Tatauierungen aufbewahrt; der Name eines Lebenden wird nicht tatauiert. Ich habe so eine unbestimmte Vorstellung davon, daß die überlebenden Freunde eines Verstorbenen sich dessen Namen auftatauieren lassen; bestimmt weiß ich jedoch, daß es kein ständiger Brauch ist. Bei der nächsten, dem Tode eines Häuptlings folgenden Hochzeit, oder der nächsten Tatauierung eines Jünglings wird sein Name erhalten. Ich habe es nie gelernt diese Zeichen zu lesen, aber ich denke mir, daß sie mit den chinesischen Zeichen verwandt sind, und zwar aus folgendem Grunde. Ehe Jane Porter einem Wolkenbruch zum Opfer fiel, hatten etliche Eingeborene das Alphabet gelernt; d. h. sie kannten die Buchstaben nach ihrem Aussehen; wenn sie uns nun die großen und kleinen Buchstaben, Zeichen, Anführungsstriche, Interpunktionszeichen und andere Druckerzeichen aufzählten, dann kamen sie stets über 24 Buchstaben hinaus. Wenn sie diese wiederholt sahen, dann bedeuteten sie uns, daß dies eigentlich überflüssig wäre, sie hatten eben keine klare Vorstellung von den Gruppierungen; stets meinten sie, die Dinge wiederholten sich zu

oft; sie schienen sich zu denken, daß jeder einzelne Buchstabe an seinem Platze ein und denselben Gedanken ausdrückte.

Den animan, die mit guten und bösen Kräften ausgestattet sind, schreiben sie alles Gute und Böse zu, das ihnen widerfährt. Was man sich nicht erklären kann, rührt von ihnen her; alle Fragen über unbekannte oder nicht alltägliche Sachen werden von vornherein mit dem unbedingt genügenden Hinweis abgetan, daß es Wirkungen der animan wären. Gutes wird von ihnen mit Gutem, Böses mit Bösem belohnt bzw. bestraft. Als ich ihnen erzählte, daß man nur einen Gott verehren dürfte, fragten sie mich, woher ich dies wüßte, ob ich denn im Himmel gewesen wäre. Es mag ja sonderbar klingen, aber sie glauben dies von den Weißen; einmal haben sie deren Überlegenheit an vielen Dingen selbst erlebt, zum andern leiteten sie dies aus der Länge des Wegs ab, den die Weißen zu ihnen hatten zurücklegen müssen; deshalb schon reizte sie allein die Möglichkeit, daß die Weißen den Himmel vielleicht besucht hätten, sie danach zu fragen. Mein Antwort darauf — natürlich ein nein — hätte wieder zu einer Gleichstellung mit ihnen führen müssen; als ich auf das »Buch« anspielte, um meine Ausführungen zu beweisen, lächelten sie nur, daß ich ihnen solche fadenscheinigen Beweise geben wollte — diese Art, die gleichen Buchstaben zu wiederholen, dies armselige Verfahren, dieselben Zeichen zweifach, dreifach unbeschränkt zu verwenden, geschah doch ihrer Vorstellung nach nur deshalb, um damit zu prunken!

Eng verbunden mit der Seelenverehrung ist eine unbestimmte Vorstellung der Seelenwanderungen. Die Aale, die bereits im zehnten Kapitel erwähnt wurden, scheinen vornehmlich die Sitze der erhabeneren Geister zu sein, sie werden allgemein verehrt. Man darf nun nicht etwa denken, daß sie den Fisch selbst verehren; wenn ein oberflächlicher Beobachter das auch zunächst glauben mag; die beibehaltene unterschiedliche Verehrung der Geister und derer sichtbarer Vertreter beweist die Schlaueit und zeugt zugleich von der Betriebsamkeit der Priester bei ihren Beschwörungen.

Wie bei allen Wilden sind auch hier die Priester zugleich Ärzte; sie heilen fast ausschließlich mit Sprüchen und Beschwörungen.<sup>9</sup> Daneben verwenden sie eine Art Allheilmittel, eine Mischung aus Kokosöl und rotem Pfeffer. Die zu verabreichende Dosis wird in der Hand des Doktors abgemessen und gemischt; sie wird innerlich und äußerlich gegeben; der ganze Leib des Kranken wird damit eingeschmiert. Diese einzigartige Patentmedizin ist den Eingeborenen, die fast stets an denselben Beschwerden leiden und meist die gleichen Ursachen haben, dienlicher als die Spezifika der Britischen Gesundheitsbehörde, die den tausenden von Leiden zu begegnen haben, denen der zivilisierte Mensch zum Opfer fällt. Die Eingeborenen werden im allgemeinen ziemlich alt; wenn auch einmal ein Kranker den Quaksalbereien eines Priesters erliegt, wir haben deshalb noch nicht das Recht eine Methode zu verurteilen; erst

<sup>9</sup> Schilderung der uōnāni-Zeremonie. Die Hände werden auf die erkrankte Stelle gelegt, dabei Gebete und Beschwörungen gesprochen. Es wird gefragt, welcher Geist erzürnt wurde und mit welchen Opfern er wieder zu versöhnen ist.



soll einmal die zivilisierte Welt damit authören den Kurpfuschern Vermögen in den Schoß zu werfen, indem sie ihnen ein Geheimmittel abkauft, das für sämtliche Krankheiten gut ist.

Der Priester setzt sich neben seinen Patienten auf eine Matte; die Beine hat er untergeschlagen wie ein Türke oder ein Schneider; dann reibt er langsam die Hände aneinander, dann die Beine, wechselweise, als ob er überheißes Erbsbrot schlucken soll. Diese Bewegung wird mit einem feierlichen Gesang begleitet, dessen Refrain in einem gutturalen »i-i-i-ä! o-o-o-ä!« ausklingt; leise beginnt er, sobald die Hände die Knie berühren und dann fortgenommen werden, bricht er kurz ab. Der Inhalt des Gesanges besteht natürlich in einer ausdrücklichen Bitte an den Schutzgeist des Leidenden bzw. werden sämtliche Geister der Familie um Hilfe gebeten.

Das Krankenzimmer ist stets voll Freunde des Patienten; jegliche Lüftung wird peinlich vermieden. Er gilt als tot, wenn er die Umstehenden nicht mehr erkennt, sogar falls er noch atmet. Sobald man glaubt, daß die Seele des Sterbenden entweichen will, bildet man über dem Hinscheidenden eine Pyramide aus menschlichen Leibern; die Anwesenden werfen sich über den Sterbenden, jeder ist dabei eifrig bemüht irgend einen Teil des Körpers zu berühren. Gewöhnlich entsteht eine große Balgerei; die hinten stehenden Leute fassen die vorne stehenden bei den Hacken und wollen sie zurückziehen. Lebte der arme Dulder vorher noch, dann stirbt er jetzt unter der Menschenpyramide gewiß an Erstickung. Die Gesellschaft stimmt während der ganzen Zeit ein ohrenbetäubendes Geheul an, ähnlich wie es die Iren tun, nur daß diese solange warten, bis der Sterbende wirklich seinen letzten Atemzug tat, um ihn dann zu »wecken«.

Am Schluß dieser eigenartigen Liebkosung pflegt der Patient meistens wirklich tot zu sein; doch sind auch Fälle vorgekommen — wenigstens muß ich dies annehmen — daß die Kranken lebendig begraben worden sind. Vor seiner Bestattung muß der Verstorbene seine »p. p. c. Karten« abgeben, bei Verwandten und Freunden; von Hütte zu Hütte wird er auf den Schultern vorbeigetragen. Bei jeder Hütte hält der Zug etwa zehn Minuten an, und jedesmal erhebt sich ein Klagegeschrei wie im Sterbehause. Es ist eine stehende Sitte, die Leiche vor Sonnenuntergang zu beerdigen; nur beim Eintritt des Todes am Abend oder in der Nacht wird die Bestattung bis auf den folgenden Tag verschoben.

Bloß in Matten eingehüllt, wird der Leib etwa drei Fuß tief in der Erde bestattet. Alle Anwesenden mit Ausnahme der Leute, die die Bestattung ausführen, sitzen umher, weinen und heulen bis die Leiche mit Erde bedeckt ist; dann verlassen sie die Stätte. Die übliche Trauerfeier währt zwölf Tage. Auf einigen Inseln der Gruppe gibt es Friedhöfe; auf den anderen wird der Tote in der Nähe der Hütte begraben,

☉ Diese Mitteilungen über Krankheit, letzte Augenblicke, Tod, Begräbnis usw. geben Vorstellungen wieder, die heute größtenteils verschwunden, doch sehr wertvoll und bezeichnend für die Denkweise der alten Ponapeleute sind.

welche er als Lebender bewohnte. Einem Manne wird eine Paddel mit ins Grab gegeben; einer Frau ihr Webegerät. Über dem Grabe wird eine kleine Hütte errichtet, in der der nächste Anverwandte fünf oder sechs Nächte schlafen muß; dann wird das Häuschen abgebrochen; gewiß ein schöner Beweis für ihre religiöse Unbefangtheit. Die Trauernden, Männer und Frauen, schneiden sich mit Ausnahme der Häuptlinge und deren Familien, die Haare ab; Körperverstümmelungen kommen nicht vor.

Eine Art Mummenschanz<sup>①</sup>, den der Priester ausführt, bildet einen anderen Teil der Totenfeier, er hat nichts anderes zum Inhalt als die Darstellung des Geistes des Verstorbenen. Einerlei, ob der Verstorbene, ein Mann, eine Frau, ob er alt oder jung war, der Geist ist unbedingt männlichen Geschlechts und so alt, daß er nicht erschrickt, falls ihm ein anderer befreundeter Geist in der Nacht begegnet. Diese Person durchstreift mit dem Speer in der Hand fünf bis sechs Tage hindurch die Ansiedlung. Dieser einherschreitende Ehrenmann soll nun nicht etwa in Wirklichkeit den Totengeist darstellen; dieser Brauch bedeutet nichts anderes als eine besondere Ehrung des Verstorbenen.

Auf Nutt gibt es einen Friedhof<sup>②</sup>. Er liegt am Strande und zwar so nahe am Wasser, das dieses ihn gelegentlich überflutet; eine dicke Steinmauer schließt ihn ein (*Kumünlai*); er ist mit Kokospalmen bestanden, deren Früchte selten, wenn überhaupt, berührt werden. Es besteht nämlich der Brauch bei jedem Grabe eine Kokospalme zu pflanzen und außer der Paddel, die mit dem Verstorbenen begraben wird, eine oder mehrere auf sein Grab zu legen. Einmal im Jahre werden diese bei niedrigem Wasserstand von einem Abkömmling des ehemaligen Eigentümers fortgenommen, worauf die Bewohner der Insel einen feierlichen Umzug um die Steinmauer halten. Dieser Zug hat nichts von einem Trauergeloge an sich; die Teilnehmer sind mit Blumen geschmückt, sie tragen ihre Festkleidung, und auf den Gräbern werden Blumen niedergelegt. Diese Feier untersteht der Führung durch die Edyomets, die in dem Zuge hinter den Moonjobs gehen. Die Ehrerbietung vor den Ahnen regelt so Benehmen und Sitte der Eingebornen bis ins kleinste; die Stärke der Regierung ist derartig fest in der Erbfolge, in einer straff durchgeführten Ordnung und Beachtung der Vergangenheit begründet, daß nur eine vollständige Änderung in ihrem religiösen Glauben und damit Bräuchen eine Umwälzung herbeiführen könnte. Friedhöfe sind also nur in Nutt und zwei anderen Inseln (*Uöna*, *Löt*) bekannt; auf allen anderen ist es, wie vereinzelt auch in Nutt üblich, den Verstorbenen nach patriarchalischer Art auf seinem »Acker« zu begraben. Die Trauer währt ungefähr einen Monat; während dieser Zeit ist eine Stunde an jedem Tage der Klage vorbehalten — die Stunde, in der der Freund verschied.

<sup>①</sup> Der Priester stellt den Totengeist vor. Seine Bedeutung erkennt man aus der Beschreibung der gleichen Gestalt in Tahiti. Er schlug jeden, der ihm begegnete, auf das rücksichtsloseste; er wollte als Geist jede Unbill die ihm im Leben oder nach dem Tode widerfahren war, rächen.

<sup>②</sup> Es gab derartige Friedhöfe in Uöna und in Lot. Daß einer in Nöt vorhanden gewesen ist, wird erst aus dem O'CONNELL ersichtlich; die Beschreibung paßt auf Kumünlai bei Měseniěň (Kolonie), deren Steinmauern und Palmenhain damit ihre natürliche Erklärung finden.

Über die Erbfolge und Nachfolge des Verstorbenen wurde bereits gesprochen. Mit dem Landbesitz erhält der Erbe die Verpflichtung, Frauen, Kinder und Insten des Verstorbenen zu unterhalten. Zivilgerichte gibt es nicht; Gerichtssachen kann man nicht anhängig machen. Jeder ist in einem gewissen Sinne rechtskundig; da er mit den Vermögensumständen des Verstorbenen durchaus vertraut ist, und die zu erfüllenden Formalitäten recht einfach sind, so sind Betrügereien ausgeschlossen; niemand wird sich einer Hinterlassenschaft bemächtigen, auf die er kein Anrecht hat. Der Versuch dürfte nur selten einmal gemacht werden; er würde als Verbrechen gegen die geschädigte Person und an der ganzen Bevölkerung der Insel angesehen werden; denn das würde ja bedeuten, daß man die Einrichtungen, über welche die Moonjobs, Edyomets und Jerejohs eifersüchtig wachen, untergraben bzw. beseitigen wollte. Vierzig vom Hundert der Bevölkerung gehören den hellen oder höheren Klassen an, die übrigen sechzig sind Nigurts oder Sklaven. Da die Priester und Moonjobs die Macht, die Überlieferung und den Aberglauben auf ihrer Seite haben, vermögen sie leicht die Jerejohs zu überwachen, die ihre Macht wiederum aus der gleichen Ordnung der Dinge ableiten, die sie selbst einer anderen Klasse übergeordnet hat. Die Erkenntnis, daß sie einen Zusammenschluß benötigen, um die Sklaven zu überwachen, ferner, daß die Priester ihrerseits Einfluß auf die Regierung haben, veranlaßt die Jerejohs ein System zu stützen, dessen geringste Verletzung die Nigurts in eine Lage bringen würde, die ihren Herren verhängnisvoll werden könnte.

Kehren wir nun wieder zur Krankenbehandlung zurück. Eine ganz alltägliche und ganz vernünftige Behandlungsmethode besteht darin, daß man den Leidenden, solange er es ertragen kann, im Kanu gemächlich von einem Platz nach einem andern fährt, um die Luftveränderung und den Wechsel der Umwelt auf ihn einwirken zu lassen. Diese Behandlungsart verhindert es in vielen Fällen, daß die Krankheit sich festsetzt; sie empfiehlt sich um so mehr, da man nicht zu warten braucht, bis das Leiden chronisch geworden ist, und alsdann mit einer Reise keine Heilung, sondern höchstens nur eine Besserung zu erzielen ist. Die einzelnen Krankheiten der Eingeborenen vermag ich nicht zu beschreiben, auch deren Namen nicht zu nennen. Ihre Zahl ist nicht groß. Fieber sind einander sämtlich ähnlich, und die Krankheiten, die gerade die zivilisierten Völker auszeichnen, fehlen. Elephantiasis oder eine ziemlich ähnliche Erkrankung beobachtet man zuweilen auf den Inseln; das Heilmittel, das dagegen angewandt wird, ist eigentlich noch übler als die Krankheit selbst. Man nimmt ein glühendes, noch brennendes Holzsplit und fährt damit über die erkrankten Glieder; man hält das Split so nahe an den Körper, daß die Haut versengt wird; den Körper selbst berührt man allerdings nicht. Pusteln im Gesicht und Ausschlag am Mund kommen zu bestimmten Zeiten vor; ich schreibe sie dem Genuß von Brotfrucht zu, die man zur Konservierung in die Erde gräbt und die dabei mit einem mineralischen oder anderen Giftstoff durchsetzt wird. Ihr Essen ist einfach; ihre peinliche Sauberkeit, ihre häufigen Waschungen schützen sie gegen mancherlei Krankheiten. Zwei, bis drei-

mal baden die Angehörigen der oberen Klassen, Männer, Frauen und Kinder. Sie baden in Süßwasser; jede Klasse besitzt einen eigenen Badeplatz, Angehörige niederer Klassen dürfen diesen nicht betreten. Beim Schwimmen bewegen sie sich nicht wie wir im Wasser, sondern sie schwimmen ähnlich wie Hunde.

Als ich bereits eine Zeitlang bei ihnen gelebt hatte fühlte ich einmal einem Kranken den Puls.

Einige aufmerksame Eingeborne hatten dies beobachtet und fragten mich was es bedeuten sollte und weshalb ich es täte. Ich erklärte es ihnen so gut ich konnte und schlug mit der Hand den Takt, um ihnen zu zeigen wie schnell ein Puls schlagen soll; dabei erzählte ich ihnen, daß es »nicht gut« wäre, wenn der Puls schneller oder langsamer ginge. Der Puls war für sie eine höchst bemerkenswerte Entdeckung; alle alten Frauen und ebenso die jungen griffen nach den Handgelenken eines Jeden, den sie für krank hielten. Einmal auf der Spur fanden sie auch Klopfen in den Schläfen heraus; gerade als ob die Untersuchenden am Handgelenk nicht genug Platz hatten hockten nun noch etliche um den Kopf herum. Es war lustig anzusehen, wie sie ein Problem zu Tode hetzen konnten, gerade wie es die zivilisierten Menschen ja ebenfalls machen. Das Nachfragen hörte auf. So wie Phrenologen den Charakter eines Mannes ohne weitere Angaben allein aus der äußeren Beschaffenheit des Schädels bestimmen zu können behaupten, so genügte es den eingeborenen Professoren der neuen Pulsfühlkunst, nur irgendwo den Körper des Kranken mit den Fingern betasten zu können. Der Kranke hatte bloß Ruhe, wenn seine Folterknechte schliefen; der Schlaf des Patienten schien keine Bedeutung zu haben, konnten die tausend Freunde nur ihre medizinischen Untersuchungen anstellen.

Ein kranker Eingeborener sieht nicht schön aus. Mit der bereits beschriebenen Paste erhält sein Aussehen etwas Gespensterhaftes. Die Geräte in der Umgebung, die düsteren Gesichter der Anwesenden, ihr Heulen und Stöhnen hinterlassen einen grauslichen Eindruck, so wie ihn sich eine alte Dame, der Sorge und Kummer Sensation bedeuten, nur von Herzen wünschen kann. Man rief mich häufig und fragte mich, ob der Patient leben bleiben oder sterben müsse; ich war in meinen Äußerungen stets sehr vorsichtig, zumal bei der Formulierung meiner Ansicht. Als ich mit der Zeit Erfahrungen gesammelt hatte, verließen sich die Eingeborenen unbedingt auf meine Prognosen. Hatte ich Hoffnung und drückte mich in der Beziehung vertrauensvoll aus, dann verdoppelten die Eingeborenen ihre Anstrengungen; auch dem Kranken war damit geholfen, da er wieder an das Leben zu glauben begann; so habe ich fraglos manches Menschenleben gerettet.

## 13. Kapitel.

Musik — Arbeitsgesänge — Keine Kriegslieder — Gesang im Kanu-Haus — Inhalt der Lieder — Zusammenhang der Musik mit ihren Einrichtungen — Instrumente — Tanzzeiten — Sternscher — Kriege sind selten — Bestrafung von Verbrechen — Charakter — Beschönigung ihres Hanges Eisen zu stehlen u. a. — Person und Aussehen — Kleidung und Schmuck — Nigurts — Besuch von Hand (*Ant*) — Besuch von Pokeen (*Pakin*) oder Wellington Island — Charakter dieser Insel und Gebräuche auf derselben — Besuch von den Gefährten — Ein Ausflug — Ein Spion — Verfolgung — Zertrümmerung des Kanus — Unangenehme Lage von O'CONNELL — Peinliche Ungewißheit — Unrühmliche Heimkehr — Laowni's Freude — Wie man auf der Insel küßt — Ahoundel versucht sich zu entschuldigen — Laowni's Rache an Namadow.

Wir bemerkten bereits, daß die Eingeborenen ein sehr feines Ohr für Musik haben. Die Priester haben ihre heiligen Gesänge; die übrigen Leute singen nur, um sich die Arbeit zu erleichtern oder beim Tanze. Beim Aushöhlen des Kanus singen die Werkleute, wenn sie zu gleicher Zeit losschlagen; ebenso macht man es beim Polieren. Die Ruderer, besser Paddler, bewegen die Kanus im Gesange vorwärts. Kriegslieder gibt es jedoch nicht, höchstens solche wie wir zivilisierten Menschen sie auch haben, Lieder zur Erinnerung an die Taten der Helden.

Die Frauen singen sehr gern; sie beschränken aber wie die Männer ihre Lieder nicht auf Arbeit und Tanz. Besonders beliebt ist es sich zu hunderten im Bootshause hinzusetzen; auf den Knien liegen Streifen dicker starker Rinde, auf die man bei bestimmten Stellen im Lied mit den Händen schlägt, während die Männer sich mäuschenstill verhalten. Der Inhalt dieser Lieder bezieht sich auf die Ahnen oder *animan*; ferner auf die Sterne und deren Konstellationen, welche die Eingeborenen eifrig beobachten und für sie ebenfalls Namen besitzen, dann auf ihre Brotfrüchte, Hunde, Fische. Zuweilen singen sie auch stundenlang ein Verzeichnis ihrer Häuptlinge und deren Besitzungen herunter. Ich erinnere mich auch an ein Lied, das der Verherrlichung des Gebells eines Hundes gewidmet war, den sie an Bord eines Schiffes gesehen hatten, welches sie besucht hatte. Solch ein geringfügiger Anlaß vermag sie zu begeistern; allerdings sind sie leidenschaftliche Hundeliebhaber. Die Gallionsfigur eines Fahrzeugs, die angetrieben war und von den Eingeborenen im Kanuhouse von Nutt aufbewahrt wurde, lieferte den Stoff zu einem anderen Gesange. Es war eine Frauenbüste; daneben bewahrten sie den Arm einer zerbrochenen Figur auf, die wahrscheinlich ebenfalls von den Bugverzierungen eines Schiffes herstammte. Ein anderes Lied galt der Erinnerung an einen Mann, der auf einem Hunde ritt; bei näherem Nachfragen stellte es sich heraus, daß es sich um einen Neptun oder eine andere mythologische Figur gehandelt haben muß, die ehemals den Bug eines Schiffes schmückte.

Singen und Tatauieren sind die hervorragendsten Mittel, die Geschichte und die Einrichtungen der Insel, die alte Aristokratie, die Religion und die Überlieferungen lebendig zu erhalten. Ist der Inhalt der Gesänge vornehmlich der Erhaltung ihrer Einrichtungen gewidmet, so gibt es auch Lieder, in denen die Liebe besungen wird; aber diese werden eigentlich nur bei den Kawagelagen im engeren Familienkreise angestimmt. Nur zwei Musikinstrumente sind im Gebrauch; sie sind ziemlich roh ge-

macht: eins ist die Trommel, das andere eine Art Pfeife oder Flöte. Die Trommel<sup>①</sup> besteht aus einem ausgehöhlen Holzstück, das mit Fischhaut bespannt wird; die Flöte hat drei Löcher und wird statt mit dem Munde vom Spieler mit den Nasenlöchern geblasen. Als Kriegstrompeten verwendet man Muscheln oder Schneckenhäuser. Mein Gefährte KEENAN hatte außerdem eine Flöte nach deutscher Art gefertigt und erregte damit Begeisterung unter den Eingeborenen.

Nächtliche Tänze wurden im Kanuhaus nur bei Mond- und Sternenlicht abgehalten, das durch den großen Eingang Zutritt hatte. Man stand dabei wie ich es bereits beschrieb, in Reihen; das Tanzen bestand aber mehr in einem rhythmischen Stampfen mit den Füßen, wobei die Tanzpaddeln in geradezu bewundernswerten Weise genau im Takte aneinander geschlagen wurden. Die Eingeborenen sind begeisterte Himmelsbeobachter; sie setzen sich zuweilen einsam und allein hin, um einen besonderen Stern zu beobachten.

Es ist ein wirklich glückliches Völkchen. Wie bei allen primitiven Völkern kommen Kriege gelegentlich bei ihnen vor, doch haben sie durchaus keinen Hang dazu; sie entstehen bei ihnen seltener als bei Völkern, welche geschriebene Verträge haben, um die sie sich schlagen können. Die Regierung ist fest gefügt und in ihren Zielen unveränderlich; sie ruht auf den Gewohnheiten des Volkes und ist dadurch gesichert; deshalb hat sie keine üblen Überraschungen zu gewärtigen und sich darum auch nur mit wenigen Aufsässigen herumzuschlagen. Sämtliche Übeltäter werden sofort bestraft; Widerstand kommt selten vor; geschieht es, dann stellt sich das gesamte Volk auf die Seite der Häuptlinge, um die Auführer zu unterdrücken. Die Regierung ist eine Oligarchie, in der die Machtbefugnisse aufgeteilt sind. Einige Häuptlinge haben Gerichtsbarkeit über jedermann; kleinere Vergehen werden von den Unterhäuptlingen geahndet, sobald sie davon Kenntnis erhalten. Ein Schnitt ins Fleisch mit einer Muschel, der Wurf mit einem Stein aus einer Schleuder, das Niederschlagen mit einer Keule, wogegen der Missetäter sich nicht wehren darf, erzählen vom Verlauf der Untersuchung, Verurteilung und der Strafe. Kein Unterhäuptling darf die Todesstrafe verhängen; alle Schwerverbrechen werden mit Ausnahme des Ehebruchs durch Einschlagen des Schädels mit Steinen, Verbrennung des Gerichteten und Zerstreuung der Asche in alle vier Winde geahndet; oder man wirft den Körper des Erschlagenen den Hunden vor.

Ungefähr fünf Jahre habe ich unter ihnen gelebt; so daß mir ein Urteil über ihren Charakter zusteht. Ich möchte die Eingeborenen als gastfreundlich, gescheit und wohlwollend bezeichnen. Rachsucht kennen sie nicht mehr und nicht weniger als andere Südseevölker, die ungefähr in denselben Breiten leben. Sie sind gewandt, freundlich und angenehm im Umgang, zurückhaltend in Gesprächen vor Frauen und Kindern, kritisch in ihrem Urteil insoweit Dinge besprochen werden, die sie verstehen,

<sup>①</sup> Die Trommel, áip, mit Rochenhaut bespannt, ist sanduhrförmig. Sie verkörpert das Stammesheiligtum und wird nur im Besitz des Nanamariki gesehen.

zumal bei der Aussprache von Worten in ihrer Sprache. Wie anderen Südseevölkern wird ihnen vorgeworfen, diebisch zu sein. Insofern diese Leute gemeint sind, darf ich die Versicherung abgeben, daß sie nicht einmal die geringste Vorstellung von einer Art Tauschhandel haben. Das Land ist in »Hufen« aufgeteilt, die nominell Eigentum der Pächter sind, doch würde niemand hungrig an den Speisen eines anderen vorübergehen; außer Kleinigkeiten und kleinen Kostbarkeiten hat niemand ein »persönliches Eigentum«; niemand würde einem andern, der gerade eine Sache benötigt, diese verweigern. Wie anderswo wird der Wert der Sachen danach beurteilt was sie dem Eigentümer wert sind; und da sie meinen, daß die Dinge, welche bei ihnen am höchsten bewertet werden, von Amerikanern und Engländern geringer eingeschätzt werden, weil diese sie im Überfluß haben, so nehmen sie sich diese, wie ein Bettler sich eine Nadel, einen Knopf, einen Nagel aneignet, den er auf der Straße findet. Ich habe sie befragt weshalb sie Sachen von Schiffen gestohlen haben, und es wurde mir nicht leicht sie davon zu überzeugen, daß sie damit keine verzeihliche Handlung begangen, sondern sich einfach am Eigentum eines anderen vergriffen hatten. Sie wandten dagegen ein, daß ihre Besucher alles im Überfluß hatten, daß alle Sachen besser als ihre eigenen waren und sie garnicht den Verlust der Dinge spürten, die sie genommen hatten; sie meinten, die Schiffe könnten solche verloren gegangenen Sachen ebenso bequem ersetzen wie sie alles auf ihrer Insel fanden, was sie für sich benötigten. Daß sie mir und meinen Gefährten unsere kleinen Sachen wiedergaben, die in ihren Augen doch Kostbarkeiten waren, sogar unsere Messer, das zeugt davon, daß sie ehrenhaft dachten. Ich will damit nicht behaupten, daß es nicht etwa Ausnahmen gäbe; ich hatte selbst eine Auseinandersetzung mit einem Jerejoh, dem Namadow, der mir mein Messer gestohlen hatte. Da ich den Rang eines Häuptlings besaß, verschaffte ich mir mein Recht selbst; ich verprügelte ihn, als ich das Messer bei ihm fand. Obschon er sich nicht zur Wehr setzen durfte, behielt er doch das gestohlene Gut, bis Ahoundel ihn zur Rückgabe zwang.

In ihrer äußeren Erscheinung sind Moonjobs und Jerejohs von mittlerer Größe; sie haben eine aufrechte Haltung und ein aufrechtes Benehmen; nur bestimmte Zeremonien verlangen Demütigung. In den Gesichtszügen ähneln sie der mongolischen Rasse; sie haben hervortretende Backenknochen und sind breitgesichtig. Das Haar von Männern und Frauen ist schwarz, lang und fließend; es ist weicher als bei anderen Eingeborenen. Auf dem Kopfe tragen beide Geschlechter einen kegelförmigen randlosen Hut. Die Männer tragen einen Schurz aus gebleichten Kokosfiedern. Darunter wird eine T-Binde aus weichen Fasern über Hüften und Lenden getragen, darüber ein leuchtend roter Gürtel, dessen Ausführung und Schmuck den Rang kundgibt. Die Frauenkleidung besteht in einem eng anliegenden Schurz aus Kokosfasern, der mit größter Sorgfalt angefertigt wird. Zuweilen trägt man auch ein »lagow« (*likau*), ein Gewand, das aussieht wie der Poncho der Chilenen; er wird über die Schultern geworfen und besitzt in der Mitte ein Loch, durch das der Kopf gesteckt wird. Sie

sind leidenschaftliche Liebhaber von Blumen; die Frauen tragen sie im Haar und in den Ohren, die deswegen durchbohrt werden. Als einziges Verschönerungsmittel für die Haut verwenden sie Kokosöl, dem ein Pulver zugesetzt wird, das wie Curry aussieht (*Ingwerwurzelextrakt*); ihre häufigen Bäder erhalten sie recht gesund. Wie alle Eingeborenen lieben sie Perlen, die sie sich aus weißen Steinen herstellen, welche sie am Strande finden; zur Herstellung einer Perle gebraucht man einen Tag. Sie kauen keinen Betel wie die Malaien, sondern halten ihre Zähne weiß und sauber. Hiervon gilt aber nichts für die Nigurts, die ebenso schmutzig wie heruntergekommen aussehen; ihre Kleidung ist derber, ihre Haut fühlt sich rau und widerlich an.

Nachdem GEORGE und ich mit den Gewohnheiten der Leute vertraut geworden waren und ihren Charakter richtig zu würdigen gelernt hatten, lebten wir mit ihnen recht glücklich und zufrieden; da jede Hoffnung einmal zu entkommen von uns aufgegeben war, hatten wir uns eben in das Unvermeidliche gefügt. Etwa ein Jahr nach unserer Ankunft war Ahoundel weniger argwöhnisch geworden, wenn wir Ausflüge unternehmen wollten; er war ein wenig dazu genötigt worden, denn wir waren mit den Leuten soweit vertraut geworden, daß wir sie nicht alle mehr für Kannibalen hielten. Doch bestand er darauf, daß wir uns häufig in seiner Gesellschaft sehen ließen. Die Auseinandersetzung mit Laowni, die ich erzählte, hatte meine Lage allerdings nicht gerade verbessert; übrigens hatte ich alle Ursache anzunehmen, daß Ahoundel durch Namadow aufgehetzt worden war. Ahoundel wollte seine Barschheit durch übertriebene Liebe wieder gut machen; so war es für mich und GEORGE sehr schwierig geworden, Nutt selbst nur für vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Außerhalb des Riffes, das Ponape umzieht, liegen zwei Inseln; die eine wird von den Eingeborenen Hand (*Ant*)<sup>Q</sup> genannt; sie liegt etwa zwanzig Meilen entfernt; die andere heißt Pokeen (*Pakin*), die etwa sechzig Meilen ab liegt. Diese — auf den Karten heißt sie Wellington Island — wird bewohnt; Hand ist unbewohnt. Die Bewohner von Wellington Island ähneln den Ponapeleuten; doch sollen sie dem Kannibalismus huldigen, der auf Ponape unbekannt ist; allerdings mit der Ausnahme, daß man das Herz eines erschlagenen Feindes verzehrt. Hand wird wegen seiner Kokosnüsse besucht, die hier sehr reichlich vorhanden sind. KEENAN und ich waren einmal dort; sie wird von einem Riff umgeben, durch das nur eine Durchfahrt führt. Trepang lag hier bei Ebbe in großen Mengen auf den Sandbänken. Durch einen Sturm wurden wir hier länger festgehalten als wir wollten; zehn Tage mußten wir bleiben.

Auf Wellington Island sind wir ungefähr sechs Monate gewesen. Es wird hier im wesentlichen dieselbe Sprache gesprochen wie auf Ponape; auch die Bräuche sind dieselben; ebenfalls sind hier die drei Klassen vorhanden. Schiffe besuchen diese Inseln häufiger als Ponape; Stücke eiserner Faßreifen, ein Offiziersrock und andere Sachen, die sich im Besitz der Eingeborenen befinden, beweisen es. Trepang und Schildpatt

<sup>Q</sup> A n t besitzt wichtige und hohe Tabuplätze. Es ist das Seelenland, nach dem die Seelen der Verstorbenen wandern bzw. gebannt werden.



gibt es hier in großen Mengen; es befindet sich in den Händen der Eingeborenen, Um den Trepang kümmert man sich nicht; man versteht es nicht, ihn zu räuchern und zu trocknen.

Die Eingeborenen von Wellington Island besuchen Ponape sehr häufig; als Geschenke bringen sie Matten, Früchte und andere Sachen; wir besuchten ihre Insel mit Eingeborenen, die nach Wellington Island zurückkehrten. Die Bewohner Ponapes erwidern diese Besuche nur selten, denn ihre Kanus sind zu Fahrten über das offene Meer weniger geeignet als die Fahrzeuge von Wellington Island; auch sind sie nicht so tüchtige Seeleute. Bis zu meinem Besuch auf Wellington Island hatte ich nicht geglaubt, daß die Eingeborenen Menschenfresser waren; dort habe ich es selbst erlebt. Die Menschenfresserei<sup>Ⓞ</sup> gehörte zu ihren ungezügelten Leidenschaften; die Opfer waren nicht nur Gefangene; die Häuptlinge erhielten von den Eltern Kinder für diesen Zweck zum Geschenk; und diese sahen darin noch eine besondere Ehre, wenn ihre Geschenke angenommen wurden. Wellington Island steht auf den Karten als eine einzige Insel verzeichnet; tatsächlich sind es drei Inseln, die von einem Riff umgeben werden. Eine Insel ist bewohnt; die beiden anderen sind unbewohnt; verschiedene Häuptlinge beanspruchen sie für sich, gerade als ob sie dauernd Vorwände haben müßten, um Kriege zu führen, die im Grunde nur dazu dienen, ihnen die Opfer zu liefern, um ihrer schrecklichen Leidenschaft fröhnen zu können.

Kurz nach unserer Rückkehr von Pokeen oder Wellington Island besuchten uns unsere vier Kameraden JOHNSON, BRAYFORD, THOMPSON und WILLIAMS, wie sie es bereits früher getan hatten. Bei diesen Gelegenheiten boxten, tanzten, sangen wir, sprachen englisch und erzählten einander unsere Erlebnisse, redeten über unsere Fortschritte in der Sprache der Eingeborenen und deren Charakter. Der alte Kameradschaftsbund wurde wieder erneuert und auch hin und her überlegt, wie wir von Ponape entkommen könnten.

Diesmal schlugen die Kameraden GEORGE und mir vor, Nutt zu verlassen und zwölf Monate mit ihnen zu verleben; wir sollten diese Zeit auf die verschiedenen Häuptlinge verteilen, bei denen sie wohnten; der erste Monat aber sollte einer Rundreise von Insel zu Insel gelten. Begeistert stimmten wir diesem Vorschlag zu. Ahoundel hatte ich bereits mehrmals einen derartigen Vorschlag unterbreitet und ihm auseinandergesetzt, daß ich des einförmigen Aufenthalts auf ein und derselben Insel allmählich überdrüssig geworden wäre; er hatte mir jedoch stets meine Bitte abgelehnt. Daß ich länger auf Wellington Island hatte bleiben müssen, weil der Nordost-Monsun die Rückkehr verzögerte, war ihm schon wider den Strich gegangen; trotzdem ich an dem verlängerten Aufenthalt ganz schuldlos und mir durchaus nichts vorzuwerfen war, mußte meine lange Abwesenheit, während der er mich nicht um sich haben konnte, es zuwege gebracht haben, daß er mich jetzt nicht aus den Augen

<sup>Ⓞ</sup> Was aus aufgezeichneten Sagen und Erzählungen sich nur vermuten ließ, erhält durch diese Mitteilungen seine Bestätigung.

ließ; das war eine väterliche Besorgnis, die mir geradezu auf die Nerven fiel. Da ich also wußte, welchen Erfolg ein Urlaubsgesuch bei ihm haben würde, wollte ich mein Heil auf eigene Faust versuchen. Eine günstige Gelegenheit bot sich bald. Ahoundel ließ seine Kanus zu Wasser, um mit seinem ganzen Hause und der Verwandtschaft eine Besuchsreise zu unternehmen. Ich war entschuldigt, da ich Besuch von meinen Freunden hatte; auch weigerte ich mich Ahoundel zu begleiten. Als sie ein gutes Stück entfernt waren, setzten auch wir uns in ein Kanu; kaum waren wir unterwegs, als ein tückischer Nigurt, der uns anscheinend überwacht hatte, sein Kanu ins Wasser stieß und Hals über Kopf davon paddelte, besser noch; sein Kanu über das flache Riff stakete, dann wie toll geworden die Paddel handhabte, sobald er in tieferes Wasser gekommen

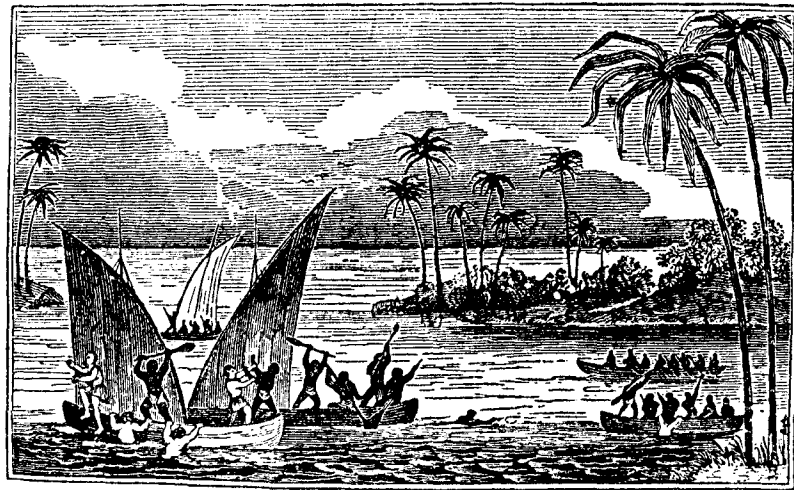


Abb. 2. O'CONNELL wird mit Gewalt von seinem Schwiegervater in Not an einem Ausflug gehindert (Skizze des O'CONNELL).

war. Als er den Fluß bzw. Einfahrt erreicht hatte, in die Ahoundel eingebogen war, flitzte er blitzschnell dort hinein; nun wurde uns seine Absicht klar und wir begriffen auch was das Schreien bedeuten sollte, als er vor uns davon fuhr. Nach wenigen Augenblicken wurden wir von Ahoundels Kanus verfolgt. Wir gebrauchten Paddeln und Segel und sausten dahin; hielten wir doch das ganze mehr für einen Ulk. Da wir einen Vorsprung hatten, im übrigen aber die Kanus so ziemlich dieselbe Schnelligkeit entwickelten, hatten sie uns in ungefähr zwei Stunden bis auf Rufweite eingeholt. Sie baten uns anzuhalten, machten uns die schönsten Versprechungen, boten uns Fische Brotfrucht, und Yams an, und versuchten alle möglichen Überredungskünste. Wir fuhren immer frisch drauf los; schließlich war Ahoundels Kanu längsseit von unserem, an der Luvseite; da gaben wir das Rennen auf. Mein Freund Namadow griff nach dem Ausleger; er ließ nun merken, welche Absichten sie gegen uns hegten, denn er versuchte das Kanu zum Kentern zu bringen. Wir legten uns nach der entgegengesetzten Seite hinüber; da ihm die Kräfte nicht ausreichten, seine Absicht aus-

zuführen, war er so unverschämt, auf die Plattform zu springen und unser Kanu zu entern. In der Hitze des Gefechts versetzte ich ihm einen Kinnhaken, daß er ins Wasser flog. Da griff ein halb Dutzend Eingeborener nach dem Ausleger; gegen eine derartige Übermacht konnten wir nicht standhalten; wir sprangen daher sämtlich aus dem Kanu. Inzwischen waren die anderen Kanus Ahoundels eingetroffen; sie umzingelten uns und die Eingeborenen begannen, sobald wir aus dem Wasser auftauchten, uns mit der flachen Seite der Paddeln zu bearbeiten. Unser Kanu wurde vollständig zertrümmert; meine Gefährten durften deshalb in die anderen Kanus klettern, ohne daß sie noch viele Prügel zu kosten bekamen; ja, man half ihnen sogar bei ihren Bemühungen; nur mir erging es nicht so gut. Ahoundel und die anderen zückten mehrmals die Speere, doch schleuderten sie keinen; keiner hatte auch in Wirklichkeit irgendeine mörderische Absicht. Später erfuhr ich, daß sie uns nur ängstigen und schlagen, aber nicht verletzen sollten; das war recht tröstlich, nur wußte ich es damals nicht. Mein Schwiegervater warf mir während der ganzen Zeit meine Undankbarkeit vor; er erinnerte mich an meinen Rang, meine Frau, an alle Wohltaten, mit denen er mich überhäuft hatte. Ich wandte dagegen ein, daß ich nur einen Ausflug hätte machen wollen und zurückgekommen wäre. Nach dem ersten Überfall hatte man das Schlagen mit den Paddeln eingestellt; die Unterhaltung bzw. die Scheltreden gingen weiter; die Speere bedrohten mich; ich mußte mich hüten, mich noch weiteren Schlägen auszusetzen. Verschiedene Male versuchte ich, in Ahoundels Kanu zu klettern; doch war inzwischen mein guter Freund aufgefischt worden, und jedesmal, wenn ich nach dem Kanurand faßte, schlug er mir mit der Paddel auf die Finger. Unterdessen hatte die Flotte noch Verstärkung von Nutt aus bekommen; es waren Leute, die bei dem Tumult aus Neugierde herbeigeeilt waren. Nun gings wieder nach Nutt; Jem Aroche, der Moonjob, mußte schmählicher Weise im Kanu eines Nigurt Zuflucht suchen, und darin ins Vaterhaus heimkehren. Meine Schiffskameraden begleiteten mich; Ahoundel, der nun zufrieden war, daß ich meinen Fluchtversuch nicht wiederholen würde, setzte seine Besuchsreise fort. Ich muß noch bemerken, daß Frauen an der Verfolgung nicht teilnahmen; sie waren zuvor ans Land gesetzt worden.

Nach drei, vier Tagen kam Ahoundel wieder. Ich hatte inzwischen genug Zeit, meine Lage zu überdenken; zum Schluß sah ich ein, daß die heimliche Art, in der ich Nutt verlassen hatte, Ahoundel wohl ein Recht gegeben hatte, argwöhnisch zu werden. Ich sah ein, daß ich mir die Strafe nicht unverdient zugezogen hatte, ob schon mein Vater mich reichlich rauh angefaßt hatte.

Als die Gesellschaft heimkam, suchte mich Laowni sofort nach der Landung auf; sie hatte allerlei Gerüchte über mein Abenteuer gehört und war nicht ganz sicher, ob man mich nicht umgebracht hatte. Sie freute sich über die Maßen, als sie mich sah; sie rieb ihre Nase an meiner (so küßt man dort, meine Damen!) umhalste mich und weinte vor Freude, daß sie mich wieder hatte. Ahoundel stammelte einige halbe

Entschuldigungen und wiederholte, daß die Umstände mich verdächtig gemacht hätten. Laowni war über meine Behandlung höchst aufgebracht; sie fragte ihren Vater, was er wohl dazu gesagt hätte, wenn er als Fremder in London ebenso behandelt worden wäre.

Laowni erkundigte sich nach allen Einzelheiten und geriet über das Verhalten meines Freundes Namadow derartig in Wut, daß sie auf ihn zulief und mit ihrem *cidjic* (*kapit*), einem kleinen Holzmesser, nach ihm stieß. Sie brachte ihm eine gehörige Verletzung bei, die der wilden Bekundung ihrer Freundschaft mehr Ehre machte als ihrem Geschlecht. Da er ein Jerejoh war, blieb ihm nur die Flucht übrig; die anderen, welche mich bei dem Treffen gehörig beschimpft hatten, wagten sich später als sie gesehen hatten, daß ich mich mit Ahoundel vertragen hatte, nicht wieder ins Kanu-Haus, wenn ich dort war; erst versuchten sie mich durch Geschenke wieder zu versöhnen. Ahoundel war von Laownis Angriff auf Namadow entzückter als ich. Er lobte ihre Tapferkeit; er sagte es ihr nicht gerade; wie schließlich jeder Vater sich eher über die Streiche eines verwöhnten Kindes freut, als daß er diesen steuert; und Laowni war seine einzige Tochter.

#### 14. Kapitel

Küssen — Verschiedene Arten — Der Brauch auf Ponape — Folgen von Laowni's Angriffe auf Namadow — Entschuldigung Laowni's durch ähnliche Vorkommnisse bei zivilisierten Völkern — Besuch unserer Freunde — Unterhaltung mit den Eingeborenen — Geographische Erläuterungen — Weshalb die Bevölkerung zurückgeht — Eine weiße Frau — O' CONNELL gibt den Häuptlingen Namen — Boxen — Tabak — Nachahmung — Späße — Schlafmatten — Ratten — Ihr lästiges Verhalten — Inneres der Häuser — Beschäftigung — Erholung — Botschaften — Wie Botschaften befördert werden — Früchte — Blumen — Tiere — Geflügel — Hahnenkämpfe — Handelserzeugnisse.

Der Kuß ist allgemein das Zeichen, mit dem man seine Neigung offenbart; jede Nation besitzt Abarten dieser interessanten Betätigung; selbst das unverständige Tier liefert Beweise, daß dieser Brauch nicht nur etwas mit Vernunft zu tun hat. Der Hund küßt die Hand oder das Gesicht seines Herrn; die Liebhaber von Pferdefleisch würden schwer beleidigt sein, stritte man ihnen ab, daß ein Pferd nicht küssen oder nicht lachen könnte. Die griechische Schöne küßt mit den Augenlidern, die Spanierin küßt vom Balkon herab ihren Fächer; unsere jungen Damen, ob englisch oder amerikanisch, berühren mit den Lippen den Auserwählten. Die Alten pflegten dem Mond und den Sternen Kußhände zuzuwerfen; die Lappländer pressen die Nasen aneinander; viele Südseeeingeborene, darunter die Ponapeleute, begnügen sich damit, sanft die Nasenspitzen aneinander zu reiben. So wurde ich von Laowni begrüßt, nachdem ich den Liebesbeweisen des Namadow entronnen war; vielleicht denkt der Leser nun gar, daß Sanftmut sie nicht zierte weil sie den Kerl so wenig zart behandelte? Namadow war von ihr so schwer verwundet worden, daß er nach einigen Monaten starb, wohl an der Wunde, dann auch weil er sich schämte, von einer Frau bestraft zu sein.

•Was für eine Wilde!• ruft hier nun vielleicht eine Leserin aus. Gemach, gemacht, gnädige Frau! Warten Sie bitte mit ihrem Urteil, bis Sie meine Verteidigung bis zu Ende angehört haben. Sehen wir uns doch einmal unter den zivilisierten Völkern nach ähnlichen Vorkommnissen um. Zunächst in königlichen Familien; nicht wahr, Laowni war doch eine richtiggehende Prinzessin? Elisabeth von England ohrfeigte noch auf ihrem Sterbebette die Gräfin von Nottingham, weil sie den Tod eines Günstlings verschuldet hatte. Sollen wir deshalb etwa behaupten, daß man in den Tagen der guten Königin Beß weniger zivilisiert war als die heidnischen Ponapeleute? Maria, Königin von Schottland wurde hingerichtet; Maria von England unterzeichnete Todesurteile; in der Bartholomäusnacht wird der weibliche Einfluß offenbar. Damen schauten bei den Turnierkämpfen zu, Damen bewundern in Spanien die Stierkämpfe, Damen sahen den Autodafé-Zügen zu, ja, sie waren sogar Zeugen, wenn die armen Opfer finstersten Aberglaubens gefoltert und verstümmelt wurden. Wenn wir diese historischen Geschehnisse wissen — nur einige wenige Beispiele konnten hier benannt werden — sollen wir dann Laowni wegen einer Handlung tadeln, die von einem liebenden Weib und einer ungestümen Eingeborenen gleichermaßen vollbracht wurde, zumal sie von irgend welcher Zivilisation noch garnicht beleckt war? Die gleiche Erregung hätte bei uns vielleicht eine Frau nur dazu veranlaßt auf ihren Gatten einzuwirken, daß er sein Recht auf Grund des Gesetzes suchte. Laowni hatte aber selbst das Gesetz in Händen; sie vollstreckte es mit eigener Hand; eine christliche Frau auf dem Throne würde mit demselben Erfolg einfach ihren Einfluß geltend gemacht haben.

Nach der Gefangennahme wegen der unter verdächtigen Umständen erfolgten Flucht mit GEORGE und mir, verlängerten unsere Schiffsgenossen ihren Besuch um einige Tage. Ahoundel war so großmütig ihnen ein neues Kanu zu schenken; er lud sie auch ein, länger zu bleiben, und gab ihnen ihre Sachen zurück, damit es nicht so aussähe, als ob sie wegen fehlender Mittel zu einem längeren erzwungenen Verweilen genötigt worden wären. Recht unterhaltsam war es für uns mit den Eingeborenen zu sprechen und dann zu beobachten, mit welcher Wonne und Lust sie unsere Erzählungen verschlangen. Was sie lernten, verwendeten sie sofort recht geschickt zur Verbesserung ihrer Fertigkeiten; nur bei Dingen, die ihre religiösen Überzeugungen angingen, machten sie eine Ausnahme. Wir wollten ihnen auch eine Vorstellung von der Macht der Häuptlinge von England und Amerika verschaffen. Wir erzählten ihnen von Gewehren und Geschützen; leider konnten wir ihnen nicht zeigen, daß Gewehre totbringende Werkzeuge waren; wir hatten Gewehre, deren Wirkung ihnen aus eigener Erfahrung und Überlieferung bekannt war, aber unser Pulver war bereits vor der Landung im Boote verdorben.

Um meine Schüler in der Erdkunde zu unterweisen, zeichnete ich auf Baumrinde eine rohe Umrißkarte von Amerika, und im selben Verhältnis eine gleiche von England; um ihnen das Größenverhältnis ihrer Insel dazu klarzumachen, stellte ich diese durch einen Punkt dar. Das genügte ihnen nicht, denn sie fragten mich, wieviel Tage

man gebrauche, um England oder Amerika zu umfahren. Hierfür setzte ich eine ganz unbestimmte Zeit an, lange, lange — viele, viele Tage, die garnicht zu zählen wären. Meine Zuhörer schnalzten vor Erstaunen. Für England — ich wollte es nicht zu unbedeutend erscheinen lassen — setzte ich ein Jahr zur Umfahrt an; unter England verstand ich die drei vereinigten Königreiche. Sie wandten sich dann ihrer Insel zu und wollten garnicht glauben, daß andere bewohnte Länder so sehr viel größer als ihre Heimat waren. Obgleich ihre Insel klein ist, ist sie doch ziemlich dicht besiedelt. Zahlen vermag ich jedoch nicht anzugeben. Da ein Entkommen von der Insel unmöglich schien, kam mir garnicht der Gedanke, daß jemals etwas über meine Beobachtungen gedruckt werden könnte. Zur Auswanderung greift man, wenn die Bevölkerung zu dicht wird, um allen ein sicheres Auskommen zu gewährleisten; den Brauch hat Ponape mit den anderen Südseeinseln gemein. Ist eine derartige Maßregel notwendig, dann schifft sich eine Anzahl Eingeborener mit Frauen und Kindern in Kanus ein; sie nehmen so viel Lebensmittel mit, wie die Kanus zu tragen vermögen und fahren auf's Geratewohl aus, einen Hafen oder einen anderen Landungsplatz zu finden. Während meiner Anwesenheit fand ein solcher Auszug nicht statt; doch haben die Eingeborenen davon erzählt. Die Wahrheit ist dadurch erwiesen, daß Kanus mit Eingeborenen auf hoher See angetroffen wurden. Auf einer der Ponape-Inseln traf ich einen alten Mann und unterhielt mich mit ihm; er war der letzte Überlebende einer Gesellschaft, die auf der Insel gelandet war; sie waren aus ihrer Heimat vertrieben worden. Man darf wohl annehmen, daß die Auswanderer meistens den niederen und ärmeren Klassen angehören.

Unter anderem begegneten wir auf der Insel einem Individuum, das bei den Eingeborenen ebenso als Wunder galt wie wir. Es war eine Frau<sup>Ⓞ</sup>, welche eine Laune der Natur völlig weiß erschaffen hatte. Sie wurde von den Bewohnern der anderen Ponape-Inseln häufiger besucht als von den Leuten, die mit ihr auf der Insel wohnten. Ihr Ruf war über die ganze Gruppe verbreitet. Ihre Züge waren völlig mongolisch, aber ihre Hautfarbe war weiß wie die von Europäerinnen. Sie war sehr schön, weswegen sie auch besucht wurde; da sie ihre persönlichen Vorzüge genau kannte, benahm sie sich auch wie eine richtige Kokette.

Jeder von uns hatte einen Eingeborenentitel erhalten; wir erwiderten diese Höflichkeit damit, daß wir unseren Gastfreunden Titel gaben, die sie auch sehr gut behielten und mit Stolz trugen. Vater Ahoundel nannte ich König Georg und setzte ihm genau auseinander, nach welchem Fürsten ich ihn benannt hatte. Wajai, der Häuptling von Matakaleme hörte von diesem neuen Titel seines Freundes; schon bat er mich, ihm ebenfalls einen Titel zu verleihen; da nun der Titel des obersten englischen Häuptlings vergeben war, kam der nächste an die Reihe, der Name des Häuptlings von Amerika. Da diese »Häuptlinge« aber wechseln, und ich nicht wußte, wer

---

<sup>Ⓞ</sup> Die Erinnerung an diese Frau, die li en maipön, war 1910 noch nicht erloschen.

z. Zt. dort Machthaber war, denn ich war weit weg von jeder Postverbindung, hatte auch keine Zeitungen gelesen, so nannte ich den Wajai Washington.

Als etliche Eingeborene uns bei der Ausübung unseres altberühmten englischen Boxsportes zuschauten, wollten sie ebenfalls diese »Kunst der Selbstverteidigung« erlernen. Einige waren darin recht gewandt, aber die meisten waren doch zuwenig Philosophen, um einen Schlag humorvoll hinzunehmen. Sie erlernten es nie dem Tabak einen Genuß abzugewinnen; die wenigen Hände voll, die wir in unseren Beuteln an Land gerettet hatten, reichten bei sparsamsten Gebrauch etwa ein Jahr lang. Die Frauen sangen gern wie die Kinder unsere einfachen Lieder nach; etliche der gewöhnlichen Matrosenausdrücke erlernten sie schnell, denn sie hörten sie häufig; sie wandten sie an ohne auch im geringsten die Bedeutung zu kennen. Im Schimpfen und in dem Gebrauch schmutziger, gemeiner Redensarten waren sie wahre Meister; allerdings geschieht dies meist in aller Harmlosigkeit, denn das Lächerliche irgend einer Situation haben sie bei ihrer schnellen Auffassungskraft, so roh und ungebildet sie sonst sein mögen, rasch erfaßt. Selten enden diese kleinen Auseinandersetzungen in Prügeleien oder Stechereien mit Holzmessern oder Muschelschalen. Häuptlinge bestrafen allerdings, wie bereits erzählt, alle Störungen oder Verletzungen der Ordnung in ihrer Gegenwart sehr streng. Ich habe einmal gesehen, wie Ahoundel einen Speer oder eine Keule nach einem Eingeborenen warf, der in seiner Gegenwart aufrecht stand oder ging.

Während meiner Anwesenheit auf der Insel gehörte ich zur Familie des Ahoundel. Nachts schliefen wir im selben Raum; selten sind die Häuser geteilt; höchstens findet sich einmal ein Verschlag, hinter dem die Wertsachen untergebracht werden. Matten bildeten die ganze Bettausstattung; morgens wurden diese aufgenommen; dann kam der nackte Boden zum Vorschein. In der Nacht brannte ein kleines Feuer; zu dem Zwecke war in der Mitte des Fußbodens eine Stätte freigehalten worden. Ein junges Mädchen schlief daneben und mußte es von Zeit zu Zeit wieder anfachen. Ich bin häufig von Ahoundel geweckt worden, wenn er das Mädchen rief, weil sie das Feuer hatte niederbrennen lassen. Von der Wärme spürten wir im großen Hause wenig; größere Unbequemlichkeiten bereiteten uns die Mücken. Die Insel wimmelte von Ratten, die gelegentlich sogar einmal gegessen werden. Die Eingeborenen haben keinerlei Mittel um sich von dieser Plage zu befreien, obschon sie die Tiere manchmal zum Vergnügen in Fallen fangen. Diese kleinen vierfüßigen Quälgeister, deren Übeltaten schweigend geduldet wurden, liefen tagsüber wie Fliegen im Hause herum; nachts wurden sie mir mit ihren Spielen jedoch recht unbequem, ja gerade fürchterlich. Sie knabberten einem an den Sohlen und versuchten sich sogar an den Fingern. Stoßen half nur solange wie der Fuß in Bewegung war; am Fleisch allerdings haben sich die Bestien nicht vergriffen.

Soviel vom Schlafen; der Möbel kann mit wenigen Worten Erwähnung getan werden. Außer Matten besitzen sie nur Kalebassen und schön polierte Kokosschalen, in denen Flüssigkeiten aufbewahrt werden, ferner Körbe aus Blättern und Binsen, die ein oder

zweimal gebraucht werden und Essen enthalten. Es gibt aber auch Körbe, die ausschließlich einer Person gehören, sie sind sehr sauber gemacht und für die Dauer gedacht, denn sie enthalten die wenigen persönlichen Habseligkeiten ihrer Besitzer: Muschelmesser, Korallen- und Fischhautraspeln der Männer, Perlen, Messer, Knochenadeln usw. der Frauen. Die Wände sind mit Speeren, Paddeln, Keulen und dem Webegerät der Frauen behängt. Diese Wände sind sehr sorgfältig und künstlerisch mit Fadenbindungen verziert; desgleichen der Fußboden, dessen Bambusbelag aus genau gleichlangen Abschnitten besteht. Nicht der geringste Unrat wird im Hause geduldet. Die Reinlichkeit der Eingeborenen ist über alle Maßen zu loben. In der Mitte des Hauses steht eine Reihe Pfeiler, die das Dach tragen; sie sind ebenfalls sämtlich mit Zwirnumwicklungen geschmückt. Das Kochen wird zumeist außer dem Hause vorgenommen oder in den Kanuhäusern; daher bräunt der Rauch auch nur wenig die Wände; die verschiedenen Farben der Garnumwicklungen werden deshalb nicht in Mitleidenschaft gezogen und bleiben gut erkennbar.

Der Tag fängt mit Baden an; vernachlässigt jemand diese so notwendige und gesunde Sitte, dann genügt dies, um ihn seine Kaste verlieren zu lassen, er wird ausgestoßen und verfällt der Schande. Sie nehmen nur leichte Nahrung zu sich und diese auch nur in kleinen Mengen; die Hauptmahlzeiten finden am Abend statt. Die Beschäftigung der Männer besteht, soweit darüber bereits nicht schon oben gesprochen wurde, in der Herstellung von Kalk aus Korallengestein, roter Farbe, Perlen und anderen kleinen Sachen. Hauptsächlich werden die Arbeiten, wie es der Leser bereits erfahren hat, von den Nigurts ausgeführt. An den Spielen ihrer Kinder haben die Eingeborenen großes Vergnügen; wie überhaupt Belehrung, Beschäftigung und Vergnügen ineinander übergehen. Nachts erholte man sich, dann sangen die Frauen; besonders gern unterhielt man sich auch mit uns; oder es wurde getanzt. Oft sah man den Frauen zu, die ob ihrer Anmut und Geschicklichkeit als Tänzerinnen berühmt waren.

Botschaften<sup>①</sup> wurden von einem Häuptling zum andern mittels Blätter von einem besonderem Baume gesandt; die Spitzen wurden in sehr mannigfacher Weise gefaltet, um dadurch verschiedene Nachrichten zu übermitteln. Einige Eingeborene machten mich darauf aufmerksam; sie hatten gesehen, wie ich »Die schottischen Häuptlinge« las; sie holten ein Blatt, falteten es und unterwiesen mich in ihrer Art »auf weite Entfernungen hin zu sprechen«; dazu bemerkten sie, daß mein Buch »lakya toto mijiwid« — zuviel sprechen nicht gut (*lokaia toto me šuet*, reden viel was schlecht); ihr einziges Blatt wäre »lakya tic-a-tic macojalale« — wenig sprechen sehr schön (*lokaia tketk me kajëlël*, reden klein was sehr schön).

Ich habe nie gelernt die so gefalteten Blätter zu lesen; in dieser Beziehung war ich dümmer als die Eingeborenen. Zuerst meinte ich, daß man auf diese Weise nur eine beschränkte Zahl von Mitteilungen senden konnte; vergleicht man aber damit die

<sup>①</sup>Die Botschaften werden mittels Schilfblätter ausgedrückt, die in besonderer Weise gefaltet werden; meist gehören 4 verschieden gefaltete Blätter zu einer Botschaft.



dickleibigen Telegraphencodes, bekommt man eine andere Meinung. Diese einfachen Briefe wurden in ein Pflanzenblatt eingeschlagen und mit Bindfaden umwickelt; Geschenke begleiteten sie; zum Inhalt hatten sie Bitten um Geschenke, Kriegserklärungen, Unterwerfungserklärungen usw; kurz es waren Staatsdepeschen. Erde, Pfeile oder andere greifbare Symbole begleiteten die Botschaft nicht; die Sprache der Blätter war in ein bestimmtes System gebracht und wurde dementsprechend verstanden.

Die Inseln sind gebirgig; das Land ist recht steinig; am meisten verbreitet ist ein bläulicher Schiefer<sup>①</sup>. Schwefel<sup>②</sup> wird in großen Mengen gefunden; sonst vermag ich über den Reichtum oder die Armut an Mineralien auf den Inseln keine nennenswerten Aufschlüsse zu geben. Die Inseln sind gut bewässert und fruchtbar; überall bringt sie Brotfrüchte, Kokosnüsse, Planten, Bananen und Mangrowen hervor. Daneben gibt es noch andere Nüsse und eine kleine Art Zitronen. Der Landbau beschränkt sich auf die Pflege des Yams und der Kawa; die starke Nachfrage erfordert für diese eine recht sorgsame Behandlung. Naturwissenschaftler kennen die ungemein große Bedeutung der Brotfrucht und wissen, wie sie den Erfordernissen der Eingeborenen in den Gebieten, wo sie vorkommt, angepaßt ist. Mit einer langen, am Ende gegabelten Stange wird sie vom Baum abgedreht. Reift sie schneller, als sie verzehrt werden kann, dann sammelt man sie, schneidet sie in Scheiben und gräbt sie in der Erde ein; allerdings werden zuvor die Schale und die Kerne entfernt. Auf diese Weise hält sie sich viele Monate lang; die Eingeborenen ziehen diese Form der frischen Frucht vor; die Konserve wird vor dem Backen mit geraspelter Kokosnus durchgeknetet. Wilde Blumen gibt es reichlich; sie besitzen prächtige Farben, duften aber im allgemeinen wenig. Eine Ausnahme macht eine kleine gelbe Glockenblume, die einen wundervollen Geruch besitzt. Die Frauen ziehen die Blüten auf dünne Fäden auf; der Faden wird durch die Glocke hindurch gezogen; auf diese Weise fertigen sie sich einen ebenso schönen wie wohlriechenden Schmuck, der auf dem Kopf oder als Anhänger in den Ohren getragen wird.

Fruchtbäume sind Allgemeinbesitz; obschon gelegentlich eine Umwicklung mit Kokosbindfaden oder Rinde einen Baum als *majorhowi* (*mě šarāui*, heilig) kennzeichnet; einen solchen Baum zu berühren gilt als strafbares Vergehen. Yams, Kawa, Hunde sind Privateigentum und der Verwendung durch den Besitzer vorbehalten. Abgesehen davon, daß gelegentlich einmal Ratten verzehrt werden, liefern Hunde ebenso begehrtes wie geschätztes Fleisch. Frauen nähren junge Hunde an ihren Brüsten, wenn die Alten sterben; vielleicht auch wohl deswegen, wie ich annehmen muß, um einer allzugroßen Abmagerung der Hündin vorzubeugen, die für irgend eine Gelegenheit als Festbraten in Aussicht genommen ist. Die Hunde werden allerdings nicht wegen ihrer Klugheit oder Anhänglichkeit an ihre Herren eingeschätzt; gesellig sind sie nicht; im Gegenteil,

① Gemeint ist Basalt.

② Schwefel kommt nicht vor, vielleicht ist die hier und da anstehende Porzellanerde für Schwefel gehalten worden.

man darf sie wohl allgemein als die händelsüchtigsten Vierfüßler ansprechen, deren Geheul in den Nächten entschieden den unliebsamsten Lärm bildete, den ich je zu erdulden hatte. Zusammen mit Ratten und Mäusen sind sie die einzigen Vierfüßler im Lande; gekennzeichnet werden sie durch die Adjektive läpaläp (*läp a läp*), groß, und ticatic (*tiketik*), klein. Es gibt Millionen von Eidechsen und unzählige Tausendfüßler, vor denen die Eingeborenen Angst haben; eine Schlange habe ich jedoch nicht ein einziges Mal gesehen. Deshalb braucht man nicht zu glauben, daß es keine gäbe; jedenfalls sind sie nicht zahlreich, auch nicht giftig, um Schrecken hervorzurufen und deshalb beachtet zu werden.

Unter den Vögeln gibt es Sittiche und Papageien in ungezählten Abarten. Aber es gibt nur wenige Singvögel; ihr Gesang ist nicht viel wert; die Vögel der Tropen besitzen eben zur Hauptsache nur ein farbenprächtiges Gefieder; Gesang eignet ihnen weniger. Eine Taubenart ähnelt unsern, doch ist sie größer als unsere wilde Taube; Hühner gibt es in Mengen. Die Tauben sind einheimisch; von den Hühnern erzählen die Eingeborenen, daß sie Abkommen von einem Paar sind, das ein Häuptling einmal von Leuten mit Bärten geschenkt bekommen hat, die in einem großen Schiff mit einem Stock nach der Insel gekommen wären. Das scheint eine Schaluppe gewesen zu sein. Es ist möglich, daß dies Fahrzeug aus den Ostbesitzungen der Portugiesen und Spanier gekommen ist, denn aus ihren Antworten — ich brauche die Fragen hier nicht zu wiederholen — muß ich entnehmen, daß es ein portugiesischer oder spanischer Schuner gewesen ist. Ein Stock würde bei einer Schaluppe kein Bugspriet bedeuten; so scheint das Fahrzeug eher ein Schuner als eine Schaluppe gewesen zu sein; das ist aus anderen Gründen auch wahrscheinlicher. Dieser Besuch soll etwa vierzig Jahre vor meiner Ankunft erfolgt sein. Die Eingeborenen essen keine Vögel, auch töten sie diese nicht. Sie sind sämtlich majorhowi. Hähne und Hennen sind ihre Lieblinge; sie werden zum Zeitvertreib gehalten und gut gefüttert. Ein wenig sonderbar finde ich es, daß die Eingeborenen den Hahnenkampf lieben; allerdings sind sie in der Zivilisation noch nicht soweit fortgeschritten, auf ihre Lieblinge zu wetten oder sie mit anderen Waffen zu versehen, als die, mit denen die Natur sie ausgestattet hat. Georges und ich töteten und kochten häufig Hühner; wenn wir die Eingeborenen dann baten, auch einmal ein Stückchen Fleisch in den Mund zu nehmen, spien sie es sogleich voll Abscheu wieder aus<sup>Ⓞ</sup>.

Trepang, der sich bei Ebbe auf den Riffen und am Strande findet und auf den anderen Südseeinseln für den chinesischen Markt gesammelt wird, ferner Schildpatt bilden die Haupterzeugnisse, weswegen die Inseln in wirtschaftlicher Beziehung besucht werden müßten; doch möchte ich deswegen nicht behaupten, daß nicht etwa auch andere Erzeugnisse noch in Betracht kommen dürften. Der einzige gute Hafen für Fahrzeuge befindet sich in Matalaleme (*Matölënim*); ohne Lotsen einzulaufen wäre allerdings gefährlich. Ob es heute noch sicher wäre für ein unbewaffnetes Schiff,

<sup>Ⓞ</sup> Hühner wurden 1910 nicht gegessen, auch die Eier nicht. Hahnenkämpfe habe ich nicht mehr gesehen.

diesen Hafen anzulaufen, das wird der folgende Teil meiner Erzählung deutlich werden lassen. Daß vordem Schiffe die Insel angelaufen haben, ergibt sich aus den Erzählungen von den Hühnern und aus anderen Überlieferungen. Daß sie sich an diese Besuche von Weißen nur mit gemischten Gefühlen erinnern, läßt unser erster Empfang recht deutlich erkennen; unsere Behandlung zeugt aber dafür, daß sie tatsächlich lebenswürdig und entgegenkommend sind, wenn sie erst einmal erkannt haben, daß ihre Besucher schwach und hilflos sind. Während unseres Aufenthalts haben wir versucht, ihnen eine günstigere Meinung von Europäern und Amerikanern beizubringen; wie diese Meinung aber gleich beim ersten Besuch eines Schiffes vernichtet wurde, das in ihren Gewässern ankerte, das werde ich nachher erzählen und hier meinem Berichte nicht vorgreifen.

### 15. Kapitel.

Der Ausflug beginnt — Besuch des Wajai-a-Chocoich (*Uašii en Šökēs*) — Die Flöte — Der Spiegel — Die Tatauierung ersetzt den Empfehlungsbrief — Wunderbare Entdeckung — Die Insel der Ruinen — Beschreibung — Furcht des Nigurt-animan (*āni-mēn*) haben die Ruinen erschaffen — Rückkehr nach Kitti (*Kiti*) — Einwendungen des Häuptlings gegen eine Wiederholung des Besuches — Fortsetzung der Beschreibung — Mutmaßungen und Gedanken über die Ruinen — Auffindung einer Leiche in einer Grabkammer — Eingeborenenlösung des schwierigen Problems — Weitere Mutmaßungen und Annahmen — Unterschiede in der Architektur auf der Insel der Ruinen und den modernen Häusern — Ergebnisse unserer Untersuchung — Matalaleme — Kammer mit Gebeinen — Heimkehr nach Nutt — Angenehme Aussicht auf eine Prügelei.

Nachdem George und ich uns zwei Jahre fast nur in Nutt hatten aufhalten dürfen, beschlossen wir einen Ausflug zu machen, mochte es kosten was es wollte. Nachdem der erste Versuch mißlungen war, im geliehenen Kanu eines Nigurts fortzukommen, erhielten wir ein größeres und fuhren los. Um keinen Verdacht zu erregen, entliehen wir auch dieses, denn, hätte ich eins meiner Kanus zu Wasser gelassen, wäre dies in Gegenwart von soviel Leuten geschehen, daß mein guter Vater Ahoundel argwöhnischer geworden wäre als es mir lieb war. Vorsichtigerweise hatte ich mir auf einem Pflanzenblatt die Namen der anderen Inseln und ihrer Häuptlinge aufgeschrieben. Nach fünf bis sechs Stunden waren wir in Chocoich (*Šökēs*); in der Nähe des Kanuhauses vom Häuptling begann George auf seiner Flöte eine lustige Weise zu spielen, und ich paddelte das Kanu. Als wir an die Landungsstelle kamen, empfing uns dort eine Menge Eingeborener, die uns z. T. noch nie gesehen hatten. Wir blieben eine Nacht beim Oberhäuptling Wajai; man feierte uns und gab uns ein Fest. In derselben Weise wurden wir auf den anderen Inseln aufgenommen, die wir in der Folge besuchten; ungefähr einen Monat waren wir so auf der Reise. Da ich die Namen der Häuptlinge bei mir hatte, pflegte ich, wenn ich den Namen der Insel erfahren hatte, nach dem Häuptling zu fragen und ihm den ersten Besuch abzustatten. George's Flöte und mein Spiegel sicherten uns eine gute Aufnahme, denn von diesen Sachen hatten sie alle gehört.

Obwohl uns Ahoundel immer wieder gewarnt hatte, daß man uns auffressen würde, wenn wir seine Umgebung verließen, hätten wir nirgends lebenswürdiger aufgenom-

men werden können. Meine Tatauierung, die ja meine Verwandtschaft mit Ahoundel-a-Nutt bekundete, war mehr wert als ein Empfehlungsbrief. Man begleitete uns häufig von einer Insel zur nächsten, und Nigurts wurden uns mitgegeben, damit wir nicht zu paddeln brauchten. Während eines so riesig angenehm verbrachten Monats besuchten wir unsere sämtlichen Schiffsfahrten. Das waren die schönsten Augenblicke auf der Reise. Meine Freunde waren sehr erstaunt ob der Ehrungen, die mir zuteil wurden, weil ich tatauiert war; das ging soweit, daß die Eingeborenen zuweilen darauf bestanden, daß meine Schiffskameraden sich in meiner Gegenwart hinsetzten und damit Jem Aroche, alias Ahoundel-a-Nutt, alias James O'CONNELL die schuldige Ehrenbezeugung machten.

Nun will ich von meinem größten Abenteuer auf dieser Reise erzählen; sie wird zur Belastungsprobe für meine Wahrheitsliebe, denn ich will von der Auffindung einer großen unbewohnten Insel berichten, auf der sich gewaltige Ruinen befinden, deren Bauweise so ganz und gar von der gegenwärtigen der Eingeborenen absticht; sie haben eine erstaunliche Ausdehnung. An der Ostseite dieses Inselschwarms befindet sich eine große flache Insel die bei Hochwasser in etwa 30—40 kleine Inseln durch das Wasser zerteilt wird, das steigt und über sie hinweg läuft. Ob ihrer Oberfläche, die fast völlig eben ist, unterscheidet sie sich dadurch von den übrigen Inseln. Felsen gibt es nicht, auf welchen vielleicht die Natur sie hätte bilden können. In einzelnen Teilen wachsen Fruchtbäume, doch niemand berührt sie, denn kein Eingeborener kann dazu gebracht werden, sie anzufassen oder gar Früchte zu pflücken.

Als ich diese Insel entdeckte waren George und ein Nigurt bei mir; dieser hatte uns gerade darauf aufmerksam gemacht und versprach uns eine Überraschung. Es wurde eine Überraschung. In der Entfernung sehen diese Ruinen wie phantastische Naturgebilde aus; als wir uns ihnen näherten, waren wir beide denn doch erstaunt, deutlich Spuren menschlicher Tätigkeit zu entdecken. Es war gerade Hochwasser, so konnten wir mit unserm Kanu in einen engen Kanal eindringen, der so eng an manchen Stellen war, daß kein zweites Kanu hätte an uns vorüberfahren können, während er an anderen Stellen, wohl ob der Unebenheit des Geländes, sich zu weiten Becken verbreiterte. Bei der Einfahrt<sup>①</sup> fuhren wir eine etliche Meter lange Strecke zwischen zwei Steinmauern entlang, die wir ohne das Boot aus seiner Richtung zu bringen zugleich mit den Paddeln hätten berühren können. Sie mochten wohl zehn Fuß hoch sein; einzelne Teile waren eingefallen, andere waren sehr gut erhalten. Über die Mauern schauten Kokospalmen, gelegentlich auch ein Brotfruchtbaum, der dann reichlichen, erfrischenden Schatten spendete. Überall herrschte tiefstes Schweigen, nirgendwo regte sich ein lebendes Wesen, höchstens einige Vögel. An der ersten passenden Stelle, wo die Mauern an einer Kanalecke zurücktraten, landeten wir; nur der arme Nigurt schien vor Angst nicht ein und aus zu können; ihn vermochte

<sup>①</sup> Die »muēt en Kiti«. An der alten Königsstätte Pän Katr'a vorüber gelangte er in den engsten Teil der Bauwerke, den Kanal, der zwischen der alten Opferstätte Itēt und dem großen Wohnplatz Pé'ikāp hindurchführt.

nichts zum Verlassen des Kanus zu bringen. Die Mauern schlossen rundliche Flächen ein; wir traten ein, fanden aber nur Bäume und Strauchwerk vor. Erinnernte nicht die Mauer deutlich genug daran, daß Menschen hier gewesen waren, man hätte meinen können, daß sie niemals hierher gekommen wären: Wir untersuchten das Mauerwerk; die Mauern bestanden aus verschiedenen großen Steinen, deren Größen zwischen 2 und 10 Fuß in der Länge und von 1—8 Fuß in der Breite schwankten; die Zwischenräume und Risse waren sorgfältig mit kleineren Stücken ausgefüllt. Sie bestanden aus dem bläulichen Gestein, das sich auf der bewohnten Insel in reichlichen Mengen findet und scheint, wie gesagt, schieferiger Struktur zu sein; es war gespalten und den Zwecken angepaßt, denen es dienen sollte. An vielen Stellen waren die Mauern derartig eingefallen, daß wir mit Leichtigkeit darüber hinwegsteigen konnten. Nach unserer Rückkehr zum Kanu überschütteten wir unsern Nigurt mit Fragen; die einzige Antwort war: »Animan«! Er konnte uns nicht erzählen, wie diese Steinmauern entstanden waren, er wußte nichts über ihren Zweck, nichts über ihr Alter. Er begnügte sich damit, daß sie eben das Werk der Animan waren; er wollte keine Aufklärung haben, er wagte auch nicht sie näher zu untersuchen, denn er hielt sie für die Behausung der Totengeister.

Bevor die Ebbe unser Kanu an Grund setzte, kehrten wir nach Kitti (*Kiti*) zurück; von dieser Insel hatten wir den Nigurt mitgenommen. Als wir dem Roin-a-Kitti (*Roi en Kiti*), dem Häuptling, erklärten, daß wir am folgenden Tage die Insel untersuchen wollten, sagte er uns, wir dürften dies nicht, denn sie wäre *majorhowi*. Da ich aber im Range höher stand, konnte er mir den Besuch nicht verbieten. Er versuchte es nun, mich zu ängstigen, und versicherte mir, daß die animan mich nicht lebendig von der Insel herunterlassen würden, wenn ich in ihr Allerheiligstes eindringen würde. Nun, am andern Tage bahnten George und ich uns einen Weg durch die Eingebornen, die uns zurückhalten wollten, und bestiegen das Kanu. Da fingen sie an zu heulen: »Acoa ban midjila! Acoa iningah landjob toto! midjila! (*Koma pān mātēla! Koma muašān nan tšāp tōtō! mātēla!*)« — »Ihr werdet sterben! Ihr wollt sehen alle Länder! Sterben!« Wir stießen ab; meine Stellung und ihre Furcht vor dem Ort, der »majorhowi« war, hinderten sie an der Verfolgung.

Beim zweiten Besuch dieses verlassenen Venedig der Südsee wollten wir es eingehend erkunden. Ein Eingeborener, der uns mit seiner abergläubischen Angst gelangweilt hätte, war nicht da; Eile hatten wir ebenfalls nicht; wir machten daher das Kanu fest und warteten auf der Insel die nächste Ebbe ab. Mehrere Tage hindurch haben wir so die Besuche wiederholt; nachts kehrten wir nach Kitti heim<sup>9</sup>. Kein Eingeborener wollte sein Leben für uns auf's Spiel setzen; eigentlich sollte man doch meinen, daß die Vertrautheit mit der Stätte ihre Ängste etwas beschwichtigt hätte, denn bei Niedrig-

<sup>9</sup> In einem Tage von Roi-en-Kiti nach den Ruinen hin- und zurückzufahren, ist selbst bei den günstigsten Wasserverhältnissen unmöglich. Wahrscheinlich ist der Ausgangspunkt Tiat en Roi oder Nan Tamuroi in Lot gewesen.

wasser konnte man ganz bequem von Kitti aus nach den Spukstätten hinübergehen<sup>①</sup>, die ja einen Teil dieser Insel bilden.

Diese Erkundungen waren aufregend genug, um unser ganzes Denken in Anspruch zu nehmen. Während meines Aufenthalts in den Karolinen hat mich nichts mehr interessiert und erregt. Es war doch schlechterdings unmöglich, daß diese gewaltigen Steinmauern ohne irgendwelche mechanischen Hilfskräfte an Ort und Stelle gebracht wurden, Hilfsmittel, die weit über die hinausgingen, die ich bei den Eingeborenen kennen gelernt habe; die Bauten bewiesen ein tüchtiges Können der Architekten; allerdings vermochte man aus ihrem zerfallenen Zustande nicht zu erkennen, zu welchem Zwecke diese Mauern errichtet worden waren. Die meisten waren rundlich und schlossen Flächen von  $\frac{1}{4}$ —1 Meile im Umfang ein; etliche waren elliptisch, andere ganz rund oder ähnelten Parallelogrammen; dabei wölbten sich die Mauern, dem Boden sich anpassend nach außen. Nur selten fanden wir innerhalb der Mauern Wasser; sie scheinen eben die höchsten Teile der Insel zu bedecken; so macht das Ganze bei Hochwasser den Eindruck von vielen umwallten Inselchen. An der Ostseite spritzt der Gischt der Brecher, welche auf dem Riffe branden, das an die Insel stößt, über eine der Mauern<sup>②</sup>. Vorüberfahrende Fahrzeuge müßten dies sehen können; wer davon nichts ahnt, dem mag dies nicht als etwas besonderes erscheinen.

Der Hauptteil<sup>③</sup> dieser Ruinen verdient eine eingehendere Beschreibung. Die äußere Mauer hat einen Umfang von etwa einer Meile. Die davon eingeschlossene Fläche ist hier nicht, wie bei den meisten anderen Bauwerken, leer, sondern im Abstände von etwa 20 Fuß von der Außenmauer erhebt sich eine zweite, die der ersten genau parallel verläuft; im gleichen Abstand dazu verläuft eine andere und so im ganzen fünf bis sechs Mauern. Die letzte Mauer, in der Mitte des Bauwerks, ist genau quadratisch; der umschlossene Raum etwa 40 Fuß lang und breit. Die Außenmauer war an einer Ecke ungefähr 25—30 Fuß hoch. Auf den anderen drei Seiten, die mehr dem Einfluß von Ebbe und Flut ausgesetzt und daher unterwaschen sind, ist die Mauer an mehreren Stellen eingestürzt; die Binnenmauern sind jedoch sämtlich gut erhalten. Die unversehrte Seite der Außenmauer hat scheinbar die Hauptfront gebildet, denn Pfeiler, welche wohl einst einen Teil des Tores bildeten, lagen quer im Kanal. Der Eingang, war etwa 4 Fuß hoch. Nach unserm Eintritt fanden wir keine Öffnung in der nächsten Mauer; als wir uns aber durch das Gestrüpp hindurchgearbeitet hatten, fanden wir einen Zugang, der an der Ecke, rechts vom ersten Eingang gelegen ist. Wir gingen hindurch und fanden in der nächsten Mauer eine Öffnung an der linken Seite; so drangen wir weiter nach der innersten Mauer vor, Eingänge abwechselnd an der rechten oder linken Seite der Mauern durchschreitend. Als wir die Innenmauer

<sup>①</sup> Von der Landschaft Kapiroï in Matolenim kann man bei Ebbe bequem nach der Insel Tšämuïn und von dort nach Nän Matöl hinübergehen.

<sup>②</sup> Die Brecher, die im Näkäp-Hafen an der zerstörten Mauer von Lellöü branden.

<sup>③</sup> Beschreibung von Nän Taüšš, des Friedhofs von Nän Matöl. In diesem Mauerwerk befinden sich vier unterirdische, voneinander getrennte Grabkammern.

hinter uns hatten, fiel zufällig ein Baumast zu Boden und legte eine Grabkammer frei, in welche wir hinabstiegen. Mein erster Gedanke war, daß diese Stätte ein Friedhof war; begründet wurde diese Ansicht aber nur durch die Auffindung eines Skelettes, das unten in der Kammer lag und dessen Teile über dem Boden verstreut lagen. Ratten hatten dies wohl getan. Eine Paddel oder Keule habe ich nicht gefunden. Als ich davon später in Nutt erzählte, sagte man mir, daß ein Häuptling von Kitti dort begraben worden wäre. In Kitti selbst hatten die Eingeborenen entweder nichts davon gewußt oder mir keine Auskunft geben wollen. Die Balken und Rasenstücke, welche die Decke der Grabkammer verdeckten, mußten dort erst hingelegt worden sein, nachdem die Leiche, die ich da fand, zur Ruhe bestattet worden war. Die Tatsache, daß die Grabkammer für Bestattungen verwendet wurde, selbst gelegentlich dieses Einzelfalls, dessen sich die Lebenden erinnerten, scheint einen ungefähren Anhaltspunkt dafür zu geben, für welche Zwecke diese Stätte errichtet worden war. Trotzdem vermochte ich keine anderen Auskünfte zu erhalten, als daß die Ruinen von den ›animan‹ erbaut worden wären. In einem der Kanäle lag ein großer quadratischer Stein, von dem der uns am ersten Tage begleitende Nigurt erzählte, daß ein Geist ihn verloren hätte als er den Stein hierher bringen wollte! Die begrabene Persönlichkeit war ein hochangesehener Edyomet (*tšöpéiti*) gewesen. Nun, es müssen schon ganz besondere Beweggründe vorhanden gewesen sein, die die Eingeborenen am Besuch der Stätte verhinderten; vielleicht hatte es der Verstorbene so gewünscht.

Brauner Trepang, der auf allen Inseln gefunden wird, als Handelsartikel hier aber noch keine Rolle spielt, ist bei den Inseln der Ruinen besonders reichlich. Bei Ebbe finden sich ungeheure Mengen davon auf den Riffen. Das wird später hoffentlich häufigere Besuche im Gefolge haben, schon der wirtschaftlichen Vorteile wegen; da nun Wissenschaft und Wirtschaft Hand in Hand gehen, wird man dann wohl auch interessantere Einzelheiten über diese Stätte der Welt mitteilen können. Leute, welche die Altertümer des Ostens näher kennen, werden sie besuchen und dann vielleicht imstande sein, bei der Ähnlichkeit der Ruinen mit anderen Bauwerken älterer Völker etwas über die wahrscheinliche Herkunft dieses Völkchens auszusagen. Da mir derartige Kenntnisse nicht zu Gebote stehen, die Eingeborenen mich auch nicht unterstützten, sondern eigensinnig allen Fragen aus dem Wege gingen, die einige Aufklärung hätten bringen können, so vermag ich nicht einmal eine Theorie aufzustellen. Die Erzählung, daß ›animan‹ sie erbaut haben, daß animan darin wohnen, daß sie majorhowi für jedermann sind, scheint sich von einer Generation auf die andere vererbt zu haben. Unbedingt sind es Bauwerke eines Volkes, das den heutigen Bewohnern der Insel überlegen war; ja, ich möchte behaupten, es war ein ganz anderes sogar. Es bleiben jedoch immer nur Behauptungen, die durch nichts gestützt werden können. Die Grabkammer gibt allein einen Anhalt dafür, daß dieses Labyrinth für Bestattungen hergerichtet wurde und deshalb diese gewaltigen Steinbauwerke aufgeführt wurden; andererseits ist es nicht sicher, ob nicht diese Grabkammer nur für

diesen Edyomet erbaut wurde. Da man nur sein Skelett fand, erscheint dies sogar recht wahrscheinlich. Ferner unterscheidet sich die Bauweise auf der Insel mit den Ruinen derartig von den Steinmauern der heutigen Bewohner, daß die ersten unbedingt von einem ganz anderen Volk herrühren müssen. Auf den Inseln werden zu Steinmauern, zu Fundamenten usw., die sehr sauber aufgerichtet werden, Steine aller Größen und Art verwendet; in den Ruinen scheinen die Steine für die Plätze, die sie einnehmen, besonders gebrochen, ja sogar behauen zu sein. Sie sind widerstandsfähig und halten auch an Ort und Stelle aus, wenn nicht die Fundamente unterwaschen werden würden. Das Fundament wird unter Wasser errichtet; mit dem Bau der Mauern beginnt man in Höhe des Erdbodens. Ich schaute mich, zumal an den Eingängen, nach Hieroglyphen um, doch habe ich nichts derartiges gefunden.

Nach vierzehn Tagen kam unser Zweimännerkomitee, also GEORGE und ich, zu dem Ergebnis, daß die Ruinen irgendeiner alten Stadt oder Siedelung angehörten, über deren Entstehung, oder der Ursache ihres Verlassens wir nichts auszusagen vermochten; die Kanäle und Einlässe müssen Landwege gewesen sein, die dann vom Wasser eingenommen wurden, da ja die Bauwerke auf einem Riffe erbaut wurden. Wir erkannten auch, daß die verhältnismäßig große Höhe der eingeschlossenen Landflächen durch den Fundamentschutz der Mauern bedingt wird. Wo die Mauern einfallen, bricht das Wasser durch und dringt in die Umfassungen ein. Endlich gestanden wir es den »animan« gern zu, daß sie doch bessere Baumeister gewesen sind als die Leute, die heute die Insel bewohnen. Ehe wir die Ruinen verließen, taufte ich sie nach ihrem Erforscher »O'Connell Archipel«.

Schließlich wurden mir diese Erkundungsfahrten zu langweilig; ich sehnte mich nach Hause; gewiß, es mag ja sonderbar klingen, meine wilde Gemahlin Laowni hatte mir mein Inselheim doch recht anziehend gestaltet. GEORGE mochte ebenfalls nicht mehr herumreisen; so fuhren wir also heimwärts nach Nutt. Unterwegs besuchten wir Matalaleme (*Matölänim*), wo Wajai-a-Matalaleme uns gastfreundlich aufnahm. Als eine besondere Sehenswürdigkeit auf dieser Insel wurde uns eine Grube voll Menschenknochen gezeigt, die aus einem vor einigen Jahren geführten Kriege stammten. Die Häuptlinge der anderen Inseln unterbreiten gelegentlich ihre Streitfälle dem Häuptling von Nutt zur Entscheidung, die ohne Einspruch angenommen wird. Daß mit Ansehen noch lange nicht alle Streitigkeiten entschieden werden, sieht man an den Narben vieler alter Herren auf den Inseln, Narben, die von zu hitzigem jungen Blut erzählen und den Verstimmungen der Häuptlinge, unter denen sie leben.

Als ich wieder in Nutt ankam, wußten meine Frau und mein Schwiegervater bereits von all den Fahrten, die ich unternommen hatte. Laowni freute sich mich wiederzusehen, Ahoundel bezeichnete GEORGE und mich als *macoomot* (*me käumät*), als »tapfer«, weil wir uns unter Fremde gewagt hatten. Wir sollten bereits bald unserem Namen Ehre machen, denn man erzählte uns, daß der Wajai-a-Hoo (*Ušái en Ū*) — Nanamoraki-a-Hoo (*Nanamáréki en Ū*), der oben in der Aufzählung erwähnt wird,



der Nachfolger der Wajai's — Ahoundel wegen meiner Heirat den Krieg erklärt hatte. Es schien so als ob Laowni ihm vor unserer Ankunft versprochen worden war. Die Tochter war davon nicht sehr entzückt gewesen, denn Wajai war ein alter Mann und hatte bereits ein Dutzend Frauen. Weil sie ihn nicht mochte und ich sehr gut aussah, habe ich sie wohl zur Frau bekommen. Nun, dem sei wie es wolle, Ahoundel erzählte mir den Fall und fragte mich, ob ich mitkämpfen wollte; da ich keine brauchbare Ausrede hatte, zudem aus einem Lande stamme, wo man kleinen Prügeleien nicht abhold ist, sagte ich zu; GEORGE schmückte sich mit der weißen Feder, er lehnte entschieden ab.

### 16. Kapitel.

Kriegsvorbereitungen — Musterung der Streitkräfte — Beschreibung der Waffen — Bootsordnung — Formaler Charakter der Herausforderung — Aufnahme durch Wajai — Eröffnungsruf — Schleudern eröffnen die Schlacht — Pfeile — Speere — Man kriegt sich bei den Haaren — Keulen — Dolche — Tod des Wajai — Kampfpause — Erneuerung der Schlacht — Die Landung wird erzwungen — Kampf um die Scholle — Die Frauen fliehen — Die Männer folgen dem Beispiel — Plünderung und Niederbrennen der Hoo-Häuser — Rückkehr nach Nutt — Totenklage — Ritterliches Verhalten der Kasten während der Schlacht — Gedanken darüber — Fest — Kannibalismus — Politik des Nanamoraki — Befestigungen — Schiff in Sicht! — Freude von O'CONNELL und KEENAN, Trauer bei Ahoundel und Familie — O'CONNELL verspricht zurückzukommen — Zögernde Zustimmung von Ahoundel — Enttäuscht! — Ein Kanu wird zu Wasser gelassen — Es kentert — Nur eben dem Ertrinken entronnen — O'CONNELL erreicht das Riff — Eingeborene Kanus holen ihn ab.

Sogleich wurden Vorbereitungen getroffen, um den »Feinden den Krieg<sup>Q</sup> ins Land zu tragen«, Wajai's Herausforderung also persönlich zu beantworten. Ungefähr 1500 Eingeborene wurden aufgebeten, aus Nutt und den beiden benachbarten kleinen Inseln Hand (*Mant*) und Param (*Paräm*). Die Marschordnung war folgende: Im Vordertreffen standen die Moonjobs, dann folgten die Jerejohs; die Nigurts bildeten die Nachhut. Jedes Kanu wurde mit kleinen, glatten Steinen versehen, die auf dem Boden lagen; jeder Eingeborene hatte eine Schleuder, einen Bogen, Pfeile und eine Keule. Die Speere sind 5—8 Fuß lang; sie sind mit den Rückengräten eines Fisches bewehrt, die in 5—6 Wirbeln angeordnet sind; die Knochenspitzen stehen dabei wie bei Pfeilspitzen nach außen vor. Die Keulen bestehen aus schwerem Holz; sie sind eingekerbt wie die Tausende von Südseekeulen, welche in den Museen aufbewahrt werden; nur sind sie bloß 18 Zoll oder 2 Fuß lang.

Die Eingeborenen hatten ihren schönsten Schmuck angelegt; sie trugen Blumenkränze auf dem Kopfe; bemalt waren sie jedoch nicht, sondern über und über mit Kokosöl und Curcuma gesalbt. Die einzelnen Kasten wurden in den Kanus von einander abgesondert. Die Nigurts, die sonst die Kanus ihrer Herren und Häuptlinge paddeln, blieben in ihren Kanus, ebenso wie die Moonjobs und Jerejohs selbst ihre Kanus paddelten. Ein Kriegszug gilt als ein ehrenvolles Unternehmen; wenn daher kein Wind weht, oder der Kurs geändert werden muß, greifen die Moonjobs und

<sup>Q</sup>Auf diesen Krieg besann man sich noch 1910. Bemerkenswert ist die Gliederung der Regimenter nach Kasten, die ihre Parallele in Ostpolynesien (Tahiti) findet.

Landbesitzer selbst zur Paddel; ja sogar die Häuptlinge fassen zu, die sonst keine Paddel anrühren, es sei denn zum Vergnügen.

Tag und Ort waren unter Beobachtung aller Formen festgesetzt, wie bei Waffengängen in alter Zeit; nur legte sich keine Seite irgendwelche Beschränkung in ihren Streitkräften auf; jede hatte aufgebracht was sie konnte. Verräterei kommt gelegentlich vor; Überfälle geschehen; allerdings nur selten, denn auf beiden Seiten ist man auf dem Posten. Der Waffengang mit Wajai war ehrlich; eine Herausforderung erfolgte, sie wurde angenommen; so rüstete sich auch Wajai, um uns, allerdings mit geringeren Streitkräften, zu erwarten.

Die Kanus wurden vor seinem Dorfe in Reihen geordnet; als wir so nahe heran waren, daß man die einzelnen Gesichtszüge erkennen konnte, sprangen Ahoundel und Wajai auf die Plattform ihrer Kanus, schüttelten die Speere, verhöhnten einander und die Muschelhörner bliesen dazu. Dann erhoben sich auf beiden Seiten die Unterhäuptlinge, stimmten in den Lärm ein, und nun begann das Treffen. Zuerst wurden Steine mit Schleudern geworfen. Diese Steine wiegen selten weniger als ein Pfund; sie werden mit geradezu unheimlicher Sicherheit geschleudert; die feindlichen Truppen sind dabei 30—40 Meter von einander entfernt. Auf beiden Seiten wurden mehrere Kanus getroffen, sie gingen unter und viele Leute wurden getötet. Als die Steine verbraucht waren, kämpfte man mit Pfeilen und Speeren; die feindlichen Flotten kamen einander immer näher bis schließlich das Gefecht sich von Kanu zu Kanu entwickelte; es kam zum Handgemenge. Die Eingeborenen kriegten sich bei den Haaren, versuchten einander mit glatten Holzspeeren oder Lanzen zu durchrennen oder mit scharfen Muscheln zu verwunden. In dem Getümmel wurde Wajai von unserer Kanumannschaft getötet. Bei uns jauchzte man vor Freude, auf der Gegenseite stimmte man ein Klagegeheul an der Kampf wurde eine Weile unterbrochen; doch nach kurzer Zeit setzte er mit erneuter Wucht ein. Schließlich erzwangen wir die Landung; der besiegte und geschlagene Feind versuchte sie vergeblich zu verhindern; er setzte an Land und machte uns jeden Fußbreit strittig, bis wir vor den Türen seiner Häuser gelangt waren. Hier auf dem Lande wurde mit Speeren und kurzen Keulen gefochten. Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß man direkte Würfe damit selten ausführt; allgemein werden die Speere nur benutzt, um große Fleischwunden hervorzurufen. Die Keulen werden wie bei den nordamerikanischen Indianern im Gürtel getragen; sie sind die ultima ratio, werden aber niemals geworfen.

Nach einem 1 1/2 stündigen Gefecht waren wir auf der Besitzung des Wajai angekommen. Die Frauen hatten bereits vorher die Häuser verlassen und mitgenommen, was sie nur schleppen konnten; die geschlagenen Männer flüchteten in den Busch. Gefangene waren auf keiner Seite gemacht; Flüchtlinge wurden nicht verfolgt. Die Ponapeleute verüben keine Metzereien, wenn der Feind keinen Widerstand mehr leistet. Wir plünderten die Häuser, nahmen alles Bewegliche heraus und setzten dann die Häuser in Brand; darauf gingen wir an den Strand zurück und zerschlugen die

Kanus der Feinde; Speere, Matten und anderen Plunder nahmen wir mit und kehrten nach Nutt heim. Unsere Toten, die Leiche des Wajai und anderer feindlicher Häuptlinge nahmen wir gleichfalls mit.

Zu allererst wurden die Toten bestattet. Es wurde ein Klagegeschrei angestimmt, das bei Unbeteiligten den Eindruck erwecken konnte, als hätten die Nutt-Leute statt eines großen Sieges, eine schwere Niederlage erlitten. Auf beiden Seiten waren zwischen 300 und 400 Leute gefallen; 150 Mann betrug unser Verlust. Im Kampfe greift kein Angehöriger einer Kaste einen aus einer anderen Kaste an — Moonjobs stehen gegen Moonjobs, Jerejohs gegen Jerejohs, Nigurts gegen Nigurts. Diese Ritterlichkeit wird im ärgsten Kampfgetümmel beibehalten; niemand wagt gegen einen im Range höher Stehenden auszuholen; keiner vergreift sich an einem Untergeordneten. Man kämpft, als ob drei vollständig verschiedene Abteilungen gegen einander auszogen.

Hier habe ich nochmals auf die geradezu wunderbare Ordnung der Eingeborenen-gebräuche hinzuweisen. Sogar im Kampfe achtet man ritterlich auf die Rangabstufungen. Wenn einem Nigurt erlaubt wäre, einen x-beliebigen Gegner im Streite zu erschlagen, so würden vielleicht die Lehnsbande zu ihren Herren bald gelockert; denn mit Rücksicht auf die kleinen Inselverbände würde ein derartiger Kriegsbrauch, falsch angewendet, auf die eigenen Herren zurückschlagen, die u. U. doch auch einmal dann ihnen gegenüber als Feinde erscheinen könnten. Ängstlich werden daher alle gesellschaftlichen Unterschiede beachtet, in einer Art und Weise, von der die Politik höher zivilisierter Völker nur lernen könnte.

Eigentlich würde es mich freuen, wenn ich hier mit der Schilderung des Charakters eines Völkchens abbrechen könnte, das noch zu den unkultivierten Menschen gerechnet wird; da ich aber bei der Wahrheit bleiben will, so muß ich, so leid es mir tut, doch einen Brauch erwähnen, der so ganz und gar ihrem Charakter fremd ist. Am Tage nach unserer Heimkehr wurde ein Fest abgehalten. Wie gewöhnlich wurden Kawa und Hundebraten hergerichtet und die Leichen des Wajai und seiner Häuptlinge verbrannt; ehe jedoch das Feuer die Erschlagenen vernichtete, wurde dem Wajai das Herz herausgeschnitten und den Häuptlingen in einem großen Pflanzenblatt dargeboten. Ob sie es verzehrten oder davon kosteten weiß ich nicht; ich mußte mich von dieser ekligen Szene abwenden. Es scheint aber so, daß die Herzen der erschlagenen Häuptlinge tatsächlich gegessen werden. Mehr vermag ich darüber nicht zu sagen, denn Gelegenheit zur Bestätigung bot sich nicht wieder. Sicherlich wird nur das Herz genossen, auch wohl eher nur aus formalen Gründen als um einen Genuß davon zu haben.

Landerwerbungen erfolgen durch den Krieg nicht; der Sieger legt keinen Wert auf die Besetzung des eroberten Gebietes, er überläßt es den Unterlegenen und begnügt sich mit der Plünderung und dem Niederbrennen der Häuser. Niemals werden Fruchtbäume oder landwirtschaftliche Erzeugnisse vernichtet. Dem Wajai folgte der

Nanamoraki (*Nanemareki*); er ist gemäß der oben bereits erwähnten Reihenfolge nach der zweite Häuptling im Range nach dem Wajai; sein erstes war, Ahoundel und Gefolge nach der Insel Hoo (*U*) einzuladen, um mit Kawa den Friedensschluß zu begießen. Ein Fest wurde gefeiert und die völlige Verständigung zwischen dem Nachfolger des Wajai und dem Häuptling herbeigeführt, dem er ja letzten Endes nach Beseitigung seines Vorgängers diese Würde verdankte.

Eng befangen in Überlieferungen und uralten Gebräuchen legen die Häuptlinge wenig Wert auf Brustwehren oder Verteidigungswälle. Doch gibt es auf Nutt und etlichen größeren Inseln Brustwehren, hinter denen sich die Mannschaften verbergen können, welche das Kanuhaus zu verteidigen haben. Dem Angreifer tritt man stets bei der Landung entgegen. Ein Überfall von der Landseite ist schier unmöglich; denn etliche *animan*, spazierengehende Geister, oder Sternseher würden den Feind bald entdecken, sogar in der Nacht.

Bis hierher habe ich alle wichtigen Ereignisse der Reihenfolge nach beschrieben, ohne mich auf die einzelnen Daten oder die Abstände zwischen den verschiedenen Ereignissen festlegen zu können. Die Ankunft des Fahrzeugs dagegen, in dem ich Ponape verlassen sollte, kann ich genauer belegen, denn meine erste Frage an Bord war nach dem Datum. Während meines Aufenthaltes auf der Insel vermochte ich nicht dem sensenträgenden Vater Chronos meine Ehrerbietung zu zollen und die Umdrehungen seiner Sanduhr zu zählen. Anfang November 1833 erblickte ich von Nutt aus ein Schiff; es war das erste Fahrzeug, das ich wirklich gesehen habe, solange ich auf Ponape war. Meine Gefährten hatten mir des öfteren erzählt, daß sie Schiffe gesehen hätten; auch ich habe mir dies manchmal eingebildet, keins hat sich jedoch soweit genähert, daß man es genau erkennen konnte. Kurz nach Sonnenaufgang bemerkte ich es; sofort weckte ich George. Wir liefen auf die nächste Anhöhe und beobachteten es besorgt, denn es war ein trüber Morgen, es regnete und war neblig. Als wir festgestellt hatten, daß es ein europäisches oder amerikanisches Fahrzeug war, liefen wir zum Häuptling und benachrichtigten ihn, daß sich draußen auf See ein Fahrzeug zeigte und wir dort an Bord gehen wollten. Diese Nachricht regte ihn nicht sonderlich auf. Er schaute mich einige Augenblicke an. »Was!« sagte er, »ein Schiff? Cho! cho! (*tso! tso!*) Nein! nein!« Ich versicherte es ihm nochmals und führte ihn auf den Hügel. Meine Frau und das ganze Hausgesinde kamen hinterher. George und ich wußten uns vor Freude nicht zu lassen; wir tanzten den Hügel hinauf; unsere Beine waren uns dafür viel zu langsam. Das Benehmen unserer Begleiter stand dazu in einem seltsamen Gegensatz; sie wollten nicht daran glauben; meine Frau und mein Schwiegervater hofften immer noch, daß meine Entdeckung sich als trügerisch erweisen würde, denn aus meiner Freude lasen sie alles andere heraus, nur nicht, daß ich nun noch auf der Insel bleiben würde. Ich zeigte ihnen das Fahrzeug und überzeugte sie davon, daß es nicht, wie sie meinten und hofften, ein Kriegskanu der Eingeborenen wäre. Ich erneuerte meine Bitte um ein Kanu und versicherte Ahoundel, daß ich das Schiff

zum ›moondie› (*monti*), d. h. zum ›sitzen‹ also zum ankern veranlassen würde. Beim Kanu-Hause, wohin Ahoundel, Laowni, meine Kinder und andere mir folgten, gab mir Ahoundel denn endlich, wenn auch widerwillig, die Erlaubnis, nach dem Schiffe zu fahren; er stellte mir dabei allerhand Fragen, bei deren Beantwortung Laowni bekümmert meinen Gesichtsausdruck beobachtete: ›Liebst du deine Frau? Liebst du sie wirklich, richtig? Deine Kinder? Kommst du bestimmt wieder zurück?‹ Ich antwortete nur ja, ja, noch heute fühle ich mich bedrückt, wenn ich mich daran erinnere, wie glücklich meine Frau war, als sie diese Versicherungen erhalten hatte. Kein gebildeter Mensch, selbst nicht ein philosophischer Kopf, der meinetwegen auf die Zivilisation pfiß, könnte genug bekommen von dem natürlichen, unschuldigen Benehmen der Eingeborenen. Als ehrlicher Mann vermochte ich kaum meine Freude zu verbergen, nun vielleicht fortzukommen; dann wieder, wenn ich auf Laowni und die Kinder schaute, an die mir von Ahoundel erwiesenen Freundlichkeiten dachte, vermochte ich auch nur schwer den Abschiedsschmerz zurückzuhalten. Hätte ich aber Freude oder Kummer sichtbar werden lassen, wären meine Fluchtpläne enthüllt worden; so mußte ich mit beidem zurückhalten; die Aufregung, mit allem fertig zu werden, die Ablenkung der Eingeborenen durch das Schiff machten es mir möglich.

Ein großes Kanu wurde bereitgemacht; doch war Niedrigwasser. Wir mußten noch zwei Stunden warten! Kaum war die Ungeduld zu meistern; oh wie kroch die Zeit dahin! Wir wußten wann die Flut einsetzte, wären wir weniger aufgereggt gewesen, wir hätten es uns sparen können, alle 10 Minuten an den Strand zu laufen, um nachzusehen. Inzwischen hatte ich eine Menge Schildpatt, Yams, Brotfrüchte und Kokosnüsse bereitgelegt, um sie dem Kapitän zu bringen. Wir beobachteten das Schiff — es ging über Stag und hielt ab — unsere Hoffnungen schwanden — es hielt wieder auf die Insel zu — wir faßten neuen Mut — es drehte bei — wir waren glücklich; leider hatten wir vergessen, daß auch die Flut noch mitzureden hatte.

Endlich war es so weit; wir konnten das Kanu flott machen. Ahoundel und Laowni begleiteten mich an's Kanu; Ahoundel erinnerte mich an mein Versprechen, ihm allerlei schöne Dinge mitzubringen; Laowni war traurig, sie war im Zweifel ob sie mich wiedersehen würde. Eine Flotte von zwölf Kanus begleitete mich. Ein junger Häuptling, Keenan und zwei Nigurts waren in meinem Kanu. Wir fuhren zum Riff hinaus und waren bereits so nahe am Schiffe, daß wir die Leute an Deck unterscheiden konnten, da ließ der Nigurt am Steuer das Kanu zwischen zwei Dünungskämme geraten. Es stand eine fürchterliche See draußen; ich war so sorglos gewesen, meine Paddel aus der Hand zu legen; das Kanu geriet im Nu quer zur See und war im Augenblick voll Wasser geschlagen. Wie üblich sprangen wir alle über Bord; zwei stützten die Auslegerseite und die anderen versuchten das Kanu auszuschöpfen. Es lief jedoch eine zu grobe See; unser Mühen, das Kanu zu lenzen war vergeblich; Flutstrom und Dünung trieben uns immer näher an das Riff heran. Der Häuptling, ein noch ganz junger Bursche, machte nicht viel Aufhebens davon; er schnitt mit dem Muschelmesser

die Auslegerbindungen durch, stützte sich mit der Brust auf die Auslegergrätting und schwamm wie ein Hund damit dem Riff zu. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit einem Nigurt den Schwimmer vom Auslegergeschirr zu lösen und uns mit dem Brustkasten darauf zu legen. Vom Kamm der Wellen konnte ich sehen, wie die anderen Kanus, die glücklicher als wir gewesen waren, dem Fahrzeuge immer näher kamen. An Bord des Schiffes konnte man die Anzüge der einzelnen Leute erkennen. Und gerade jetzt, wo George und ich nach Jahren die ersten Weißen wieder zu sehen bekamen, sollten wir umkommen, ohne mit den Leuten ein Wort zu wechseln? Ich habe noch nachzutragen, daß ich vor dem Verlassen des Kanus meinen Schurz an den Mast des Kanus gebunden hatte und diesen nun hin und her schwenkte; die Besatzung hielt uns wohl für Eingeborene, jedenfalls kümmerte sie sich nicht um das Zeichen. George war mit einem Nigurt gegen meinen Rat beim Kanu geblieben; er meinte, daß ein Eingeborener es besser wissen mußte, wie man sich aus einer solch' schwierigen Lage herausbringen konnte. Nach einigen Augenblicken hörte ich ihn rufen und bitten, um Gotteswillen auf ihn zu warten und ihn mitzunehmen. Mein Nigurt wollte nicht; und einen Augenblick lang hörte ich auf den Eingeborenen und nicht auf meinen Gefährten. Doch mein besseres Ich obsiegte; ich wartete auf meinen Schiffskameraden; keuchend, nahezu erschöpft erreichte er im letzten Augenblick noch den Schwimmer. Ich hatte um ihn gebangt; war es doch einfach nicht möglich, umzuwenden und gegen Strom und Brandung anzuarbeiten. Eine Sekunde lang sah ich seinen Kopf auf dem Kamm einer Welle, im nächsten Augenblick war er nicht mehr zu sehen. Meine Freude über seine Rettung war groß; die Erlösung aus der Ungewißheit, ob er wirklich gerettet war, kam, als er endlich bei uns war, in zweiter Linie.

Denn nun waren wir in der Brandung drin. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt beobachtete ich die Brecher; als ich einen kommen sah, ließ ich den Schwimmer los, schaute mit dem Gesicht gegen die See und faltete die Hände überm Kopfe. Nun brach er über uns hinweg; meine Arme und Hände hielten jedoch den Stoß der Woge ab; wir wurden untergetaucht, aber kamen etliche Meter der Riffkante näher wieder nach oben. George und der Eingeborene hatten es genau wie ich gemacht; so kamen wir gleichzeitig zum Vorschein. Der zweite oder dritte Brecher warf den Schwimmer auf die Riffkante; hätten wir uns daran noch festgehalten, wären wir von der Gewalt des Brechers zerschmettert worden. Der junge Häuptling hatte bereits vor uns die Kante erreicht; bei dem wiederholten Auf- und Untertauchen konnten wir sehen, wie er durch Schwingen seines Schurzes uns Mut machen wollte. Nachdem wir fünf oder sechs Mal getaucht waren hatten wir das Riff erreicht; wir waren mehr tot als lebendig; und waren völlig erschöpft, als wir aus dem Wasser krochen. Hier holte ich mir den Schwimmer, der ja bereits vor uns auf's Riff gelangt war, band meinen Schurz daran und machte damit Notsignale. An Bord des Schuners kümmerte man sich aber nicht darum; und doch war er so nahe, daß man nach ihm hätte hinüberriesen können. Man hielt uns für Eingeborene und war an derartige Zufälle gewöhnt,

so daß wir uns selbst helfen mußten; hätte der Kapitän auch helfen wollen, kein Boot wäre durch die Brandung gekommen. Zwei bis drei Stunden mußten wir auf dem Riffe bleiben ehe wir von Eingeborenen entdeckt wurden; einige Fischerkanuskamen von der Lagunenseite aus zu uns heran; — dort steht keine See, man kann bequem von da aus an das Riff herankommen; — und holten uns ab. Ein Teilnehmer, der Nigurt, der beim Kanu geblieben war, ertrank; seine Leiche wurde nach zwei Tagen zwischen den Klippen des Riffes gefunden.

Niemals wird sich die Schnelligkeit der Gedanken besser erweisen als im Augenblick der Todesgefahr. Jahre ziehen da in Sekunden an einem vorüber; wir hatten allerdings diesmal Zeit genug zum Nachdenken; es war nicht die angenehmste. Etwa eine Stunde mochte seit dem Augenblicke verflossen sein, da das Kanu kenterte und wir das rettende Riff erreicht hatten; dabei hatten Strom und Flut uns noch geholfen. Vielleicht wäre das Schiff uns ebenso nahe wie das Riff gewesen; aber dann hätten wir gegen Wind Flut und Dünung ankämpfen müssen, die uns schließlich doch gegen das Riff getrieben. Kurz vor der Landung meinten wir sterben zu müssen; diese Aussicht wurde noch peinvoller, da wir gerade jetzt hoffen durften, wieder mit zivilisierten Wesen zusammenzukommen, nachdem wir jahrelang unter unkultivierten Eingeborenen hatten leben müssen.

### 17. Kapitel.

Rückkehr nach Nutt — Ahoundel wundert sich — Aufregung — Verzweiflung — Die Hoffnung kehrt wieder — Die »Spy« kehrt um — Wir fahren wieder hinaus — Die Kanus gehen längsseits — Wir werden an Bord eingeladen — Essen an Bord — die »Spy« geht bei Matalaleme (*Matolenim*) vor Anker — Kauf eines Kanus — Die Eingeborenen stehlen es wieder — Vergebliche Verfolgung — Kapitän Knight erschießt einen Nigurt — Eine Drehbasse wird in den Vortopp gebracht — Kapitän Knight fürchtet sich — Wieder unter Segel — Auf die Eingeborenen wird gefeuert — Rückblick über einen Tag — Das Benehmen Kapitän Knight's ändert sich — Der Schiffskoch ist in Matalaleme geblieben — Auseinandersetzungen mit Kapitän Knight — Ankunft in Manilla — In Eisen — Das Wachboot — Eine angenehme Lage, die durch Musik verschönert wird — Landung — Ankunft in einem Gebäude, das gegenüber einer Kirche liegt — wie man sich unser liebevoll annimmt und uns zuvorkommend behandelt.

Als wir wieder nach Nutt kamen, wunderte sich Ahoundel über unsere Rettung, zumal ein Nigurt umgekommen war. Der junge Häuptling erzählte ihm, wie wir uns benommen hatten; er mußte sich noch mehr wundern, daß zwei Weiße hatten besser und tüchtiger schwimmen können als ein eingeborener Fischer. Wir waren schwachmatt, voller Schrunden und Wunden, wie man sich leicht vorstellen kann; aber der körperliche Schmerz verschwand gegenüber unserer seelischen Angst, denn im Dämmerlichte hatten wir feststellen müssen, daß der Schuner von Land abhielt. Würde er wiederkommen? Die Nacht verbrachten wir in angstvollen Zweifeln; beim ersten Morgengrauen schauten wir wieder nach dem Segel ans; aber

»Blau der Himmel, blau das Meer«

es blieb unsichtbar. Wir schauten uns eine Wolke nach der anderen an bis die Augen schmerzten; sie neckten uns; gelegentlich glichen sie durchaus einem Segel, dann

löste sich das Trugbild schnell in dicke, behäbige Wolkenballen auf, die selbst eine Landratte nicht getäuscht hätten. Die Sonne ging klar auf, das Wasser war ruhig im Vergleich zur Dünung von gestern; es war ein schöner, freundlicher Tag; er schaute so vielverheißend drein, alles finstere hatte er verjagt; alles war gut, nur etwas fehlte: das Schiff war nicht in Sicht! Doch endlich entdeckten wir es wieder, nur ein Pünktlein. Himmel, Herrgott! Wie klopfte das Herz!

Eine halbe Stunde später war genug Wasser da. Das Schiff hielt wieder auf die Insel zu; als es deutlich sichtbar war, holte ich mir eine neue Ladung Schildpatt und Lebensmittel zusammen; dann fuhr ich mit George und zwei Nigurts los. Als wir das Riff hinter uns hatten, wurden wir durch eine Kanuflotte nachdrücklich an die Ereignisse des gestrigen Tages erinnert; sie paddelte möglichst nahe an der Riffkante entlang und suchte nach dem Ertrunkenen.

Als wir beim Schuner ankamen, ging er über Stag; seine Enternetze waren hochgezogen; die Mannschaft ging mit Enterbeilen und Gewehren auf Wache. Zwei oder drei Kanus gingen gleichzeitig mit uns längsseit, andere stießen wieder ab. Am Tage zuvor durfte kein Eingeborener an Bord kommen; trotzdem hatte sich ein kleiner Tauschhandel zwischen Schiff und Kanus entwickelt, zumal wegen der Yams und Brotfrüchte. Wir fuhren unterm Heck durch; dort las ich den Namen: »Spy aus Salem«. Das Schiff war vorn als Brigg, hinten als Schuner getakelt. Als wir unterm Bugsprit waren rief ich: »Leute, werft uns bitte ein Seil herunter!«. Da kam Leben ins Schiff; alle waren überrascht; niemand antwortete; nach einer Weile hörte ich jemand rufen: »Kap'tän, die Eingeborenen auf dieser Insel sprechen englisch!«. Die Ungeduld, einen Blick von uns durch das Netz zu erhaschen, wurde nur noch vergrößert, vorn und achtern. Einer warf uns nach langem Zögern ein Tau zu; der Kapitän kam uns am Fallreep entgegen, bat uns an Bord, doch forderte er uns auf, die Eingeborenen im Kanu zu lassen; das taten wir. Der Kapitän ließ nun die Jakobsleiter ausschwingen; einer zweiten Aufforderung an Deck zu kommen bedurfte es nicht mehr; wir nahmen das Schildpatt mit und befahlen den Eingeborenen die Yams hinaufzureichen. Auf meine erste Frage antwortete der Kapitän, daß die Insel Ascension hieße; die Gruppe wäre als eine Insel auf der Karte eingezeichnet. Er erkundigte sich nach unserer Geschichte und ging in echt seemännischer Gastfreundlichkeit dazu über, uns einen Grog anzubieten. Es war der erste, den ich nach vielen Jahren wieder trank; ein kleiner Schluck nur verbrannte einem nahezu die Kehle; das Gesicht lief rot an; es wurde einem ganz wirr im Kopfe. Dem armen George spielte der Grog noch übler mit als mir. Es war die Freude, wieder nach England zu kommen, die uns noch mehr benebelte als der Schnaps.

Auf Kapitän Knight's Fragen erzählte ich ihm, daß die Eingeborenen sehr friedfertig wären, daß es eine Unmenge Schildpatt und Trepang hier gäbe, die Bedeutung für den Handel hätten, ferner Yams, Brotfrucht, Wasser und Holz, womit man sich auf den Inseln versorgen könnte. Nach einer kleinen Weile war Kapitän Knight damit



einverstanden, daß ich meine Nigurts an Bord kommen ließ; wir machten dann das Kanu am Heck fest. Andere Eingeborene waren nicht so glücklich; sie lärmten um das Schiff herum, wollten Eisen haben und versuchten mit den Händen eiserne Nägel aus dem Schiff heraus zu ziehen. Der Schuner blähte wieder die Segel, wir hielten ab; eine große Anzahl Kanus folgte uns; sie klatschten und plantschten durchs Wasser; eins versuchte das andere zu überholen.

Ich aß mit George in der Kapitän's-Kajüte zu Mittag. Was wir mitgebracht hatten, Salzfleisch, Schiffszwieback, Butter ergaben ein so köstliches Mal, wie wir es lange nicht gehabt hatten. Ich erbot mich die »Spy« durch den Riffeinlaß an einen Ankerplatz zu lotsen. Gegen vier oder fünf Uhr abends ankerten wir im Hafen von Matalaleme. Durch die Eingeborenen, die am Abend noch nach Nutt zurückkehrten, sandte ich an Ahoundel eine große Axt und ein Beil; Laowni schickte ich Perlen, rote Taschentücher und andere Kleinigkeiten; George und ich blieben an Bord; wir scheuten uns wieder an Land zu gehen.

Morgens war das Schiff von Kanus umgeben; Kapitän Knight kaufte von den Eingeborenen Schildpatt und andere Sachen, auch ein Kanu, das er als Kuriosität mitnehmen wollte; ich diente dabei als Dolmetscher. Wir banden das Kanu achtern fest. Zwei Stunden später hatten die Eingeborenen es wieder abgeschnitten und entkamen damit bevor wir es merkten; wahrscheinlich war irgendein Aberglaube dafür der Grund. Kapitän Knight feuerte auf die Diebe; er ließ ein Boot zu Wasser und die Kerle verfolgen; man konnte sie jedoch nicht einholen; es wäre auch nicht glücklich, obendrein wäre das Wasser an vielen Stellen zu flach für das Schiffsboot gewesen. Kapitän Knight bekam nun Angst; die Eingeborenen würden vielleicht sein Schiff überfallen; George und ich redeten es ihm aus und versicherten ihm das Gegenteil. Wir erzählten ihm, daß ihr ärgster Fehler ein unwiderstehlicher Hang zum Stehlen sei; sie nahmen sich die Sachen, die sie gern haben wollten. Wir stellten ihm vor, daß eine derartige scharfe Behandlung uns in eine üble Lage bringen könnte, daß jedenfalls das nächste Schiff, das in ihren Bereich käme, für uns zu büßen hätte. Er war äußerst aufgeregt und wie von Sinnen; er bat mich Verrätereien vorzubeugen und die Eingeborenen zu beruhigen. Hätte er sich als ein vernünftiger Mensch betragen, hätte er wochenlang in Matalaleme liegenbleiben und seinen Nutzen davon haben können; stattdessen schoß er einen Eingeborenen, der durch ein Kajütenfenster gestiegen war, eine Kugel durch den Kopf und warf die Leiche über Bord. Glücklicherweise war der Ermordete ein Nigurt, so murrten die Eingeborenen nur darüber; wäre es aber ein Moonjob oder ein Jerejoh gewesen, das Schiff wäre genommen worden, und die ganze Mannschaft hätte die Tat mit dem Leben büßen müssen. So schien es sie aber nicht lange zu behelligen; sie erkundigten sich wohl, weshalb man ihn getötet hätte; als ich ihnen sagte, daß er gestohlen hätte, fanden sie es sogar für richtig. Solange die »Spy« in Matalaleme ankerte durfte kein Eingeborener an Bord kommen; sie standen auf den Ketten oder blieben in den Kanus. Häuptlinge

ließen sich nicht beim Schiffe blicken — wahrscheinlich aus Vorsicht, dann auch noch, wie ich annehme, in Übereinstimmung mit ihren Sitten und Gewohnheiten; anders ist eine solche Maßnahme, die auf allen Inseln in gleicher Art zu beobachten ist, nicht zu erklären. Kurze Zeit nach der Erschießung des Eingeborenen in der Kajüte wurde eine kleine Drehbasse in den Vortopp gebracht; sie wurde mit Nägeln, gehacktem Eisen und Gewehrkugeln geladen. Jedesmal, wenn neue Kanus erschienen, geriet Kapitän Knight in Aufregung; er hätte gern mit den Feindseligkeiten begonnen, doch fürchtete er zugleich für die Folgen. Ich mußte fortwährend auf ihn einreden und andererseits sogar Machtworte gebrauchen, um die Eingeborenen vor feindlichen Handlungen seitens des Schiffes zu schützen. Etwa um zehn Uhr morgens ging die ›Spy‹ wieder unter Segel; Kapitän Knight befahl seiner Mannschaft auf die Eingeborenen zu feuern; er verlangte sogar von Keenan und mir, auf die Leute zu schießen, die fünf Jahre lang unsere Freunde und Beschützer gewesen waren. Wir weigerten uns. Die Gewehrschüsse wurden mit gelegentlichen Steinwürfen beantwortet; sie taten keinen Schaden; nur der Steuermann wurde einmal von einem Wurf getroffen; der Wurf war schwach; er wurde nur leicht verletzt. Während dieser Zeit hatte sich die Zahl der Kanus um uns herum, eher vermehrt als vermindert; ich redete dauernd auf die Leute ein. Sie beklagten sich über das Benehmen des Aroche-tic-a-tic (*Ariki tikatik*), des Unterhüptlings, vom Schiffe. Ich erwiderte ihnen, daß ich schuldlos wäre, und hielt ihnen vor Augen, daß ich keine Waffe gegen sie erhoben hätte. Es lag mir daran, daß Ahoundel nur Gutes von mir zu hören bekam.

Wir mußten lavieren, denn wir hatten Gegenwind; Flotte auf Flotte hielt von den verschiedenen Inseln auf uns zu, es schreckte sie nicht ab, daß etliche Eingeborene gefallen waren. Das Echo der Gewehrschüsse klang im Hafen von Matalaleme wunderbar. Es rollte, von Fels zu Fels, von Berg zu Berg; wahrscheinlich zum ersten Male; diese Eingeborenen hatten jedenfalls noch keine Feuerwaffen kennen gelernt. Kapitän Knight's Unruhe wurde dadurch noch vergrößert, weil er den Hafen nicht genügend kannte, um das Schiff sicher hinauszubringen.

Der Anblick neuer Flotten im Fahrwasser vor uns machte den Kapitän nahezu verrückt. Er sandte einen Matrosen mit einer Lunte in den Vortopp, ließ das Segel zurückschlagen und die Drehbasse in den dichten Kanuschwarm abfeuern. Mehrere Eingeborene fielen wie Tiere über Bord. Die Überlebenden stimmten ein Wutgeheul an; doch hatte die gemeine Tat ihren Zweck erreicht — die Eingeborenen zerstreuten sich, sie folgten uns noch außerhalb des Riffes in weitem Abstände. In der Einfahrt wären wir beinahe auf eine Klippe geraten. Wäre das Schiff wrack geworden, hätten die Leute an Bord mit ihrem Leben für die Gefallenen einstehen müssen. Die Mannschaft des nächsten amerikanischen oder englischen Schiffes, das Ascension anläuft, wird wahrscheinlich deren Blutrache zu spüren bekommen, sollte es durch einen Unglücksfall in die Hände der Eingeborenen geraten.

Ein zweiter Schuß wurde aus dem Vortopp nicht abgefeuert. Das Segel wurde wieder gesetzt; der Matrose, der die Drehbasse abgefeuert hatte, kam eilends die Backstagen wieder heruntergeklettert und weigerte sich nochmals das Geschütz zu bedienen.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf den Inseln habe ich nicht so Fürchterliches erlebt wie das Gemetzel meiner Freunde durch den Kapitän Knight. Ich verstand ihre Sprache, kannte ihren Charakter, ich wußte, daß sie nichts Arges im Sinne hatten, höchstens stehlen wollten — den Tod des Nigurts hätten sie nur gerächt, wenn sie dazu aufgestachelt worden wären. Dagegen hätte man sich mit milderer Maßnahme schützen können — jedenfalls ist dieser Weg nicht der richtige gewesen. Ich schlug dem Kapitän Knight vor, als wir in den Hafen einfuhren, das Schiff hier einen Monat oder sechs Wochen liegen zu lassen; ich erzählte ihm von den Unmengen Trepang, den es hier gäbe; ich wollte ihm diesen besorgen und mir die erforderlichen Gerätschaften dazu von Bord holen. Ich hatte geglaubt, daß sich der Verkehr zwischen Mannschaft und Eingeborenen in vollem Frieden und Eintracht abwickeln würde; die vorschnelle und grausame Tat von Knight machte alles zu schanden. Mir tat der Tod der Eingeborenen leid; ich war über die Unverschämtheit aufgebracht, mit der Knight uns aufforderte auf unsere Freunde zu feuern. Wir sagten ihm, wir freuten uns wohl, wieder von dieser Insel fortzukommen; aber eher würden wir es vorziehen, wieder an Land gesetzt zu werden, als so gemein unsere Freunde zu verraten.

Kaum waren wir aus dem Hafen von Matalaleme heraus, da änderte sich das Benehmen von Kapitän Knight. Nun bat er nicht mehr darum, bei den Eingeborenen zu vermitteln; nun war er wieder der Schiffsherr, der uns seine Macht in jeder Weise fühlen ließ. Nach vierzehn Tagen erreichten wir Guam; Kapitän Knight wollte uns hier an Land setzen; die Behörden erlaubten es jedoch nicht. Ich muß noch erwähnen, daß der Schiffskoch mit seiner Einwilligung in Matalaleme geblieben war; ich bat die Eingeborenen, in dessen Kanu er aufgenommen wurde, ihn zu Ahoundel zu bringen und um meinetwillen gut zu behandeln. Ob es ihm und meinen Gefährten, die ich auf der Insel hatte zurücklassen müssen, wegen des Benehmens von Kapitän Knight schlecht ergangen ist, habe ich nie erfahren können; aber soviel Gerechtigkeit muß ich den Eingeborenen widerfahren lassen — soweit kenne ich ihren Charakter — daß sie viel zu gutmütig sind und Recht und Unrecht zu unterscheiden wissen, um gute Freunde Schandtaten von Fremden büßen zu lassen, wenn die Fremden auch dieselbe Sprache sprechen und die gleiche Hautfarbe haben. Während des Aufenthalts der »Spy« habe ich von meinen vier anderen Gefährten nichts gesehen; allerdings hatte ich die Absicht sie mitzunehmen; Kapitän Knight's eilige Abfahrt hat meinen Plan vereitelt.

## Anhang.

Wir geben im folgenden ein unvollständiges Wörterbuch der Karolinensprache — d. h. von dem Dialekte, der von den Ponapeleuten gesprochen wird. Da es sich nicht um eine geschriebene Sprache handelt, kennen wir ihre Geschichte nicht; nur aus der Ähnlichkeit mancher Wörter, aus den Lauten können Beziehungen zu anderen Sprachen, zumal zur spanischen, gefolgert werden. Vielleicht rühren diese Beziehungen von den ersten Besuchen der Spanier auf diesen Inseln her, oder den Philippinen, von wo aus Leute in die Karolinen eingewandert sein mögen. Die Jesuiten behaupten, daß bereits sehr früh etliche Negersklaven auf den Inseln zurückgelassen wurden; welche Rolle sie da gespielt haben vermögen wir nicht festzustellen.

Nun zum Wörterbuch. Beginnen wir mit den Zahlen.

eins, <i>ad</i> <sup>①</sup> <i>at</i> <sup>②</sup>	sechs, <i>ah-awl</i> , <i>aön</i>
zwei, <i>arree</i> , <i>are</i>	sieben, <i>ah-aitch'</i> , <i>eiš</i>
drei, <i>agil</i> *, <i>ežil</i>	acht, <i>ah-well'</i> , <i>âuel</i> ,
vier, <i>abung'</i> , <i>apuñ</i> ,	neun, <i>adu'</i> , <i>atu</i> ,
fünf, <i>alim'</i> , <i>alim</i>	zehn, <i>codthingowl'</i> , <i>kätänäül</i>

Für die Zahlen von 12—20 scheint *amun*, *öm*, statt *codthingowl'*, *kätänäül*, verwendet zu werden.

elf, <i>ad-ata</i> , <i>ek ata</i> (?)	sechszehn, <i>ah-awl'-amun</i> , <i>aön öm</i>
zwölf, <i>arree'-amun</i> , <i>are öm</i>	siebenzehn, <i>ah-aitch'-amun</i> , <i>eiš öm</i>
dreizehn, <i>agil'-amun</i> , <i>ežil öm</i>	achtzehn, <i>awell'-amun</i> , <i>âuel öm</i>
vierzehn, <i>abung'-amun</i> , <i>apuñ öm</i>	neunzehn, <i>adu'-amun</i> , <i>atu öm</i>
fünfzehn, <i>alim'-amun</i> , <i>lim öm</i>	

\* *g* ist in diesem Wörterbuch stets stimmlos.

Für zwanzig sagt man *arree'-amun-codthingowl'*, (*riēžäk*), *are öm kätänäül*. Das würde wörtlich zwölf-zehn heißen; im Gebrauch hat diese Bezeichnung eine andere Bedeutung bekommen; die willkürliche Ordnung, besser wohl Unordnung, genügt aber für ihren beschränkten Verkehr. Dreißig heißt *agil'-amun-codthingowl'*, (*žiližäk*), *ežil-amun-kätänäül*; vierzig, *abung'-amun-codthingowl'*; und so weiter bis einhundert; ausgedrückt werden die Zahlen dadurch, daß man *codthingowl'* ein,-zweimal usw. wiederholt und dabei auf die zehn Finger zeigt. Bei zweihundert werden die offenen Hände zweimal hochgehoben; bei dreihundert dreimal usw. Für Tausend haben sie keinen Namen; selten haben sie überhaupt über fünfzig hinaus zu zählen.

Die Sprache verwendet Kehl- und Gaumenlaute; die Wörterzahl ist klein; viele lauten einander sehr ähnlich, so daß man sie sehr deutlich aussprechen, und das Sprechen mit Gesten begleiten muß. Es gibt viele Wörter die nur wenig voneinander sich unterscheiden und doch ganz verschiedene Dinge bedeuten.

① Schreibweise des O'CONNELL.

② phonetische Schreibweise.

Man sehe sich folgende Beispiele an:

Fenster	aŭa, ūaním	Tag, <i>hour'a-hour'a</i> , nĭn tšorān
leicht	<i>va hour'a</i> , merāra	Augenbraue, <i>agoura</i> , rir en mata
Wolken	tapök	Donner, ya hour'a-mah, Nān Žapue
kalt, windig, <i>mahour'a</i> , lomalomurita		

*Kid'jinny*, kĭš ěn scheint in erster Linie ein allgemeines Präfix zu sein.

Tau, Garn <i>puale</i> , puāl	Rauch, <i>kid'jinny-ung</i> ātin i ái, ( <i>kĭš en iān</i> , leichter Wind)
Schlinge, <i>kid'jinny puale</i> kĭš ěn puāl -	Brotfrucht, <i>kid'jinny-mai</i> , kĭš en māi
Ratte, <i>kitty-ticatic</i> (wörtlich kleiner Hund), kiti tĭketĭk	Frischwasser, <i>kid'jinny-nian-peel</i> , kĭš en pil
Yams, <i>kid'jinny kiup</i> , kĭš ěn kep	Salzwasser, <i>nan'chate</i> , nān šet
Bambusmesser, <i>kiup-et</i> , kápit	Pflanze, <i>kid'jinny bana'na</i> , karāt
Feuer, <i>kid'jinny-ai</i> , kĭš ěn i ái	Banane, <i>kid'jinny benee,na</i> , ūt
Blitz, <i>kid'jinny-ai-moonjob</i> , kĭš ěn i ái en mōntsap, liol	Schildpatt, <i>kid'jinny-but</i> , kĭš ěn puót
Haar, <i>mung-ai</i> , pit ěn mōña	Tatauierung, <i>kid'jinny-ding</i> , kĭš ěn intiān und <i>an</i> , a
Augen, <i>ickn-ai</i> , kil'n mája (Augenlid)	ich, mein, nahe Verwandte, Freunde: <i>ni</i> , <i>eni</i> , oder <i>ni-a-met</i> , nāi, āi.

Sollte *ai* in *mung-ai* eine Partikel sein, die von der Ähnlichkeit der Flamme mit dem Haare entlehnt wurde? — ist die gleiche Partikel in dem Worte für Augen auf den selben Ursprung zurückzuführen, wegen des Lichtes, des Feuers im Auge?

Brotfruchtkonserve, <i>kid'jinny-mah</i> , kĭš ěn mār	nein, <i>cho</i> , tšo
Fisch, <i>maam</i> , mām	dort (mit dem Finger nach der Stelle wei- send), <i>met</i> , mēt
zubereiteter Fisch, <i>kid'jinny-maam</i> , kĭš en mām	was? <i>tham</i> , tā?
Kokosnuß, <i>kid'jinny-but</i> , kĭš en ūp	ja, <i>aye</i> , éi
Hund, <i>kitty</i> , kiti, und <i>kid'jinny-kitty</i> , kĭš ěn kiti	hier, <i>met</i> , met

Einige der Haupteigenschaftswörter lauten:

gut, hübsch, <i>maco'jalele</i> , gājelél	wohlauf, (wörtl: nicht krank) <i>cho'jomow</i> ,
schlecht, <i>mid'jiwid</i> , šuēt, (me šuēt, was schlecht ist)	tšo tšomāu
tapfer, <i>ma coo'mat</i> , kāumat	tot, <i>midjila</i> , tauila
feige, <i>mucha-purk'</i> , mašapuerk	groß, <i>lapalap</i> , läpalāp
angenehmer Geruch, <i>pourmow</i> , pomāu	klein, <i>ticatic</i> , tĭketĭk
schmecken, <i>nako'wa</i> , šoñ nama	gerade, <i>mara'ra</i> , merāra (heißt leicht, nicht schwer),
heiß <i>mahor'ragorra</i> , karakar	gerade heißt: <i>uašak</i>
krank, <i>jo'mow</i> , tšomāu	

lang und schlank (von Bäumen), tief (bei Wasser), <i>miri'ri rérei</i>	feucht, <i>peel-amet</i> , (pil a met, d i. hier Wasser), <i>šokešok</i>
krumm, <i>mawuka</i> , me ápu	trocken, <i>lee-amet</i> , ?,māt
weiß, <i>but'abut</i> , pötapöt	alt, <i>mow'nawee</i> , memřr
rot, <i>whyta'ta uaitata</i>	viele, viel, alle, <i>toto</i> , toto
schwarz, grün, jegliche dunkle Farbe, <i>maton'édawl</i> , töntöl	

## Sachnamen

Haus, <i>nannaim</i> , (nán im, im Hause), im	Kriegskanu, <i>wa-en-wee</i> , uār en uai
Schlafmatte, <i>loach</i> , loš	Schiff, <i>wa-en-wee lapalap</i> , uaren uai läpalap
Männerschurz, <i>call</i> , káol	Stein, <i>tokey</i> , takai
Frauenmatte, <i>lagow</i> , likau	Speer, jegliches Kriegsgerät, <i>cod'jic</i> , kašik
Hut, <i>lajor'rob</i> , lišorop	Kalabasse, <i>ajurk</i> , išak
Baum, <i>too'ga</i> , tšuka	Wal, <i>maam lapalap</i> , mām läpalap
Blumen, <i>allan too'ga</i> , āl en tšuka. Das selbe Wort wird auch für Perlen und anderen Zierrat verwendet.	Haifisch, <i>maan majorhowi</i> , mām me šarāui (Fisch der heilig), bako
Paddel, <i>paddel'</i> , pātil	Sand, <i>cha'va</i> , tšampa (Erde, Land)
Milch, <i>lecha</i> , ?,pil en titi (li tša Frau nur?)	Wald, <i>toogas-toto</i> , tšuka toto
Kanu, <i>wah</i> , uār	Mücke, <i>mas'wah</i> , ?, om
	Riff, <i>nan'chete toky'ah</i> , nān šet takai.

## Körperteile u. a.

Kopf, <i>magun'gong</i> , mōñ	Rücken, <i>ah'vah</i> , ?, pōn šaua bezw. pelikía
Haar, <i>mungai'</i> , (Kopf mein), pit en mōña	Bein, <i>purong</i> , ?, pēi
Mund, <i>shabagou'la</i> , (šap o kil in áua ?) (Bart und Lippen) áu	Fuß, <i>nouš</i> , (lupua en ne, Fußschritt), pāt en ne
Augen, <i>icknai'</i> , ?, por en māša	Zehe, <i>purvath'</i> , ?, dšentiñ na
Augenbrauen, <i>agour'ah</i> , pati	Zunge, Sprache, <i>laky'a</i> , lokaia
Nase, <i>canouš</i> , ?, komoñ tšuma (Nasenspitze)	Blut, <i>mahr'u'nah</i> , ?, nta
Wange, <i>marock'a'rock</i> , (merökarök, rauh), likin šap a	Zahn, <i>gurh</i> , ?, ni
Ohren, <i>paroof'</i> , karoñ (Wort der hohen Sprache, sonst tšalōñ)	Herz, <i>mahvi'tah</i> , moñioña
Brust, <i>de'-de'</i> , titi	Atem, <i>arung'</i> , añ en áua
Magen, <i>mowauk'</i> , ?, kupura	hören, <i>iningah'ry</i> , rōñ, añi,
Arme, Hände, <i>gorah</i> , ? (popa, Schulter), pā	essen, <i>nam'anam</i> , nāmanām
Finger, <i>pamma'</i> pā me (Arm der), dšentiñ	riechen, <i>varen'</i> , net
Fingernagel, <i>ve'nah</i> , (dšentiñ na, Zehe), kik en pā	sehen, <i>iningah'</i> , kilāñ
	Mann, <i>awl'aman</i> , ol amēn
	Frau, <i>ley'aman</i> , li amēn

Menge, Heer, *awl'amen toto*, oder *har'ra-match*, *öl me tölö* oder *aramaş* Mädchen, *jere ley'aman*, *šeri li emën*  
 Gatte, Gattin, *ambode*, (a) *pāut*  
 Knabe, *jere awl'aman*, *šeri öl emën*

Eine vollständige Grammatik der Sprache kann hier natürlich noch nicht gegeben werden; es würde sich auch nicht lohnen. Mit einer Liste einiger wichtiger Wörter wollen wir schließen.

Knochen, <i>tey</i> , <i>tī</i>	lachen, <i>hara'hara</i> , <i>kāurur</i>
Knochenadel, <i>tey-gong'</i> , <i>tikāk</i>	Blatt, <i>tan</i> , <i>te</i> , <i>pan</i>
Vogel, <i>parrut'</i> , <i>mān me kin pipir</i>	Eidechse, <i>ler'vah</i> , <i>lamuōr</i>
Kinder, <i>ee'ni</i> , <i>šeri kām</i>	Kawa, <i>jagow</i> , <i>tšakāu</i>
Häuptling, <i>arochē</i> , <i>ariki</i>	satt, <i>madiāh</i> , <i>māt</i>
kommen, <i>gowthou</i> , <i>koto</i>	Heirat, <i>am bodge'</i> , <i>popāut</i>
Dunkelheit, Nacht, <i>neebung'</i> , <i>ni pūh</i>	Seele, Geist, <i>a'niman</i> , <i>āni mën</i>
trinken, <i>nimpeel-a-met</i> , oder <i>jagow-a-met</i> ,	Mutter, <i>no'no</i> , <i>nōnō</i>
<i>nīm pil a met</i> oder <i>tšakāu a met</i>	Mond, Monat, <i>jow'naboo</i> , <i>tšāunēpuñ</i>
betrunken, <i>jagowlo</i> , <i>tšakāulār</i>	Lärm, <i>a goula'</i> , <i>kāul</i> (singen)
tanzten, <i>gur'lic</i> , <i>kālek</i> (eine Tanzart)	Priester, <i>a'diomet</i> ,
Vater, <i>ba'ba</i> , <i>pāpā</i>	Regen, <i>codhow</i> , <i>kataū</i>
Fischhaken, <i>kroh</i> , <i>keš</i>	Ringwurm, <i>kilanwy</i> , <i>kil en uāi</i>
Fischnetz, <i>kerruk</i> , <i>ūk</i>	Himmel, <i>moonjob</i> , (mōntšap ?), <i>lan</i>
gehen, <i>kit'ai</i> , <i>ko ti la</i> (fortgehen)	Sonne, <i>cod'ripin</i> , <i>katšipin</i>
Gras, <i>mowee</i> , <i>re</i>	hinsetzen, <i>moondie</i> , <i>mōnti</i>
geben, <i>gi'tui kito</i> (gib)	Gesang, <i>cockholt</i> , <i>kakāul</i>
hungrig, <i>mung-ata'</i> , <i>mōnata</i>	morgen, <i>lockup</i> , <i>lakap</i>
töten, <i>codjic midjila'wörtlich speeren tot</i> ,	du, <i>cow'ay</i> , <i>kóue</i>
<i>kašik mēla</i> , <i>kamēla</i>	waschen, <i>doo'doo' tūtū</i>
Land, <i>lan'job</i> , <i>nān tšap</i>	

Eigentümlich berührt es, daß O'CONNELL an keiner Stelle seiner Erzählung den Besuch der »Senjawin« erwähnt, obschon seine Kameraden ihm von dem Besuch des Schiffes sicherlich erzählt hatten (vgl. S. 66). Die Gründe werden verborgen bleiben. Krankheit mag ihn am Verlassen seiner Behausung gehindert, die Eingeborenen aber werden ihm das Erscheinen des fremden Schiffes verschwiegen haben, zumal der Keroun en Nōt ihm stark mißtraute.

↳ Hatten Eingeborene der Westkarolinen bereits früher, wie aus den Briefen des P. CANTOVA (1722), dann CHAMISSO's (1819), auch FREYCINET's (1819) und DUPERREY's (1823) hervorgeht, Europäern von einer hohen Insel Falupet, Fanope, erzählt, gefunden hatte man sie nicht, vielleicht auch deshalb nicht ernsthaft danach gesucht, weil man die Truk-Gruppe mit ihren vielen hohen Inseln für Falupet hielt, zumal die einzelnen Namen der Truk-Inseln nicht bekannt waren. Die Schwierigkeiten, gute Ortbestimmungen vornehmen zu können, sowie die Vielheit der Karolineninseln hat

ihre genaue Identifizierung erschwert, z. T. einfach unmöglich gemacht. Die St. Bartolomé-Insel von Loyasa 1526 entdeckt, als hohes Land gekennzeichnet, in dessen Westen sich niedrige Inseln befinden, nördlicher als Kusae liegend, kann nur Ponape sein. Ponape wird durch Kapitän MULGRAVE in der »Sugar Cane« 1793 gesichtet worden sein, Ponape ist auch die von J. Ibargoitia 1801 gesehene Insel, die er aber wie später der Kartenstecher Arrowsmith für Quiroa, damals fälschlich für Truk angenommen, gehalten hat, sie aber stets als eine große, mäßig hohe Insel beschrieben, eine Beschreibung, die hier allemal allein für Ponape angebracht ist. Das hohe Land, das M. DUBLON im »St. Antonio« 1814 gesehen hat, ist vielleicht ebenfalls mit Ponape identisch.

Die wissenschaftliche Entdeckung Ponapes, die ersten bestimmten Nachrichten, die erste Karte der Insel verdankt man dem Deutsch-Russen F. LÜTKE, der am 2. Januar 1828<sup>①</sup> Ponape sichtete. Er kommandierte die Korvette »Senjawin«, die auf Befehl des Zaren Nikolaus I. in den Jahren 1826—1829 eine Weltumseglung ausführte. Zwei ausführliche Berichte, die einander ergänzen, liegen vor, einer von LÜTKE selbst verfaßt (Petersburg 1834/36) in russischer Sprache<sup>②</sup> und ein anderer von v. KITTLITZ, der erst 1858 veröffentlicht wurde.

Beide Berichte folgen hier. Anmerkungen und Zusätze erläutern die zum Verständnis der Berichte erwähnten Namen und Örtlichkeiten.

### Die Auffindung Ponapes.

#### 14. Januar 1828

Seit meiner Einfahrt in den Archipel der Karolinen war es mir zur unabänderlichen Gewohnheit geworden, nachts mit wenigen Segeln zu fahren, um nicht in der Dunkelheit an einem unbekanntem Lande vorüber oder darauf zu fahren. Ich verlor so täglich 10—11 Stunden, doch wurde dieser sicherlich recht erhebliche Verlust durch die Sicherheit der Navigation wettgemacht, und ferner durch viel genauere Erkundung des durchmessenen Meeresraumes. Ein Mal, in der Nacht vom 13. zum 14. Januar gestattete ich mir, von diesem Vorsatz abzuweichen; wir befanden uns auf dem Schnittpunkt der Wege der Kapitäne TOMPSON, YBARGOÏTIA, DUPERREY und einiger anderer, und es schien ein Ding der Unmöglichkeit, daß in diesem Teil auch nur der geringste Platz für die kleinste Insel vorhanden war. Wir steuerten ruhig nachts unter kleinen Segeln unseren Kurs weiter, und befanden uns bei Tagesanbruch vor einer großen und hohen Insel. Wir trauten kaum unseren Augen, denn eine solch interessante Entdeckung erschien uns in dieser Gegend einfach unmöglich: sie bildet den Beweis (wenn der noch nötig ist), daß die Auffindung unbekannter Lande nur dem blinden Zufall zu verdanken ist, (und daß die, welche sich um die Ehre einer ersten Entdeckung streiten, sich um des Kaisers Bart streiten. Doch muß man von einer zufälligen Entdeckung

<sup>①</sup> Russischen Stils, am 14. Januar 1828 unseres Kalenders.

<sup>②</sup> Das russisch geschriebene Manuskript wird im Geheimen Staatsarchiv in Petersburg aufbewahrt.



die trennen, welche sich auf Berechnungen und Vermutungen stützen. In diesem Sinne fand und entdeckte COLUMBUS nicht Amerika. COOK fand die Inseln des Marquis de Mendoza, die Neuen Hebriden und viele andere; die Sandwich Inseln, die wichtigsten von allen, welche er der Geographie übermittelte, bilden seine Entdeckung. Wie dem auch sei, es ist sehr seltsam, daß eine der größten und die höchste aller Karolinen-Inseln eine der letzten in der Stufe der Entdeckungen bilden sollte. Kapitän DUPERREY suchte sie 500 Meilen nördlicher, nach den Aussagen der Bewohner von Ougai<sup>1</sup>, die ihm von der Insel Pouloupa<sup>2</sup> erzählten, die WNW von ihnen gelegen sei. (Vielleicht wären auch wir nicht auf sie gestoßen, wenn ich nicht den Zweifel gehegt hätte wegen der Länge der Insel von Sankt Augustin, den ich zu beseitigen mir vorgenommen hatte.)

Wenn der Wind während der Nacht etwas stärker geblasen, oder wenn wir uns beim Scheiden des Tages nördlicher befunden hätten, wären wir durch dies unerwartete Zusammentreffen in eine große Gefahr geraten. Nun hinderte uns nichts, uns dieser so angenehmen Entdeckung zu freuen, obwohl sie dem Zufall zu verdanken ist. Gegen 7 Uhr VM. befanden wir uns ganz nahe am Korallenriff<sup>3</sup>, welches das hohe Land im Umkreise und Abstand von einer halben Meile umgibt, und wir drehten bei, um uns gut zu orientieren. Dichte Kokosbestände und Rauch, der an verschiedenen Stellen emporstieg, bezeugten, daß die Insel bewohnt war. Bald zeigten sich, eins nach dem andern, hinter der nördlichen Landspitze hervorkommend Segelfahrzeuge, von denen uns schließlich vierzig von verschiedener Größe umgaben. Die großen trugen 14, die kleinen zwei Menschen. Schon von weitem begannen sie mit aller Macht zu singen, zu tanzen, mit Kopf und Händen zu gestikulieren usw. Sie legten sich bereitwillig neben die Korvette, doch nur mit vieler Mühe konnte ich einen Einzigen überreden an Bord zu kommen, indem ich ihn durch den Anblick eines Messers herbeilockte. Ihre wilden Gesichtszüge, die voll Mißtrauen sind, ihre großen blutgefüllten Augen, das Geschrei und die Wildheit dieser Inselbewohner, machten auf uns einen recht unangenehmen Eindruck, denn wir hatten noch nicht das sanfte und zurückhaltende Benehmen unserer Freunde von Kusae (Ualan) vergessen, von denen sie sich durch die Sprache ebenso wie durch das Äußere unterscheiden. Nachdem wir bis Mittag inmitten der wilden Bande geblieben waren, setzen wir Segel und steuerten nach Westen an der Südküste der Insel entlang. Allmählich entfernten sich alle Kanus von uns. Nur ein Eingeborener, der sich am Fahrzeug anklammerte, wollte uns nicht verlassen, trotz aller unserer Bemühungen, ihm zu verstehen zu geben, daß wir uns von seinem Kanu entfernen wollten. (Die Ursache dieser unbegreiflichen Zuneigung für uns sollte sich bald zeigen; er war nur dageblieben, um einen günstigen Augenblick zu erspähen, wo er den Plan, den er sich ausgedacht hatte, zur Ausführung

<sup>1</sup> Uleai.

<sup>2</sup> Pūlap.

<sup>3</sup> Matölenim-Hafen.

bringen konnte. Als ich mich ihm in der Sicherheit näherte, an die wir durch die guten Kusaer gewöhnt gewesen waren, stürzte er sich auf den Sextanten, mit dem ich eine Beobachtung machen wollte, und versuchte, ihn mir mit grimmiger Wildheit aus den Händen zu entreißen. Diese Kühnheit seinerseits kam so überraschend, daß die Matrosen, die dicht bei mir waren, mir nicht sofort zur Hilfe kommen konnten, und nur dadurch, daß ich das Instrument fest mit der Hand umklammerte, gelang es mir, es vor der Raubgier des Wilden zu retten, der sich wie eine Robbe ins Wasser stürzte, als er seinen Anschlag mißlungen sah, und nach seinem Kanu schwamm. Es war derselbe Mann, den wir für den Besuch, den er uns gemacht hatte, mit Geschenken überhäuft hatten.)

Wir folgten den Ein- und Ausbuchtungen des Riffes und bemerkten gegen drei Uhr NM. eine Öffnung, die wie ein Hafen<sup>Ⓞ</sup> aussah; ich setzte den Leutnant Zavalichine, der von Dr. Mertens begleitet wurde, zur Aufklärung in der Schaluppe aus. Während wir mit der Korvette in kleinen Schlägen auf- und abkreuzten, verloren wir sie nicht aus den Augen. Hier wurden wir bald ebenfalls von einer Menge Kanus umgeben, mit den gleichen Tänzen, demselben Lärm und Geschrei wie vorher. Auf einem Kanu bemerkten wir eine Frau. Es führte mehrere Bündel Speere und mit Steinen gefüllte Säcke mit sich. Als sie bemerkten, daß das unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen war, und daß wir darüber sprachen, beeilten sie sich, die Speere und Steine sorgfältig mit Matten zuzudecken; diese Vorsichtsmaßregeln zeigten uns, daß es nicht überflüssig war, auch unsererseits auf der Hut zu sein.

Leutnant Zavalichine kam zurück, ohne die Lagune im einzelnen erkundet oder vermessen zu haben, so war er von allen Seiten von den Kanus der Eingeborenen umdrängt worden, die ohne ihm irgend etwas zu tun, brüllten und gleichzeitig loschrien, Kokosnüsse und verschiedene von ihnen hergestellte Kleinigkeiten in die Schaluppe warfen und unsere Leute durch Zeichen einluden, an Land zu kommen.

Bei Sonnenuntergang verließen sie uns alle.

Während der Nacht kreuzten wir auf und ab und hielten mehr auf die hohe See, und am Morgen des 15. Jan. näherten wir uns wieder dem Riffe und fuhren ganz nahe daran entlang. Einige Leute befanden sich auf dem Riffe und bellten wie die Hunde, als wir an ihnen vorübersegelten, woraus man schließen muß, daß ihnen dies Tier bekannt ist. In der Folge bestätigte sich diese Ansicht. Als wir einen Einlaß<sup>Ⓞ</sup> bemerkten wurde die Schaluppe zur Erkundung ausgesetzt.

Während wir beidrehten und auf die Schaluppe warteten, kamen mehrere Kanus zu uns, mit denen wir Kokosnüsse, Brotfrüchte, Bananen, Fische, einen Hahn, und was am sonderbarsten war, Kokoschalen und Muscheln, die mit sehr gutem Trinkwasser gefüllt waren, das die Inselbewohner wahrscheinlich nicht für uns sondern für sich selbst mitgenommen hatten, tauschten. Nach vielem hin und her, willigten endlich

Ⓞ Mutök-Hafen.

Ⓞ Kiti-Hafen (*Roi en Kiti*).

drei Häuptlinge ein, die man hier auch *irōš* (urosses) nennt, auf unsere Einladungen hin an Bord zu kommen. Einige Minuten waren sie vor Verwunderung und Furcht starr; dann bekamen sie bei kleinem Mut und entschlossen sich sogar, die Kammer zu betreten, wo wir ihnen mehrere Geschenke gaben und sie auf alle Art und Weise zu beschäftigen suchten. Sie besaßen nicht einen Schimmer von der Liebenswürdigkeit unserer Freunde in Kusae. Die Gestalten, die durchaus nicht unansehnlich waren, wirkten infolge der Unruhe und des Mißtrauens, von dem sie befangen waren, unangenehm. Die großen Augen wandten sich von einer Seite zur andern. Als sie von uns irgendeinen Gegenstand geschenkt bekamen, wollten sie ihn um alles in der Welt nicht wieder loslassen, wenn wir ihnen den Gebrauch zeigen wollten. Besonders hoch schätzten sie natürlich das Eisen und Gegenstände, welche aus diesem Metall angefertigt waren, vor allem Äxte. Mehrere von ihnen versuchten ihre Kräfte an den eisernen Faschinen, Haken und sogar an den Gewindeketten; sie wollten gewiß versuchen, ob sie sich deren nicht bemächtigen konnten. Der lebenswürdigste unter allen Besuchern war der *irōš Lapalap*, ein Greis von annähernd 65 Jahren, der sich von den andern durch seinen stillen Frohsinn unterschied. Am Beine trug er die Spur einer schweren Verwundung; das macht wahrscheinlich, daß innere Kriege unter ihnen geführt werden wie auf den andern hohen Inseln dieses Archipels.<sup>①</sup> Als wir die Segel zur Weiterfahrt setzten, gingen sie alle aus der Kammer heraus, um auf die Brücke zu steigen; sie hielten sich eine zeitlang am Tauwerk und an der Verschanzung fest; danach sprangen sie einer nach dem andern ins Wasser und schwammen nach ihren Kanus.

In dem Einlaß, den man erkundet hatte, fand sich kein geeigneter Ankergrund; der andere<sup>②</sup>, der SW.-Spitze gegenüber, den Leutnant ZAVALICHINE am Abend vorher nur teilweise hatte erkunden können, versprach Besseres; beim Vorüberfahren hielten wir dort an, und derselbe Offizier wurde beauftragt, die Erkundung zu beenden, er bekam den Befehl, eine Flagge auf der Schaluppe zu entfalten, wenn er sich von den Bewohnern irgendwie bedroht sähe. Alle erschienenen Kanus folgten unserer Schaluppe in die Bucht. Nach einiger Zeit sahen wir, daß sie das verabredete Zeichen gesetzt hatte, wir fuhren sofort dichter an die Küste heran und feuerten Kanonenschüsse ab. Leutnant ZAVALICHINE kam bald wieder an Bord zurück und erstattete mir über seine Unternehmung folgenden Bericht: . . . .

»Ich bin um 11 Uhr in der Schaluppe abgefahren, um in einem Riffeinlaß, der sich der SO.-Spitze der Insel gegenüber befindet, einen geeigneten Ankerplatz ausfindig zu machen und zu untersuchen. Ich habe gefunden, daß er sich aus zwei Buchten zusammensetzt, die durch einen engen Kanal, der nur etwa 50 Klafter<sup>③</sup> breit ist, verbunden werden. In der Außenbucht beträgt die Tiefe 25 bis 30 Faden; in der Innenbucht 16—23 Faden und in dem engen, beide trennenden Kanal etwa 14 Faden.

① vergl. Chamisso: Reise durch die Welt.

② Kiti-Hafen.

③ zu 6 pariser Fuß (97,50 m).

6 Hambruch: Ponape.

Die Einschnürung des Kanals, sein Verlauf von NO. nach SW., der der herrschenden Windrichtung völlig entgegengesetzt ist, und die geringe Ausdehnung der Bucht, machten den Einlaß für's Ankern ungeeignet.

Als ich die Korvette verlassen hatte, befand sich kein Kanu bei mir; alle, welche nahe beim Schiff waren, schlossen sich mir in der äußeren Bucht an, und als ich mich in der inneren Bucht befand, kam eine so große Anzahl Kanus vom Ufer herbei, um sich mit ihnen zu vereinigen, daß ich zum Schluß etwa 40 Fahrzeuge zählen konnte, die wenigstens 200 Eingeborene mit sich führten. Sie sangen, schrien, boten uns Früchte an usw., so wie sie es gestern getan hatten, und obschon sie uns, indem sie uns in der Nähe umschwärmten, sehr in der Arbeit störten, zeigten sie indessen im Beginn keinerlei feindliche Absichten; ohne mit ihnen in Verbindung zu treten, setzten wir unsere Untersuchungen fort.

Ihre Kühnheit und Unverschämtheit nahmen von Minute zu Minute zu; schließlich legten sie sich unmittelbar vor die Schaluppe, hielten sich mit den Händen daran fest und versuchten gar mehrmals die Führungsstange des Steuerruders wegzunehmen. Einer der Eingeborenen enthüllte ein Bündel Speere, ohne Zweifel in böser Absicht, denn ein Schrei, anscheinend vor Unwillen, erscholl auf den anderen Kanus, und er deckte sie sofort wieder zu. Als wir aus der Bucht herausfahren, undrängten sie uns noch stärker, schrien viel lauter, so daß wir uns schließlich mit Gewalt einen Weg zwischen die Kanus hindurch bahnen mußten, um vorwärts zu kommen. Der Wilde, von dem ich schon gesprochen habe, befand sich ganz nahe am Heck der Schaluppe; er ergriff einen Speer und schleuderte ihn nach mir. Glücklicherweise hatte ich mich in dem Augenblick gerade nach dieser Seite hingekehrt, und beim Erkennen der Gefahr fand ich noch Zeit, eine Pistole über seinen Kopf abzufeuern, die ich stets bereit hielt. Dieser Schuß hatte den erwünschten Erfolg. Sie verhielten sich alle ruhig, setzten sich in ihre Kanus und verharrten einige Augenblicke in dieser Haltung; wir benutzten ihre Verwirrung, lösten uns von ihnen und entfalteten gleichzeitig unsere Flagge, um die Korvette über die Schwierigkeiten zu unterrichten, in die wir geraten waren. Als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, verfolgten sie uns sogleich und bliesen ihre Muscheltrompeten; doch es war zu spät; wir hatten schon solchen Vorsprung vor ihnen gewonnen, daß wir bald darauf zu unserem Glück wieder die Korvette betreten konnten.\*

Eines der Kanus, welche unsere Schaluppe verfolgten, kam ganz nahe an das Schiff heran; die anderen zerstreuten sich und verschwanden darauf in verschiedenen Richtungen nach der Insel; doch der Ton des Tritonhorns, der Kriegstrompete auf allen Inseln dieses Meeres, ließ sich noch lange aus verschiedenen Gegenden vernehmen.

Wir steuerten unseren Kurs nach Westen weiter, bald auch nach Norden und folgten dem Verlauf der Küste; zur Linken ließen wir eine Gruppe niedriger Inseln liegen<sup>⊙</sup>. Einige Inselchen auf dem Riffe lagen völlig in Höhe des Meeresspiegels; die darauf

⊙ Ant-Gruppe.

wachsenden Bäume schienen unmittelbar aus dem Meere herauszusteigen. Um 5 Uhr sahen wir im NW. noch eine Gruppe<sup>ⓐ</sup> niederer Inseln.

In der Nacht kreuzten wir bei frischen Stoßwinden an der Westseite der Insel, und stellten bei Tagesanbruch fest, daß wir um die Nordspitze herumgefahren waren, jenseits davon sich das Riff noch 5 Meilen an derselben Seite erstreckt. Wir mußten noch einige Schläge machen, um an die äußerste Nordspitze zu gelangen; dann fuhren wir an der Westküste entlang, indem wir einen ungefähren Abstand von  $\frac{1}{4}$  Meile hielten. Bei der Annäherung an die Insel begegnete uns auf den kahlen Felsen, die sich auf dem Riff befinden, eine Schar mit langen Speeren bewaffneter Männer; doch waren nur sehr wenige Kanus zu sehen. Angesichts der NW.-Spitze der Insel, die sich durch einen hohen, schroffen, senkrecht abfallenden Fels<sup>ⓑ</sup> auszeichnet, der aus Basalt zu bestehen scheint, bemerkten wir eine größere Öffnung im Riff, und jenseits davon eine Wasserfläche, die einen schönen Hafen<sup>ⓒ</sup> zu verkünden schien. Ich beschloß noch einmal den Versuch zu machen, ob wir hier nicht einen passenden Ankergrund ausfindig machen konnten; es waren fast keine Kanus bei uns, und ich hoffte, daß unsere Leute ihre Aufgabe lösen konnten, ohne von den Bewohnern, die uns ruhig vom Riffe aus zusahen, gestört zu werden. Zur größeren Sicherheit gab ich dem Leutnant ZAVALICHINE noch ein Boot mit, das mit einer Drehbasse bewaffnet war und vom Fähnrich RATMANOFF befehligt wurde; es wurde allen beiden auf das strengste eingeschärft, unter keinen Umständen die Feuerwaffen gegen die Bewohner zu gebrauchen, sondern nur im äußersten Notfall und zur eigenen Verteidigung. Unsere Boote setzten daraufhin ruhig ihren Weg fort. Sie fanden einen  $2\frac{1}{2}$  Kabel-längen<sup>ⓓ</sup> breiten und 28 Faden und darüber tiefen Einlaß, der allem Anschein nach einen geräumigen und sicheren Hafen zu verbürgen schien. Aber kaum waren sie durch den Kanal hindurchgefahren, als die Eingeborenen, die bis dahin ihre Bewegungen schweigend beobachtet hatten, sich schreiend ins Wasser stürzten, ihre hinter den Felsen verborgenen Kanus ins Wasser schoben, und sie in einem Augenblick umgaben, sie von allen Seiten umdrängten und das Schauspiel vom Abend vorher wiederholten, nur waren sie noch kühner und aufdringlicher. Sie warfen sogar Seile über das Steuerruder und die Dollen, als ob sie sich der Schaluppe bemächtigen wollten. Blinde Schüsse erzielten nicht die geringste Wirkung; jedem Schuß folgten Schreie und vermehrte Kühnheit. Leutnant ZAVALICHINE gab das verabredete Zeichen; wir feuerten einige blinde Kanonenschüsse ab, die jedoch bei der Entfernung, in welcher wir uns befanden, kaum Eindruck machen konnten, und unsere Schaluppen hatten noch größere Mühe als am Abend vorher, sich loszulösen und die Korvette zu erreichen.

ⓐ Pakin-Gruppe.

ⓑ Paipaläp von Tšö kěš.

ⓒ Lañar-Hafen.

ⓓ etwa 300 m. Die NO.-Einfahrt zum Lañar-Hafen.

Es ist möglich, daß diese aufgeregten Inselbewohner keine feindlichen Absichten gegen uns hegten; denn sogar während des Zusammentreffens lag ein Kanu bei uns längsseits, und zwei oder drei Leute, welche sich auf dem Schiff befanden, schienen nicht im geringsten um das beunruhigt, was weiter weg vorging; vielleicht war die Neugierde, die Ungeduld die für sie unbekanntem Gegenstände zu betrachten, oder die Sorge um ihre eigene Sicherheit, die Ursache für ihre lästige Zudringlichkeit; ihr Benehmen war trotzdem so, daß wir das Suchen nach einem Ankerplatz nicht beenden konnten. Es blieb nur ein Mittel übrig, sie in respektvoller Entfernung zu halten; man hätte sie die Macht der Feuerwaffen spüren lassen sollen; doch hielt ich dies Mittel für zu grausam, ich zögerte und verzichtete auf das Vergnügen, den Fuß auf das neu entdeckte Land zu setzen, wenn ich diese Genugtuung um Blut erkaufte, nicht nur mit dem seiner Bewohner, sondern wahrscheinlich auch unserer Leute. Ohne uns auf das Suchen nach einem Ankerplatz in dieser Bucht zu versteifen, gab ich ihr daher wegen unseres Mißerfolges und des wenig gastfreundlichen Charakters der Eingeborenen den Namen ›Hafen der schlechte Aufnahme‹, dann setzten wir die Erkundung der Westküste der Insel fort.

Das Riff, welches diese Küste begrenzt, erstreckt sich bis zur Westspitze; jenseits davon zeigt sich eine Unterbrechung<sup>ⓐ</sup>, die durch zwei Inselchen bezeichnet wird. Die Schaluppe wurde auch hier hineingesandt, es war schon spät am Abend; aber sie fand keinen Ankergrund.

Nach einer schlechten Nacht, in der wir einen heftigen Wind auszuhalten hatten, der von Platzregen begleitet war und während dessen wir uns nur durch Kreuzen an derselben Stelle zu halten versuchten, kehrten wir am Morgen des 17. Januars zur Westspitze der Insel zurück; von dort aus setzten wir die Erkundung gegen die SW.-Spitze fort, womit die Aufnahme der Insel abschloß; nur eine kleine Strecke im NO. blieb davon ausgeschlossen, die wir nur von weitem sahen.

Wir steuerten darauf nach Westen, um die in dieser Richtung bemerkten Inseln zu erforschen. Als wir an dem sie umgebenden Riff entlang fuhren und wie gewöhnlich ganz nahe herangekommen waren, überraschte uns plötzlich eine Windstille. Die Höhe der Insel, welche den Passat abhing, vermochte nicht ebenso plötzlich die gewaltige Dünung, die in derselben Richtung lief, dämpfen; sie schob uns geradewegs auf das Riff, von dem wir nur drei Kabellängen ab waren. Die Boote wurden sofort zu Wasser gelassen und nahmen das Schiff in's Schlepp. Drei Stunden lang verblieben wir in dieser gefährlichen Lage, indem wir uns bald bei schwachen Kühlen vom Riff entfernten, dann aber wieder uns näherten, bis sich gegen vier Uhr der Passat wieder erhob und uns endlich befreite. Wir setzten unsere Reise fort, und mit Einbruch der Nacht hatten wir die Erkundung der Südseite der Gruppe beendet. Sie besteht aus zwölf verschieden großen Koralleninseln<sup>ⓑ</sup>, die mit dichtem Grün bedeckt sind. Wir

ⓐ T a a u ä k - Einfahrt.

ⓑ A n t - Inseln.

sahen keine Anzeichen, daß sie bewohnt waren; doch scheinen diese Inseln vorübergehend besucht zu werden, denn man sah an einer Stelle einen Steinhaufen, der auf einem großen schwarzen Felsstück errichtet war.

Nachdem wir am folgenden Tage, den 18. Januar, den Verlauf des Riffes, das sich nach NW erstreckt, erkundet hatten, fuhren wir zur andern Gruppe,<sup>Q</sup> die viel nördlicher liegt und neben einigen kleinen Inseln aus fünf Eilanden besteht. Diese Gruppe schien ebenfalls unbewohnt zu sein; doch bemerkten wir auf der nördlichen Insel sechs Männer, die ihr Kanu ins Wasser schoben, durch die Brandung kamen, und sich einschifften, um zu uns zu gelangen. Wir waren unter den Wind der Gruppe gekommen und blieben mit gebraßten Segeln liegen, um sie zu erwarten. Wie gewöhnlich kamen sie singend und tanzend zu uns und machten mit einem roten Lappen Zeichen, die wir mit einem roten Taschentuch beantworteten. Als sie beim Heck des Schiffes angekommen waren, tauschten sie verschiedene Kleinigkeiten und Früchte; aber sie verstanden nicht, oder wollten nicht verstehen, unsere Einladungen, an Bord zu kommen. Um mich mit ihnen besser verständigen zu können, fuhr ich in der Schaluppe zu ihnen; doch verlief auch dieser Besuch nicht zufriedenstellender als die vorhergehenden, da sie, ohne einen Augenblick ihre auf einen Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit zu unterbrechen, alle zugleich redeten, laut und schnell, einen ein wenig in Verlegenheit setzten, so daß man sie nicht verstand. Es gelang uns die Namen der nächstgelegenen Inseln der Gruppe zu erfahren; doch der Name der großen Insel, den wir von Anfang an am eifrigsten zu erfahren uns bemühten, ist bis jetzt noch ungewiß geblieben. Das Wort Pouynipète oder Païnipète, das sie häufig aussprachen, scheint mir dafür am wahrscheinlichsten zu sein; aber wir hatten nicht die Gewißheit, daß es wirklich der Name der Insel war.

Von den Besuchern an diesem Tage hatte einer eine hochgradige Elephantiasis, und ein anderer litt an der auf den Inseln dieses Meeres bekannten Hautkrankheit.

Als wir unsere Reise an der Südseite der Gruppe fortsetzten, sahen wir einige Kokoshaie und an verschiedener Stelle etwa zehn Eingeborene, die jedoch keine Kanus besaßen.

Damit schloß die Erkundung der von uns entdeckten Inseln ab; sie wäre aber unvollständig geblieben, wenn wir nicht den genauen Namen erfahren hätten, mit dem die Eingeborenen das hohe Land bezeichnen; so entschloß ich mich, nochmals umzukehren, um zu versuchen einen Mann zu finden, der genügend anständig war, unsere Zweifel zu beseitigen.

Nachdem wir die Nacht zwischen den beiden niedrigen Gruppen verbracht hatten, steuerten wir am Morgen des 19. Januars die Westseite der Hauptinsel an. Bald kamen vier Kanus heraus, die sich nach dem gewohnten einleitenden Gesang, Tanz und Zeichen mit einem roten Lappen neben das Schiff legten. Es waren gewöhnliche Leute, die nichts anderes als ein wenig Wasser in Taroblättern bei sich hatten, und gerade des-

<sup>Q</sup>Pakin-Inseln.

wegen zurückhaltender und klüger waren als die andern. Von ihnen erfuhren wir, daß der Name der großen Insel in der Tat Pouynipète,<sup>①</sup> ist. Wir erfuhren auch, daß die südliche der niederen Gruppen Andema<sup>②</sup> heißt, und die nördliche Paghene<sup>③</sup>, diesen Namen jedoch mit geringerer Gewißheit. Sie nannten uns auch die Namen der kleinen Inseln, doch nicht so deutlich, um sie auf der Karte eintragen zu können. Das sind die Namen:<sup>④</sup> Aïr, Ap, Kouroubouraï, Païti, Pingoulap, Ouneap, Amé; scheinbar sind es die nahe Ponape gelegenen Inseln; Meaïra, Avada, Mo, Onaragalama, die wahrscheinlich die Ant-Gruppe bilden. Die Nordgruppe besteht aus den Inseln Kapenoar, Ta, Katelma, Tagaik. Sie erwähnten ferner die Insel Kantemo, doch wir konnten nicht verstehen, wo sie gelegen ist. Alle Inseln erhielten zusammen die Bezeichnung Senjawin-Inseln, zu Ehren des verdienten Offiziers, dessen Name unser Schiff ziert.

Nachdem wir uns von den Inselbewohnern getrennt hatten, steuerten wir nordwärts, und mußten unserer Entdeckung Lebewohl sagen; wir bedauerten sehr das Land nicht besser erkundet zu haben, das den Seefahrern mehr Hilfsquellen zu versprechen schien als die andern Inseln dieses Archipels. Wenn ich seiner Erforschung noch einige Wochen hätte opfern können, hätte ich mich vielleicht entschlossen, das letzte Mittel anzuwenden, ihnen die völlige Achtung vor uns einzuflößen. War uns ihre Einschüchterung gelungen, hätten Vorsicht und Liebenswürdigkeiten schließlich eine Annäherung herbeigeführt; doch dafür mußte man Zeit haben, und wir hatten nur sehr wenig. Die wenigen Tage, welche wir dort hätten verbringen können, wäre uns zu nichts andern dienstbar gewesen als die Bewohner zu erschrecken und zu verwirren, nicht sie zu friedlichem Verkehr zu veranlassen; und vielleicht hätten wir, ohne die Möglichkeit zu haben, weder Land noch Leute im einzelnen kennen zu lernen für die Seefahrer, die nach uns kommen werden, einen noch schlechteren Empfang vorbereitet, denen wir wenigstens so den Weg frei gemacht haben, und ihnen mehr Erfolg wünschen. So angenehm der Aufenthalt in Kusae für uns auch gewesen ist, heute bedaure ich die dort verbrachte Zeit, wenn ich mir überlege, daß sie besser

① Pon'péi.

② Andema-Ānt'mō = dort ist Ant.

③ Paghene<sup>ma</sup>-Pākin'mō = dort ist Pakin.

④ LÜTKE hat hier manches ihm Gesagte mißverstanden, wie ebenso die befragten Eingeborenen ihn nicht verstanden haben. Es bedeuten: Aïr-Süden, Ap-auch, Kouroubowai (vgl. Pingelap,) Païti-Fremde, Ausland, Pingoulap = Pingelap, Inselgruppe aus drei Koralleninseln: Pingelap, Taka und Sukourou, etwa 145 Sm. nordwestlich von Kusae, Ouneap = Oneop in der Mortlock-Gruppe, Amé?

Die Ant-Gruppe besteht nicht aus den hier aufgeführten Inseln, sondern diese Inseln tragen die Namen: Uolauna, Pátša, Nikalap, Aru, Īmuintšāp, Īmuintiati, Pānmuk und Lamaram.

Die Pakin-Gruppe trägt nicht die hier aufgeführten und in die LÜTKE'sche Karte eingezeichneten Namen, sondern Kapenuare = Bootsproviand ist Nikalap, Ta entspricht Ūtšetik, Katelma verhält aus Patilma = Paddel dort ist Mant, und Tagaik = Taketik = kleine Inseln, ist die in sechs Inselchen aufgelöste Insel Tomenua.

Eine Insel Kantemo gibt es nicht. LÜTKE hat die Antwort der Eingeborenen Kaitemo = keine mehr dort als Inselnamen verstanden.



durch die Erkundung eines bemerkenswerten Landes hätte verwendet werden können, vor allem des ganz besonderen Charakters des Volkes, welches dort wohnt.

Die Senjawin-Inseln liegen zwischen dem  $6^{\circ}43'$  und  $7^{\circ}6'$  ndl. Breite und  $201\frac{1}{2}^{\circ}$  und  $202^{\circ}$  wstl. Länge von Greenwich. In der Hauptinsel Ponape (Pouynipète)<sup>①</sup> erkennen wir ohne Zweifel das Faloupet des P. Cantova; das Pouloupa,<sup>②</sup> von dem die Bewohner der Uleai (Ougaï) Inseln zu Kapitän Duperrey redeten; und Fanopé, von dem in den Erzählungen des Kadu die Rede ist. Unter dem letzteren Namen, oder richtiger, unter dem Namen Fanoupeï ist sie auf allen westlichen Karolinen bekannt, wie wir in der Folge erfuhren. Sie hat einen Umfang von 500 Meilen. Ihre höchste Erhebung, der Monte-Santo-Berg, der so zur Erinnerung an den Seesieg über die Türken durch den Admiral SENJAWIN benannt wurde, erhebt sich 458 Klafter<sup>③</sup> (2930 engl. Fuß) hoch über den Meeresspiegel. Sein Gipfel ist ziemlich flach, und beim ersten Anblick würde man nicht glauben, daß er 1000 Fuß höher als Kusae ist.

Auf ihrem nordwestlichen Teil befindet sich eine völlig flache Stelle,<sup>④</sup> von wo aus das Land sich schnell gegen die NW-Spitze der Insel (Kap Zavalichine)<sup>⑤</sup> senkt; sie ist bemerkenswert durch einen etwa 1000 Fuß hohen Fels, der beinahe steil abbricht und aus Basalt zu bestehen scheint. Nach den anderen Himmelsrichtungen hin senkt sich das Land fast unmerklich bis zum Strande. An der Südküste findet sich eine alleinstehende und scharf abfallende Basaltmasse<sup>⑥</sup>, die von Ost nach Westen aus gesehen, genau wie ein Leuchtturm oder kleines Schilderhaus aussieht.

Soweit man die Insel nach ihrem Äußern beurteilen kann, besteht sie zur Hauptsache, wie alle die andern hohen Inseln dieses Meeres, aus Basalt. Sie ist wie sie von einem Korallenriff umgeben, über welches verschieden große Inseln zerstreut sind, die ebenfalls aus Korallen bestehen<sup>⑦</sup>; doch im Hafen der schlechten Aufnahme<sup>⑧</sup> und ein wenig weiter östlich liegen in der Nähe der Küste auch hohe Inseln. Die Insel ist ganz mit Grün bedeckt, doch scheint es weniger dicht zu sein wie auf Kusae. Unter dem Winde, d. h. an der Süd- und Westküste, bilden die Mangrowen und andere im Wasser wachsende Bäume eine undurchdringliche Einfassung.

An der Küste sieht man nur sehr wenige Behausungen, die meisten sind durch den Busch verborgen; doch der Rauch, der an vielen Stellen aufsteigt, und die großen Kokoshaine bezeugen die zahlreiche Bevölkerung der Insel, besonders im Norden;

① Bem. von LÜTKE: In diesem Worte kann die Aussprache der ersten Silbe nicht genau wiedergegeben werden; im Munde der Eingeborenen hat sie einen fremdartigen und wilden Klang, der schwer auszusprechen und dem Ohr unangenehm ist.

② ein Irrtum; die Bewohner sprachen von Pula p, das westlich von Truk gelegen ist.

③ gleich 983 m, der Tolotom der Karten, doch ist der Kupur isø in Ü entschieden höher.

④ nur scheinbar, der Tāmātām en Žakīr.

⑤ Paipalāp.

⑥ der Ziléu am Mutok-Hafen.

⑦ nur z. T. richtig.

⑧ Lānar-Hafen.

der Südwesten scheint weniger bevölkert zu sein. Wir machten bei den verschiedenen Gelegenheiten mit etwa 500 Menschen Bekanntschaft; die Gesamtbevölkerung der Insel kann daher, Frauen und Kinder eingerechnet, etwa 2000 Seelen betragen. Menschen sahen wir auch auf Pakin; doch vermag ich nicht zu entscheiden, ob sie dort einen festen Wohnsitz haben oder dort nur gelegentlich hinkommen. Jedenfalls ist die Zahl sehr beschränkt.

Einige Häuser, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, sahen ganz anders aus als in Kusaë; sie hatten nicht, wie diese, ein von den Giebeln ansteigendes Dach (Satteldach), sondern ähneln mehr den Hütten der Bewohner auf den niederen Karolinen.

Die Ponapeleute unterscheiden sich auffällig von den Bewohnern Kusaes und denen der Karolinen, die wir später sahen. Im Äußern nähern sie sich mehr den Papuas. Sie haben ein breites und flaches Gesicht, eine breite und plattgedrückte Nase, dicke Lippen, einige auch krauses Haar; große hervortretende Augen, in denen Mißtrauen und Wildheit ausgedrückt ist. Ihre Freude ist aufwallend und übertrieben. Ein beständiges, gezwungenes Lächeln und Augen, die fortwährend umherschweifen, verleihen ihnen durchaus keine Anmut. Ich habe nicht ein einziges freundliches und fröhliches Gesicht gesehen. Wenn sie etwas in die Hand nehmen, so geschieht das gewissermaßen krampfhaft, und scheinbar in der festen Absicht, es nicht mehr loszulassen, selbst wenn man sich dabei widersetzen müßte.

Ihre Hautfarbe hat eine Schattierung von kastanienbraun zu olivfarben. Sie sind von mittlerer Größe, gut gewachsen und scheinen sehr stark zu sein; jede Bewegung verrät Entschlossenheit und Beständigkeit.

Ihre Bekleidung besteht aus einem kurzen bunten Schurz, der aus Gras oder Streifen getrockneter Bananenrinde gemacht wird; er wird am Gürtel befestigt und hängt wie bei den Bewohnern der Ratak-Inseln bis zur Hälfte des Schenkels herab. Über die Schulter werfen sie ein Stück Rindenzeug vom Papiermaulbeerbaum<sup>Q</sup> (*morus papyrifera*); manchmal befindet sich in der Mitte ein Schlitz, durch welchen man den Kopf steckt, genau wie beim Poncho in Südamerika oder den Mänteln, die auf den westlichen Inseln des Archipels im Gebrauch sind. Der Gürtel, der dem auf den polynesischen Inseln gebräuchlichen Maro vergleichbar ist und sich vom tol der Kusaeleute dadurch unterscheidet, daß dieser kein Säckchen hat, besteht aus einem Gewebe von Bananenfasern. Ihr Haar, das weder aufgebunden noch geflochten wird, ist wirr und zerstreut. Um den Kopf binden sie ein Rindenstoffband, das vier bis fünf Fuß lang

<sup>Q</sup>LÜTKE bemerkt hier: Das war die allgemeine Ansicht auf der Korvette, und so habe ich es im Tagebuche vermerkt. Doch behauptet DR. MERTENS, daß sie statt dessen die Rinde des Brotfruchtbaumes verwenden. Die Proben dieser Stücke, welche wir mitgebracht haben, sehen völlig so aus wie die in derselben Weise hergestellten Stücke der Gesellschafts- und Sandwich-Inseln, welche sicherlich aus Maulbeerbaumrinde hergestellt sind. Sogar die diagonalen Streifen, die durch den Hammer gezogen werden, mit dem sie die Rinde klopfen, sind bei den einen wie den andern gleich. Die Verwendung dieses Materials, was es auch immer sei, ist eins der Unterscheidungsmerkmale dieses Volkes von den Bewohnern der anderen Karolinen-Inseln, die ihre Stoffe nur aus Bananen- und Kokosfasern herstellen. Die Ponapeleute haben ebenfalls Stoffe aus diesen beiden Materialarten.

und etwa zwei Daumen breit ist; es dient ihnen als Stirnbinde. Sie machten häufig mit uns Bekanntschaft, indem sie den Putz vom Kopfe nahmen und uns überreichten. Die Schmuckstücke, welche sie am Halse und in den Ohren tragen unterscheiden sich wenig von denen, die auf den andern Inseln verwendet werden. In der Tatauierung ihres Körpers beobachtet man viel mehr erfinderisches Talent und Geschmack als bei den Kusaeleuten. Man darf auch sagen, daß die Muster ihrer Gewebe recht ansprechend und hübsch sind.

Ihre Kanus haben verschiedene Ausmessungen. Die großen können bis zu vierzig

Menschen tragen. Sie werden aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm gemacht und haben keine richtigen Bordplanken; infolgedessen rieselt Wasser unaufhörlich hinein, und sie müssen es dauernd ausschöpfen. Sie werden nach beiden Enden hin gefahren. Wie alle Kanus dieses Meeres haben sie einen Schwimmer; doch von allen mir bekannt gewordenen

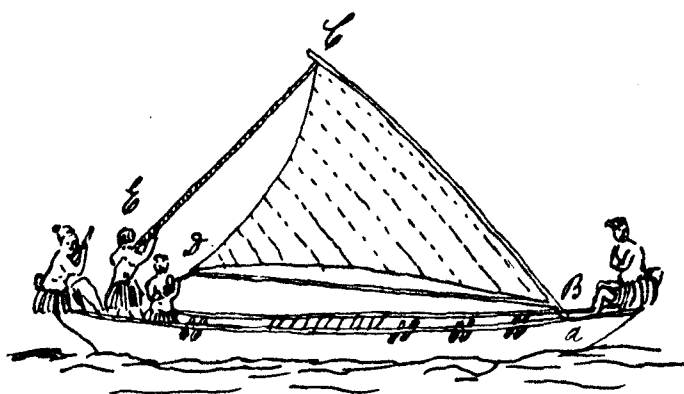


Abb. 3. Kanu von Ponape (n. LÜTKE).

Fahrzeugen unterscheiden sie sich darin, daß sie Segel ohne Masten führen. Ihr Mattensegel hat die Form eines rechtwinkligen Dreiecks (Abb. 3). Die längere Kathete (BC) und die Hypotenuse (BD) sind an den Stangen bei B befestigt, doch so daß sie sich frei bewegen können. Die Seite CD bleibt frei. Um das Segel zu setzen, wird der Winkel a an dem Ende des Kanus befestigt, nach dessen Richtung man fahren will; der Winkel C wird mittels einer langen Stange, an der er befestigt ist in die Luft emporgehoben; der Winkel D wird ebenfalls durch eine Stange gehalten. In einem Augenblick kann man das Segel herunter lassen, indem es an den Stangen aufgerollt wird. Beim Wenden holt man das Segel ebenfalls ein, und der Winkel A wird an das andere Ende des Kanus gebracht. Alles geht sehr rasch vor sich. Im allgemeinen beweisen sie in der Handhabung ihrer Kanus viel Gewandtheit und Schnelligkeit. Nach der Form und Bestimmung, die sie ihrem Segel geben, ist es unmöglich, daß sie es größer anfertigen; und das ist wahrscheinlich die Ursache warum die Kanus der Ponapeleute bei der Fahrt nicht dieselbe Schnelligkeit entwickeln wie die Boote der Bewohner von den niederen Inseln.

Alles scheint darauf hin zu deuten, daß sie noch keine europäischen Schiffe gesehen haben oder wenigstens nicht mit ihnen in Verbindung getreten sind; der beste Beweis ist, daß sie niemals Früchte herbeibrachten. Wir fanden bei ihnen kein einziges Stück Eisen, dessen Gebrauch ihnen allerdings bekannt war. Die Haltekette der Masttaue

und das Steuerruder wirkten auf sie verführerisch, und sie versuchten mehrfach daran ihre Kräfte.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt über die Tänze und Gesänge zu sprechen, oder besser gesagt, die wahnsinnigen Rufe, mit denen sie sich stets dem Schiffe näherten. Diese Kundgebungen, ebenso die Zeichen mit einem roten Zeuglappen und Rindensstoff sind, scheint es, die Ankündigungen freundschaftlicher Neigungen. Der rote Lappen ersetzt den grünen Zweig, den man auf den andern Inseln dieses Meeres verwendet. Ihr Tanz besitzt weder Anmut noch Regelmäßigkeit. Sie stampfen stets auf derselben Stelle; dabei bewegen sie die Finger sehr schnell hin und her und schwingen die Hände überm Kopf. Einige putzen sich dabei die Fingerspitzen mit Kokosblattstreifen aus, die sich so um 3—4 Daumenlängen zu verlängern scheinen, und die bei der schnellen Bewegung ein gewisses Rascheln hervorrufen. Andere heben ihre Paddel hoch und lassen sie mit größter Geschwindigkeit herumwirbeln.

Der aufgeregte Charakter der Ponapeleute, die Unmöglichkeit auch nur einen Augenblick lang ihre Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Gegenstand zu lenken, nahmen uns die Möglichkeit eine große Anzahl ihrer Worte zu sammeln; doch die, welche wir kennen lernen konnten, bezeugen, daß ihre Sprache Verwandtschaft mit der Kusae besitzt und ebenfalls mit der Sprache der westlichen Karolinen. Sie sprechen sehr schnell, laut, ohne Tonfall und ohne Abwandlung der Stimme, und stets als ob sie zornig sind. Ihre Aussprache ist rauh, sie ist dem Ohr unangenehm und für uns sehr schwierig.

Man mußte sich wundern, wenn bei dem unruhigem Wesen dieses Volkes, der Krieg bei ihm unbekannt geblieben wäre. Die Spuren von Verwundungen, die wir bei mehreren sahen, und die Verwendung des Tritonhorns, dessen Schall das Kriegszeichen ist, bedeuten, daß sie Kriege führen, doch allem Anschein nach nur untereinander; denn sie haben keine Nachbarn, die sich mit ihnen schlagen könnten. Wir finden bei ihnen zweierlei Waffen: Schleuder und Speer. Der letztere besteht aus einer dünnen Stange, die ungefähr fünf Fuß lang ist, und an deren Ende ein Fischstachel befestigt ist. Er scheint keine schweren Verletzungen hervorrufen zu können. Wahrscheinlich gebrauchen sie diese Waffe auch zum Speeren von Fischen.

Nach allem, was wir gesehen haben, hegen wir nicht den geringsten Zweifel daran, daß die Ponapeleute keiner andern Rasse angehören, als der, welche die übrigen Inseln des Archipels bevölkert; doch kennen wir sie nicht genügend, um Schlüsse ziehen zu können, die Vermutungen über ihren wirklichen Ursprung aufstellen lassen. Sie scheinen uns auch Ähnlichkeit mit den Papuas zu haben. Das nächstgelegene Land, das von dieser Rasse besiedelt ist, Neu-Mecklenburg, ist nur 700 italienische Meilen entfernt, eine Entfernung, die viel geringer ist als die, über welche sich für gewöhnlich die Fahrten der Bewohner der niederen Karolinen erstrecken.

Wir können auch nichts über die Erzeugnisse der Insel Ponape berichten; doch werden sie sich wahrscheinlich nicht erheblich von denen in Kusae unterscheiden. Das

Klima muß dort ebenso feucht sein, wie auf dieser letztgenannten Insel, wenn man es nach der Fülle der Regenfälle beurteilen soll, die während unseres Aufenthalts herabkamen.

Wir fanden dort auch ein Tier, dessen Vorhandensein man auf den Karolinen-Inseln leugnete, den Hund. Vielleicht ist er mit den Bewohnern aus einem andern Lande gekommen. Der, den wir erhalten konnten, war von einer ganz andern Art als die europäischen Hunderassen. Er besaß den Wuchs eines dänischen Hundes und ähnelte ihm mehr als jedem andern. Eine breite Stirn, spitze Ohren, ein langer, fast immer hängender Schwanz verliehen ihm dasselbe wilde und mißtrauische Wesen, was seine Herren auszeichnete; er hatte ein kurzes, rauhes, weißes, schwarz geflecktes Fell. Wir bekamen ihn ganz klein, er war wohl nicht mehr als drei Wochen alt; doch war er trotzdem so wild, daß er mehrere Tage lang nicht unter einer Kanonenlafette zum Vorschein kam und fortwährend knurrte. Hinterher gewöhnte er sich an uns, doch legte er seine hinterhältige Bosheit nicht ab; und wenn er jemanden erblickte, der ihm fremd war, so versuchte er, sich hinter ihn zu schleichen und ihn in die Beine zu beißen. Er bellte niemals, doch heulte er einige Male. Im Hafen von Lloyd führte man ihn an Land; sofort flüchtete er in den Wald und biß den Mann in die Hand, der ihn wieder einzufangen suchte. Bei unserer Ankunft in Kronstadt benutzte er die erste Gelegenheit zur Flucht, und wir sahen ihn nie wieder.

Wir steuerten nordwärts, um den Breitengrad der Sankt Augustin-Insel zu erreichen, deren Aufsuchung die Entdeckung und Erkundung der Senjavin-Inseln unterbrochen hatten. Am folgenden Tag erreichten wir die Breite von  $7^{\circ}18'$  und hielten nach Westen auf das Land zu. Wir suchten es in dieser Richtung, doch ohne Erfolg, bis zum  $203.$  Längengrade. Da wir der Ansicht waren, daß es nicht weiter westlicher gelegen sein konnte, nahmen wir von neuem den Kurs nach Süden auf.

Die Insel Ponape blieb bis zum Abend des 20. in Sicht; dann verschwand sie in einer Entfernung von 40 Meilen in der Dunkelheit.

### Bericht über die Entdeckung von Ponape. 14.<sup>①</sup> (2). Januar 1828<sup>②</sup>

Noch war ich von dieser Krankheit (einem hitzigen Fieber) sehr angegriffen, ob schon in der Besserung, als am Morgen des 14. Januars die Nachricht sich an Bord verbreitete, daß ein hohes Land in Sicht sei. Es war die größte der damals aufgefundenen Senjawins-Inseln,  $6^{\circ}43'$  ndl. Breite,  $201\frac{1}{2}^{\circ}$  westl. Lg. von Greenwich. Zum erstenmale seit meinem Erkranken kam ich nun für längere Zeit auf's Vordeck; ich genoß hier mit meinen Reisegefährten den Anblick der schönen Insel, die beträchtlich viel größer als Kusae (*Ualan*), doch mit ähnlichen Naturreizen verschwenderisch ausgestattet erschien. Bald zeigten uns die mehrfach aufsteigenden Rauchsäulen, daß sie von Menschen bewohnt war, und nicht lange, so sahen wir schon mehrere

<sup>①</sup> Montag.

<sup>②</sup> Kittlitz: Denkwürdigkeiten 2. Bd. S. 69 ff.

Piroguen auf uns zukommen. Auch hier umgab dies hohe Land ein weitläufiges Korallenriff, in dessen seichten Gewässern hin und wieder inselförmige Waldmassen aufstiegen, ähnlich den abgesonderten Sonneralia-Gebüschchen auf Kusae, aber viel größer und ansehnlicher. Die Gebirge der Hauptinsel sind weniger steil als die von Kusae, ragen aber dennoch um mehr als 1000 Fuß höher auf. Auch sie zeigten sich durchweg mit herrlichem Waldwuchse bedeckt, den aber die Kultur bereits mehr als auf Kusae gelichtet zu haben schien.

Die Bewohner führten dreieckige Segel von Matten an ihren Fahrzeugen, doch machten wir bald die Bemerkung, daß es sonderbarer Weise Segel ohne Masten waren. Nur eine bewegliche Stange, die einer von der Bemannung in der Hand hielt, stützte das zwischen zwei winklig gegeneinander befestigten Stangen ausgespannte Segel, welches mit großer Schnelligkeit und Präzision, dem Winde gemäß, bald an diesem, bald an jenem Ende des Fahrzeugs aufgestellt ward. Die Bauart der Fahrzeuge selbst war zierlicher und feiner als die von Kusae, auch die Farbe, mit der das Holzwerk bestrichen war, zeichnete sich durch größere Feinheit und höheres Rot aus; aber das Modell war ein anderes, wir haben es nachher im Archipel der Karolinen nicht wieder gesehen. Der Rumpf bestand nur aus einem Stücke, die beiden Enden des Fahrzeugs liefen sehr spitz zu und schwebten gewöhnlich über dem Wasser. Der Ausleger war dem von Kusae ähnlich, aber viel besser befestigt.

Die meisten dieser Fahrzeuge waren durchschnittlich mit je sechs bis acht Männern besetzt. Einige derselben ruderten, während andere das Segel bedienten; die Vornehmsten befanden sich gewöhnlich in der Mitte des Fahrzeugs, wo sie sich bei dem für sie gewiß ganz neuen Anblick eines Schiffes ungemein unruhig gebärdeten, fast beständig auf der wenig ausgedehnten Plattform des Auslegers tanzten und dabei fortwährend sangen und schrien. In der Körperbildung standen sie den Bewohnern von Kusae jedenfalls nahe, die Farbe der Haut kam uns hier um ein Unbedeutendes weniger braun vor als dort, im allgemeinen sah man hier viele kräftige Gestalten; alles zeugte von großer Gewandtheit und Lebhaftigkeit. Das schwarze Haar trugen sie nicht wie dort in Knoten geschlagen, es war bei vielen ziemlich kurz geschnitten, bei anderen hing es in langen Locken herab und war mit Kränzen oder breiten Binden geziert; die langen Enden der letzteren flatterten meist nach hintenzu. Vom Gürtel bis zum Knie waren alle mit einer Art Weiberrock bekleidet, der aus lockern, aber sehr dicht aneinander gereihten Schnüren, dem Ansehn nach von Kokosfasern, franzenartig zusammengesetzt war. Er hatte die Naturfarbe solcher Bastmassen, ein gelbliches Grün. Viele trugen auch um die Schultern eine Mantilla von ähnlicher Zusammensetzung; auch von dieser war das Zeug bei einzelnen ungefärbt, bei anderen aber zeigten die flatternden Fasern, aus welchen dieses Kleidungsstück bestand, ein prächtiges Scharlachrot. Gewöhnlich ward über der sackartigen Bedeckung noch ein Gürtel von gewebtem Zeuge getragen; dieses Gewebe, das fast immer zierliche Muster zeigte, war theils schön dunkelrot, theils ungefärbt. Aus ähnlichem Gewebe bestanden

auch die dreieckigen Tücher, welche bei mehreren die Stelle der Mantillen vertraten. Die Kränze, welche von vielen als Haar- und Halsschmuck getragen wurden, waren meist aus großen gelben Blumen zusammengesetzt; hin und wieder bemerkten wir an diesen Leuten sehr geschmackvoll gearbeitete Zieraten, welche sie im Ohr trugen. Das Material zu den meisten Kopfbinden konnte aber kaum etwas anderes sein, als das auf Tahiti (*Otaheite*) bekanntermaßen aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums gefertigte Zeug, wovon sonst bei den Karolinenbewohnern keine Spur vorzukommen pflegt. Die Tatauierung bemerkten wir hier auch nur an Armen und Beinen, die Muster derselben waren aber anders als die von Kusae. Einzelne Leute, die sich mit mehr Entschiedenheit als die andern zum Tanzen hielten, trugen seltsame Manschetten von Palmenblättern, die weit über die Finger hinausragten und bei der Bewegung des Tanzes, an welcher Arme sowohl als Finger hier sehr beteiligt sind, ein eigentümliches Geraschel hervorbrachten. Unter den am einfachsten gekleideten Ruderern waren mehrere mit viereckigen, aus frischen Palmenblättern geflochtenen Augenschirmen versehen, die weniger Zierat als ein Mittel zur Schonung der Augen sein mochten. Das unaufhörliche Singen und Tanzen dieser Leute verhinderte sehr das Anknüpfen einer Unterredung mit ihnen. Fortwährend kamen neue Piroguen zu denjenigen, die uns bereits umgaben; das Gedränge, das unfreundliche Geschrei der einen gegen andere von ihnen ward immer verworrener, aber lange wollte niemand an Bord kommen. Ein einziger Mann entschloß sich endlich dazu; dieser blieb, nachdem er reichlich beschenkt worden, sogar zurück, als die übrigen in den Piroguen sich entfernten. Es war eben Mittag, und der Kapitän wollte mit seinem Spiegelsextanten die Sonnenhöhe nehmen, als höchst unerwarteterweise dieser zurückgebliebene Mann einen verwegenen Versuch machte, jenem das Instrument aus den Händen zu reißen. Doch hielt der Kapitän, dessen Hand an den scharfen Rändern des Instruments etwas geschrammt ward, dasselbe glücklich fest, und der Verwegene hatte nun nichts eilfertiger zu tun, als über Bord zu springen, wo er schnell den abfahrenden Piroguen nachschwamm.

Dieser Zug war wohl zu charakteristisch, als daß er nicht bei uns einen gewaltigen Eindruck gemacht hätte, natürlich nicht zu Gunsten der Inselbewohner.

In den Nachmittagsstunden kamen wir zu einer Öffnung des Riffs, und ein Boot ward abgeschickt, die Einfahrt zu sondieren. Aber die Menge der Piroguen, die dasselbe stets in dichtem Gedränge umgaben, hinderte die Arbeit so sehr, daß Lieutenant ZAVALICHINE unverrichteter Sache zurückkehrte. Wiewohl es immer nur freundschaftliche Demonstrationen gewesen waren, sollte doch mit diesen Leuten gar keine Verständigung möglich sein, weil alle zugleich schrien und sich zudrängten. Dr. MERTENS, der den Versuch mitgemacht, hatte bei dieser Gelegenheit auf einer der Piroguen im Innern des Riffs eine Frauensperson bemerkt, die einzige, die uns überhaupt bei dieser Insel zu Gesicht gekommen ist; der Mangel der auf Kusae durchweg gebräuchlichen Halsbinde war ihm an dieser vorzugsweise aufgefallen.



Nachdem wir die Nacht in einiger Entfernung von der Insel lavierend zugebracht, ward am Morgen des 15. Januars das Riff an der Südküste noch genauer besichtigt und abermals das Boot zum Sondieren einer Öffnung desselben abgeschickt. Es fand sich aber daselbst kein Ankerplatz.

Währenddem kamen einige Chefs der Eingeborenen an Bord, die jedoch viel Verlegenheit zeigten und sich nur langsam entschlossen, den Kapitän nach seiner Kajüte zu begleiten. Sie wurden hier, wie sich denken läßt, reichlich beschenkt und legten viel Wert auf Eisensachen; als aber das Schiff seinen Weg fortsetzte, beeilten sie sich, nach ihren Piroguen zurückzukehren. So wenig auch diese Leute den feinen, verständigen und wohlwollenden Charakter der Bewohner von Kusae zeigten, deutet es doch auf eine Verwandtschaft beider Völker, daß die Chefs auch hier den Titel Iros führen, obwohl das Wort hier mehr Uros ausgesprochen wird. Gewiß wäre es von sehr hohem Interesse, die historischen Überlieferungen, welche bei der Einwohnerschaft beider Inseln noch immer zu finden sein mögen, gründlich aufzusuchen und einen Teil der Fragen zu lösen, die sich uns beim Anblick dieser so wesentlich verschiedenen und doch in mancher Hinsicht übereinstimmenden Bevölkerungen aufdrängen.

Bald kamen wir wieder zu der Einfahrt<sup>ⓐ</sup> an der Südwestseite der Insel, deren Untersuchung das Gedränge Tags zuvor verhindert hatte. Diesesmal wurde sie mit genauer Not zu Stande gebracht, doch fanden sich auch hier die nötigen Eigenschaften eines guten Ankerplatzes nicht; und mit den Eingeborenen kam es endlich zu einer Art von Handgemenge, das sehr nahe daran war, in wirkliche Feindseligkeiten überzugehen. — Gegen Westen zeigte sich eine ganze Reihe von niederen, ganz mit dichtem Waldwuchse bedeckten Koralleninseln,<sup>ⓑ</sup> und nicht lange nachher eine zweite kleinere Gruppe<sup>ⓒ</sup> der Art im Nordwesten der Hauptinsel.

Am 16. Januar sahen wir an der Nordseite dieser Hauptinsel einen dem Anschein nach großen und schönen natürlichen Hafen.<sup>ⓓ</sup> Das Korallenriff erstreckt sich hier ziemlich weit vom Ufer, und im Innern der so gebildeten Lagune liegen drei Inseln<sup>ⓔ</sup> von einiger Höhe, wenn auch von sehr geringem Umfange. Da wir alle herzlich wünschten, dieses interessante Land zu betreten, so wurden zur Untersuchung dieses Hafens zwei mit wohlbewaffneter Mannschaft hinreichend versehene Böte beordert, allerdings mit dem ausdrücklichen Auftrage, die Feindseligkeiten nach Möglichkeit zu vermeiden. Aber das Gedränge der herbeigeeilten Piroguen war wieder so groß und so drohend, daß die Führer der Böte zu blinden Schüssen ihre Zuflucht nehmen zu müssen glaubten, die bald keine Wirkung mehr taten. Von feindlichen Absichten zeigte sich nirgends bei den Eingeborenen eine Spur; selbst von ihren Waffen sahen wir in der Nähe nichts als einige Bündel Wurfspieße, die sie zum Teil als Tauschware ver-

ⓐ Roi en Kiti.

ⓑ Ant.

ⓒ Pakin.

ⓓ Sökös-Hafen.

ⓔ Länär, Mänt, Tepek.



handelten, dieses schwache Gewehr durfte mehr zur Fischerei als zum Gebrauch gegen Menschen bestimmt sein. Dr. Mertens, der abermals diese Rekognoszierung mitmachte, schrieb der unrichtigen Besorgnis der unsrigen, die beständig feindselige Hinterlist und plötzlichen Überfall erwarteten, viel vom schlechten Erfolge zu, doch gestand er selbst, daß das Gedränge der Eingeborenen im höchsten Grade hindernd gewesen sei, und daß er kein Mittel erkannt habe, sie zur Besonnenheit zu bringen. Denn bei dem heftigen, im ruhigen und dabei sehr unerschrockenen Charakter dieser Leute mocht' es doppelt schwer sein, sich ihrer Zudringlichkeiten in Freundschaft zu erwehren. Kam es aber zu Kämpfen, so würde jedenfalls viel Zeit dazu gehört haben, ihnen durch wiederholte Niederlagen Furcht einzuflößen; bis dahin wäre die Erbitterung gewiß fürchterlich gewesen. Diese Rücksicht machte denn auch zuerst unsern Anführer mit dem Gedanken vertraut, lieber das Betreten der Insel ganz zu unterlassen, als ein vielleicht nicht geringes Blutvergießen herbeizuführen; denn in der Tat stand uns ein solches beim ferneren Verkehr mit den Eingeborenen fast unvermeidlich bevor; und da wir eben erst auf Kusae drei Wochen verweilt hatten, so trieb uns nicht einmal die Not zum Hierbleiben um jeden Preis. Am bittersten war es gewiß für uns Naturforscher, daß wir ein so merkwürdiges Land nur aus der Ferne sehen mußten, und namentlich bei mir ist der lange nachher oft bereute Gedanke, für den nächsten Sommer mich von der Expedition zu trennen, durch diese Kränkung nicht wenig genährt worden.

Noch einmal ward gegen Abend des 16. Januar an der westlichen Insel, wo das Riff einen Eingang hat, nach einem Ankerplatz gesucht aber keiner gefunden.

Die Nacht war stürmisch und finster und das Lavieren zwischen diesen neu entdeckten Korallenriffen gewiß mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Am 18. Januar ward die Aufnahme der Hauptinsel an der Westseite derselben beendet, es folgte nun die der größeren Korallenkette.<sup>②</sup> Bei dieser Gelegenheit geriet das Schiff in eine sehr gefährliche Lage, da plötzlich der Passatwind durch die Höhen der Hauptinsel unterbrochen ward, die Strömung der hohlen See aber uns bei der eingetretenen Windstille so rasch den Riffen näherte, daß nur die eifertigsten Anstrengungen der Böte, die zum Bugsieren ausgesetzt wurden, dem Schiffbruch vorbeugen konnten. Diese Gruppe, die uns ganz unbewohnt erschien, besteht aus zwei größeren und zwölf kleineren Koralleninseln, die sämtlich auf der Südost- und Ostseite des Riffes hart am Rande desselben liegen; nirgends zeigt sich ein für Schiffe tauglicher Weg ins Innere der Lagune.

Nun war noch die kleine gegen Norden gelegene Korallengruppe<sup>②</sup> zu beschreiben, was am 18. Januar geschah. Diese kleinen entlegenen Inseln fanden wir bewohnt, obwohl nur von wenigen Menschen, deren einige zu uns in einer Pirogue kamen. Bei der gewöhnlichen Unruhe dieser Menschen hielt es äußerst schwer, etwas von ihnen

<sup>②</sup>Ant.

<sup>②</sup>Pakin.

zu erkundigen, und so gelang es denn zwar endlich dem Kapitän, der ihnen weil sie nicht an Bord kommen wollten, im Boot entgegengefahren war, die Namen der unmittelbar vor uns liegenden Inseln zu erfahren, nicht aber den der Hauptinsel. Erst am 19. Januar erhielten wir darüber Gewißheit, nachdem wir noch eine Nacht hindurch in diesen gefährlichen Gewässern gekreuzt hatten und bis in die Nähe der großen Insel zurückgekehrt waren. Nach den Erkundigungen, die wir hier einzuziehen Gelegenheit hatten, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß der Name der unbewohnten Kette von Koralleninseln Ant (Andema)<sup>①</sup> der der Hauptinsel aber Hunnepet. Das letztere Wort hat bei den Eingeborenen einen eigentümlichen Klang<sup>②</sup>, der in unserer Schrift schwer wiederzugeben ist; die Bewohner der kleinen Karolinen sprechen es gewöhnlich Funopet<sup>③</sup> aus.

Zu den Eigentümlichkeiten dieser Insel gehört auch das Vorkommen einer zahmen Hunderasse daselbst. Wir nahmen sogar ein männliches Exemplar davon mit; es hatte sich an Bord einer uns besuchenden Pirogue befunden und war mit anderen Gegenständen verhandelt worden. Die Rasse war ein Mittelding zwischen der, die wir bei den Eingeborenen von Sitcha gefunden hatten, und unsern größeren Dachshunden, die Farbe des Haares weiß mit einigen schwarzen Flecken.

In der Nähe des Riffs sahen wir oft zahlreiche Schwärme von einer dunkelbraunen Meerschwalbe mit weißem Scheitel, augenscheinlich *Sterna stolidus*, die hier ebenso wie bei Kusae in einiger Entfernung vom Lande herdenweis lebende Fische verfolgt. Hier insbesondere waren diese Schwärme mit vielen einzelnen Exemplaren der glänzend weißen Meerschwalbe vermischt, die wir nirgends anderswo so häufig in offener See bemerkt haben.

Nachdem wir noch auf der Parallele der auf den Karten verzeichneten Insel St. Augustin bis zum 203° westlicher Länge fortgeschifft, ohne Land zu sehen, ward wieder südöstlich gesteuert, und wir sahen noch einmal in großer Ferne die Höhen der Insel Ponape.

Leider war es LÜTKE nicht vergönnt, eine nähere Untersuchung des entdeckten Neulandes anzustellen. Im Juni 1828 schreibt er aus Petropawlowsk deswegen an die Admiralität:<sup>④</sup> »Die Erkundung dieser merkwürdigen Insel mit den zwei angrenzenden Gruppen Paganem und Andem dauerte fünf Tage. Da wir große Lust hatten hier anzuhalten, besahen wir sie uns ganz genau. Am äußersten Ende der NW-Seite fanden wir den Platz, der allem Anschein nach ein bequemer Hafen sein mußte. Die Unruhe der Eingeborenen hat die Erforschung leider unmöglich gemacht. Mehrere Dutzende Kanus umzingelten unsere Boote von allen Seiten; sie bemühten sich, Stricke über das Steuer und die Ruderpinne zu werfen, sie warfen mit Speeren

<sup>①</sup> Andema = Ant mō = Ant dort.

<sup>②</sup> Pōn'pēi.

<sup>③</sup> Fānupē.

<sup>④</sup> Brief im Staatsarchiv von Petersburg.

u. a. mehr. Zwei abgefeuerte Schüsse vermehrten nur ihren Zorn und ihre Frechheit; zuletzt mußte Leutnant ZAVALICHINE, den ich mit der Vermessung des Hafens beauftragt und dem ich strenge untersagt hatte, auf die Eingeborenen zu schießen, wenn die Bootsbesatzung sich nicht unbedingt in Gefahr befand, unverrichteter Aufgabe zurückkommen. Da ich einsah, daß ich nur unter Blutvergießen mein Ziel erreichen konnte, entschloß ich mich lieber von der Erforschung der Insel abzusehen, als einen so teuren Preis dafür zu bezahlen. Am 7. Januar steuerte ich auf N-Kurs und benannte diese drei Gruppen nach dem ehrwürdigen Manne, auf den die russische Flotte so stolz ist und dessen Name unser Schiff trägt.\*

Die Ausbeute von Sammlungsstücken war bei dem abweisenden Verhalten der Eingeborenen nur kärglich; die kleine Sammlung befindet sich im Museum Peter des Großen in Petersburg; ein Teil ist im LÜTKE'SCHEN Atlas abgebildet, andere wurden photographisch aufgenommen und werden an den gegebenen Stellen wiedergegeben. Der aufgenommene Wortschatz beläuft sich nach LÜTKE'S Bericht an die Admiralität auf nicht mehr als einige Zehner von Worten, weil die Eingeborenen viel mehr plapperten als hinhörten.\* Bei der Durchsicht der Akten im Staatsarchiv wurde ein Hinweis auf 1250 Zeichnungen wichtig, von denen seine Begleiter POSTELS 700, MERTENS 350 und von KITTLITZ 200 angefertigt haben. Nach der Rückkehr der Expedition sollen sie der Kaiserlichen Akademie übergeben sein. Die Protokolle weisen aber an keiner Stelle die Einverleibung dieses Zeichnungsschatzes auf. Alle irgendwie in Betracht kommenden Institute wurden nach diesen Zeichnungen durchsucht; es fand sich jedoch nur eine Mappe mit 40 Blatt und 80 Zeichnungen, zumeist von POSTELS, im Museum Peter des Großen; niemand hatte bisher mit diesen Blättern etwas beginnen können. Sie erläutern in sauber ausgeführten Bleistiftzeichnungen das Leben und Treiben der Eingeborenen, zumal von Kusae und Mortlock-Inseln, über die Tatauierung, Bootformen, Wohnhöfe, Tracht und Typen der Eingeborenen in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Rest wurde nicht gefunden; auch war nichts über den Inhalt dieser Zeichnungen zu erfahren.

Es ist möglich, daß sie beim Brande der Kunstkammer vernichtet wurden, oder in dem verlegten, bisher noch nicht wieder aufgefundenem Nachlaß von POSTELS vorhanden sind.

Ponape sollte noch manchen anderen Namen bekommen. Entdeckerberichte wurden vor hundert Jahren nicht mit der Schnelligkeit wie heute verbreitet; im Gegenteil, man hielt solche auch noch damals geheim, um sich oder nur wenigen interessierten Kreisen die wirtschaftliche Ausnutzung der aufgefundenen Gebiete zu sichern. Die »Spy«, welche 1833 O'CONNELL von Ponape abholte, besaß bereits Karten von den Karolinen, auf denen Ponape als »Ascension« verzeichnet stand, den Namen, welchen andere Walfänger der Insel bereits vor LÜTKE gegeben hatten. Es waren Sydneyer Schiffe, die »Albion« unter Kapitän EVANS und die »Nimrod« unter Kapitän WHITE, welche den Hafen von Roi en Kiti im November 1832 angelaufen hatten. Sie gaben

ihre Beobachtungen an einen HORTON JAMES weiter, der im Dezember 1833 davon folgende Mitteilung an die bedeutende englische nautische Zeitschrift »Nautical Magazine« gab, die diese im Jahrgange 1835 S. 708 veröffentlichte und damit den ersten kurzen Bericht über Ponape überhaupt brachte, der bei der weiten Verbreitung dieser Zeitschrift die interessierten Kreise, die Walfänger, auf diese neuentdeckte Insel aufmerksam machte.

Die Insel Ascension liegt im nördlichen Pazifischen Ozean, nahe dem Gleichert unter 6° 48' nördl. Br. und 158° 25' östl. Lg. Es ist eine schöne stattliche Insel, die etwa 45 km weit sichtbar ist; sie mißt 60 Meilen im Umfang und besitzt an der Leeseite einen ausgezeichneten Hafen,<sup>①</sup> sie hat reichlich Süßwasser und ungefähr 10000 Eingeborene; die sind dunkelfarben und sehr freundlich; sie ist reich an Hühnern, hat aber keine Schweine; Brotfrüchte, Yams und Taros sind in Fülle vorhanden.

Erst zwei Schiffe<sup>②</sup> haben die Insel besucht. Sie trägt vulkanische Züge, scheint aber zumeist aus Korallenkalk zu bestehen; Vierfüßler gibt es nicht; wohl Unmengen von Fischen und Schildkröten; auch kann man ansehnliche Mengen von Karettschildpatt bekommen. Das Klima ist im allgemeinen sehr heiß, doch verdient die Insel die Beachtung durch Walfänger und Schiffe, die sich nach Nordaustralien begeben wollen. Es wird hier eine besondere Sprache gesprochen; keine der Tahiti-Leute, die als Matrosen an Bord unseres Schiffes waren, vermochten sich mit den Eingeborenen von Ascension zu verständigen. Sie gehen ganz nackt bis auf den Maro, den die Bewohner der tropischen Inseln der Südsee gewöhnlich um die Hüften tragen.«

Der englische Walfängerkapitän FRAZER, der 1832 die Insel sichtete, nahm sie ebenfalls als neuentdecktes Land in Anspruch; er taufte sie William IV. Island;<sup>③</sup> sein Begleiter OSBOURNE gab ihr einen anderen Namen und nannte sie Harper Island.

Die Entdeckung der Insel schien sich jedoch bald herumzusprechen. Von sämtlichen Besuchen haben wir keine Kenntnis; einige Besucher scheinen gründlichere Untersuchungen ausgeführt und Aufzeichnungen gemacht zu haben, die leider nicht veröffentlicht wurden und heute vielleicht noch irgendwo ein ungekanntes Dasein führend, zu den wertvollsten Quellen werden würden.

HORATIO HALE<sup>④</sup> berichtet z. B. »Im Juni 1835 war das Londoner Walschiff »Corsair« auf einem Riff bei Drummond's Island<sup>⑤</sup> verloren gegangen; eines der Boote mit sechs Mann und dem Schiffsarzt Dr. SMITH gelangte nach 17 Tagen nach Ponape; während dieser Zeit hatten sie unendliche Leiden auszustehen. In Oahu<sup>⑥</sup> bekam ich das Tagebuch von Dr. SMITH in die Hände; es enthält einige interessante Aufzeichnungen.

① Hafen von Matolenim

② Die oben genannten Walfänger »Albion« und »Nimrod«.

③ Der Name scheint sich nur auf die Ant-Inseln zu beziehen, die auch Frazer's Islands genannt werden.

④ HORATIO HALE. Ethnography and Philology. U. S. Exploring Expedition. Vol VI. S. 80-87.

⑤ Tapituea in der Gilbert-Gruppe.

⑥ Hawaii-Gruppe.

Hier machte ich die Bekanntschaft von Herrn G. W. PUNCHARD, der über ein Jahr auf Ponape gewesen war und erhielt von ihm noch etliche weitere Unterweisungen.\*

In seinem Berichte über Ponape, das nach SMITH B o n n y b a y, nach PUNCHARD B ä n e b ē heißen soll, verwertet er, da das amerikanische Expeditionsschiff Ponape auf der Forschungsfahrt nicht anlief, die Darstellungen von O'CONNELL, SMITH und PUNCHARD, zumal den ersten recht ausgiebig. Leider ist HALE mit der Schreibweise der von O'CONNELL übernommenen Namen wenig sorgfältig verfahren, bezw. hat er gerade in den Namen viele Druckfehler übersehen, die aus seinem vielzitierten Werke in die Literatur übergegangen sind. An der Hand des O'CONNELL'schen Originals mögen hier die Fehler richtig gestellt werden.

Es ist zu lesen statt: Rieuri richtig Rienzi, statt Jerejoks richtig Jerejohs, statt Niguits richtig Nigurts, statt Matalalin richtig Matalaleme, statt Djekoits richtig Chocoich, statt Not richtig Nutt, statt ediomet richtig edyomet, statt Ualau richtig Ualan. — Nach der vorangegangenen Mitteilung der O'CONNELL'schen Erzählung über Ponape bietet der Hale'sche Bericht nichts Besonderes mehr, ausgenommen vielleicht die PUNCHARD'sche Schätzung der Bevölkerungsziffer der Insel. Hale schreibt: 'Herr PUNCHARD vermutet, daß die hohe Insel einen Umfang von etwa 40 Meilen besitzt, und er schätzt die Bevölkerung auf etwa 15 000 Seelen, — obgleich andere nur die Hälfte dieser Zahl annehmen. O'CONNELL sah jedoch bei einer Gelegenheit die Krieger eines Stammes versammelt, die 1500 Mann zählten. Da es nun fünf Stämme auf der Insel gibt, scheint man daraus folgern zu dürfen, daß PUNCHARD'S Schätzung nicht zu hoch gegriffen ist.' Diese Schätzung ist durchaus glaubwürdig und kommt der Wirklichkeit wohl nahe. Wer Ponape durchwandert ist überrascht ob der vielen einsamen verlassenen Wohnstätten, namentlich des Innern; die Unmenge Kanus, die LÜTKE, O'CONNELL u. a. bemerkt haben, war 1910 zu einer bescheidenen Zahl herabgesunken. Wenn für 1910 die Bevölkerungsziffer von Ponape auf etwa 2500—3000 Köpfe angegeben wird, dürfte in den Jahren 1828—1852 die Zahl wohl über 15 000 Seelen sogar hinausgegangen sein.

Hat Hale auch Ponape nicht gesehen und nur aus Literaturquellen und den persönlichen Mitteilungen O'CONNELL'S, den er in Amerika kennen gelernt hatte, seinen Bericht zusammengestellt, so ergibt sich heute bei der Durchsicht der mir zugänglichen Literatur, daß noch andere Beobachter kurz nach der Entdeckung der Insel Ponape besucht haben. Und es ist jammerschade, daß von ihren Aufzeichnungen nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Wäre man rechtzeitig mit diesen in entlegenen Zeitschriften veröffentlichten Mitteilungen bekannt geworden, wesentliche und wichtige Probleme auf Ponape, die heute ungelöst bleiben müssen, hätten dann vielleicht schon früh ihre Aufhellung gefunden.

So berichtet im New South Wales, literary, political and commercial Advertiser, Febr. 1835, Sydney, dessen Herausgeber Dr. Lhotsky<sup>o</sup> von Spuren alter Civi-

\*Abgedruckt in einem Auszuge in: Das Ausland VIII, Jahrgang 1835 S. 1183.

lisation auf den Südseeinseln. Der Hobart Town Courier<sup>①</sup> enthält hierüber von einem Herrn ONG, der sich jetzt in Australien niedergelassen hat, folgendes:

»Unter den Karolinen ist eine kleine erst kürzlich wieder entdeckte Insel, Ascensio genannt, unter 11° N. B. Vor mehreren Jahren hielt ich mich einige Monate daselbst auf. Die Sprache der Einwohner ist harmonischer als auf den übrigen Inseln der Südsee, denn eine große Anzahl Worte endigt mit Vokalen. Am nordöstlichen Ende der Insel an einem Tamen<sup>②</sup> genannten Platze sind die Ruinen einer Stadt, welche jetzt nur auf Booten zugänglich sind, weil die Wellen bis an die Treppen der Häuser gehen. Die Mauern sind mit Brod-, Kokosnuß- und anderen alten Bäumen besetzt, und die Ruinen nehmen einen Raum von mehr als einer Stunde ein. Die Steine der Mauern sind schichtenweise, aber winkelrecht gelegt und zeigen Spuren von Kunst, welche weit über die Fähigkeit der jetzigen Einwohner geht. Einige dieser behauenen Steine sind 20' lang und 3'—5' breit, von einem Kitt aber läßt sich nichts bemerken. Die Mauern haben Öffnungen für Thüren und Fenster. Alle diese Gebäude sind von einem Stein aufgeführt, welcher von dem in der Nachbarschaft gänzlich verschieden ist. Auf der Insel ist ein Berg, dessen Felsen mit Figuren bedeckt<sup>③</sup> sind, und noch weit umfangreichere Ruinen<sup>④</sup> finden sich 8 englische Meilen im Innern. Die Gewohnheiten dieser Insulaner zeigen ein etwas abweichendes gesellschaftliches System: die Weiber arbeiten nicht ausschließlich wie auf den anderen Inseln. Nach dem Mahle wird von Dienern Wasser zum Waschen herumgegeben. Wenn man die Eingeborenen nach dem Ursprung dieser Gebäude fragt, so erwidern sie, sie seyen von Menschen gebaut, die jetzt im Himmel seyen.«

### Die ersten Feindseligkeiten zwischen Europäern und Ponapeleuten.

Es ist uns nicht bekannt geworden, ob die nach der »Spy« Ponape anlaufenden Schiffe Schwierigkeiten mit den Eingeborenen gehabt haben, wohl geht aus den späteren Berichten hervor, daß stets etliche Leute der Schiffsbesatzungen desertierten, um unter den Eingeborenen zu leben. Wahrscheinlich waren diese Fahrzeuge auch nicht in den Matolenim Hafen eingelaufen. Das erste Schiff, der Walfänger »Falcon« das in diesen Hafen drei Jahre später einlief, bekam die Folgen der törichten Handlungsweise des Kapitäns der »Spy« zu spüren. Die Blutrache der Ponapeleute forderte ihr Recht; die Begehrlichkeit und die Habsucht der Eingeborenen mag ein Übriges dazu getan haben. Text 23 gibt davon ein anschauliches Bild.

Geschichte Ponapes.

In den alten Zeiten herrschten nach Ischokalakal einige Nanamariki.

*Kōžōi pēn Pōnpe'i (23)*  
*Tuēn ānšou meriu ni muin akoī nana-*  
*mareki metšāpuiletamur in Išo kalakāl.*

<sup>①</sup> Nach der Mitteilung von Dr. Lhotsky im N. S. Wales literary etc. Advertiser, Febr. 1835.

<sup>②</sup> Tšamuin

<sup>③</sup> Kitam's Bildsteine

<sup>④</sup> wohl Tšap ūe takāi in Kiti

Sie führten viele Arten Opfer aus; sie opferten Fischen, Bäumen und Steinen. Auch pflegten die Matolenim-Leute eine heilige Handlung vorzunehmen, die man puñ en tšäp' benannt; man denkt nämlich, daß dann, wenn das puñ en tšäp' nicht mehr stattfände, Ponape untergehen werde. So versammeln sich etliche Leute, welche tšamarāu heißen. Diese begeben sich an einen geheimen heiligen Platz, der Lil benannt wird. Hier nehmen sie acht Tage lang auf einem Steine heilige Handlungen vor, dann begeben sie sich an etliche Plätze und opfern dort einem Meeresfisch, der Nān Šamöl (Aal) genannt wird. Und so pflegten sie dem Nān Šamöl zu opfern: man fängt eine Schildkröte und hegt sie, bis sie dem Nān Šamöl geopfert wird. Sie bringen die Schildkröte herbei, töten und kochen sie und geben ein wenig Nān Šamöl ab, der als ihr Herr von der Schildkröte genießen muß. Wenn Nān Šamöl davon gefressen hat, dann zerteilen sie die Schildkröte und essen sie; denn so verehren sie Nān Šamöl, daß sie nicht eher speisen bevor ihr Herr Nān Šamöl gespeist hat; dann speisen sie.

Nun kommt die Zeit, wo einige Fremde sich in Ponape aufhielten, denn viele Schiffe kamen an. Aber die Ponapeleute trauten den Fremden nicht, denn sie meinten, daß die Fremden böse wären und sie hielten die Fremden für Menschengeister; so war ihre Vorstellung. So blieb es bis zum Hervortreten eines Nanamariki, der herrschte und Lūk en Kažyk heißt. Der nahm die Zügel straff und opferte dem Nan Dschapue und hielt das Opferfest des puñ en tšäp ein.

*Ari irāil me kīn uia soñ en kāutak tōtō; irāil kīn kautak oñ mām ō tšuka ō takāi. Jēt ēu soñ en šarāui, me mēn Matōlenim kīn uia, me irāil kīan āta puñ en tšäp' arāil; irāil kīn lemē'i oñ, ma puñ en tšäp' pān šolarē uiaui, ā Pōnpe'i pān ōla. Ari irāil me kīn pōkōnpene akōi aramaš, me atanki tšamarāu. Ari irāil me kīn kōan nān uātsa'rev uātsan šarāui me atanki: Lil. Ari irāil ma tapiatā šarāui oñ takāi laū puñ uālipuñ, ā irāil āp' purāla oñ akōi uātsa ō kāutak oñ emēn mām en nānšēt me atanki: Nān Šamöl. Ari iēt tuēn arāil kīn kāutak oñ Nān Šamöl; irāil kīn šāketi uē'i ō kāunopāta laū lēl ānšōu en kāutaki oñ Nān Šamöl. Ari irāil me kīn uārto uē'i āp' kamēla ō umūm āp' uāla akš rēn Nān Šamöl, mōn arāil pān kañ uē'io. Ari Nān Šamöl laū kañē ā, irāil āp' pān nek' uē'io ō kañ. Ari i tu ēn arāil uāneki Nān Šamöl, pue irāil tšōta pān tuñole maš mōn Nān Šamöl laū tuñole ā; irāil āp' pān tuñala.*

*Ari ni ānšōu akōi mēn uāi me kōušōnē Pōnpe'i, pue šōp' tōtō, me kīn puarōtō. Ari mēn Pōnpe'i, me tšōta pōšōn men uāi, pue irāil kīn lemē'ian, me mēn uāi me puipui ō irāil kīan ātan mēn uāi āni aramaš; i tuēn arāil lam'lam. Ari a laū lele ēmēn nanamāreki, me tšapūlela me atanki: Lūk en Kažik. Ari i, me ūt kāulā āp' kelāil oñ uia kāutak' oñ Nān Džāpue ō pīl kāutak' ēn puñ en tšäp.*



Auch erschien ein Pater auf Ponape, der den katholischen Glauben dort ausbreiten wollte.

Doch der Nanamariki wollte sich nicht darauf einlassen. Dieser Pater wohnte auf einer Insel in Matolenim, namens Na. Der Pater lebte auf Na bei einem Großhäuptling, der die Titel Uāšāi und Lūk en Kiti führte.

Der Pater lehrte sie den Glauben an Gott. Aber sie lachten darüber und sagten, sie kannten einen großen Häuptling im Himmel, Nan Dschapue und außer ihm gäbe es keinen andern. Doch folgte man nicht den Unterweisungen des Paters, weil man ihm nicht vertraute. Der Pater wohnte lange Zeit bei ihnen. Sie waren stets freundlich zum Pater und sorgten für ihn, bis er erkrankte und starb. Dann begruben sie seinen Körper auf der Insel Na.

Als der Nanamariki Lūk en Kažtk lebte, kümmerte er sich nicht um die Fremden, bis ein Schiff aus der Fremde erschien, ein Walfängerschiff. Dies Schiff ankerte in der Einfahrt von Matolenim, die Pāntiēi en Ū heißt. Da trat ein widriger Wind auf. Und das Schiff mußte lange dort bleiben bis zum Eintritt der rāk-Zeit, denn das ist die Zeit, wo man mit gutem Winde aus der Einfahrt herauskommen kann. Als nun die Zeit günstigen Windes kam fuhr das Schiff und gelangte fast außerhalb der Einfahrt. Da setzte plötzlich ein Gegenwind ein, erfaßte das Schiff und warf es auf das Riff in die Brandung, so daß das Schiff zerschellte. Kapitän und Mannschaft gingen in die Boote und fuhren nach einer Insel bei Nā, namens Nā pāli; sie nahmen alle ihre Sachen mit sich an den Ort, auch die Segel. So blieb der Kapitän in Nā pāli.

*Ari pātre 'mēn, me pīl puāroto Pōn pē'i, pue ēn pīl kapuāiatā lam'lam en momotāšo en kātōlik. Ari nanamāreki me kām poš on. Ari pātre, me kōušon nīn tāke en Matōlenim, me atanki: Nā. Ari pātre, me kōušon Nā rēn montšāp' mēn me mari-niki Uāšāi ō Lūk en Kiti. Ari pātre me kīn batāki on irāil tū in lam'lam en kōt. Ari irāil ap kīn kāurureki ā katitiki, me irāil ēšia mōntšāp' lapālap' en nalan Nā n Džapue ā tšota emēn pīl mīa. Ari en pātre a batāk me tšota puāize rere, pue irāil tšota poš on. Ari pātre me kōušoneēr reraīl ānšou uarē'i. Ari irāil me kīn gatok on pātre pīl kīn apāli irāil laū leleē pātre lūmūntār ō matalār. Ari irāil me šarē-petieēr kalēpe on nīn tāke en Nā.*

*Ari nanamāreki Lūk en Kažtk mā māūr āp' tšota inšēnāuki men uāi laū lel a pōt šōp', me puāroto saīn uāi, me šōp' en šaik' rōš. Ari šōp, me pāutak nān kāpetāu en Matōlenim, me atanki: Pāntiē'i en Ū. Ari laū lel ānšou'n ān šuetlaēr. Ari šōp' ō me kōušon uarē'ilaēr a laū lel ānšou en rāk, pue ī ānšou, me ān kīn māu on purāuē'i saīn nān kāpetāu. Ari ā leleē ānšou en ān māu, ari šōp' ō me šamālaēr āp' leleē likīn kapetāu. Ari ān šuet me pīl puāroto āp' leleē šōp', ō kīan pōn lik nān pūki laūt, šōp' ō šerataēr. Ari kēptēn ō iaņeēr kan, me tāke pōt ō kolaīn nān tšāp' nī ēo tāke en Nā, me atanki: Nā pāli; ō irāil pīl uārto arāil kāpue kan nān tšāp', šerāk āpe. Ari kēptēn me kōušon Nā pāli. Ari nanamāreki ō me kōla āp' koliātā arāil kāpue kan; ari kēptēn me kōpuīn on irāil en teēr āle ā kāpue kan. Ari nanama-*



Nun kam der Nanamariki herbei und wollte ihnen alle die Sachen abnehmen; doch der Kapitän gab den Rat, ihm nicht alle Sachen zu geben. Da wurde der Nanamariki zornig, er zündete das Schiff an und tötete den Kapitän und etliche Leute. Der Kapitän hieß Kapitän Pīl; der Kapitän und einige seiner Leute waren tot, andere waren übrig geblieben. Nun kamen noch drei Schiffe und bekämpften Matōlenim. Da flohen der Nanamariki und seine Leute. Der Nanamariki flüchtete nach Uōna und sein Bruder Nanaua nach Mant. Die Uōna-Leute erschossen den Nanamariki und brachten ihn zum Schiff; und der Kapitän beauftragte etliche Nanaua zu fangen und herzubringen. Dann banden sie ihm ein Seil um den Hals und hingen ihn am Mast des Schiffes auf, so daß er starb. Die Fremden setzten nun Luk en Kito ein, daß er herrsche und Nanamariki sei. Dieser Nanamariki war gut und willfahrte den Fremden. Doch Ponape blieb heidnisch bis zu der Zeit, wo eine sehr gefährliche Krankheit nach Ponape kam, die kilitōp (Blattern) genannt wurde, und viele Menschen tötete; der Nanamariki Luk en Kito starb auch daran. Es trat ein Nanamariki an seine Stelle, der Luk en Muéi' U hieß. Zu der Zeit wurde es in Ponape hell, denn aus Amerika kam ein Mann, namens Dr. Gulick. Er zerstörte alle heiligen Stätten auf Ponape.

Die Niedermetzlung der Mannschaft der wrackgewordenen ›Falcon‹ wurde bereits nach wenigen Tagen geahndet. Wie dies geschah, darüber gibt ein Bericht im ›Nautical Magazine 1847‹<sup>6</sup> Aufschluß. Er beweist mit welcher Willkür die Kapitäne und Mannschaften mit wehrlosen Eingeborenen umgingen, wie gegenseitiges Mißverstehen zu blutigen Auseinandersetzungen führte und den Eingeborenen von den Weißen Begriffe beibrachte, die ein Verständnis nachmals so ungemein erschwerte. Zumal, wenn man

*reki me mākaŕ ō iškāta šōp' o ō kamelaŕ kēptlèn ō iañ akan.*

*Ari kēptlèn me atanki: kēptlèn Pīl, ari kēptlèn me melar ō akoī iañ akan ā akoī me lueti. Ari šōp' žiliepōt, me pīl kōto āp' māuūēnioñ Matōlenim. Ari nanamareki ō iañ akan me špōla. Ari nanamareki me tañalañ Uōna, ā rīa Nanāua, me tañalañ Mant. Ari mēn Uōna me kašikietī nanamareki ō uāla nñn šōp'; ā kēptlèn me katarāla pōt o āle Nanāua āp' uāto. Ari irāil me kīañ šāl ni kāpīnuōra ō lañāta nān kēu en šōp' āp' melar. Ari mēn uāi 'kō me gatapūt-lāta Luk en Kitō pue en ūt kāulaŕ ō nanamareki. Ari nanamareki menātš me māu ō pē'ikīañ mēn uāi Ari Pōnpe'i me rōtōrōteta ni ānšōu ō lāu leleŕ ēu šāpūmāu lāut mēlél Pōnpe'i, me atanki: kilitōp', me kamēla aramaš toto, ō nanamareki Luk en Kitō me pīl iañ matalar. Ari emēn nanamareki me tšapūleteta me atanki Luk en Muéi' U. Ari ī ānšōu me Pōnpe'i marāinlar, pue ōl emēn, me kōtošōñ Amerika, me atanki Tōkta Kjūltk. Ari ī me kīsāneŕ šarāui muāl en Pōnpe'i kāruš.*

(L. und R. Kehoe, Rōi en Kiti)

<sup>6</sup>S. 127—131.

weiß, daß dieselben Weißen, die zu derartigen Schandtaten fähig waren, bei mehreren Gelegenheiten von diesen Schiffen desertierten und Einflüsse auf die Eingeborenen gewannen, die deren Charakteranlagen verdarben. Bemerkenswert bleibt in dem Berichte, daß die Ponapeleute bereits Feuerwaffen in Händen hatten und diese gut zu handhaben wußten.

### Kampf der Engländer und Matolenim-Leute im Jahre 1836.

»Einige Tage nach dem Verlust der *Falcon* und dem Tode ihres Kapitäns, kamen der Kutter *Lambton* und der Schuner *Unity* aus Oahu im Hafen von Matolenim (*Metallanine*) an. Sie fanden die *Falcon* wrack auf dem Riffe, und die Weißen im Bündnis mit einem befreundeten Stamm auf dem Kriegspfade gegen die Stämme und Anhänger des Nana'ia (*Narawah*). Der Avon-Schuner lag zu der Zeit unter Hawaii-Flagge im Hafen von Kiti an der Leeseite der Insel. Eine Botschaft wurde abgesandt, die ihn um Beistand ersuchen sollte; doch weigerte sich der Kapitän bis ihm das gesamte Gut, das aus dem Wrack geborgen war, zugesprochen wurde; der harten Bedingung mußten sie z. T. sich unterwerfen. Mit den nun verfügbaren Kräften wurde der Angriff unternommen, in dem, das ist wohl selbstverständlich, die Europäer den Vorteil ihrer Kampfmittel hatten, ihrer Waffen, Munition usw., während ihre Eingeborenen-Verbündeten wertvoll für die Ortskenntnis waren als Späher und Nachrichtenbringer von Bewegungen usw.

Es ging das Gerücht, daß kurz vor diesem Angriff die Eingeborenen geplant hatten, den Kutter und die Schuner abzuschneiden, doch fehlte es an stichhaltigen Beweisen für solchen Verdacht. Zweifellos waren sie durch ihren Erfolg kühn geworden; bei der Plünderung des Schiffes, der Ermordung des Kapitäns und seiner Leute usw. und sie waren bis dahin ungestraft davongekommen; es wurde berichtet, daß sie auf die Boote gefeuert hatten, als sie zum Wasser und Holz holen an Land fuhren. Daß Gewehre abgefeuert wurden, mag schon wahr sein, denn es scheint, daß offener Kriegszustand seit der Ermordung von Kapitän Hingston und seiner Mannschaft herrschte; und es ist wohl klar, daß die Boote der drei Fahrzeuge, bewaffnet und mit ungefähr 40 Europäern bemannt, und von rund 400 verbündeten Eingeborenen begleitet, einen anderen Zweck hatten als bloß zum Wasser- und Holzholen an Land zu fahren; die Absicht war ohne Zweifel die Ermordung der Mannschaft von der *Falcon* zu rächen.

Teilangriffe und Gefechte fanden nun täglich in Matolenim und der Nachbarschaft statt. Alle Kräfte vom Kutter und den beiden Schunern, ihre Kanonen, ihre Waffen usw., die Schiffbrüchigen vom *Falcon* und die Weißen der Insel bildeten eine Streitmacht unter den Kapitänen der drei Schiffe, die sich alle in dem gemeinsamen Entschlusse zusammengefunden hatten, den Mord zu rächen.

Es ist zu beachten, daß Nana'ia nur der dritte Häuptling des Stammes war, obwohl er dafür bekannt war, den Weißen am feindseligsten gesonnen zu sein, und

gewiß ist er das Werkzeug und der Anstifter der Morde gewesen; was die Wut gegen ihn noch steigerte, waren die einwandfreien Berichte der Eingeborenen, daß er der Verüber der barbarischsten und grausamsten Schändungen und Verstümmelungen der Leichen gewesen ist. Gegen ihn schien sich daher die gesamte Rache der Europäer zu richten. Uašai (*Wargie*) der zweite Häuptling des Stammes hatte ihnen Freundschaftsbeweise geliefert, doch das Oberhaupt Išo bâu (*Johapow*) war, obschon er selbst an der Sache unbeteiligt gewesen war, trotzdem auf die »Proskriptionsliste« der Europäer gesetzt worden, ebenso wie alle die, welche nur in der geringsten Weise sich feindlich zeigten. Als dieser Entschluß bekannt wurde, brachte man zur Sühne »Kawa« herbei, wie es in ihren Kriegen der Fall ist; das geschah von verschiedenen Unterhäuptlingen und anderen, in deren Interesse es lag, neutral zu bleiben; doch wurde die Kawa nie angenommen, damit erzielte man den Erfolg, sie dauernd in Schrecken und Angst zu halten, und sie nachdrücklich davon abzuhalten, Partei gegen die Weißen zu ergreifen. Mehrere Tage hindurch wurden die feindlichen Stämme bekämpft und aus ihren Verstecken herausgejagt, ihre Häuser, Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen- und Kawafelder, die für sie den wertvollsten Besitz bilden, in Brand gesetzt, vernichtet und verwüstet. Als dies Verfahren allgemein bekannt wurde, wurde die Nachricht verbreitet, daß, wenn Häuptlinge oder andere sich mit den Mördern zusammentäten, oder sie bei ihren Stämmen Zuflucht nehmen ließen, sie mit der gleichen Strenge behandelt werden würden. Zusammen mit vielen Vorteilen, welche die Europäer hatten, führten diese Maßregeln bald zum Ziel. Furcht und Schrecken überkam die Eingeborenen allgemein; und sie hatten den Erfolg, daß Nanaüa und seine Anhänger schließlich gänzlich allein standen. Mit Hilfe von Bestechungen und anderen Lockmitteln bekamen die Europäer alles in ihre Hand; vom Nanamáríki (*Nara-mara-yhee*), dem Haupte des Uōna- (*Warnah*)-Stammes bei Kiti, wo Išo bâu sich verborgen hielt, lief die Nachricht ein, daß sie bei seiner Ergreifung keine Schwierigkeiten machen wollten. Daraufhin eilten zwei Weiße mit einigen Eingeborenen an den Ort und fanden ihn auf seinem Lager, es wurde sogleich auf ihn geschossen, doch die Kugel verfehlte ihn und schlug durch den Arm seiner Frau, er sprang sofort in die Höhe und floh nach draußen, wo die Schar mehrere Schüsse auf ihn abfeuerte. Am folgenden Tage wurde der Mann, der Kapitän Hingston erschlug, von einem eingeborenen Knaben angezeigt, ergriffen, doch konnte er entweichen. Kurz darauf sah der Knabe ihn wieder und richtete sofort die Flinte, welche er in der Hand trug, um ihn zu erschießen, auf ihn; er verfehlte ihn jedoch; riß aber schnell einem Europäer, der nahe ihm stand, das Gewehr aus der Hand und schoß den Mann tot. Der Knabe befand sich auf einem Schiffe in Kiti und schien ein tüchtiger und kluger Bursche zu sein.

Obschon die vorangegangenen Einzelheiten die Hauptereignisse bis zu dem Zeitpunkt der Gefangennahme Nanaüa's abgekürzt berichten, wird es notwendig, auf den Tag zurückzugehen, wo die »Lambton« einlief und dem Kapitän der Schiffbruch der

›Falcon‹ und die Morde mitgeteilt wurden. Als er das hörte erklärte er, er wolle sofort den Tod von Kapitän Hingston rächen, und nach dem Zeugnis einer dritten Person, eines anscheinend sehr braven Burschen, der mit der Falcon Schiffbruch erlitt und sogleich nach der Ankunft des Kutters darauf anmusterte, hatte der Kapitän häufig geäußert, daß ›er einen Häuptling fangen und als warnendes Beispiel hängen müsse›, und dasselbe ist aus der Angabe eines andern ersichtlich, der unter dem Befehl und der Anweisung des Kapitäns einen Hauptanteil in der ganzen Angelegenheit hatte, daß er gesagt habe: ›daß Nanaüa an seiner Raanock baumeln solle, wenn er ihn zu fassen kriegte‹.

Die verschiedenen Erzählungen sprechen für sich, doch kann man sich unmöglich die Bemerkung ersparen, auf die Kühnheit und den höchst anmaßenden Ton hinzuweisen, dessen der Kapitän sich bediente. Er scheint den Oberbefehl gehabt zu haben, die Angriffe geleitet und über die Verteilung der Kräfte usw. verfügt zu haben, und der unbedingte Gehorsam, der ihm anscheinend nicht nur von seiner eigenen Mannschaft, sondern auch von allen andern Europäern geleistet wurde, beweist, daß er Schrecken unter sie gebracht hätte, wenn sie nur im geringsten seine Befehle vernachlässigten. Wiederholten Fragen, warum Nanaüa denn nicht sofort am Lande erschossen würde statt erst an Bord gebracht, um dort in der vorgeschriebenen Weise gehängt zu werden, wurde die Antwort ›daß es der ausdrückliche Befehl des Kapitäns war, ihn lebend an Bord zu bringen, wenn er gefaßt wäre, und daß daher niemand ihn zu erschießen wagte.‹ Dieser Befehl wurde den Weißen allgemein bekannt gemacht; außerdem wurde die strikte Anweisung vom Kapitän gegeben ›ihm zu versprechen, daß ihm kein Leid zugefügt werden sollte, daß er nur nach einer anderen Insel gebracht werden würde, wohin seine Familie ihn begleiten durfte‹.

Ein oder zwei Tage nach Išobâu's Tode fand man den von seinen Leuten verlassenen, hilflosen Nanaüa allein neben einem Brotfruchtbaum stehend in voller Verzweiflung. Er versuchte nicht zu fliehen, sondern sagte zu dem Häscher: ›Ich weiß was ihr wollt, erschießt mich, ich bin verlassen und werde überall herumgehetzt‹, der Mann antwortete ihm, ›daß er ihn nicht erschießen dürfe, — daß man ihm kein Leid antun würde‹ usw., kurz, er verfuhr nach dem ausgegebenen Befehl. Er veranlaßte ihn, sich an Bord des Kutters zu begeben; doch hatte er sichtliche Angst, bei dem Gedanken an Bord der ›Avon‹ gebracht zu werden, denn er sagte ›er wisse was er von dem Kapitän dieses Schiffes zu erwarten habe‹. Um sieben Uhr abends brachte man ihn also an Bord des Kutters; eine ›Untersuchung‹ wurde abgehalten, und das Todesurteil von den drei Kapitänen der Fahrzeuge unterzeichnet.

Von dem vorhergegangenen Abend wird eine etwas seltsame, doch wirklich wahre kleine Geschichte erzählt, von einer Unterredung an Bord welchen Schiffes er gehängt werden sollte. Eins schied von vornherein aus, seitdem wegen persönlicher Feindschaften der Kapitän es nicht wagte, sich den meisten der anderen beiden Männschaften zu nähern. Die Frage schwebte daher zwischen den beiden anderen Kapi-

tänen, auf welchem Fahrzeug er gehängt werden sollte. Beide Schiffe führten an den einzelnen Tagen abwechselnd am Maste einen breiten Wimpel; an dem Tage war der Kapitän des betreffenden Fahrzeuges der Oberbefehlshaber; und jeden Abend wurde, der Wimpel vom einen Schiff zum anderen gebracht. An dem Tage der Gefangennahme von Nanaüa führte der Kutter den ›Wimpel‹; demgemäß mußte das andere Schiff ihn am nächsten Tage setzen. Als aber nun die Frage geregelt wurde, daß die Hinrichtung an Bord des Kutters stattfinden sollte, sagte der Kapitän: ›Wenn ich ihn hänge, will ich auch den Wimpel führen‹. Sein Kollege vom anderen Fahrzeug stimmte bereitwillig zu, und so führte der Kutter den ›Wimpel‹ während der Hinrichtung.

Zur Erläuterung des herrischen und selbstbewußten Auftretens des Kapitäns, der sich Macht und Vorrang angeeignet hatte, dienen noch andere charakteristische kleine Geschichten, die von einer Reihe Beteiligten mitgeteilt wurden; er traf alle Anordnungen, als ob es sich um eine regelrechte Hinrichtung handelte und machte jede Formalität dieses traurigen Schauspiels nach. Als Nanaüa die Augen verbunden wurden, fragte man ihn von achtern aus auf Befehl des Kapitäns durch den Dolmetscher: ›ob er noch etwas zu sagen habe? und ›ob er seiner Familie noch etwas mitzuteilen habe?‹ Darauf lautete die Antwort: ›daß er durch die Hand von Naneken (*Narrakin*) sterben möchte‹, einen andern Häuptling, der unbehelligt blieb — unmittelbar danach wurde eine Kanone abgefeuert und er in dem Rauch emporgezogen.

Fast alle Weißen von der Insel waren bei der Hinrichtung anwesend, und um den Eindruck des Schauspiels zu verstärken, zogen zwanzig mit ihren Handfeuerwaffen an Bord des Kutters auf; sie sollten eine Salve abgeben, wenn der Signalschuß gegeben wurde.

Darunter befanden sich auch einige von der Mannschaft der Falcon; nachdem alle geladen hatten, richteten zwei oder drei ihre Waffe auf Nanaüa; ihnen gelüstete, wie sie sagten, den Tod ihres Kapitäns zu rächen. Der Kapitän befand sich in diesem Augenblick auf dem Achterdeck und leitete, die Pistole im Gürtel, die Maßnahmen. Als er die Mündungen auf den Verurteilten gerichtet sah, rief er plötzlich laut aus: ›Feuert die Salve nach Befehl; wer es wagt seine Waffe in anderer Richtung abzuschießen, bekommt von mir eine Kugel in den Kopf‹. Und im selben Augenblick zog er seine Pistole aus dem Gürtel. Die Waffen senkten sich sogleich, und die Salve wurde wie befohlen abgegeben.

Was auch die Übergriffe von Nanaüa oder seine Strafen gewesen sind, kurz vor seiner Hinrichtung fanden ungehörige und barbarische Handlungen statt, die ein scharfes Licht auf den grausamen und mitleidslosen Leichtsinns von Seeleuten werfen, deren Leidenschaften entfesselt sind und nicht durch Zucht und Erziehung beherrscht werden. Am Morgen vor der Stunde der Hinrichtung, wo man wenigstens etwas Scheu von ihnen erwartet hätte, vergnügten sich einige Seeleute damit, sich das Tau um den Hals zu legen und mit lächerlichen Gesten den Unglücklichen zu verulken,

der vor ihnen an Deck lag und vor Schrecken und Verzweiflung zitterte. Als die beiden Henker das Schiff betraten erscholl ein lautes Gelächter über das ganze Schiff wobei zugleich mit dem Anblick der Henker der Unglückliche in Ohnmacht fiel. Es waren zwei afrikanische Neger, die auf eins der Fahrzeuge gehörten, von denen ich einen noch gesehen habe, welcher sich heute auf Ascension befindet. Sie trugen lange rote Gewänder mit bauchigen Ärmeln, die aus groben roten Seemannshemden gemacht und vorne geschlossen waren. Sie hatten große, mit Manilagarn aufgeputzte Hansperücken aufgesetzt, die vier bis fünf Zoll lang waren, sich ganz und gar mit Mehl eingepudert, und die Gesichter samt Füßen und Beinen mit breiten roten Streifen bemalt. Ihr teuflersähnliches Aussehen machte auf Nanaüa solchen Eindruck, daß er unter dem Gelächter der Mannschaft in Ohnmacht fiel.

Die Religion der Eingeborenen von Ascension, wenn sie so genannt werden kann, scheint in einem allgemeinen Glauben und Furcht vor übernatürlichen Geistern zu bestehen, und Nanaüa bedeutete seinem Wächter und Dolmetscher, daß er die beiden für die Geister der Ermordeten hielte, welche die Weißen vor ihm erscheinen lassen konnten.

Die Ereignisse, die gelegentlich der Hinrichtung stattfanden, sind mit solchen Einzelheiten erzählt worden, daß nichts mehr hinzugefügt werden braucht.

Der Häuptling Nanaüa wurde im Hafen von Matolenim in Ascension an Bord eines Kutters im Jahre 1836 gehängt unter der besonderen und persönlichen Aufsicht seines Kapitäns. Der Körper wurde abgeschnitten und von den Eingeborenen zum Begräbnis an Land gebracht. \*

Dieses Beispiel beleuchtet schlaglichtartig das Treiben auf der Insel. Es weicht in nichts ab von dem, was in jenen Tagen auf vielen Südseeinseln gang und gäbe war. Der Eingeborene war Freiwild. Ponape muß von besonders vertierten Weißen heimgesucht sein. Als diese 1836 erfuhren, daß auf Ngatik große Vorräte von Schildpatt aufgespeichert waren, begaben sich mehrere dorthin und töteten alle Männer bis auf zwei. Schildpatt fanden sie nur wenig.

### Über europäische Einsiedler auf den mikronesischen Inseln der Südsee.<sup>①</sup>

Auf Ascension sind sie in allen Teilen rings um die Küste zerstreut, und wohnen bei größeren oder kleineren Häuptlingen, unter unmittelbarem Schutze derselben, und man betrachtet sie als zu dem Stamme selbst gehörig. Die unter diesen Häuptlingen stehenden Leute werden sozusagen ihre arbeitenden Diener oder Sklaven; sie rudern sie in ihren Nachen, fischen Schildkröten für sie, sammeln Muscheln usw. kurz, sie tun alles was von ihnen gefordert wird. — Es sind diese Matrosen die Vermittler beim Einlaufen europäischer Fahrzeuge, die Äxte, Gewehre, Pulver, Tabak, Eisen bringen. —

<sup>①</sup> Das Ausland. XXXXIII. Jahrgang 1870. Nr. 27. 2. Juli 1870 S. 641. Aus dem Nautical Magazine.

Haben sich die Häuptlinge einmal verpflichtet Europäer zu schützen, so legen sie insgesamt große Treue in Betrachtung der eingegangenen Verpflichtungen an den Tag; kommt indes das Gegenteil vor, so darf man annehmen, daß die Schuld an den Weißen liegt, entweder, weil sie sich mit den Eingeborenen nicht vertragen können, oder weil sie ihre Versprechungen und Verpflichtungen nicht erfüllen. . . . Das Volk ist ungemein empfindlich für jede Gewalttat, die an einem Mitglied seines Stammes von dem eines andern verübt wird — ein Umstand der oft zu sofortigem Kriege führt, und sie suchen in solchem Fall auf's eifrigste jede verdächtige Bewegung bei einem andern Stamme zu erkunden oder zu entdecken.

Der Bruder und einige flüchtige Anhänger *Narawaks* (*Nōš en Auāk*), sowie viele andere, die noch eine heimliche Feindschaft gegen die Weißen hegen, vereinigen sich zu einem besonderen Stamm auf einer Insel mit Namen *Tarbac* (*Tepek*), die ganz nahe auf der Höhe der Nordostseite von *Ascension* liegt. Hier wohnen sie alle und vermischen sich selten mit andern auf dem Hauptlande; sie wollen, wie sie sagen, den Weißen, oder jedem der einheimischen Stämme, welcher Verbündeter derselben ist, Trotz bieten, haben bis jetzt aber noch keinen Angriff gewagt. Würden sie einen versuchen, so kann man mit ziemlicher Zuverlässigkeit darauf rechnen, daß die fünf großen Stämme auf *Ascension*, oder wenigstens vier derselben, auf Seiten der Europäer stünden. . . . Auch drei flüchtige nordamerikanische Schwarze haben ihren Wohnsitz auf *Tepek* genommen und schwuren allen Weißen Rache. *Martin*, welcher auf der ›*Larne*‹ als Lotse diente, ein ganz ruhiger Mann, der *Tepek* gegenüber lebte, fürchtete eine Zeitlang, diese Leute möchten ihm nach dem Leben trachten, und versicherte mir oftmals, sein Häuptling lasse ihn nie von der Seite, allnächtlich schliefen mehr als hundert mit Speeren und Gewehren bewaffnete Leute um ihn herum, und keiner, der sich zu nähern versuchte, würde dem Tode entgehen.

Es befinden sich jetzt mehr als vierzig Weiße auf *Ascension*, sechs auf *Nuttie* (*Nōt*). . So leben z. B. Matrosen auf *Ascension*, welche zur Mannschaft der ›*Falcon*‹, der daselbst Schiffbruch litt, zu der des ›*Corsair*‹ und zu zwei anderen Fahrzeugen gehörten, wovon eins auf den *Gilbert-Inseln*, in der *Hall's-Gruppe*, das andere an *Ocean-Island*, einer bloßen Sandbank in 28° nrdl. Br. und ein wenig westlich von 180° L., Schiffbruch litt.

**Der erste Missionar auf Ponape.** — Politische Auseinandersetzungen auf den *Hawaii-Inseln* führten den ersten Missionar nach *Ponape*. Er kam mehr gezwungen denn freiwillig. 1827 waren die katholischen Priester, der Franzose *BACHELOT* und der Engländer *SHORT* auf einem französischen Handelsfahrzeug nach *Hawaii* gelangt<sup>Q</sup>. Die Einreise wurde ihnen verweigert; doch segelte der Kapitän ohne weiteres seiner Wege; so bekamen die beiden die Erlaubnis, vorläufig im Lande zu bleiben. Sie nahmen ihr Missionswerk auf. ›Viele der Eingeborenen‹ schreibt *SKOGMAN*, ›natürlich des

<sup>Q</sup> *Skogman*: Erdumseglung der königl. schwedischen Fregatte ›*Eugenie*‹. Berlin 1856 Bd. I S. 288, 290 u. 296.

eigentlichen Inhaltes der reinen Glaubenslehren des Christentums unkundig, betrachteten die katholische Religion, wohl verführt durch die äußerliche Verehrung der Heiligenbilder, und die Ähnlichkeit des Fastens mit den ehemaligen Tabuerklärungen, als eine neue Abgötterei, und der hawaiische König Kaahūmānū wollte sogar auf die Bekenner derselben die gegen die letzterwähnte gestifteten Gesetze angewendet wissen. Den beiden Missionaren wurde ihre Arbeit über die Maßen erschwert, nicht zuletzt durch die amerikanischen Missionare, denen in ihrem Puritanismus das katholische Christentum verwerflicher erschien als das sogenannte Heidentum. Gleichzeitig hat man den Eindruck, als wenn die politisch unzufriedenen Hawaier, die es in ihrem Unabhängigkeitsgefühl immer mehr schmerzte, daß ihr Königshaus unter den einseitigen Einfluß der amerikanischen protestantischen Missionare geriet, sich der katholischen Lehre anschlossen. Kurz im Jahre 1832 wurden die beiden Missionare des Landes verwiesen; ein hawaiisches Fahrzeug »San Pedro« brachte sie nach Kalifornien. Ihre Anhänger auf Hawaii wurden mit den härtesten Maßregeln verfolgt.

Im Jahre 1837 kehrten die beiden Missionare wieder nach Hawaii zurück. Sie stützten sich dabei auf ein Abkommen, das ein französisches und englisches Kriegsschiff mit der hawaiischen Regierung vereinbart hatten und besagte, daß ihre Landsleute sich ohne besondere Erlaubnis und ohne ihnen Hindernisse in den Weg zu legen auf den Inseln aufhalten durften. Das gleiche Schauspiel, in dessen Gefolge BACHELOT und SHORT 1832 die Insel hatten verlassen müssen, das viele Jahre später auch auf Ponape zu den verhängnisvollen Zwischenfällen führte, wiederholte sich wieder. Es gab Unruhen im Lande, die in erster Linie wieder durch die Hetzereien der amerikanischen Mission bedingt wurden; französische und englische Kriegsschiffe erschienen. Es kam zu schweren Zusammenstößen, die damit endeten, daß die beiden Missionare schließlich sich bereit erklärten, um des Friedens unter den Eingeborenen willen Hawaii verlassen zu wollen. Das geschah im Jahre 1838. Beide fuhren nach Ponape ab. Doch gelangte nur BACHELOT dorthin, der auf der Insel Na im Staate Matolenim sein Werk aufnahm. Wie die Texte 23 (S. 102) und 64 zeigen, waren ihm keine Erfolge beschieden. Aber noch im Jahre 1910 war das Andenken an den ersten Missionar nicht erloschen. Sogar eingefleischte Protestanten wußten sich aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern pietätvoll dieses freundlichen lebenswürdigen Mannes zu erinnern, der ihnen nur Gutes erwiesen und ihr Bestes gewollt hatte. Sein Hausplatz, der von ihm angelegte Sod wurde auf Na noch gezeigt. Sein Grab war verschollen.

### Geschichte Ponapes.

Ein Pater begab sich von Frankreich fort. In einem Schiffe kam er nach Ponape; er stieg in Matolenim an Land und wohnte auf einer Insel, namens Na, damit er Religionsunterricht erteilte. Und alle

### *Ko ʻōi pen Pōnpe'i. (64)*

*Tū en pātre mēn, me kōtošan nān uāi mēn Frēnš. Ari āp' ian šōp' pōt kōto Pōnpe'i; āp' mōnti on nān tšāp' en Matōlenim āp' kōušan nān tāke ēu, me atanki Nā, pue ā mēn uia a batāk šarāui kān.*



Ponapeleute hatten den Pater gern, weil er ihnen allezeit Sachen schenkte, und sie gingen zu ihm und freuten sich über ihn, doch mochten sie ihm nicht zuhören, auch nicht der Predigt folgen, denn sie kannten Gott nicht und glaubten nicht an Gott, weil sie zu ihren gemeinen Geistern beteten, denn an die glaubten sie wirklich und verehrten sie auch, denn sie waren für sie allein die wirklichen und allmächtigen Geister.

Das ist der Grund gewesen, warum sie dem Pater und den Messedienern nicht folgten; weil sie nur ihre gemeinen Geister verehrten; der Pater erschien vor den Protestanten auf Ponape, die noch nicht auf Ponape angelangt waren. Und der Pater wohnte auf der Insel lange Zeit. Dann wurde er krank und sehr schwach, starb und wurde dann auf der Insel Na begraben. Lange Zeit hindurch gab es keine katholischen Missionare auf Ponape, nur einige protestantische Missionare, die aus Amerika gekommen waren, erschienen auf Ponape.

Die ließen sich auf Ponape nieder und blieben dort auch. Sie nahmen ihr Bekenntnisswerk auf. Und die Ponapeleute folgten ihnen, etliche wurden protestantische Christen und blieben es bis heute. Die Ponapeleute streiften ihre schlechten Gewohnheiten ab, sie töteten nicht mehr viele Menschen, und sagten ihren gemeinen Geistern ab, denn sie hatten herausgefunden, daß Gott der einzig wahre und allmächtige Geist ist. Nun verehrten auch alle Ponapeleute Gott. Sie nannten ihn den großen Geist, weil sie gemerkt hatten, daß Gott wahrer als alle ihre Geister war, zu denen sie früher gebetet hatten. So

*Ari mèn Põn pè'i kàn, me pìl kìn pòke on pâtre, pueki e pìl kìn kian irail kâ-pue ni anšou, me irail kìn puarâuean re, irail ap kìn perenkita, a irail ap' tšota kìn mèn ròn, o pìl tšota kìn uânèki a batâk šarâui kàn, pueki irail kìn šeše Kõt, o pìl tšota kìn kamelële Kõt, pue irail kìn kâpakâp on arail âni muâl kàn, pue i me irail kìn kamelële, o pìl uânèki, pue tšena i tšâ, me âni melël o mánamàn.*

*Ari i me kareta, me irail tšota kìn pè'ikion en pâtre o putak šarâui kàn, pueki arail kìn pûni âni muâl kàn; pâtre me puarotoñ Põnpe'i mōñ perotestent kàn, irail kâkëtsa puar Põnpe'i. Ari pâtre ap' pìl koušon ntn take lau lël anšou ré'iré'i. Ari tšoumâu ap' tâpitar lau laulelâr, ap' štelâr o pìl šarepëti ntn take en Nâ. Ari anšou ré'iré'i ap' šolar mšonâri Kâtoltk mia ni Põnpe'i lau lël akoï mšonâri en perotestent, me kotošan ntn tšâp' en Amerika puarotoñ. Põnpe'i.*

*Ari irail ap'monti ni Põnpe'i, pìl koušonpâ. Ari irail ap'uidata arail batâk. Ari mèn Põnpe'i kàn ap pìl pè'ikian irail o pìl uiâla akoï šâulan en perotestent lau lël mëtš. Ari mèn Põnpe'i ap' pìl kašelâr arail tatâuk šuët kàn, o pìl šolar nōn kamela aramaš toto, o pìl kašela arail âni muâl kàn, pueki irail tiaratâr, me iè'i tšâ âni melël o mánamàn Kõt me tše mèn. Ari irail karuš men Põnpe'i ap' pìl puñier Kõt. Ari irail pìl kian ata âni lâpalâp, pueki irail tiaratâr, me Kõt âni melël šan arail âni, me irail kìn kâpakâp on mâš akan. Ari mèn Põnpe'i ap' pìl marâin'lar, šolar tašur nân arail*

wurden die Ponapeleute erleuchtet, sie verharreten nicht mehr in ihrem Heidentum, und so blieb es, bis die katholischen Missionare, auch einige Patres auf Ponape erschienen. Alle Ponapeleute gingen hin, um sie sich anzusehen. Da sagten sie: »Das ist dieselbe Art Missionare, die schon früher in Ponape war, deren Predigten wir nicht folgen wollten.« Und etliche Ponapeleute änderten sich und wurden katholische Christen und blieben es bis heute; doch ist es jetzt bei einigen Ponapeleuten der Fall, die heute protestantische Christen sind, daß sie sagen, daß Gott und Jesus die Gebete der Menschen wohlgefällig sind, aber nicht Maria; denn sie hat kein Recht dazu, denn Maria kann die Menschen nicht vor dem Zorn Gottes retten, sondern nur der Heiland Jesus; er kann die Menschen vor dem Zorn Gottes retten.

Und darum beten die protestantischen Missionare zu Jesus, weil er der rechte Heiland bei Gott im Himmel ist; und Maria ist nicht imstande die Menschen zu erlösen; doch gibt es heutigentags noch Ponapeleute, welche den Geschichten glauben, die die protestantischen Missionare immer erzählen. Sie folgen ihnen auch und glauben es, und traten zum protestantischen Glauben über, und es ist ihnen nicht möglich wieder davon abzulassen; etliche Ponapeleute, die die Predigten des Paters hörten glaubten ihnen auch. Sie änderten sich und wurden zu katholischen Christen, weil sie das Wort des Paters vernommen hatten und ihm folgten.

Und da sie die Art der Predigten des Paters glaubten, vernahmen sie auch, daß Maria die Menschen von dem Zorn Gottes erlösen kann. Da sagten sie, daß Jesus

*rōtorōt, kōkotō lāu lēl akoī mīšionāri kātōlīk 'kān, pātre āpe lāu pīl puarōtōn Pōnpe'i. Ari aramaš kan mēn Pōnpe'i āp' pīl pureon kilañ. Ari irāil āp' inta nān iēi šon en mīšionāri, me puarōtōn Pōnpe'i māš, kitaīl āp' tšota pē'ikion arāil batāk šarāui kān. Ari akoī mēn Pōnpe'i me pīl uēk'la āp' uiāla šāulañ en kātōlīk kōkotō lāu pīl lēl rān uētš; pue iētš tū ēn akoī men Pōnpe'i, me šāulañ en perotestent nā ānšou uētš, irāil kīn inta, me Kōt ō pīl Šišūš me māuon aramaš en kāpakāp on, ā ijermēn Mēri; pue tēna ā tšota kuñon, pue Mēri tšota kāk torela aramaš šañ ni aniañ en Kōt, pue iēt ta šāu'ntor Šišūš; me pān kāk torešān aramaš nā aniañ en Kōt. Ari iēt ta me mīšionāri en perotestent kan kīn kāpakāp on ki Šišūš, pue iēt ta me šāu'ntor melēl rēn Kōt nālañ, ā Mēri me tšota kāk torela aramaš; pue ānšou uētš tū ēn mēn Pōnpe'i akoī me kīn kamelēle kožoi, me mīšionāri en perotestent kan kīn inta. Ari irāil āp' kīn pē'ikion ō pīl kamelēle, irāil āp' kīn šānašān on nīn lāmālām en perotestent, āp' kīn tataūr ētše, tšota kāk kašela; ā akoī mēn Pōnpe'i me roñatař en pātr é kān arāil batāk āp' pīl kamelēle. Ari irāil āp' uēkila, uiāla šāulañ en kātōlīk, pueki arāil roñatař ō pē'ikion māšen en pātre kan.*

*Ari irāil āp' pīl kamelēlelāř tū en pātre arāil batāk šarāui kan, ō pīl roñatař, me Mēri pān kāk torela aramaš šañ ni aniañ en Kōt. Ari irāil āp' inta, pue nān*

in vergangenen Zeiten diesen, den katholischen Glauben auf die Welt gebracht habe. Heutigen Tages glauben dies viele Menschen und werden zu katholischen Christen, denn dieser Glaube ist wahrer als der protestantische; und viele protestantische Christen bekehren sich und werden katholische Christen.

*ie i lāmālām en kātōlīk, me Sīsūs katikitoñ nñn tšampar nī ānšou māš o. Ari ānšou uētš, me toto arāmaš, me pīl lēmēta, irāu en uiāta šāulan en kātōlīk, puē ī me mēl šañ lāmālām en perotestent; me toto aramaš me šāulan en perotestent āp' pū uēkilar uiāta akoī šāulan en kātōlīk.*

(R. Kehoe, Roī en Kiti)

Die eigentliche Missionierung Ponapes begann 14 Jahre später im Jahre 1852.

### Besuche englischer und französischer Kriegsschiffe, Fortschritte in der Erkundung der Insel.

Walfänger liefen seit 1835 regelmäßig in den Wintermonaten an. Ihre Zahl nahm von Jahr zu Jahr zu. Viele der buntscheckigen Besatzungen, Weiße und Farbige, desertierten, die Eingeborenen sittlich, moralisch, in ihrem Charakter verderbend und die ursprüngliche Rasse so zersetzend, daß nach wenigen Jahrzehnten, zumal nach der Dezimierung der Bevölkerung durch Pocken und Masern, reinblütige Eingeborene nur in ganz geringer Zahl vorhanden waren, die Bastards überwogen. Wirtschaftliche und politische Interessen, dann auch das schandvolle Benehmen des Kapitäns HINGSTON in der Falcon-Affaire veranlaßten zur Wahrung einer ordentlichen Rechtsprechung, eine Reihe englischer und französischer Kriegsschiffe zum Besuch von Ponape. 1838 wurde es von »H. M. S. Ymogene«, Kapitän BRUCE, 1839 von »H. M. S. Larne«, Kapitän BLAKE, 1840 von der französischen Korvette »La Danaïde«, Kommandant M. DE ROSAMEL, 1845 von »H. M. S. Hazard«, Kapitän EGERTON und 1851 von der französischen Korvette »Capricieuse« angelaufen. Die Berichte dieser Kriegsschiffskommandanten sind kurz gehalten, nur die ersten drei machen Angaben, die außer nautischen Anweisungen auch Bemerkungen über die damaligen Verhältnisse unter den Eingeborenen enthalten. BRUCE gibt die Position von Ponape mit 6° 50' N und 163° 25' E an und schreibt dazu, daß »die Insel von freundlichen und lebenswürdigen Menschen bewohnt; leider ist ihnen nicht zu trauen, da entlaufene Sträflinge aus Neu Süd Wales sich unter ihnen niedergelassen haben und sie zu Räubereien anstiften«. Der Bericht von BLAKE ist recht dürftig. Die »Larne« wurde von einem Schiffbrüchigen der »Falcon« gelotst und untersuchte den Hafen von Roien Kiti. Gelegentlich dieses Besuches nahm sie aus dem alten Königssitz Tšäpu e

① Die »Larne« sollte die Angelegenheit der »Fortune« untersuchen. Sie war 1836 nach Kiti gekommen; es entstanden Mißhelligkeiten zwischen den Eingeborenen und der Schiffsbesatzung; auf beiden Seiten gab es Tote. Kapitän HARD teilte den Sachverhalt in Hongkong mit. Daraufhin erschien die »Larne«. Bei dieser Gelegenheit nahm sie die Bronzekanone mit, die spanische Inschriften getragen haben soll.

② Nautical Magazine 1838 S. 514.

③ Nautical Magazine 1845 S. 561.

§ Hambruch: Ponape.

takâi die Kanone fort (vgl. S. 5), die nach den Traditionen der Eingeborenen gelegentlich eines der ersten Besuche von Weißen auf Ponape dort geblieben war. Die Kanone ist verschollen. Etwas Näheres erfährt man darüber in dem Berichte von DE ROSAMEL. BLAKE ergänzt seine Mitteilungen durch Angaben über Ant und Pakin, von ihm Harnd bzw. Pankeen geschrieben. Ant gehört den Häuptlingen von Kiti, viel Schildpatt und Trepang wurde hier gewonnen; Pakin hält er für dieselbe Gruppe, die auf NORIE'S Übersichtskarte als St. Augustine verzeichnet steht; die Ponapeleute segelten in 6stündiger Fahrt nach dort, um sich Schildpatt zu holen und Mattensegel für ihre Kanus herzustellen. DE ROSAMEL hat das Verdienst, eine genauere Aufnahme der Insel durchgeführt zu haben. Seine Karte liegt noch heute den Seekarten zu Grunde; die Lütke'sche mehr geigiße Kartenaufnahme gibt nur eine unzulängliche Darstellung der wirklichen Verhältnisse. Folgt man den Angaben des spanischen Militärarztes A. CABEZA PEREIRO in seinem Buche La Isla de Ponapé, so möchte man annehmen, daß ein ausführliches Werk von DE ROSAMEL und zumal seines Offiziers GARNAULT vorhanden ist, der die Überlieferungen der Eingeborenen aufzeichnete<sup>①</sup>; Erkundigungen waren ergebnislos; das befragte Marinearchiv in Paris, in dem sich anscheinend noch mehr Material des »Danaïde«-Besuchs befindet, gestattete eine Abschrift des Rosamel'schen Berichtes und eine Pause seiner Originalkarte zu entnehmen. Beide werden an dieser Stelle mitgeteilt.

### Bericht des M. de Rosamel<sup>②</sup>

Brief aus Manila, vom 9. November 1840.<sup>③</sup>

Am 12. August verließ ich Hawaii. Ich hatte von einer Insel erzählen hören, die die Engländer Ascension nennen und welche in unserm Segelhandbuch von 1834 als Pounipet (*Ponape*) verzeichnet steht; so entschloß ich mich sie zu erkunden; meine Reise erfuhr dadurch einen Aufschub von 15—20 Tagen; ich vermied es auf diese Weise, mich um die Zeit der Äquinoktien im chinesischen Meer zu befinden. Ich habe gut daran getan, denn ich wäre sonst in einen fürchterlichen Taifun geraten, der am 26. September tobte und eine Reihe Unfälle auf der Rheede von Manila verursachte.

Ich setzte meinen Kurs so ab, daß ich die Marshall-Inseln im Norden passierte; ich sah die Inseln Bigars (*Bikar*).

Am 5. September erblickte ich abends hohes Land, das sich als das Ascension der Engländer erwies. Ich war davon noch etwa 60 Meilen entfernt. Am andern Morgen gestattete es die Windstille nicht, mich weiter zu nähern; am Abend jedoch kam

<sup>①</sup> A. CABEZA PEREIRO: La Isla de Ponapé. S. 20.

<sup>②</sup> Communication des rapports adressés au ministère de la Marine par M. de ROSAMEL, commandant de la corvette »La Danaïde«, qui a visité en 1840 l'archipel des Carolines.

<sup>③</sup> Marine: BB<sup>4</sup> [602, 604, 610, 615]

ein Kanu längsseits, das einen amerikanischen Matrosen an Bord brachte. Dieser Mann war seit langem auf der Insel und erbot sich, die ›Danaïde‹ in den Hafen von Metalaline (*Matolenim*) zu lotsen; Auskünfte in Honolulu hatten nur diesen Hafen als sicher und als besten empfohlen. Ich hielt Kurs auf SO. Am 7. September ankerte ich in der Mittagsstunde in dem Hafen, dessen Seiten von Korallenriffen umzogen sind.

Ich stellte sogleich dem Schiffsführer VISQUET alle notwendigen Mittel zur Verfügung, um die hydrographische Aufnahme der Insel und der Haupthäfen in Angriff zu nehmen; er entledigte sich in 10 Tagen dieser Aufgabe mit einem Geschick, das allergrößtes Lob verdient. . . . .

Während der hydrographischen Aufnahme sammelte ich alle möglichen Notizen und Auskünfte über dies Land, das nahezu unbekannt ist, jedoch seit dem Jahre 1828 von englischen und amerikanischen Walfängern besucht wird, die sich wohl hüteten das Vorhandensein dieses neuen Edens zu verraten, wo man für einige Pfeifen und etwas Tabak Lebensmittel und Erfrischungen erhalten kann. Bei meinen Erkundungen half mir ein Kreole von den Seychellen; er ist Franzose, und befindet sich seit Jahren auf der Insel; er vermochte mir alle Unterlagen zu beschaffen, die ich benötigte. Da meine Schreiben, Herr Minister, zu umfangreich werden würden, wenn ich Ihnen meine sämtlichen Notizen<sup>Ⓞ</sup> sende, beschränke ich mich hier auf die wichtigsten Feststellungen.

Die Insel Ascension, deren eigentlicher Eingeborenename Bonnebey lautet, ist die größte Karolineninsel. Ein besonders unglückliches Geschick hat bis zum Jahre 1828 sämtliche Entdeckungsreisende an ihr vorübergeführt; damals entdeckte sie der russische Kapitän LÜTKÉ; er hat sie besucht; aber was er sagt ist falsch. DUPERREY ist auf seiner Reise mit der ›La Coquille‹ am 19. Juni 1824 15 Meilen von der Nordostküste entfernt daran vorbeigefahren; hätte er sie damals bereits aufgefunden, wäre er vielleicht auf Spuren von LAPÉROUSE<sup>Ⓞ</sup> gestoßen, der aller Wahrscheinlichkeit nach diese Insel besucht hat. Tatsächlich erzählten auch einige Eingeborene, daß sie vor sehr langer Zeit zwei große Schiffe gesehen hätten, von denen eins um die Insel herumfuhr, um sie anscheinend aufzunehmen, während das andere es an der Südseite der Insel erwartete; sie ankerten nicht; nach einer Aussage besuchten sie den Hafen von Metalaline, nach einer andern blieben sie auf hoher See. Hätten vielleicht noch andere Fahrzeuge als die Lapérouse', dessen Arbeiten verloren sind, die Insel aufnehmen können, ohne daß man es erfahren hat? Bei einem unzivilisierten Völkchen, das keine Schriftsprache, keine Zählmethode, keine Zeitrechnung besitzt, bedeutet ein Zeitraum von 16 Jahren bereits eine lange Zeit; übrigens lebten 1824 noch wahrscheinlich Leute, die zuverlässige, bestimmte Angaben über die beiden Fahrzeuge geben konnten. Ich habe aber nur einen Eingeborenen getroffen, der sagen konnte: Ich habe sie gesehen; es ist keine Sage.

<sup>Ⓞ</sup> waren in Paris nicht mehr zu erhalten.

<sup>Ⓞ</sup> Wohl ein Irrtum von de ROSAMEL;

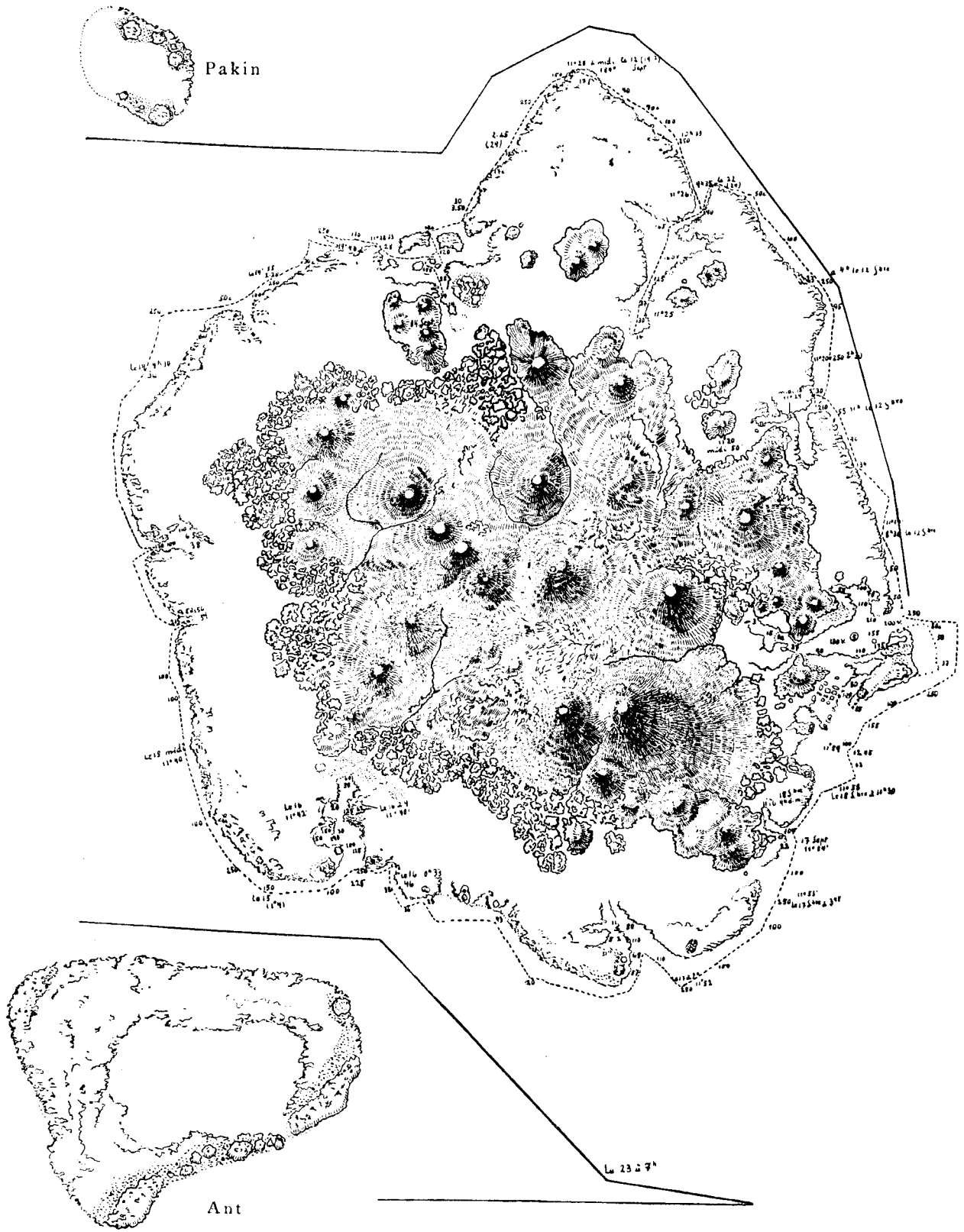


Abb. 4. Karte der Ponape Gruppe nach M. DE ROSAMEL.

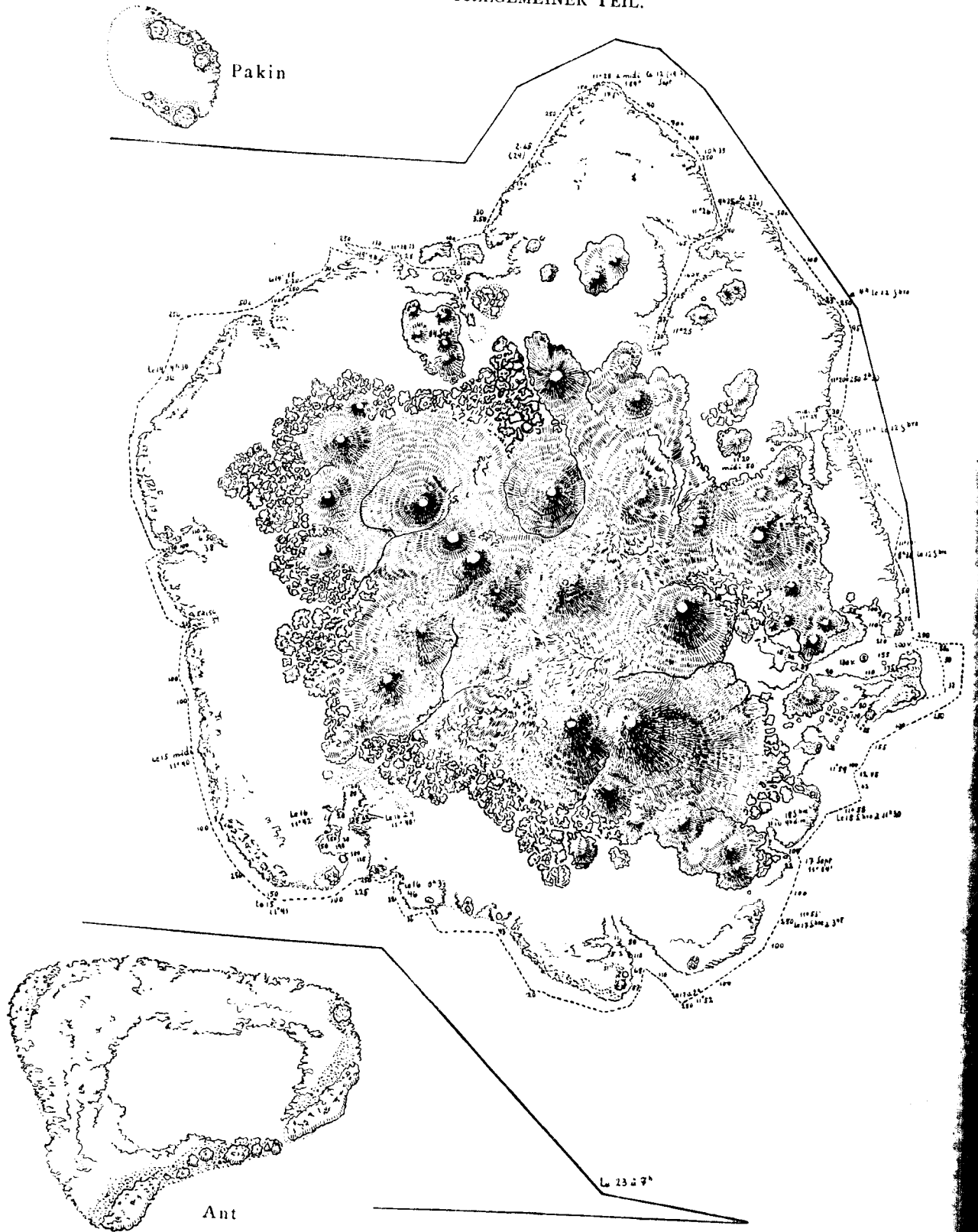


Abb. 4. Karte der Ponape Gruppe nach M. DE ROSAMEL.

Die Eingeborenen von Bonnebey sind die besten Menschen der Welt; sie sind freundlich, gastfrei, stets zufrieden, dankbar und uneigennützig; sie sind sehr rechtschaffen, obschon recht dumm; sie leben in den Tag hinein ohne sich um das Morgen zu kümmern; sie nähren sich von Yams, Bananen, Kokosnüssen und Brotfrüchten, selten von Schweinen, die ihnen 1824(?) gebracht wurden, sie beten zum Donner, zum Aal und den Hühnern, die ihnen vor etwa 30 Jahren von einer an der Insel gescheiterten chinesischen Dschunke gebracht wurden; sie unterwerfen sich Häuptlingen, die sie trotz ihrer großen Strenge achten und verehren.

Die Insel Bonnebey bietet einen ausgezeichneten Stützpunkt für Walfänger, die in diesen Gebieten jagen; für einige Pfund Tabak, Pulver, Gewehrsteine, Kugeln, grobe Stoffe, Äxte, Flinten können sie sich Erfrischungen verschaffen und Lebensmittel wie Schweine, Hühner, Brotfrüchte, Kokosnüsse, Yams, die einzigen Erzeugnisse der Insel. Hauptsächlich besuchen Amerikaner die Insel; seit 1834 sind 47 Schiffe hier gewesen, fast alle waren Walfänger, darunter nur zwei englische. Diese Fahrzeuge erwarben auch Schildpatt, wenn sie es bekommen konnten. Etwa dreißig Weiße, Deserteure von den Schiffen, leben hier und betreiben den Handel. Bonnebey vermag jährlich um 400—500 Pfund Schildpatt erster Qualität zu liefern. Der Handelspreis beträgt für ein Pfund etwa 5—6 Dollar. Würde die Schildpattgewinnung systematischer betrieben, könnte Bonnebey 1200—1500 Pfund Schildpatt liefern<sup>9</sup>. Die Perlmutterfischerei liefert nur Schalen; sie ist wenig im Schwunge und wirft keinen Nutzen ab.

Das Korallenriff, das die Insel umzieht, ist an mehreren Stellen unterbrochen und bildet dann eine Reihe Häfen, deren hauptsächliche sind: Métalaline im SO der Insel ist der größte und am leichtesten zugänglich; in den Monaten Oktober bis Mai ist jedoch bei den herrschenden NO-Winden die Ausfahrt für große Schiffe schwierig. Mitten im Hafen befinden sich zwei sehr gefährliche Riffe, die mit 8—10 Fuß Wasser bedeckt sind. Bei der Einfahrt muß man es vermeiden, nahe an der Südspitze der Passage vorüberzufahren. Der Ankerplatz befindet sich hinter den beiden Spitzen, welche die Passage zu einem geräumigen seichten Becken bilden.

Ronoquiti (*Roi en Kiti*) besitzt im SW eine geschlossene für große Schiffe sehr schwierig zugängliche Einfahrt. Hier vergeht kein Tag, ohne daß es einmal oder mehreremals heftig regnet; dieser Hafen wird am meisten besucht, weil man sehr leicht wieder aus ihm herauskommen kann.

Lodd (*Lot*) ist am kleinsten und wird sehr wenig besucht. Ein Fahrzeug mittlerer Größe muß hier vor vier Ankern liegen; es hat kaum Platz zum Schwoien. Kleine Flüsse und Bäche ermöglichen es, sich hier bequem mit ausgezeichnetem Süßwasser zu versorgen.

Trotz der größten Sorgfalt, mit welcher die Planaufnahme gemacht wurde, würde ich jedoch niemand raten, in einen der Häfen ohne Lotsen einzulaufen; da es

<sup>9</sup>Die Ziffer ist viel zu hoch gegriffen, 1910 kostete ein Pfund Schildpatt etwa 60 Mark.



unter den Weißen auf Bonnebey etliche gibt, die sich als solche ausweisen, führe ich die Namen derer hier an, denen man vertrauen kann: Métalaline: BILLMAN, WILLIAM HOOM, JIMM HAIDLEY (engl.), LOUIS CORGAT (franz.). Ronoquiti: HOOM, HAIDLEY, CORGAT. Lodd: CORGAT. <sup>①</sup>

Ich empfehle zumal den Kreolen LOUIS CORGAT; er kennt die Häfen am besten; bei allen Aufträgen, die ich ihm an Bord der »Danaïde« gab, erwies er sich als zuverlässig.

Die Bevölkerung der Insel, die in fünf verschiedene Stämme eingeteilt ist, beläuft sich, wie man mir versichert, auf 20000 Menschen; ich halte diese Ziffer für zu hoch und schätze um mindestens ein Viertel niedriger. Es gibt keine Stadt, auch keine Dörfer mit einigen Häusern; alle Hütten liegen einzeln am Strande oder an den Ufern der Flüsse; sämtlicher Verkehr vollzieht sich auf dem Wasserwege; das Riff gestattet die Umfahrt der Insel jederzeit, ohne daß man auf das Meer hinaus muß; die Gezeiten sind unregelmäßig; ihr Unterschied beträgt zwischen 3 und 4 Fuß.

Im Süden des Hafens von Métalaline befinden sich auf das Riff hinausgebaut alte Bauwerke, die ohne zu übertreiben cyklopisch genannt werden dürften ob der Größe der Basaltblöcke, aus denen sie errichtet sind. Diese Ruinen zeigen keine Spur menschlicher Niederlassungen; sie scheinen die Leute vor den Fluten des Meeres schützen zu sollen; jetzt sind sie über und über mit einer dichten Pflanzendecke überzogen und so erfüllen die Gehege keinerlei Zwecke.

Herr Minister, es ist recht bedauerlich, daß die »Danaïde« keinen vorgebildeten Naturwissenschaftler an Bord hat. Dieses Neuland hätte ihm gewiß Gelegenheit gegeben, eingehende Studien über die Bildung der Korallen zu betreiben, die Botanik, Geologie und Naturgeschichte zu studieren. Ich habe 18 Arten Vögel, eine große Menge Fische, Weichtiere und Muscheln gesammelt. Ich besitze auch die Kleidung der Eingeborenen, Stoffe und Gürtel nebst den Rohstoffen, aus denen sie hergestellt sind.

So habe ich es nicht zu bedauern, daß in diesen 15 Tagen die Arbeiten unternommen wurden. Ich bedaure nur, daß die englische Korvette »Larne« im Jahre 1839 eine Bronzekanone mitgenommen hat, die sich in der Nähe des Hafens von Ronoquiti befand. Auf Hawaii hatte man mir erzählt, daß diese Kanone französischen Ursprungs wäre. Sicher ist es, daß auf dem Verschlußstück ein Bild eingraviert ist. Man erzählte mir, daß die oben erwähnte chinesische Dschunke diese Kanone mitgebracht hätte.

Nach Erledigung aller vorgenommenen Arbeiten und Untersuchungen bin ich am 22. September wieder unter Segel gegangen; an den beiden folgenden Tagen habe ich die hydrographischen Aufnahmen einiger kleiner benachbarten Inselgruppen vorgenommen und dann die Fahrt nach Manila fortgesetzt.

Der im Januarheft 1845 der »Annales maritimes et coloniales« vom Offizier der »La Danaïde« FISQUET gegebene Bericht über Ponape geht über die DE ROSAMEL'SCHE Mitteilung nicht hinaus.

<sup>①</sup> Die Namen sind von einer anderen Hand eingeschrieben.

Die damals bereits verbreiteten verschiedenen Mitteilungen und Schilderungen der landschaftlich schönen Insel und ihrer geheimnisvollen Ruinen zogen auch Weltreisende an, unter anderen den Venezulaner F. MICHELENA Y ROJAS, der Ponape im Jahre 1841 besuchte. Unvoreingenommen, ein kluger, genauer Beobachter wie ein guter Berichterstatter, legt er im 8. Kapitel seines Reisebuches »Viajes en todo el Mundo desde 1822 hasta 1842 (Madrid 1843)« seine Erkundungen in Ponape nieder. Zuverlässig und anschaulich geschrieben gehört dieser Abschnitt des wenig bekannten Buches zu den besten Quellen über die Insel, zumal er die Wechselwirkung zwischen Eingeborenen und Fremdstämmigen ins rechte Licht zu rücken versteht, dieser 40—50 Europäer, die trotz ihrer Verkommenheit eine Art Kulturmission verrichteten.

### Die Insel Ponape (*Ascension* oder *Bonybay*).

Wir lichteten den Anker 48 Stunden später, nachdem wir in Nauru (*Pleasant*)<sup>①</sup> angekommen waren, ohne mehr Erinnerungen mitzunehmen als die meines kleinen Abenteuers und die Erinnerung an die schönen und eindrucksvollen Gesichtszüge, die der polynesischen Rasse eigentümlich sind. Sechs Tage später befanden wir uns in den Gewässern von *Ascension* oder *Bonybay*, eine der Gruppen der Karolinen, welche zwischen dem 6° 50' und 7° 12' nördl. Breite und 158° 45' und 158° 47' östl. Länge von Greenwich liegt; sie wurde zufällig vor 20 Jahren durch einen Walfänger besucht, welcher wegen Lebensmittelmangels dort anlief und dessen Mannschaft von den Eingeborenen gastfrei aufgenommen wurde<sup>②</sup>. — Der Anblick der Insel ist interessant: hohe, mit reicher Vegetation bedeckte Berge, unzählige kleine Inselchen die zusammen mit der Hauptinsel sichere Häfen für den Schiffer bilden; viele Bäche vermehren die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und verleihen der Insel deshalb ein ausgezeichnetes Klima. In dem besten der vorzüglichen Häfen, mit Namen *Matolenim* (*Metaleine*)<sup>③</sup>, dem Namen des Stammes, der dort wohnt, und der im Südosten der Insel liegt, warfen wir Anker; der Hafen ist sicher und bequem, kann mehrere Schiffe aufnehmen und ist nach der Meerseite hin durch Inselchen und Riffe geschützt, eine davon heißt *Na* (*Uha*), die Residenz des *Uaršai* (*Whagii*), des zweiten Häuptlings des Stammes, welcher der mächtigste und tapferste der ganzen Insel ist; sein Name ist geachteter und gefürchteter als irgend ein anderer, und so wie die Bescheidenheit aller seiner Handlungen seinen wirklichen Wert erhöht und beherrscht, ist er auch der beste Freund der Fremden.

Der romantische Eindruck, den dieser Fleck macht, ist erstaunlich: am Eingang des Hafens ist ein Felsen durch seine Form und Höhe bemerkenswert, der *Takāi u* (*Facaiseau*) heißt; er ist ungefähr 200 Fuß über dem Wasserspiegel hoch; er hat

<sup>①</sup> vgl. Nauru, I. Halbband S. 4.

<sup>②</sup> Danach wäre Ponape bereits 1822 entdeckt worden, der Bericht jedoch geheim gehalten.

<sup>③</sup> die eingeborenen Namen und Bezeichnungen Michelena's sind in Klammern gesetzt.

eine kegelförmige, rissige Grundfläche und sein ehrwürdiger Gipfel, der alle ihn umgebenden Landschaften beherrscht und den Schiffen, welche sich den Gestaden nähern als Wegweiser dient, erhebt stolz das Haupt über die klaren Wasser von Matolenim; man könnte ihn zu einer uneinnehmbaren Festung gestalten, so viele natürliche Vorteile besitzt er. In geringer Entfernung vor seinem Fuße mündet ein schöner Fluß<sup>①</sup>, der über eine Meile hin schiffbar ist; bei jeder Biegung seines gewundenen Laufes bietet er dem Auge herrliche Szenerien, die so eindrucksvoll sind, daß sie jede von ihnen gegebene Beschreibung übertreffen würden. Die Natur offenbart ihre ganze wilde Schönheit; auf dem einen oder dem andern Ufer trifft man Ortschaften an, die von einer grünen, Schatten spendenden Pflanzenwelt umgeben sind, die aus Kokospalme, Brotfruchtbaum, und der herrlichen Pflanze (*Musa*) besteht. Wenn ein Kind kaum laufen kann und in den Wäldern umherirrt, ruht die schüchterne Schöne im Schatten des Herdes auf Bänken von frischen Blättern; ergeht sie sich an den Ufern des poetischen Flusses, so hört sie die Liebeserklärung eines Geliebten, beglückt einen andern oder sucht in seinen silbernen Wassern Trost gegen den Schmerz wegen der Unbeständigkeit oder den Verlust eines Gutes, daß sie besaß; die zierlichen, rot und weiß bemalten Kanus durchschneiden sanft die Wellen unter den dichten Zweigen der hochragenden Bäume mit verschiedenfarbigen Blättern an den Ufern des friedlichen Wassers, während das leise Rauschen der entfernten Wasserfälle im Ohre harmonische Töne erklingen läßt.

Ein anderer, nicht weniger interessanter Hafen ist im Südosten der Insel ›Kiti‹, so genannt nach dem Stamme der Rôï en Kiti (*Rhona-Kitti*), obgleich er kleiner und wegen der Enge seiner Ausmündung bzw. Einfahrt in die Bucht schwerer erreichbar ist; er ist aber ebenso wie der erste gegen Winde, aus denselben Gründen wie jener, geschützt und gesichert. Bei Ebbe ist die Landung sehr unangenehm, wegen der Unbequemlichkeiten, die ein über eine Meile langes Korallenriff bietet, das man im Wasser beschreiten muß; bei Flut, wenn das Wasser am höchsten steht, kann man bequem an jeder Stelle der Bucht landen, selbst noch 3 Meilen vom Meere entfernt, wenn man den Rôï en Kiti-Fluß (*Rhona-Kitti*) hinauffährt. Zwischen diesem und dem vorigen Orte besteht kein Unterschied: dieselben Naturschönheiten, dieselbe Wirkung. Landet man am rechten Ufer<sup>②</sup>, so ist die Szenerie sogar überwältigender und von größerer Wirkung, je höher man den Berg hinansteigt. In 1500 bis 2000 Fuß Höhe findet man, ebenso wie in Hawaii, ausgedehnte Ebenen, die mit reichster Vegetation bedeckt sind und auf der die hauptsächlichsten Ortschaften der Insel liegen, sie erstrecken sich meilenweit bis zur wichtigsten Rôï en Kiti (*Rhona-Kitti*). Zur Linken kann man den Flußlauf verfolgen, der das ganze Land durchschneidet, bis er sich in die fernen, mit ewigem Urwaldgrün bedeckten Berge verliert. Die erste Behausung, welche wir trafen, war die eines Häuptlings der Insel, namens Naneken

① Piläp en Letäü.

② Säkar en iäp.

(*Naniken Labandelin*)<sup>①</sup>; ich werde später noch Gelegenheit haben, über ihn zu sprechen, und dabei auf sein chinesisches Gesicht und die Liebenswürdigkeit Bezug nehmen, die er uns zuteil werden ließ. Hier beginnt die Bebauung der Felder, der sie sich mehr als die andern Polynesier widmen, Hawaii (*Sandwich*) und Tahiti (*Otahiti*) ausgenommen; wir finden auf demselben Feld Zuckerrohr, Plante, Kawa, Batate (süße Kartoffel) und viele Arten Yams. Hühner und Schweine sind in den Wäldern zahlreich, namentlich das erste, das sich in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufhält; eine hübsche Taubenart ist auf der Insel massenhaft vertreten; es waren soviel, daß sie während der 8 Tage, welche wir dort blieben, unsere und die Hauptnahrung der Mannschaft bildeten<sup>②</sup>; Menge, Beschaffenheit und Verschiedenheit der Fische, auch die Leichtigkeit des Fanges, sind ein anderer Himmelsseggen. Er begünstigt die Inselbewohner so sehr, daß sie einen Anreiz darin fanden, Fische zu salzen und sie an die dort anlaufenden Schiffe zu verkaufen, die ihre Lebensmittel ergänzen wollten; sie treiben damit einen schon jetzt sehr einträglichen Handel<sup>③</sup>.

Die Eingeborenen sind regelmäßig gebaut; sie haben einen schönen Wuchs und kupferfarbene Haut. Die Frauen, die sich mehr gegen die Sonnenstrahlen schützen, sind fast weiß; ihre Gesichtszüge sind eindrucksvoll und so vollkommen, wie es diejenigen der europäischen oder kaukasischen Rasse nur sein können. Was die Gesichtszüge der Eingeborenen angeht, bemerke ich, daß ich einige Familien gefunden habe, welche auffallend von dem üblichen Typus auf der Insel abweichen: die hatten chinesische Züge, den vollkommenen Typus dieser Nation mit der kleinen, platt gedrückten Nase, runden, glatten Haaren, schrägstehenden Augen und gelber Hautfarbe. Zu diesem Typus gehörte der Häuptling Naneken (*Naniken Labandelin*) und seine zahlreiche Familie. Es mag sein, daß vor langer Zeit, von der die jetzige Generation keine Ahnung mehr hat, Chinesen, Koreaner und Japaner infolge unvorhergesehener Zufälle sich dort niedergelassen haben. Sicher ist, daß die Inselbewohner einige Künste, deren Ursprung man nicht kennt, welche aber wahrscheinlich von Fremden eingeführt worden sind, bis zur Vervollkommung ausüben.

Außerdem sind dort große Ruinen vorhanden, Überbleibsel eines andern, in der Zivilisation weit vorgeschrittenen Volkes, von dem selbst die Erinnerung an sein damaliges Vorhandensein verschwunden ist.

Im Süden der Insel, eine Meile vom Hafen von Matolenim (*Metaeline*) entfernt, liegen bedeutende Ruinen von großartiger, gigantischer Bauweise, welche in allen Anzeichen ein hohes Alter beweisen. Zweifellos sind jene Ruinen das Werk eines Geschlechtes, das der heutigen Generation weit überlegen war. Viele Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und die Geschichte des Volkes ist im Dunkel der Vergessenheit begraben. Seine Größe und Macht kann man noch heute an den zerstörten, unförm-

<sup>①</sup>vielleicht Lap en Telür

<sup>②</sup>1910 waren die Tauben nahezu ausgestorben.

<sup>③</sup>1910 war dieser Erwerbszweig verschwunden.

lichen Ruinen der Gebäude erkennen, welche sie errichtet hatten, und die jetzt im Dickicht der Wälder unter dem Schutt ihrer entschwundenen, zerfallenden Größe begraben liegen, der Nachwelt nur den Wunsch hinterlassend, mehr erfahren zu wollen und Vermutungen aufzustellen. Die Stelle, auf die wir hinweisen, wo sich diese Gebäude befinden, ist ein mehrere Meilen großes Korallenriff, das mit Erde und Gräsern bedeckt ist und in der Mitte einen Mangrowenwald besitzt. Bei Flut kann man im Kanu nach allen kleinen Inseln, welche am äußersten Ende des Riffes liegen, hinrudern. Die sind wie die Hauptinsel ebenso mit Bäumen bewachsen; eine ist die Residenz<sup>①</sup> der Zauberer oder Priester, eine andere die des Uaršái (Whagii), und die übrigen sind unbewohnt; viele andere, die 40—50 Ellen lang sind, liegen vor den eben genannten Inseln; sie sind mit Steinen gleich einer Brustwehr umgeben. — Das Hauptgebäude<sup>②</sup> ist dreifach viereckig; das soll heißen: es gibt drei Gemäuer, welche denselben Mittelpunkt haben und eine Fläche von 150 Quadratmeilen bedecken; diese sind wieder von einer Mauer umschlossen, welche 14—15 Fuß breit und 4—5 Fuß hoch ist; der höchste Teil der Mauern ist vielleicht 35 Fuß hoch. Die ganze Umgebung der Mauer ist so dicht mit Bäumen, Sträuchern und grasartigen Gewächsen bewachsen, daß sie nach jeder Seite hin undurchdringlich ist; dennoch ist genug Wasser vorhanden, um in Kanus rund um sie herumzufahren. Der Stein, auf dem das Gebäude erbaut ist, ist Granit,<sup>③</sup> das eigentliche Felsen- und Grundgestein der Insel; es sind große viereckige Blöcke zum Bau verwendet; die an der Außenmauer sind 20—25 Fuß lang und haben 20 Zoll im Durchmesser. Es ist schwer verständlich, wie dies Urvolk so vorzügliche Kenntnisse der mechanischen Gesetze und anderer Künste besaß, denn es gehörte große Kraft und Geschicklichkeit dazu, diese Blöcke fortzuschaffen und die gewaltigen Stücke in ihre jetzige Lage zu bringen. Im ersten Raum dieses Gebäudes befindet sich noch eine 7 Fuß hohe und 10 Fuß breite Mauer, die ebenso wie die erste undurchdringlich ist. Es ist nur ein Eingang vorhanden, der an der dem Meere entgegengesetzten Seite liegt; dieser Eingang oder Tür mißt 30 Fuß im Quadrat. Man kann unmöglich sagen, ob dieses Gebäude einst ein Dach besaß, denn keinerlei Spuren oder sonstige Anzeichen sind dafür vorhanden, durch welche man auf eine Bedachung schließen könnte; Bindemittel oder Mörtel wurden nicht für den Bau verwandt. Im Innern des Gebäudes befinden sich viele unterirdische Kammern mit Menschengelassen; ob dieselben in alter oder neuerer Zeit dort wie an einen Begräbnisplatz hingebacht sind, ist eine Vermutung, und es läßt sich nur schwer entscheiden, zumal die Untersuchung dieser sterblichen Überreste doch in dieser Hinsicht kein Licht bringen. — Die jetzige Generation besitzt von diesem großartigen Bau keinerlei Überlieferungen; nicht die geringste Sage tut ihrer Erwähnung; die Inselbewohner betrachten ihn als Sitz einer Gottheit, halten ihn für heilig, und nur

① Ūš ěn tāū.

② Nān Tāūšš.

③ Nicht Granit, sondern Basalt.

wenige wagen seine Grenzen zu überschreiten. Man sagt, daß einige Kammern voll Schildpatt<sup>①</sup> sind, welche der Gottheit dieses Ortes als Opfer dargebracht wurden; trotzdem vermag keine Bitte oder Tat der Fremden diese gutmütigen Menschen dazu zu bringen, den Ort, wo die Reichtümer des Landes, eben das Schildpatt, begraben ist, zu bezeichnen; als Grund geben sie für ihr Benehmen an, daß, wenn unglücklicherweise einer von ihnen es zu sagen wagte, nicht nur er, sondern alle Bewohner der Insel vernichtet würden.

Gegenüber von diesem Gebäude liegt ein kleiner Hafen<sup>②</sup> der etwa  $\frac{1}{4}$  Meile im Umkreis mißt; er ist auf demselben Felsenriff erbaut und ein Schiff von vielen Tonnen kann bequem darin vor Anker gehen; nicht weit rechts davon ist ein kleines kreisförmiges, einige 100 Ellen langes Landstück<sup>③</sup>, das ebenfalls mit Ruinen bedeckt ist. Der Hauptteil, welcher dem beschriebenen Gebäude gegenüber liegt, besteht aus einer sehr starken Mauer, die 15 Fuß hoch, aber vollkommen zerfallen ist; viele der hier verwendeten Blöcke wiegen wohl wenigstens 4 Tonnen. In der Mitte dieser Mauer befindet sich eine natürliche Öffnung; in ihrem Innern eine zweite und auch wohl noch eine dritte Mauer, die ebenso stark ist wie die erste.

Auf der Westseite liegen noch viele andere gewaltige Ruinen, welche ebenso wie das zuerst beschriebene Bauwerk, Gebäude darstellen; eins<sup>④</sup> enthält einen kleinen Brunnen oder eine viele Klafter tiefe Zisterne, deren Herstellung wohl an 100 Jahre gedauert haben mag bis sie fertig war; zieht man das alles in Betracht, so wird man von Bewunderung erfüllt, und der Phantasie eröffnet sich ein unbegrenztes Feld von Vermutungen.

Außer den schon erwähnten Lebensmitteln bildet Schildpatt den einzigen Ausfuhrartikel. Zu allen Zeiten hat man auf dieser Insel Schildpatt verwendet zum Schmuck, zu Totenbeigaben und für häusliche Gebrauchsgegenstände; eben wegen des häufigen Vorkommens und der Leichtigkeit, mit der dies wertvolle Tier gefangen wird, aber erst seit 8 Jahren ist es Ausfuhrartikel geworden. Seit dieser Zeit befinden sich dort stets einige Schiffe, welche den Handel von Hafen zu Hafen betreiben; je nachdem die Schildkröte von den Eingeborenen oder den dort ansässigen Europäern gefangen wird.

Im Jahre 1841 gab es dort 40—50 Europäer; größtenteils waren sie von Schiffen desertiert; andere waren wiederum absichtlich von den Kapitänen dort gelassen, um für ihre Rechnung Schildkrötenfang zu betreiben. Einige von ihnen kehren auf die Schiffe, welche diese Gegenden häufig besuchen, zurück, nachdem das faule, ausschweifende Leben sie angeekelt hat. — Sie leben alle bei verschiedenen Häuptlingen und verheiraten sich meistens mit deren Töchtern; infolge dieser Verbindung sind sie

① Die Erinnerung an die Grabbeigaben: Tridacnaklingen, Armmanschetten, Halsketten usw. aus Conus und Spondylus Angelhaken usw.

② Nān Moluſai

③ Kariān

④ Pāi káp und Pān katēra.

zur Teilnahme an den Kriegen verpflichtet, auch dienen sie als Dolmetscher und Makler für die Waren, wenn diese auf europäischen Schiffen verkauft werden sollen.

Diese Männer, die ohne Bildung sind, die Geringsten in der zivilisierten Welt, Feinde der Arbeit, erheben sich dort nur durch den Nimbus der Intelligenz und des Fleißes, sehr oft auch durch die Überlegenheit unserer Waffen zu den ersten Stellen. Die einfachen Inselbewohner bewundern an ihnen übernatürliche Fähigkeiten, und die als Verbrecher aus ihrem Vaterland ausgeschlossen wurden, werden dort aufgenommen und empfangen, als ob sie göttliche Wohltäter wären. Die Töchter der Könige und Häuptlinge suchen sich mit ihnen zu verheiraten; man baut ihnen prächtige Häuser; Stämme bekriegen und streiten sich um ihren Besitz; und die Verehrung, die ihnen gezollt wird, wird noch durch die wunderbaren Schilderungen erhöht, die diese Leute ihnen von Europa und seiner Kultur erzählen.

Trotz ihrer mangelhaften Bildung tun diese neuen Bekehrungsboten den Inselbewohnern tatsächlich doch Gutes; entweder, daß sie ihnen Künste zeigen, welche sie ausüben, oder ihnen Sitten und Gebräuche der zivilisierten Völker beibringen und sie die englische Sprache lehren, die Sprache, welche auf dem ganzen Erdkreis, wohin Handel und europäische Gesittung gedrungen sind, die Allein-Sprache geworden ist. Auch für die Seefahrer sind sie von nicht geringem Nutzen, welche durch Stürme gezwungen, schiffbrüchig, oder Lebensmittel suchend, die Gestade dort anlaufen und Landsleute finden, welche, obgleich einst unglücklich, von den Gerichten verfolgt, durch den Schicksalswechsel mächtige Herren geworden sind, die sich bemühen, ihnen mit ihrem Einfluß, ihrer Person, kurz mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu helfen.

Um die Kapitäne und die Mannschaften der Schiffe, welche die Inseln des Pazifiks besuchen, steht es nicht so. Es scheint, als ob sie dort aufhören Menschen zu sein, oder daß sie glauben, sich ungestraft über alle Pflichten, die Religion und Natur ihnen gegen ihresgleichen auferlegen, hinwegsetzen zu dürfen; die Greuel sind schrecklich, welche die meisten Walfängerschiffe dort verüben; daher braucht man sich über die traurigen Ereignisse, welche dort ab und zu vorkommen, garnicht zu wundern: wenn die Eingeborenen ganze Bootsmannschaften ermordeten und die Schiffe zerstörten, wann sie nur konnten. Oftmals vernichten die Bootsmannschaften die Wälder und Fruchtbäume, entweder um Brennholz mit an Bord zu nehmen oder die Früchte, meist Kokosnüsse, zu haben; andere mißbrauchen die fabelhafte Freigebigkeit der Eingeborenen, welche ihnen ihre Töchter anbieten; sie nehmen sie mit und setzen sie dann auf der ersten besten Insel, die sie anlaufen, vielleicht für immer wieder ab und nehmen sich andere Mädchen, um es mit denen nach einigen Tagen ebenso zu machen. Was die Eingeborenen am meisten und mit Recht empört, sind die Tausende von Gewaltakten, die sie an Land, selbst mit den Frauen der Häuptlinge begehen, wenn sie ihnen gefallen.

Im Jahre 1839<sup>①</sup>, zwei Jahre vor meiner Ankunft auf Ponape, ereignete sich durch die Unzucht des Kapitäns eines englischen Walfischfängers<sup>②</sup> ein sehr bedauernswerter Fall, der vielleicht der verhängnisvollste von allen gewesen ist, die im Großen Ozean geschehen sind.

Wie schon gesagt, ist es Sitte bei den Eingeborenen, sowie ein Schiff ankommt, an Bord zu gehen und Muscheln, Früchte, Arbeiten der Insel zu verhandeln; außerdem bieten sie den Fremden die Kinder oder Mädchen von einflußreichen Eltern an. — Bei dieser Gelegenheit geschah folgendes: Der Häuptling oder König des Gaus Matolenim bot dem Kapitän unter seinen Töchtern die, welche ihm am besten gefele, auszusuchen; er selbst war erst seit kurzer Zeit mit seiner achten Frau verheiratet, die bildschön und jung war. Der Kapitän wollte aber nur diese haben, er nahm sie trotz ihres Widerstandes mit sich und schickte sich an, sie auf seine Fahrt mitzunehmen. Vielleicht hatte der Eingeborene auf Rache verzichtet, weil er die Unmöglichkeit einsah, sie auszuüben; doch einige Tage darauf bot sich ihm die beste Gelegenheit, die er sich denken konnte, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Der Tag der Abfahrt des Schiffes war gekommen; mit welcher Wut wird er nicht das Schiff sich haben entfernen sehen, das ihm seinen Liebling, seinen Schatz, sein Glück entführte, um es nie wieder zu sehen. Nun wohl, in einem Augenblick, in einer Minute änderte sich alles, und Freude und Wut übten eine unwiderstehliche Gewalt auf das Gemüt des Mannes aus. Nach der Beschreibung, welche ich von den Häfen der Insel gab, ist sie, wie alle dort, von Untiefen, Felsriffen und einer Anzahl Inselchen umgeben, die Einfahrt und Ausfahrt der Schiffe gefährden. Bei einer Wendung, die das fragliche Schiff während der Ausfahrt aus dem Hafen machte, trat plötzlich Windstille ein, und es fuhr auf eine Klippe auf; das sah der Häuptling, er rüstete einige Boote aus, als ob er helfen wollte, begab sich an Bord und tötete, ohne sonst jemand der Mannschaft etwas zu tun, den Kapitän und befreite seine Frau. Aber hiermit war die Sache nicht zu Ende. Zwei Schiffe, die sich in anderen Teilen der Insel befanden, schworen dem Mörder den Tod, als sie davon hörten, und um ihr Ziel zu erreichen, die Eingeborenen zu zwingen, den Täter auszuliefern, wandten sie die grausamsten und unmenschlichsten Mittel gegen die ganze Insel an. Sie bauten ein Floß, das mit zwei Kanonen bewehrt wurde, die Küstenortschaften besuchte und dort überall Tod und Verwüstung hinbrachte. Sie zündeten viele Ortschaften an, und nach solchen Scheußlichkeiten gegen ein unschuldiges wehrloses Volk, von dem über 200 Angehörige jeden Alters und Geschlechtes getötet oder umgekommen waren, gelang es ihnen, den unglücklichen Häuptling ausgeliefert zu bekommen, den sie dann an dem Raamast aufknüpften. Den Unterhäuptling der Insel, der ihn ausgeliefert hatte, machten sie zum König; die Mannschaften der beiden Walfischfänger; richtige Seeräuber des Pazifik, brachten

<sup>①</sup>richtig 1836.

<sup>②</sup>Falcone.



die schiffbrüchige Besatzung nach Guam in den Marianen und teilten unter sich die 800 Fässer Tran, welche das gestrandete Schiff an Bord gehabt hatte.

Die Seeleute und Flüchtlinge aus den Sydneyer Gefängnissen, die auf Ponape leben, haben sich, obgleich sie verschiedenen Führern unterstehen, unter eine gemeinsame Gerichtsbarkeit gestellt, in der sie für sich allein das Recht beanspruchen, Richter und ausführende Gewalt des gesprochenen Urteils zu sein. Das Tribunal, das in bestimmten Fällen gebildet wird, ist ein großes Schwurgericht, das aus allen auf der Insel lebenden Fremden zusammengesetzt ist; es entscheidet die absolute Mehrheit. Einige Tage vor unserer Ankunft hatte es über einen Weißen wegen Mordes Gericht gehalten und ihn zum Tode verurteilt; einer von ihnen wurde beauftragt, die Strafe zu vollstrecken. Das geschah in einer einfachen, aber seltsamen Weise, die jedenfalls nicht nachahmenswert ist. Das gerichtliche Verfahren war mündlich gewesen, ebenso das Urteil; dem Verbrecher machte man davon keine Mitteilung, ließ ihn sich auch nicht verteidigen. Der Vollstrecker des Urteils hatte nur die beste Gelegenheit auszukundschaften, um ihn alsdann zu erschießen; die fand sich auch bald.

Das ist die Satzung dieser Gesellschaft; allerdings kränkelt sie an erheblicher Formlosigkeit, die durch die besonderen Umstände der dortigen Lage gerechtfertigt sind; jedoch bildet sie eine Grundlage, auf welcher sich in einigen Jahren die neue Gesellschaft aufbauen wird, die die ganze Inselwelt zu zivilisieren hat.

Man könnte ganze Bände mit den Schilderungen der Ausschreitungen von Europäern in diesen Gewässern und vielen andern Flecken der Welt füllen; überall erscheinen sie als Herrscher infolge ihrer überlegenen Geisteskräfte, aber sicher nicht durch edle, moralische Taten — sie sollten stolz sein, sich zu der reinen Moral bekennen zu können, die aus der einzigen uns von Gott selbst gegebenen Religion entspringt; doch in Wirklichkeit steht ihre Moral unendlich tief unter der, welche der einfachste Wilde Australiens besitzt.

Auch hier lassen die Eingeborenen mit Ausnahme des Kopfes kein Haar auf dem Körper wachsen; das ist ihr größter Schmuck, der sorgfältig gepflegt wird; nur beim Tode eines nahen Verwandten oder einer sehr geliebten Person wird es zum Zeichen der Trauer an der Wurzel abgeschnitten.

Bei beiden Geschlechtern weist die Tatauierung wenig Figuren auf; sie ist aber geschmackvoll; selbst die verborgensten Körperteile werden tatauiert; das geschieht durch Frauen, in einzelnen Abschnitten, jedes Jahr ein Teil. Der Europäer, der eine Würde unter ihnen bekleiden will, muß sich tatauieren lassen; das gilt als seine Taufe, seine Weihe; ohne sie hält man ihn nicht innig mit den Interessen des Landes verbunden. Und sie haben tatsächlich recht; denn würde je der Fremde sich wieder in den Kulturstädten Europas und Amerikas wieder niederlassen, wenn ihm Gesicht, Hände und Beine tatauiert würden?

Die Bekleidung der Leute besteht in dem üblichen, schon beschriebenen Schurz der Inselbewohner; sie nennen ihn *kaol* (*caul*); er ist sorgfältiger und feiner gemacht

als der von den anderen Südseeeingeborenen; er besteht aus den jungen zarten Kokosblattfiedern, die im Schatten getrocknet werden, bevor sie zur Entfaltung kommen. Manchmal färben sie die Blätter, sobald sie trocken sind, rot; für gewöhnlich tragen sie zwei Schurze, einen roten und einen naturfarbenen, zusammen mit einem schön gewebten Gürtel von herrlichen Farben, der auf einem kleinen Webstuhl hergestellt wird, der denen ganz ähnlich ist, welche für solche Arbeiten in Europa und Asien benutzt werden. Die Fasern gewinnen sie aus dem Baste eines Pflanzenstammes; sie färben sie mit so haltbaren und leuchtenden Farben, daß man sich durch die einfache Erzählung schwer davon einen Begriff machen kann. Die Kenntnisse dieser Kunst bilden einen wesentlichen Teil der Erziehung des schönen Geschlechtes; man trifft dort keine Frau, die sie nicht versteht, und eben deshalb ist der Markt damit so überschwemmt, daß man 5 oder 6 der besten Webereien<sup>Q</sup> für  $\frac{1}{3}$  Pfund Tabak, andere Kleinigkeiten oder wertlose Sachen erhält. Diese sehr vervollkommnete Industrie, die in ganz Polynesien bedeutend ist und die Kenntnisse vieler anderer damit zusammenhängender Künste umfaßt, ist ein schwerwiegendes Beweismittel dafür, daß vor vielen Jahrhunderten ein anderes hoch zivilisiertes Volk dort gelebt haben muß, von dem sich dieser köstliche Zweig des Handwerks durch die Jahrhunderte erhalten hat und auf uns gekommen ist. Die Kunst hat dem zerstörenden Einfluß der Zeit und den vielen politischen und moralischen Umwälzungen, welche die Erde beständig erschüttern, widerstanden.

Wenn die Mädchen in der Sonne ausgehen, so tragen sie, teils um sich gegen die Strahlen zu schützen, teils aus Eitelkeit, einen leichten Überwurf über der Schulter; zusammen mit dem Blumenkranz, den sie für gewöhnlich auf dem langen, schwarzen Haar tragen, welches in anmutigen Locken herunterfällt, bald die schöne Wölbung der Brüste, bald den hinteren Körperteil einhüllt; mit den glänzenden schwarzen Augen, den elfenbeinweißen Zähnen, gibt alles ein liebreizendes Bild in dieser wilden schönen Natur.

Die Eingeborenen sind sehr intelligent und wie die beste Menschenrasse fähig, zu lernen und sich geistig und moralisch zu vervollkommen. Sie gestehen den Europäern eine natürliche und übernatürliche Überlegenheit über sich zu; daher, sagen sie, ist ihr Gott anders und kann nicht derselbe wie derjenige der Europäer (Weißen) sein, die ihnen an Wissen so überlegen sind, so bewundernswerte Sachen machen und ihnen so große Ehrfurcht einflößen. Wenn die Eingeborenen ernst über dies Thema sprechen, so erwähnen sie, daß ihre Eltern ihnen gesagt hätten, mit der Zeit würde eine gute Menschenrasse auf ihre Insel kommen, um sie zu belehren, zu unterrichten und sie glücklicher zu machen, als sie wären, und fügten hinzu, daß sie selbst nicht mehr das Glück haben würden, dann zu leben. Alle Prophezeiungen sind genau so wie diese: so daß, wenn nachher irgend ein bemerkenswertes Ereignis eintritt, die Schwindler stets behaupten, es war vorher gesagt, es war von irgend jemand offen-

<sup>Q</sup>Die Kunst war bereits 1910 lange erloschen.

bart worden. Niemals hat man einem Volke eine Herrschaft auferzungen, welches nicht als Zusatz zu seiner Geschichte diese groben Märchen erzählt, die nachher nur dazu dienen, den nachfolgenden Generationen Trost zu spenden, daß sie ihre Unabhängigkeit verloren haben oder ihnen über den Verlust ihres Ansehens hinwegzuschaffen. Griechenland, Karthago, Rom wurde von Orakeln geweissagt, daß ihre Macht von der Erde verschwinden, sie durch andere Völker besiegt werden würden. In neuerer Zeit, in der Zeit der Entdeckung der neuen Welt, zeigt uns die Geschichte der Eroberung Mexikos und Perus dieselben Weissagungen, dieselben Prophezeiungen; und selbst die Bewohner Ozeaniens erdichten dasselbe für sich.

Die Eingeborenen sind über den Fortschritt erstaunt, den die Bewohner der Hawaii-Inseln und von Tahiti unter dem Einfluß der Europäer machten; das wundert sie sehr; und wenn einer von ihnen durch einen Walfischfänger auf jene Inseln gebracht wurde und wieder zurückkehrte, hält er sich schon für weiß oder ›rūš‹ (*ruche*), daß er in schlechtem Pidginenglisch sich ausdrückt: ›Me no black man, me go Hawaii.‹ Ebenso urteilen sie über den Herrscher Groß-Britanniens: ›Wie groß und mächtig muß der König sein, dessen ganzes Volk aus Häuptlingen besteht; die Weißen arbeiten niemals; meistens bringen die Schiffe, welche von Zeit zu Zeit unsere Inseln besuchen, farbige Leute mit, die für sie jede Arbeit verrichten; und die sie gut bezahlen, um von ihnen bedient zu werden.‹ Das ist das Urteil, welches sich die Inselbewohner über die Europäer und ihre Häuptlinge, wie sie sie nennen, gebildet haben.

Sie sind so glücklich, wie man auf dieser öden Welt nur sein kann, wie der größte Teil der Bewohner der pazifischen Inseln, die sich weder um die Gegenwart noch um die Zukunft kümmern. Die Natur, diese herrliche Natur, gibt ihnen ohne Arbeit oder wenigstens sehr geringe Arbeit alles im Überfluß, was sie brauchen, um ein ruhiges, schönes Leben zu führen, während gleichzeitig der Aberglaube, den ihnen ihr Glaube an böse Geister einflößt, sie traurig macht und ihrem Charakter einen gewissen melancholischen Stempel aufdrückt; einige essen keine Hühner, andere keine Tauben, weil sie glauben, es seien die Geister verstorbener Verwandten oder Freunde, welche diese Gestalt angenommen haben. Es sind nicht nur die ganz einfältigen Wilden, welche dem Einfluße solch verhängnisvollen Glaubens unterworfen sind. Dieselbe Unwissenheit, in welcher der Mensch betreffs seiner Abstammung lebt und dem ›was wird nach diesem Leben sein‹, ist ohne Zweifel der einzige Grund aller der wahnwitzigen Ideen, die ihm das Leben sauer machen. Sowohl Asien wie Afrika, das gelehrte Europa und seine Tochter Amerika, wie auch Ozeanien glaubt mehr oder weniger an das Dasein böser Geister; Namen, Beschäftigungen, die Stunden ihrer Machtentfaltung und ihre Stellung im Weltall ist verschieden. Wie groß auch immer die absolute Unwissenheit eines wilden Volksstammes sein mag, schwerlich wird sie Europa übertreffen in der Erfindung dieser Geister und ihrer Attribute; obgleich es feststeht, daß mit den ersten gesellschaftlichen Einrichtungen auch religiöse Vorstellungen von Asien herüber kamen, so sind diese doch im Laufe der Zeit um-

geformt und mit solchen eigener Erfindung vermenget worden. Infolge dieser Umwandlung hat sich dieser törichte Aberglaube eher vermehrt als vermindert; denn da die Priester durch Betrug und Lüge herrschen wollen, so ist dies auch das wirksamste Mittel, das sie finden konnten, um der Vernunft Furcht einzuflößen, sie gleichsam in Ketten zu legen, damit sie es niemals versucht, sich aus der Knechtschaft zu befreien. Die Teufel, die Dämonen, die guten und die bösen Engel sind die mächtigen Feinde oder Freunde der Menschen; die Priester, die Oberpriester und die Opfer sind die einzigen Mittel, um sich ihnen zu nähern und sie versöhnlich zu stimmen. Diese einzigartige Erfindung hat ihnen damit eine fruchtbare Quelle des Reichtums und der Macht, die allgemeine Herrschaft gesichert, in welche sich die Geistlichen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse teilen, welche die Menschen von Anbeginn verehren und anerkennen; von der allerersten Vereinigung ab besteht sie seit Tausenden von Jahrhunderten und wird bis in unbegrenzte Zeiten hinein dauern, so lange wie die Allgemeinheit der Menschen in dieser törichten Unwissenheit beharrt, oder besser, solange diese Unwissenheit ein Teil davon ist, was wir vom Schöpfer bei der Geburt als Gabe erhalten haben.

Die Insel hat 7 bis 8000 Einwohner<sup>①</sup>, welche in 8 Stämme<sup>②</sup> eingeteilt sind; die wichtigeren sind: Matölenim (*Metaleline*), Uöna peitak (*Whanica Pietak*), Uona paiti (*Whanica Porte*) und Kiti (*Kitti*). Die ersten beiden und der letzte werden von Oberhäuptlingen geleitet, die Nanamáríki (*Nana-Morígi*) heißen; manchmal nennen sie sich Könige und üben unumschränkte Gewalt aus; im Range folgen ihnen die Uaršai (*Whagii*) oder Nāneken (*Naniken*)<sup>③</sup> und viele Häuptlinge geringeren Grades. Die Würde des Oberhäuptlings wird durch die Wahl bestimmt, wenn die Würde einer Häuptlingsfrau zufällt, so können ihre Töchter sich mit keinem Manne desselben Ranges verheiraten.

Der neue Name, der vom Häuptling angenommen wird, wenn er diese Würde bekleidet, ist so heilig, als ob er nie einen andern gehabt hätte; der alte Name wird völlig vergessen und begraben, und kein Eingeborener dürfte es wagen, ihn bei seinem alten Namen zu nennen, ohne sich großen Strafen auszusetzen. Die im Rang unter ihm stehenden folgen einer dem andern in ihren verschiedenen Stellungen; aber sie können niemals Naneken werden usw. Zu den Ehrenbezeugungen, welche man dem Häuptling erweist, gehört, daß jedes Kanu, das an seinen Häusern vorbeifährt, das Segel einzieht und niemals an dem Fahrzeug vorüberfährt, in dem er sich befindet, ohne dasselbe Zeremoniell zu beobachten, auch in der Fahrt innehält, bis er das Weitersegeln erlaubt. Diese und noch andere Ehrenbezeugungen bewachen sie eifersüchtig und halten darauf, daß sie ihnen auch erwiesen werden.

Unter den sich anbietenden Vergnügungen sind die Kawafeste am häufigsten; für diese Feste bestehen in allen Ortschaften geräumige, kreisförmig<sup>④</sup> gebaute Häuser,

① Für 1841 zu niedrig eingeschätzt.

② Tatsächlich sind 5 Staaten mit Unterabteilungen vorhanden.

③ hufeisenförmig.

④ Naneken gehört der 2. Häuptlingslinie an.

deren Dach von Holzsäulen getragen wird; sie sind ohne Wand und Gliederung; in der Mitte befindet sich eine Vertiefung in der Art der Backöfen, um die Speisen zuzubereiten oder das ›guhao‹ zu kochen<sup>①</sup>; die Sitze sind rund herum angeordnet und aus dünnem Rohr hergestellt. Durch Zufall nahm ich an einer solchen Veranstaltung teil und genoß mit ihnen die unschuldige Fröhlichkeit und das ›guhao‹. Das Fest besteht in Gesang, Essen und Trinken; da die Teilnahme nur den Männern gestattet ist, so kamen wohl Ausschweifungen im Trinken vor, doch artet sie selten in Streit oder Schlägereien aus. An diesen Festen nehmen alle Männer des Stammes unterschiedslos teil; doch ist es unbedingt nötig, daß wenigstens ein Häuptling oder Naneken bei ihnen ist. Diese soziale Einrichtung, die fast in ganz Polynesien besteht, liefert uns Grund zu Betrachtungen; so wie gleiche atmosphärische Einflüsse dieselben Wirkungen erzielen, so gehorcht jeder der Stämme denselben Gesetzen, hat dieselben Neigungen und der zufällige Unterschied zwischen den einzelnen Menschen liegt nur in dem jeweiligen Punkte, von dem die Zivilisation ausgeht. Deshalb brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Polynesier ebenso wie die gebildeten Völker der Welt ihre ›Klubs‹ haben, in denen sie dem unwiderstehlichen Drange der Menschen nach gesellschaftlichem Leben folgen und so die erste Wohltat des Daseins genießen.

Jedes Dorf hat ein großes Haus; es ist das größte im Orte und dient nur dazu, die Kanus, welche den Einwohnern der betreffenden Gemeinde gehören, aufzunehmen und aufzubewahren; diese Boote sind 40 Fuß lang und länger, aus einem einzigen Stück Holz gearbeitet, und obschon sie sehr gut und sauber ausgeführt, weiß und rot angestrichen sind, sind sie unbedingt weniger kunstvoll, als die großen Doppelboote von Rotuma. Die meisten gewöhnlichen Kanus sind aus mehreren Stücken zusammengesetzt, die zusammengenäht und mit einem Klebstoff gedichtet werden. In dem untern Gelaß des Hauses<sup>②</sup> wird für alle Einwohner des Ortes die Mahlzeit gemeinsam angerichtet; dann bringt man sie in großen grünen Körben aus Kokospalmfiedern zum Hause des Häuptlings, der einige wenige Weiheworte darüber spricht und für seine Familie seinen Teil entnimmt; den Rest verteilt er oder läßt ihn unter die übrigen verteilen. Ist der Häuptling beim Essenbringen jedoch abwesend, so darf niemand, auch kein Familienangehöriger die Speise berühren, bis er zurückkommt. Das pflegt aber, glaube ich, nicht allgemein Brauch zu sein, sondern nur in besonderen Fällen.

Den Tag über arbeiten die Einwohner gemeinschaftlich z. B. am Bau von Häusern Kanus; die Frauen fertigen Schlafmatten und die schon erwähnten Umhänge an. Sind die Häuser fertig, so gibt sie der Häuptling nach seinem Willen meistens älteren Leuten oder den jung Verheirateten. Der Häuptling greift selbst bei diesen Arbeiten an und leitet sie auch. Die Häuser sehen freundlich aus und sind recht gemütlich; Wände und Zwischenwände bestehen ganz aus Rohr und sind 2 bis 3 Fuß über dem Erd-

<sup>①</sup>guhao ist unverständlich, vielleicht tšakäu-Kawa; doch wird Kawa nicht gekocht, sondern gestampft.

<sup>②</sup>der Hof.

boden erhöht; das Innere sieht einem Vogelkäfig ähnlich; die Bewohner schlafen auf Matten auf dem harten Boden. Die Stelle, an der jede Familie das Essen zubereitet, ist vom Wohn- oder Hauptraum getrennt; der nächstliegende Raum dient als Küche in der Mitte ist eine Vertiefung, in der ununterbrochen ein Feuer brennt; rund herum ist eine Art Einfassung, die als Lager und Sitz dient; dort verbringt man den ganzen Tag, schläft, wie ich schon sagte, auf Matten und verwendet statt Schlafdecken Baumrinde, die mit den Wurzelfasern anderer Pflanzen durchflochten ist; obgleich sie sich sehr leicht solche Decken, die ihren Zweck vollständig erfüllen, herstellen können, bringen sie doch jedes Opfer, um eine europäische Decke zu erhalten.

Die Krankheit, welche auf den Karolinen und in Polynesien vorherrschend ist, ist die Lepra<sup>Ⓞ</sup> mit allen ihren Abarten, welche durch den Genuß rohen Fisches, so wie er gefangen wird, hervorgerufen wird, höchstens, daß man ihn in der Sonne trocknet, um ihn darauf zu verzehren. — Als eines Nachts einige Mädchen an Bord kamen, um unsere Matrosen zu besuchen — und eine ganze Menge kam — fand man am andern Morgen, als sie wieder an Land gegangen waren, von vier schönen, frisch gesalzenen Fischen, die an der Luft hingen, nur noch das Skelett vor. Von allen Tausch- oder Kaufgegenständen, welche die Europäer in den Stillen Ozean mitnehmen, wird keiner von den Eingeborenen stürmischer begehrt als Tabak. Es ist als ob sie beim bloßen Riechen des Tabaks von einer wilden Leidenschaft befallen würden: Frauen, Kinder, Greise, alle rauchen, und da sie ihn auf der Insel selbst nicht haben oder seinen Anbau nicht verstehen, so bringen sie jedes Opfer, um ihn sich von dem Fremden, der dort hinkommt, zu verschaffen. Gegen Tabak tauscht der Wilde seinen kostbarsten Besitz ein, er zieht ihn sogar dem Gewehr und Pulver vor, und ein junges Mädchen gewährt einem Manne jede Gunst, die sonst nur teuer zu erkaufen ist oder allein aus Liebe gewährt wird, für Tabak. Eine Manilazigarre oder zwei Virginiablätter machten den schmutzigsten unserer Matrosen für eine Nacht an der Seite einer dieser ozeanischen Schönen glücklich, und die Häuptlingstöchter, welche von uns mit Recht bessere und mehr Belohnung erwarteten, stritten sich um die Ehre, uns zu gefallen und ausschließlich von uns bevorzugt zu werden. Kein Reisender erzählt, wie alt wohl ungefähr die Sitte des Rauchens in Ozeanien sein mag, ob der Tabak von den ersten europäischen Entdeckern dort eingeführt wurde, oder ob sie ihn dort schon vorfanden; ob die Pflanze dort einheimisch ist wie in Amerika, oder ob der Samen dort hingebracht wurde; und schließlich, ob man den Tabak in Asien, denn dort ist der Verbrauch gewaltig groß, schon kannte, ehe die Europäer ihn von Amerika aus einfuhrten und in den Handel brachten. — Die Lösung dieser wirtschaftlichen Frage, die wie alle derartigen mit dem Handel und den Verbindungen, welche er unter den Nationen herstellt, zusammenhängt, könnte für sich allein genügend Licht in die Frage des Ursprungs eines großen Teils der ozeanischen Bevölkerung bringen,

<sup>Ⓞ</sup> gemeint ist die »Ringwurmkrankheit«.

ebenso vielleicht in die Frage der vielen verschiedenen amerikanischen Rassen. Sicher weiß ich nur, daß ich die Pflanze auf einigen polynesischen Inseln, in Manila, in Macao und China in den Gärten, in den Feldern, in den Mauerspälten der Gebäude und in der Umgebung von Häusern wild gesehen habe. Auch das ist eine der vielen Eigenheiten der pazifischen Inseln, daß sie keinen äußerlich bemerkbaren Gottesdienst besitzen, obwohl sie wie alle Menschen an ein wirkendes Wesen glauben, welches das, was sie sehen und bewundern, schuf; so sagt man, wenn es donnert: »Unser Gott ist böse.« Um ihn zu besänftigen, bereiten sie ihm »Kawa«; sie warten vergebens darauf, daß er sie annimmt, und trinken sie deswegen selbst aus; es ist doch ein Opfer, das gleichzeitig die Sache selbst beruhigt und dem eigenen Körper nützt. Es gibt kein Gebäude, das ihrem »Atua« geweiht ist, kein Bild, das ihn darstellt, keine Priester<sup>Ⓞ</sup> und deshalb auch keine Opfer.<sup>Ⓞ</sup>—

Die zur Heirat notwendigen Erfordernisse sind auf dieser oder andern Karolinen-Inseln sehr einfach und beschränken sich darauf, daß der Bräutigam dem Häuptling eine Mitteilung davon macht und ihn um ein Haus bittet, falls er keins hat. Wenn der feierliche Tag da ist, baden die beiden und salben sich mit Kokosöl, im Hause der Braut bespritzen sie sich dann vor allen Gästen gegenseitig Körper und Gesicht mit Riechöl (*»tumeric«*), und die ganze Gesellschaft steht auf und bringt die beiden im Triumph vor das neue Haus des Bräutigams, wo man sie nun allein läßt, um das Glück, das sie sich ersehnten, zu genießen. Vielweiberei ist erlaubt; die Ehe wird durchweg in Ehren gehalten; bevor sie eingegangen wird, können die Mädchen ihre Gunst wem sie wollen erweisen, ohne daß es ihnen schadet; ja es gilt sogar als Empfehlung und macht es leichter einen Mann zu bekommen, wenn das Mädchen vor der Ehe mit einem Weißen verkehrt hat.

Der Karolinen-Archipel, der in einer Anzahl kleiner Inseln zerfällt, ist sehr groß und noch wenig bekannt; seine Bewohner sind sehr klug, fleißig und in kleinen Künsten bewandert, die zum Leben notwendig sind. Unter den Inseln welche den Archipel bilden ist Kusae (*Walan*) die erste und bekannteste infolge der vielen Besuche, welche wissenschaftliche Expeditionen dort in den letzten 20 Jahren gemacht haben, vor allem die der französischen Kapitäne DE FREYCINET, DUPERREY, D'URVILLE usw., die wissenschaftliche Beschreibungen von Kusae gaben und für die Insel das Interesse weckte, das den andern noch mangelt.

Ich habe volle Ursache zu glauben, daß einst, wenn Ascension oder Ponape ebenso gut bekannt geworden ist, sein Einfluß größer sein wird als von Kusae; das ist einmal wahrscheinlich wegen der reichen Ausfuhr von Schildpatt, das, wie ich schon vorher erwähnte, in wenigen Jahren zu einem richtigen Handelsartikel geworden ist, dann auch wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und seiner freundlichen Bewohner.

<sup>Ⓞ</sup>ein Irrtum M.

Die Bewohner dieses Archipels haben seit undenklichen Zeiten weite Reisen gemacht nach den Gilbert- und Marshall-Inseln; im Anfang des vorigen Jahrhunderts traten sie mit den Marianen in Verbindung; heute ist der Verkehr zwischen den beiden Inselgruppen auf den großen und kleinen Kanus so rege, daß oftmals, wenn von Manila Schiffe ausblieben, der spanische Statthalter in den Marianen auf Guam sich ihrer mit gutem Erfolg bedient hat.\*

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der vierziger Jahre, die in dieser Weise bis in die siebziger Jahre hinein ziemlich unverändert bestanden haben, beleuchtet ein Bericht des englischen Kapitäns und Händlers ANDREW CHEYNE<sup>①</sup>. Sein Aufsatz ist vornehmlich für Schiffskapitäne bestimmt, doch versucht er auch ein abgerundetes Bild der eingeborenen Kultur, der Eingeborenen und Psychologie zu geben.

CHEYNE war im Dezember 1844 mit seiner Brigg »Naiad« in Ponape; er ankerte im Jokasch-Hafen (*Foquoits*)<sup>②</sup> und blieb dort beinahe 2 Monate, um Trepang zu sammeln. Die erste Veröffentlichung seiner Erfahrungen erfolgte im »Nautical Magazine« 1848 S. 579—582, u. 642—651; sie wurde später ziemlich unverändert mit einigen Umstellungen in seinem Büchlein »A description of islands in the Western Pacific Ocean.« (London 1852) aufgenommen.

»Die Insel Ponape (*Bornabi*) ist in der Mitte gebirgig und bis zur Küste hin mehr oder weniger hügelig. Die ganze Insel ist dicht bewaldet und bringt manch schönes Holz hervor, das zum Haus-, Schiffsbau und anderen Zwecken geeignet ist. Vor die Ufer lagern sich Mangroven, die im Salzwasser wachsen und ein undurchdringliches Hindernis für landende Boote bilden, ausgenommen in den Flüssen und anderen kleinen Kanälen und Wasserstraßen, die von der Natur gebildet werden. Viele von ihnen sind so schmal, daß sie kaum den Gebrauch der Riemen gestatten; sie erfüllen aber ihren Zweck, denn alle nahe der Küste gelegenen Häuser besitzen allgemein einen solchen Kanal als Zufahrtsstraße.

In der Nähe vom Matolenim- (*Matalanien*)-Hafen befinden sich einige interessante Ruinen, über die jedoch völliges Dunkel gebreitet liegt, die ältesten Bewohner wissen nichts über ihre Entstehung und haben auch keine Überlieferung, welche sich auf ihre Geschichte bezieht. Zweifelsohne stand einst an dieser Stelle eine befestigte, nicht von Wilden erbaute Stadt; die Bauart der Ruinen liefert schwerwiegende Belege, daß sie der Zivilisation angehört. Einige der Steine sind 8—10 Fuß lang; sie sind sechseckig und anscheinend aus einer zivilisierten Gegend hierher gebracht, denn ähnliche Steine gibt es auf der Insel nicht.<sup>③</sup> An mehreren Stellen finden sich Straßen, und die ganze Stadt scheint aus einer Anreihung von befestigten Häusern zu bestehen. Einige künstliche Gewölbe wurden ebenfalls in den Befestigungen entdeckt.

Die Stadt war ohne Zweifel ihrer Zeit ein Bollwerk gegen Seeräuber, und da die Eingeborenen nichts darüber zu berichten wissen, ist es wahrscheinlicher, daß sie vor

<sup>①</sup> Vgl. Palau I. Halbband S. 135—141.

<sup>②</sup> Schreibweise von Cheyne.

<sup>③</sup> Ein Irrtum CHEYNE'S, die großen Basaltbrüche für Matolenim lagen in U.



2 bis 300 Jahren von spanischen Freibeutern erbaut wurde. Diese Ansicht wird durch die Tatsache bestärkt, daß vor 10 oder 12 Jahren<sup>①</sup> H. M. S. Larne in den Bergen eine kleine bronzene Kanone fand und mitnahm. Weiter landeinwärts sind auch etliche freie Plätze in verschiedenen Teilen der Insel zu sehen; einige erstrecken sich über viele Morgen; sie sind ohne Baumwuchs und völlig eben. Auf einer solchen Ebene, namens Kipar (*Ki-par*), in der Nähe von Rô en Kiti- (*Roan Kiddi-*) Hafen (den ich häufig besucht habe) befindet sich ein großer künstlicher Hügel; er ist ungefähr 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch und eine viertel Meile lang. Er ist anscheinend für Verteidigungszwecke aufgeworfen; oder ist die Begräbnisstätte für die Gefallenen nach einer großen Schlacht.

Ähnliche Ruinen finden sich auch auf Kusae (*Strong's Island*), über welche die Eingeborenen keine Auskunft geben können.

Der Boden besteht aus einem reichen roten und schwarzen Lehm und würde bei richtiger Kultur alle Arten tropischer Früchte und eßbarer Knollen hervorbringen, ebenso Kaffee, Pfeilwurz und Zuckerrohr. Die Waldungen sind auf der ganzen Insel sehr dicht und bestehen meist aus hohen und schönen Bäumen; darunter befinden sich Farnbäume, Bananen, Pandanuspalmen, Sassafras und mehreren Palmarten. Die Bäume verzweigen sich erst am Wipfel; bei vielen sind die Stämme mit Kletterpflanzen und Schlinggewächsen überzogen, und die unteren Teile der Stämme sind in Farne eingebettet, von denen es viele Arten gibt. Man findet viele wohlriechende weiße und gelbe Blüten. Die Eingeborenen schätzen sie sehr, sie winden sich daraus Kränze, die von beiden Geschlechtern bei Festlichkeiten und andern Gelegenheiten auf's Haar gesetzt werden; diese Kränze sind überaus kleidsam.

Der Brotfruchtbaum ist sehr häufig und erreicht eine bedeutende Höhe. Die Kokospalme und wilde Orange findet sich auch in großer Zahl. Eine kleine Schilf- und Rohrart ist sehr häufig und dient zur Herstellung der Fußböden und der geflochtenen Wände in den Häusern. Wilder Ingwer und Pfeilwurz sind auch sehr reichlich. Die Kulturpflanzen und -Bäume sind: Brotfrucht, von der es viele Arten gibt, Kokosnuß, Rüben (?), Taro, Bananen, Pfeilwurz und Zuckerrohr — das letzte wird nur gekaut —, ferner Yams, Süßkartoffeln, Melonen, und in geringer Menge Tabak, schließlich Kawa (*Piper methysticum*). Sie wird in großem Umfang auf der ganzen Insel angebaut und täglich bei den Festen verwendet. Dem Anbau der Pfeilwurz widmen sie wenig Aufmerksamkeit; was ich jedoch davon sah, scheint eine sehr gute Qualität zu sein.

Yams sind auf der Insel überall in großen Mengen vorhanden; doch erhalten die Walschiffe ihre Vorräte hauptsächlich an der Nordseite, wo sie in größerem Umfange als an anderen Stellen angebaut werden; sie sind jedoch verhältnismäßig klein und von untergeordneter Qualität<sup>②</sup>. Der Kulturboden erstreckt sich nicht weit landeinwärts

<sup>①</sup>im Jahre 1839.

<sup>②</sup>Die Walfänger brachten auch Yams von anderen Inseln nach Ponape, mit denen die Yamskultur nachmals entwickelt wurde.

die Dörfer liegen alle in der Nähe der Küste. Binnenlands gibt es keine Bewohner, und wenige Einwohner haben je die Mitte der Insel besucht. Man findet keine Spur von Vierfüßlern, Ratten ausgenommen, die sehr zahlreich sind. Der fliegende Hund ist ebenfalls recht häufig und richtet unter den Brotfrüchten großen Schaden an.

Wildtauben sind über die ganze Insel reichlich verbreitet. Sie scheinen in den Monaten von Dezember bis April am besten und häufigsten zu sein. Ein Fahrzeug kann täglich die gesamte Mannschaft damit versorgen, wenn man einigen Eingeborenen Taubenflinten oder Gewehre mit der nötigen Munition aushändigt. Diese Bengel sind ausgezeichnete Schützen und in einem Tage bringen sie eine Menge zusammen, die für eine ganze Schiffsbesatzung ausreicht. Man braucht nie zu befürchten, daß sie die Taubenflinten stehlen; während meiner wiederholten Besuche auf der Insel habe ich von keinem einzigen solchen Fall gehört. Eine Stange Tabak belohnt jeden genügend für die Arbeit; und zahlreiche Jungen finden sich, die täglich ihre Dienste freiwillig anbieten. Geflügel ist reichlich auf der Insel vorhanden. Für ein Dutzend Hühner zahlt man 24 Stück negro-head-Tabak oder 4 Ellen billigen Kattun. Hundert Yamsknollen erhält man für 10 Stangen Tabak; 100 Brotfrüchte für 10 Stangen Tabak; desgleichen Kokosnüsse; 1 Bündel Bananen für zwei Stangen; und alle andern Erzeugnisse der Insel zu einem ähnlichen geringen Geldwerte, Fische werden auf den Riffen in großen Mengen und vielen Arten gefangen. Meeräschen sind sehr zahlreich; man sieht sie häufig am Schiffe und in großen Scharen. Die kleinen Fische werden hauptsächlich mit Handnetzen gefangen, die ändern auf sehr verschiedene Weise.

Die Inseln liefern reichliche Vorräte zur Auffrischung des Lebensmittelbedarfs der Walfänger; doch gibt es nur wenige Gegenstände, die für den Handel verwertbar sind. Die Inseln werfen jährlich ungefähr 500 Pfund Schildpatt ab; die gesamte Menge wird den Eingeborenen von den auf der Insel lebenden Europäern zu einem geringen Preise abgekauft und an die Walschiffe mit einem Nutzen von 500 % verhandelt! Als Bezahlung nehmen sie hauptsächlich geistige Getränke, Tabak, Gewehre und Schießpulver. Die Einfuhr dieser Gegenstände und der Mißbrauch seitens der Tagediebe auf dem Lande haben viel zum Verderb der Eingeborenen beigetragen.

Das ist der einzige Handelsartikel, der gegenwärtig, mit Ausnahme von Trepang, und den unmittelbaren Wünschen der Besucher, bezogen werden kann. Der Ausfuhrliste lassen sich jedoch mit Leichtigkeit noch Ingwer, Pfeilwurz, Sassafras, Kaffee, Zucker und manch ausgezeichnetes Holz hinzufügen.

Die Walfänger versorgen sich jährlich mit rund fünfzig Tonnen Yams und einer Unmenge Bananen, Brotfrucht und Geflügel. Schweine kann man nur von den Europäern erhalten. Die Eingeborenen züchteten sie früher; aber, da sie zu faul waren ihre Pflanzungen einzuhegen, schlugen sie schließlich alle tot, Hunde traten an ihre Stelle<sup>Ⓞ</sup> und bildeten einen Bestandteil ihrer Nahrung.

<sup>Ⓞ</sup>Nicht so. Hunde lieferten ursprünglich die Fleischnahrung (vgl. O'CONNELL). Schweine wurden später von den Schiffen eingeführt.

Die Gegenstände, welche von den Eingeborenen im Austausch mit den Landeserzeugnissen besonders begehrt werden, sind rote Baumwollstoffe oder Anzüge, die sie leidenschaftlich lieben; Gewehre, Schießpulver, Blei, Flinten, Patronentaschen, Säbel, breite Äxte, Beile, Fischhaken, Schlachtermesser, Deißel, Meißel, Flacheisen, Handsägen, Hohleisen, Bohrer, Kugelformen, Kaliko, Drell, auffallende baumwollene Taschentücher, negro-head und Cavendish-Tabak, Pfeifen, Feilen, Serge- und Baumwollhemden, Hosen, kleine Perlen in allen Farben, Maultrommeln, Strohhüte, Decken, passende eiserne Töpfe, kleine Kisten und Truhen mit Schlössern, Angeln, Taubenflinten und kleine Schußwaffen, Nadeln, Zwirn, Scheren usw.

Die Hautfarbe der Eingeborenen ist hell kupferfarben. Die Durchschnittsgröße der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll, und die Mehrheit von ihnen würde als klein angesehen werden. Die Frauen sind im Verhältnis viel kleiner als die Männer; sie haben feine Gesichtszüge und schwächliche Körper. Viele Häuptlingsöhne sind ausnehmend gut gebaut; sie sind auch viel hellfarbener als die meisten Eingeborenen und verdanken dies dem Umstande, daß sie Wind und Wetter nicht so sehr ausgesetzt sind; sie würden in jedem Teil der Welt als angenehm aussehende Menschen gelten. Ihre Züge sind im allgemeinen wohlgebildet. Die Nase ist etwas gebogen doch am untern Ende ein wenig breit; der Mund ist eher breit zu nennen; er hat volle Lippen und wunderschöne weiße Zähne. Die Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt; doch sind sie selten auffallend erweitert.

Beide Geschlechter tragen gefälligen Schmuck, der aus kleinen Perlen zusammengesetzt ist, usw., und in die Ohren eingehängt wird. Sie besitzen auch hübsche Halsketten, die aus demselben Material hergestellt werden. Männer und Frauen haben schönes schwarzes Haar, das sie mit nicht geringer Mühe und einer Reihe von Düften, die in Kokosöl gemischt werden, formen; die Häuptlinge und ihre Familien schmücken das Haupt mit schönen Kränzen aus wohlriechenden Blumen. Sie reiben auch ihre Leiber (vor allem die Frauen) mit gelber Farbe ein, um ihnen ein helleres Aussehen zu geben; was auch unbedingt der Fall ist. Sie glauben damit ihre Schönheit besonders zu heben.

Die Männer tragen keine Schnurr- oder Backenbärte; sie ziehen sich die Haare, sobald sie erscheinen, mittels Pinzetten aus doppelt gebogenen Schildpattstückchen oder einem Paar Herzmuscheln aus. Die meisten Frauen haben ein gefälliges Aussehen; da sie aber früh heiraten, verlieren sie bald alle Schönheitsansprüche. Die Hautfarbe der jungen Mädchen ist viel heller als die der Männer; sie ähneln einer südamerikanischen Brünette. Dies verdanken sie dem Gebrauch der oben erwähnten gelben Farbe und dem Tragen eines Oberkleides, das aus einem baumwollenen Taschentuch hergestellt wird und vor der Sonne schützt; es bedeckt Brust und Rücken und hat in der Mitte ein Loch, um den Kopf hindurchzustecken. Beide Geschlechter, vor allem die Frauen, sind sehr nett tatauiert.

Viele Eingeborene, besonders die unteren Klassen und Fischer, haben eine eigenartig mißbildete Haut; das rührt von einer Schorfkrankheit her, die der Ringwurm-

krankheit ähnelt, oder wie sie jemand bekommt, dessen Haut unter dem Einfluß der Sonne abblättert. Sie scheinen keine Unannehmlichkeiten durch dies Leiden zu spüren, für seinen Anlaß möchte ich den Genuß von rohem Fisch, den sie in großen Mengen vertilgen, in Anspruch nehmen. Diese Krankheit herrscht mehr oder weniger auf allen dem Äquator nahe gelegenen Inseln; ich bin ihr auch auf den Pala u- (*Pallou*-) Inseln begegnet. Ich hatte auf See vier Monate lang einen Ponapejungen mit, dessen Haut vollständig mit der Krankheit bedeckt war; er verlor jedoch bald jegliche Spur davon, nachdem er nur eine kurze Zeitlang von Salzfleisch gelebt hatte.

Mit Bezug auf den allgemeinen Charakter dieses Volkes sind die Liebe, welche beide Geschlechter für ihre Nachkommen hegen, und die Verehrung, die sie dem Alter zollen, die am angenehmsten hervortretenden Züge; das sind zwei Eigenschaften, die andern von mir besuchten Inselbewohnern in betrüblichen Maße abgehen. Sie sind auch wohlgebauter, vergnügungssüchtig und ausnehmend gastfrei; zum Beweis möchte ich erwähnen, daß ich bei jeder Gelegenheit, wenn ich den König besuchte, oder einen Häuptling von hohem Range, mit auffallender Zuvorkommenheit behandelt wurde; man gab mir ein Fest, und bei einer Gelegenheit legte man mir hundert Kawawurzeln, samt einem Haufen Yams, Brotfrucht, Bananen und Kokosnüsse zu Füßen. Ein Schatten fällt auf diese Schilderung: man muß zugeben, daß sie träge, habgierig und hinterlistig sind; man kann ihren Versicherungen nur wenig Glauben schenken. Ich darf jedoch nicht vergessen, daß ich von Wilden berichte; und in ihrem Benehmen zeigt sich soviel lobenswertes, und sie sind so sehr einer Veredelung durch die Zivilisation zugänglich, daß ich sie hoch über alle Wilden stellen muß, mit denen ich zu tun gehabt habe.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf der Insel und der späteren Besuche, wurde mir niemals ein Diebstahl von ihnen gemeldet, es sei denn, daß die weißen verworfenen Gesellen, die bei ihnen leben, sie dazu aufstachelten. Kurz, wenn diese Banditen sie nicht aufhetzten, fand ich sie stets grundehrlich in ihren Handlungen, und sie bezahlten pünktlich alle Waren, die ich ihnen überlassen hatte. Durch den Einfluß jedoch, den die Weißen auf die Eingeborenen erhalten haben, weil sie ihre Sprache fließend sprechen, daß sie ihnen zeigen, wie man aus dem Kokospalm-saft alkoholhaltige Getränke macht, und indem sie sich soweit wie möglich ihren Gewohnheiten anpaßten, ist der Charakter der Eingeborenen sehr verderbt worden. Sie haben sich schon das Lügen angewöhnt; und sie werden bald — wenn diese Burschen nicht von der Insel entfernt werden — sich an alle Arten Laster und Unmoral gewöhnt haben.

Die Insel Ponape ist in fünf Stämme eingeteilt, die von einander unabhängig sind; jeder hat einen eigenen Herrscher. Die Stämme sind die folgenden: Rōi en Kiti (*Roan Kiddi*) oder Uōna (*Wonah*); Matolen im (*Matolanim*); Nōt (*Nüt*); Šōkěš (*Joquoits*) und Auāk (*Awack*)<sup>ⓐ</sup>. Die ersten beiden sind die mächtigsten und besitzen eine größere Ausdehnung als die andern. Jeder König hat einen ersten Minister, dessen

<sup>ⓐ</sup>Es fehlt u.

Macht der des Herrschers nahezu gleich ist. Sein Titel ist Naneken (*Nannikan*). Auf den König folgen im Range die Edlen, deren Titel folgende sind:

Tâuċ (*Talk*); Uaršái (*Wajy*); Nānpéi (*Nanaby*); Noš (*Noach*); Šāu tšap (*Shou Shabbert*); Keróu ěn uen (*Groen-wane*)<sup>⓪</sup>; und viele andere. Es sind Häuptlinge niederen Ranges und nicht von edler Geburt; doch sind sie zu Häuptlingen gemacht worden und erhielten Land wegen ihrer Tapferkeit verliehen oder durch die Gunst der Adligen. Beim Hinscheiden des Herrschers folgt ihm der Adlige, welcher den Tâuċ-Titel<sup>⓪</sup> innehält, und die übrigen Häuptlinge steigen um eine Rangstufe. Der erste Minister behält sein Amt für Lebenszeit oder so lange es dem König gefällt; und, obgleich er viel Gewalt besitzt, steht er doch den Adligen im Range nach. Die Regierung wird in der einfachsten Form gehandhabt; der König begnügt sich damit, den ihm schuldigen Tribut zu erhalten; er mischt sich selten in die Regierungsangelegenheiten, und nur, wenn sie von größter Wichtigkeit sind. Jeder Häuptling hat Macht über seine eigenen Untertanen und darf sie für die geringsten Vergehen bestrafen; in wichtigen Fällen wird das Urteil in der Versammlung gefällt und die Strafe festgesetzt.

In jeder Ortschaft befindet sich ein großes Versammlungshaus; in der Mitte befindet sich eine erhöhte Plattform zur Bequemlichkeit für die Häuptlinge, wenn sie die Stammesangelegenheiten besprechen. Mit diesen Versammlungen gehen stets Festlichkeiten einher und Kawagelage, die auf Kosten des Häuptlings stattfinden, in dessen Dorf die Beratung stattfindet. Längs der Hausseiten hat jede Familie von Rang eine Schlafstelle, die aus geflochtenen Abteilungen besteht, so ähnlich wie in den Wohnräumen im Hinterteil eines Schiffes. Der Zwischenraum von Plattform und Hausende wird von den Sklaven und Dienern eingenommen, die emsig während dieser Versammlung beschäftigt sind, Kawa zu stampfen und die Mahlzeiten für die Teilnehmer zu bereiten.

Wenn eine Versammlung für nötig erachtet wird, sendet man Boten an die verschiedenen Häuptlinge und lädt sie ein. In dringlichen Fällen geschieht es durch Blasen der Muschelhörner. Nachdem die Häuptlinge beisammen sind, trägt ihnen der König oder der oberste Häuptling die Verhandlungssache vor, und jeder kann frei seine Meinung äußern. Gelegentlich sind die Erörterungen sehr lebhaft, namentlich wenn man gehörig der Kawa zugesprochen hat; mehrmals bin ich bei solchen Gelegenheiten Zeuge heftiger Streitigkeiten zwischen verschiedenen Sprechern gewesen, deren Ausarten in Schlägereien nur durch die Vermittlung der anderen Häuptlinge verhindert wurde. Nachdem die Meinung der Mehrheit über den Verhandlungsgegenstand zum Beschluß erhoben ist wird die Sitzung geschlossen.

Beim Tode eines Häuptlings hat der König das Recht, das Land irgendwem zu übergeben. Er belehnt jedoch gewöhnlich seine Söhne damit; oder in deren Ermanglung den Häuptling, der dem Verstorbenen im Range der nächste ist.

<sup>⓪</sup>Die Reihenfolge ist eine ganz andere.

<sup>⓪</sup>Nicht der Tauċ, sondern der Uaršái folgt.

Die Macht jedes Königs ist über seine Untertanen — obschon er selten davon Gebrauch macht — in jeder Hinsicht unbegrenzt; Leben und Eigentum sind völlig in seine Hand gegeben. Innerhalb des königlichen Hofes Blut vergießen bedeutet unbedingt den Tod; alle Klassen erweisen ihm die alleruntertänigste kriechende Ehrerbietung; selbst die Adligen dürfen nicht in seiner Gegenwart stehen.

Sobald die Brotfruchternte einsetzt, senden die Adligen die ersten Früchte an den König; und sobald ein Häuptling ein neues Schildkröten- oder Fischnetz in Benutzung nimmt, muß das Ergebnis des Fanges für eine bestimmte Anzahl Tage dem Könige übersandt werden, ehe er einen Fisch für sich verbrauchen darf. Eine andere Ehrenbezeugung, die dem König, und von den Leuten niederen Ranges den Höhergestellten erwiesen wird, besteht darin, daß man bei Begegnungen im Boote sich völlig ruhig verhalten muß, bis sie vorübergefahren sind; die dem Ausleger abgewandte Bootsseite muß dem vorüberfahrenden Fahrzeug zugewandt sein, damit er einsteigen kann, wenn es ihm beliebt.

Obschon ich alle Teile der Insel besuchte, habe ich doch keinen unbedingt zuverlässigen Anhaltspunkt, die Bevölkerungsziffer festzustellen; nach meinen eigenen Beobachtungen schätze ich sie auf sieben bis achttausend Seelen. 1844 befanden sich über 60 Europäer, üble Gesellen, auf der Insel; es waren geflüchtete Strafgefangene und Matrosen.

Die Kanus der Insel werden aus einem großen Baumstamm ausgehöhlt und sind sehr sauber gemacht. Der Ausleger wird am Kanu mit mehreren ausliegenden Stücken Leichtholz befestigt, die genau viereckig behauen und bemalt sind. In der Mitte haben sie eine Plattform, worauf die Häuptlinge sitzen. Diese Kanus sind rot angestrichen; sie sehen recht gefällig aus und sind mit einem Maste und einem dreieckigen Segel versehen. Sie segeln sehr schnell und tragen 4—10 Mann.

Die Häuser der Eingeborenen sind entschieden besser gebaut, als ich es bisher auf anderen Inseln feststellen konnte. Sie bilden alle ein Rechteck und sind folgendermaßen gebaut:

Als Fundament errichtet man 3—6 Fuß über dem Boden einen steinernen Unterbau, auf dem das Rahmenwerk des Hauses ruht. In der Mitte wird ein ungefähr 4 Fuß im Quadrat, nur 2 Fuß tiefer Raum für die Herdstelle freigelassen; der übrige Boden wird mit einer Art Flechtwerk bedeckt, das aus sauber unter einander verbundenem Rohr oder Schilf hergestellt ist. Die Seitenwände sind etwa 4 Fuß hoch und mit demselben Flechtwerk bedeckt; mehrere Stellen werden für die Fenster offengelassen, die mit Blenden aus dem gleichen Material verschlossen werden können. Das ganze Rahmenwerk besteht aus vierseitig behauenen Balken, und die Pfosten sind alle in den Mauerlatten verzapft. Die Dachsparren bestehen aus dünnen geraden Rundhölzern, die an jeder Seite von den Mauerlatten bis an die Firstlatten reichen und an beiden mit dünnem Tauwerk festgebunden werden. Das Dach besteht aus Pandanusblättern; sie werden über einem Rohr zusammengenäht und bilden eine ungefähr 6 Fuß lange

und ein Fuß breite Matte. Beim Dachdecken fängt man an der unteren Kante an; die Matten werden der Länge nach hingelegt, jede Matte greift etwa einen Zoll über die andere hinaus, und bei fortschreitender Arbeit an den Sparren festgebunden. Ist der First erreicht, dann beginnt man wieder an der unteren Kante mit einer neuen Mattenlage; dabei werden die Berührungsstellen zweier Matten der unteren Schicht überdeckt; jede Matte greift wieder wie vorher einen Zoll über die andere hinaus; und so geht es weiter bis das Dachdecken beendet ist.

Ein derartig gebautes Haus hält viele Jahre aus. Die Bauart paßt sich besonders dem Klima an; die Ritzen zwischen dem Rohr, das die Seitenwände bildet, gestatten der Luft freien Zutritt und machen den Aufenthalt in den Häusern damit kühl und erfrischend; ob sie auch des Schmucks ermangeln, sehen sie doch freundlich und sogar anziehend aus. Es sind recht saubere und bequeme Behausungen, in denen selbst ein Europäer zu leben vermag.

Ihr Handwerk besteht in der Herstellung von löß oder Schlafmatten, Gürteln, Schürzen, Hals- und Kopfschmuck, Körben und Bootssegeln, ferner Schlafdecken aus dünnem Tauwerk. Die Schlafmatten werden hauptsächlich in Šõkěš (*Joquoits*), Nõt (*Nut*) und Auak (*Awak*) gemacht und aus zusammengenähten Pandanusblättern hergestellt. Sie sind ungefähr 6 Fuß lang und verschieden breit; das Ende der Matte wird aufgerollt und bildet das Kopfkissen. Ihre Schlafdecke wird aus Rindenstoff gemacht und mit Troddeln aus einem flachsähnlichen Material besetzt. Gürtel werden auf Handwebstühlen gewebt; sie bestehen aus Bananenfasern und werden rot und gelb gefärbt; sie haben verschiedenartige Muster und sehen ganz besonders gut aus. Im allgemeinen sind sie 6 Fuß lang und 5—6 Zoll breit. Der Männerschurz wird aus gebleichten, in dünne Streifen geschnittenen Kokosfiedern hergestellt, die mit einem Ende an einer Tragschnur befestigt werden; er ist ungefähr 2 Fuß lang und reicht von der Hüfte bis an die Knie. Wenn ein Mann schön angezogen sein will, bindet er sechs solche Schurze um. Dieses Bekleidungsstück ist leicht, sieht gut aus und paßt sich jeder Körperbewegung an. Die Gürtel bilden auch einen Teil der Männerkleidung; sie werden ähnlich von anderen Inselbewohnern getragen; die obere Kante des Gürtels reicht über den Nabel hinauf.

Die Frauenkleidung besteht aus dem likáu (*likou*), einem Faden Baumwolltuch, das um die Lenden gewickelt, an einer Seite eingeschlagen wird und bis zu den Knien reicht. Sie färben stets das weiße Baumwolltuch mit Curcumafarbe, die ihm ein gelbes Aussehen gibt. Ihr Obergewand besteht gewöhnlich aus einem der vorhin beschriebenen Taschentücher; Festtage ausgenommen, wo die es sich leisten können, es durch rote Tücher ersetzen, die mit weißen Litzen eingefasst sind. Beide Geschlechter mögen sich gern schmücken. Sie stellen wundervolle Kopfbänder aus verschiedenfarbigen Perlen her; auch Halsketten aus dem gleichen Material, deren Reihen durch kleine runde Perlen und Muscheln und Kokoschale unterbrochen werden, welche etwa die Größe

oder Form eines kleinen Hemdenknopfes haben. Dies und der Ohrschmuck werden mit roten baumwollenen Quasten verziert.

Die Nahrung der Eingeborenen besteht aus Brotfrucht, Yams, wildem Taro, Kokosnüssen, Bananen, Zuckerrohr, Hunden, Tauben, Schildkröten, Fischen und Trepang, den sie roh genießen, und mancherlei kleinem Seegetier. Sie haben zwei Arten Brotfruchtbäume, die sich durch ihre verschieden großen Früchte unterscheiden; die größte ist am süßesten und schmeckt am angenehmsten. Die Natur scheint sie recht verschwenderisch mit diesen Früchten versorgt zu haben, denn die verschiedenen Arten folgen aufeinander das ganze Jahr hindurch. Sie haben eine besondere Art, sie zu konservieren; davon mag folgende Beschreibung eine Vorstellung geben:

Ist die Brotfrucht reif, dann wird die Rinde abgeschält und die Frucht in Stücke zerschnitten; darauf gräbt man drei Fuß tiefe Gruben; die werden mit Bananenblättern ausgelegt, damit kein Wasser eindringen kann. Bis auf einige Zoll werden sie bis zum Rande mit zerschnittener Brotfrucht angefüllt, dann mit den gleichen Blättern zugedeckt und mit Steinen beschwert, um sie zusammenzudrücken. Davon werden die Gruben luft- und wasserdicht, nach einiger Zeit tritt Gärung ein und es bildet sich eine Masse, welche das Aussehen und die Beschaffenheit von jungem Käse hat.

Der Hauptgrund die Brotfrucht in dieser Weise zu konservieren ist die Vorsorge gegen eine Hungersnot; denn sie besitzen eine Überlieferung, daß vor ungefähr 100 Jahren ein schwerer Orkan die Insel heimsuchte, der die Bäume umwehte und eine große Lebensmittelknappheit verursachte.

Sie soll sich in diesen Gruben mehrere Jahre lang halten; obschon sie beim Herausnehmen sauer und übel duftet; gilt sie bei den Eingeborenen doch als eine angenehme und nahrhafte Speise, die ebenso gut wie im frischen Zustande schmeckt. Sie wird hauptsächlich bei ihren Festen verwendet und dann in großen Mengen verzehrt. Nach dem Herausnehmen aus den Gruben wird sie gehörig geknetet, in Bananenblätter eingeschlagen und im Ofen auf heißen Steinen gebacken. Diese Öfen werden erstellt, indem eine Menge kleiner Steine erhitzt und eine Schicht davon auf dem Boden ausgebreitet wird; darauf legt man die Nahrung, die man vorher schön in saubere Bananen- oder wilde Taroblätter eingeschlagen hat, um sie rein zu halten und vor dem Ansengen zu bewahren. Die übrigen heißen Steine werden darübergeschüttet; das Ganze bedeckt man mit Blättern, Matten usw. um dem Dampf das Entweichen unmöglich zu machen. In ein paar Stunden sind die Sachen genügend gedämpft; wer diese Südsee-Kochart nicht kennt, wird überrascht sein, daß die Speise so vorzüglich gerät. Ich halte sie für die beste Art Yams und Brotfrucht zuzubereiten; und für besser als unsere Weise sie zu backen und zu kochen.

Die Eingeborenen bauen den Yams in erheblichen Mengen auf der ganzen Insel an; aber sie sind so träge, daß sie in den Boden ein kaum genügend großes Loch machen, um den Samen einzubetten; sie lockern nicht einmal den Boden dort herum auf, was den Yams hindert, eine annehmbare Größe zu erreichen. Sie pflanzen ihn



gewöhnlich in der Nähe von Bäumen; an die Zweige binden sie Fäden, damit die Ranken sich daran hinaufwinden können.

Da Brotfrucht die Hauptnahrung der Eingeborenen bildet, haben sie bei der geringen Zeit, welche die Bearbeitung der anderen pflanzlichen Erzeugnisse fordert, sehr viel Muße, die größtenteils durch Feste ausgefüllt wird. Ihre Feste gehen im allgemeinen allem andern vor. Der König besucht jährlich jedes Dorf im Stamme, wobei die größten Festlichkeiten stattfinden; die Häuptlinge wetteifern dann mit einander, wer ihn am besten aufnimmt. Ungeheure Mengen Brotfrucht und Yams werden bei solchen Gelegenheiten gekocht; Kawa wird im Übermaß getrunken. Dies scheint ähnlich wie Opium zu wirken, hat jedoch nicht solche bösen Folgen. Diese Festlichkeiten dauern im allgemeinen in jedem Dorfe zwei Tage; Feste im kleineren Ausmaß finden täglich statt; kein Häuptling besucht einen andern, ohne daß ein Fest zu Ehren des Gastes ausgerichtet wird; und der Besucher erwidert es, wenn sein Freund ihm wiederum die Ehre erweist.

Das einzige Musikinstrument, das sie besitzen, besteht aus einer kleinen Bambusflöte; den Ton ruft man hervor, indem das eine Ende in das Nasenloch gesteckt wird — man bläst sanft den Atem hindurch und variiert mit den Fingern die Töne. Die Ponapetrommel besteht aus einem ausgehöhlten Holzstamm und ist auf dem einen Ende mit Haifischhaut überzogen; sie ist sanduhrförmig; man schlägt sie mit den Fingern der rechten Hand, während sie auf dem linken Knie aufruht. Sie klingt ähnlich wie das Tamtam der Hindus. Der Trommler sitzt mit untergeschlagenen Beinen und begleitet sich mit Gesang.

Ihre Tänze sind durchaus nicht unziemlich und werden nicht von unanständigen Gebärden begleitet, wie man es sonst auf den andern Inseln allgemein findet. Die Tänzer sind unverheiratete Männer und Mädchen, die auf einer langen Planke stehen. Mit den Füßen halten sie den Takt des Liedes und begleiten es mit anmutigen Arm- und Beinbewegungen. Bisweilen werden die Arme vom Körper fortgeschwungen und mit den Fingern schnelle zitternde Bewegungen ausgeführt, worauf sie in die Hände klatschen. Jede Bewegung wird im Gleichakte, im gleichen Augenblick von der gesamten Gesellschaft ausgeführt.

Die Tatauierung wird bei den Eingeborenen von alten Frauen berufsmäßig ausgeführt. Im Alter von 10—12 Jahren werden beide Geschlechter tatauiert. Die Farbe wird aus einem Nußkern gewonnen, und die Operation wird mit einem knöchernen Instrument ausgeführt, das den Zähnen eines kleinen Kammes ähnelt und mit einem leichten Schlag eines Stäbchens in die Haut getrieben wird. Beide Geschlechter werden von den Lenden bis zum Enkel, von den Ellbogen bis zu den Knöcheln tatauiert.

Die Eingeborenen Ponapes leben sehr regelmäßig. Sie stehen mit Tagesanbruch auf, baden in frischem Wasser, verzehren ihre Morgenmahlzeit, und salben sich hernach den Leib mit Kurkuma und Kokosöl. Sie begeben sich an ihr Tagewerk und halten dabei bis Mittag aus; dann gehen sie heim, baden wieder und halten ein

anderes Mahl. Der Rest des Tages wird entweder mit Festefeiern oder Besuchemachen verbracht. Gegen Sonnenuntergang essen sie zu Abend und waschen sich zum dritten Mal. Sie haben keine Fackeln oder andere Beleuchtungsgegenstände im Hause; wenn sie nicht gerade tanzen oder fischen, gehen sie zeitig zur Ruhe.

Den Frauen wird auf der Insel viel Verehrung und Aufmerksamkeit gezollt; sie brauchen keine andere Arbeit zu tun als die ihnen rechtmäßig zukommt. Alle Arbeit außerm Hause wird hauptsächlich von Männern verrichtet, deren Beschäftigung im Bauen von Häusern und Kanus besteht, Yams pflanzen, Fischen, Heimbringen der landbaulichen Erzeugnisse, ferner Kawa pflanzen und Kochen. Die Frauen helfen selten bei irgend einer Beschäftigung außer dem Hause, ausgenommen vielleicht beim Fischen und Jäten des Bodens; sie verbringen ihre Zeit hauptsächlich mit der Herstellung von Haarschmuck, Weben von Gürteln, Nähen von Matten, Flechten von Handkörben und sorgen für das Haus und die Kinder. Die Arbeit ist für beide Geschlechter jedoch sehr leicht, und sie vergeuden viel Zeit mit Trägheit.

Keuschheit gilt unter den Eingeborenen nicht als Tugend, auch wird sie bei der Wahl einer Frau nicht als Empfehlung angesehen. Unregelmäßiger geschlechtlicher Verkehr ist vor der Ehe an der Tagesordnung; er wird von den einzelnen Parteien oder den Verwandten ohne das geringste Schamgefühl betrieben; ein Vater oder Bruder wird offen die Tochter oder Schwester an Bord jedes Schiffes prostituieren, das die Insel anläuft. Nach der Ehe sind die Frauen aber dazu angehalten, mehr auf ihr Benehmen zu achten; denn eine Verletzung ihrer Pflicht in dieser Hinsicht würde vom Gatten sehr schwer bestraft werden. Die Einführung europäischen Zeugs, Tabaks, Maultrommeln und Perlen haben gewaltigen Einfluß auf die Liederlichkeit der Frauen ausgeübt, für die der fremde Putz eine große Versuchung bildet.

Die Eingeborenen, besonders die Frauen, plappern gern und neigen sehr zum Klatsch; sie können sogar nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse hüten; ein Verbrechen ist fast im Augenblick allgemein bekannt, wo es begangen wurde.

Höflichkeitsformeln gibt es unter den Leuten nur wenige; sie beschränken sich bei einer Begegnung gewöhnlich nur auf die Frage: ›Wohin gehst du?‹ oder ›Woher kommst du?‹ Sie scheinen in ihrer Sprache keine Ausdrücke zu haben für: ›Wie geht es dir?‹ oder ›Auf Wiedersehen‹; sondern sie sagen einfach beim Abschied: ›Ich gehe jetzt.‹ — ›Willst du hier bleiben?‹ Bei einer Begegnung mit einem Häuptling bleiben die Eingeborenen, wenn sie von geringerem Range sind, entweder stehen oder hocken sich nieder — dem Range entsprechend — bis er vorüber ist.

Sie haben niedliche Schirme für das Gesicht, die aus Kokosfiedern geflochten werden, und den Kopf umrahmen und nach vorn vortreten, ohne ihn zu bedecken. Diese Kopfbedeckung wird vornehmlich von Fischern getragen, um das Gesicht vor der Sonne zu schützen.

Ich hatte niemals Gelegenheit einer Eheschließung beizuwohnen und weiß daher nur wenig über diese Feierlichkeit; aber man hat mir erzählt, daß ein Eingeborener

der freien will, dem Vater des Mädchens ein Geschenk macht, und daß seine Bewerbung als angenommen gilt, wenn er es behält. Es wird alsdann ein Fest vorbereitet, nach dessen Beendigung führt der Bräutigam die Frau in sein Haus. Stirbt sie, muß der Witwer ihre Schwester heiraten, wenn sie eine hatte; beim Tode des Mannes wird sein Bruder, wenn er einen hatte, der Gatte der Witwe. Vettern ersten Grades dürfen auf der Insel einander nicht heiraten; doch darf die Frau ihren Gatten ohne seine Einwilligung nicht verlassen, es sei denn, sie ist aus höherem Rang. In diesem Falle kann sie tun, was sie will. Die Häuptlinge haben eine Reihe Frauen; Vielweiberei ist in jedem Maße erlaubt und wird nur durch die Unterhaltungspflicht des Mannes beschränkt.

Seit dem Verkehr mit den Europäern scheinen ihre Bestattungsfeierlichkeiten sich verändert zu haben. Früher wurden die Toten in Matten gehüllt und eine Zeitlang im Hause aufbewahrt; neuerdings haben sie unsere Sitte angenommen und begraben sie in der Erde.

Beim Tode eines Häuptlings oder einer anderen hervorragenden Persönlichkeit versammeln sich die Freundinnen des Verstorbenen an bestimmten Tagen und geben ihren Kummer durch lautes und melancholisches Klagen am Tage kund, nachts tanzen sie. Zum Zeichen der Trauer schneiden alle Verwandten des Toten das Haar kurz ab. Alles Eigentum des Verstorbenen wird von denen fortgeschleppt, die es zuerst in die Hand bekommen; dieser Gebrauch ist so allgemein, daß so erhaltene Sachen als rechtmäßiger Erwerb gelten.

Die Waffen dieser Inselbewohner bestehen zur Hauptsache aus Gewehren und Speeren. Die Speere werden aus Hartholz angefertigt — sie sind ungefähr 6 Fuß lang, vorn mit einem Rochenstachel bewehrt und werden mit der Hand geworfen, doch gibt es kaum jemand, der etwas vorstellt, welcher nicht ein Gewehr auf der Insel besitzt, und viele Häuptlinge haben drei oder vier Stück mit reichlicher Munition. Meiner Ansicht nach besitzen die Ponapeleute wohlgezählte 1500 Gewehre. Sie haben sich die Waffen im Austausch für Yams und Schildpatt hauptsächlich von den Walfängern erhandelt; seit ihrer Einführung haben sich die Stämme seltener im Kriege befunden. Sie kennen die tödliche Wirkung der Feuerwaffen nur zu gut und leben infolgedessen einträchtiger. Im Jahre 1843 lagen die Stämme Matolenim und Auak im Kriege, doch der Schrecken vor den Feuerwaffen ließ sie gewöhnlich außer Schußbereich des Gewehrs bleiben, und sie schlossen bald darauf Frieden. Nur vollkräftige Männer bilden die Kriegerpartei; sie verfahren recht anständig, denn selten töten sie Weiber und Kinder. Wünscht eine Partei Frieden, dann werden von einer neutralen Person dem Könige des andern Stammes einige Kawawurzeln überbracht; ihre Annahme beendet den Krieg, und eine Reihe freundschaftlicher Besuche werden zwischen den Häuptlingen der beiden Stämme gewechselt, die mit großen Schmausereien und Kawagelagen gefeiert werden.

Die Kawa wird auf der Insel nicht gekaut, sondern man zerstampft die Wurzeln auf einem Stein, feuchtet sie nachher mit Wasser an, preßt den Saft in kleine Becher

aus, die aus Kokosschalen bestehen, und läßt sie von den Dienern unter die Häuptlinge herumreichen. Der erste Becher wird dem höchsten Häuptling oder anwesenden Oberpriester gereicht, der vor dem Trinken ein Gebet darüber spricht.

Ihre Gebete werden gewöhnlich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings gerichtet; sie bitten darin ihnen Erfolg beim Fischfang zu gewähren, um eine reichliche Brotfrucht- und Yamsernte, um die Ankunft von Schiffen und eine gute Versorgung mit den schönen Gütern dieses Lebens. Die Priester behaupten, zukünftige Ereignisse voraussagen zu können, und das Volk glaubt sehr an ihre Prophezeiungen. Die Eingeborenen glauben, daß der Geist irgendeines verstorbenen Häuptlings in sie hineinfährt; und daß alles, was sie sagen, während sie sich in eine heftige Erregung hinarbeiten, ihnen vom Geiste eingegeben wurde, daß solche Prophezeiungen daher auch sicher in Erfüllung gehen werden. Sollte jedoch nun eine ihrer Voraussagungen nicht eintreffen, so schützen sie schlauerweise vor, daß ein anderer Geist dazwischen getreten ist und die Erfüllung verhindert hat.

Die Religion des Volkes ist sehr einfach. Sie haben weder Lieder noch Tempel und, obschon sie an ein Leben nach dem Tode glauben, scheinen sie doch keine religiösen Vorschriften zu besitzen. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele; ihr Paradies ist von einer Mauer umgeben, die ein grundloser Sumpf umschließt. Das Tor wird von einer alten Frau bewacht, mit der die Seele zusammentreffen muß, wenn sie über den Sumpf springt, und welche die Seele in den dunklen Abgrund zu werfen versucht. Gelingt es ihr jedoch, die Frau zu überwältigen und den Eintritt in das Tor zu gewinnen, dann ist sie ewig glücklich; vermag dagegen die Frau sie in den Sumpf zu stürzen, so versinkt sie in den Abgrund ewigen Elends.

Die Erwachsenen scheinen nur von wenigen Krankheiten betroffen zu werden; ausgenommen ist die oben erwähnte Haut- oder Schorferkrankung, die sich mehr oder minder auf der ganzen Insel findet und sowohl Männer wie Frauen befällt. Diese Krankheit entstellt sehr, doch scheint sie den allgemeinen Gesundheitszustand des Betroffenen nicht zu schädigen. Die Kinder werden fast alle in jungem Alter von einer Krankheit befallen, die den Himbeerpocken ähnelt und *k ě n š* (*kench*) genannt wird; wenn sie vier oder fünf Jahre alt sind, pflügt sie im allgemeinen zu verschwinden. Die Geschwüre hinterlassen nach dem Abheilen auf der Haut Narben, die denen gleichen, welche durch Impfen entstehen. Auszehrung kommt häufig vor. 1843 brach auf der Insel die Dysenterie aus und vernichtete eine große Zahl Eingeborener; und 1845 herrschte in einigen Gauen die Influenza, doch trat sie nicht sehr heftig auf.

Die Eingeborenen sind keine Menschenfresser; soweit ich es feststellen konnte, sind es auch nie gewesen, sondern sie verabscheuen den Kannibalismus ebenso wie wir.

S. 190—193 des Cheyne'schen Buches enthält ein kurzes Vokabularium der wichtigsten und meist gebräuchlichen Worte (Subst., Verben und Adjektive), einige Redensarten und Zahlworte. Die Umschrift der Ponapeworte folgt der englischen Phonetik und Schreibweise.

**Besuch der „Eugenie“ und „Novara“.** — Mit den kurzen eintägigen Besuchen zweier Kriegsschiffe, der schwedischen Fregatte »Eugenie« (22. November 1852) und der österreichischen Fregatte »Novara« (16. September 1858) nehmen die wissenschaftlichen Expeditionen und Berichte über Ponape auf lange hinaus ein Ende. Beide Berichte, die hier z. T. im Auszuge folgen, soweit sie zur Charakterisierung der Bewohner und der Verhältnisse auf Ponape der damaligen Zeit bemerkenswert sind, beziehen sich auf allgemeine geographische Schilderungen, etliche interessante ethnographische Beobachtungen, die Pockenepidemie und die Missionsarbeit. Die Novaraexpedition brachte obendrein die ersten brauchbaren Bilder von Ponape, nach der Natur gezeichnet, in vortrefflicher Ausführung, in nahezu photographischer Treue heim.

**Aus dem Berichte der „Eugenie“.** — »Eine Anzahl Eingeborener versammelte sich bald an unserm Landungsplatze. Sie hatten zwar in allen Hauptsachen dasselbe Aussehen, wie sämtliche Polynesier, die wir bereits beschrieben haben, jedoch glichen die Züge derselben schon mehr den eigentlichen Malaien, indem ihre Nasen platter und weniger hervortretend, als bei den Tahitiern, Tongesen und allen übrigen Inselbewohnern waren, wie sich auch ihr ganzer Körperbau als bedeutend zarter und kleiner auswies. Bei verschiedenen war die Augenlinie etwas geneigt, was auf den östlichen Inselgruppen durchaus nicht der Fall ist. Die Farbe war ungefähr dieselbe, wie die der Inu er<sup>①</sup> oder Bewohner der Ste wards-Inseln. Die Tracht bestand in einem Gürtel, an welchem ein schmaler Maro, so wie ein kurzer Weiberrock aus Grasgeflecht befestigt war. Der letztere entbehrte der besonderen Ausschmückung keineswegs, sondern war vielmehr mit Frangen von rotem Wollengarne verziert, wahrscheinlicher Weise die Reste von durch Tauschhandel von Seeleuten erworbenen wollenen Hemden, die auseinander getrennt und rings um den Leib mittelst Schnüre von Kokosnußbast befestigt waren und mit Troddeln von Gras und Wollengarn geschlossen wurden. Die Gürtel waren oft wirklich schön zu nennen, und hatten eingewebte Ränder und Muster und wollene Frangen und Zieraten von in kleine Ringe geformten Muschelschalen. Die Farben waren immer rot, schwarz und hellgelb.<sup>②</sup> . . . . . Außer dem erwähnten Kleidungsstück, welches von beiden Geschlechtern in ganz gleicher Weise benutzt wird, aber nicht selten auch fehlt, und sogar vorzugsweise bei dem zarten, wurden auch von verschiedenen Personen Ohrringe und Halsbänder getragen, die sehr nett aus Glasperlen, Muschelschalen, abgeschliffenen Platten derselben oder Steinen verfertigt waren. Wir erwähnten des zarten Geschlechtes, aber nach den Exemplaren zu urteilen, welche wir sahen, verdient es hier keineswegs einen solchen Namen. Alle waren klein und von kurzen Gliedern, ihre breiten Gesichter, zusammengedrückten Augen, große,

<sup>①</sup> Niue.

<sup>②</sup> Den Mitgliedern der »Eugenie« wurde erzählt, daß sie aus China eingeführt wurden, was jedoch von ihnen beim Vergleich mit den Gürteln aus Kusae angezweifelt wird. — Die Farben sind einheimische Erd- und Pflanzenfarben.

unförmliche Mäuler boten nichts Schönes dar, und ihre Körperformen entbehrten sogar gänzlich der blühenden Üppigkeit, die wir auf Tahiti und Tonga, als etwas Gewöhnliches bemerkt hatten. In den Ohren trugen sie Schmuck von verschiedener Beschaffenheit; der sonderbarste war eine Art kegelförmiger, hohler Stücke von Kokosnußschale, die in Löcher der Ohrläppchen gesteckt wurden, wodurch sich dieselben bis zu einer solchen Größe verlängert hatten, daß sie mindestens einen Zoll Durchmesser besaßen. Wenn diese sonderbaren Zieraten dann fortgenommen wurden, hingen die Ohrläppchen als zerrissene Fleischlappen von höchst widerwärtigem Aussehen herab. Im übrigen glich die Tracht der Weiber vollkommen der der Männer, jedoch hatte auch ein Paar Bekleidungen von baumwollenem Zeuge, wenn auch in derselben einfachen Weise. Man darf wohl nicht gar zu ausschließlich die ganze Bevölkerung der Insel nach der beschränkten Zahl Individuen, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, beurteilen, aber das schien uns gewiß, daß die Weiber hier ebenso feil waren, wie auf den von uns schon früher besuchten Inseln, und ihre Männer traten mehrere Male als Makler und Unterhändler für dieselben in dieser Art Angelegenheiten auf.

Es wurden von keinem der bei uns versammelten Inselbewohner irgend eine Art Waffen getragen. Sie sollen aus Speeren und Schleudern bestehen; aber viele unter den Häuptlingen und die reicheren Insulaner besitzen auch schon Feuerwaffen, mit deren Anwendung das Volk im allgemeinen recht gut bekannt zu sein schien. Keulen wurden hier garnicht benutzt, und Bogen kommen auch ebenso wenig vor, wenn nicht etwa als Spielzeug. . . . . Die Bewohner von Ponape sollen übrigens sämtlich von friedfertiger und sanftmütiger Gemütsart sein. . . . . Einige wenige Hütten befanden sich in der Nähe unseres Landungsplatzes; sie waren ganz schmal, in ihrer Form den auf Foa<sup>Q</sup> gebräuchlichen gleichend, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas über den Erdboden erhöht schienen. Die meisten waren von Anpflanzungen von Bananenbäumen umgeben, mit einer Umzäunung von Stangen geschützt und mit Schnüren von Kokosnußbast umwunden. Eine Spur von Industrie war nicht zu finden, aber nach der Nettigkeit und Sauberkeit zu urteilen, mit der sowohl der Gürtel, als Hemden, wie die oben erwähnten Schmuckgegenstände und andere Kleinigkeiten angefertigt waren, muß ihnen ein nicht ungewöhnlicher Grad von Geschicklichkeit eigentümlich sein.

Elephantiasis soll auf der Insel vorkommen, und es waren mehrere Individuen zu sehen, die mit flechtenartigen Ausschlägen und in Fäulnis übergehenden Wunden behaftet und bedeckt waren. . . . . Es wurde uns gesagt, daß diese Krankheit im Anfange ihres Auftretens leicht zu heilen wäre, wozu das Harz, welches aus dem Stamme des Brotfruchtbaumes ausschwitze, als Arznei verwendet würde. . . . . Geld ist unter der eingeborenen Bevölkerung bisher noch kaum gangbar, und man erhält alles, was man verlangt, zu weit billigeren Preisen durch Tausch gegen baum-

<sup>Q</sup>Tonga-Gruppe.

wollene Zeuge, Eisenwaren, Munition und Tabak. Während unseres Aufenthaltes im Lande wurde ein lebhafter Handel mit Muscheln, Schmucksachen und andern Kleinigkeiten getrieben.

Ebenso wie auf den meisten andern Inseln des Stillen Meeres hat sich auch hier auf diesem Eilande eine Anzahl entlaufener Matrosen eingenistet. Von den dreißig, die dem Gerüchte nach hier ansässig sein sollen, konnten wir nur mit zweien Bekanntschaft machen. . . . . die meisten sind große Schelme und größtenteils die Anstifter oder mindestens die entfernte Ursache zu den Übertreibungen und Plünderungen, denen die hierher kommenden kleinen Fahrzeuge oft genug ausgesetzt sind, deren Zweck bei dem Besuche dieser entlegenen Fahrwasser ein höchst eigentümlicher Handel mit allerlei europäischen Waren ist, gegen welche sie sich Trepang, Schildkröten-schalen, Perlen, Perlmutter, Sandelholz und einige kleinere für sie Wert besitzende Artikel eintauschten. . . . .

Außer den auf der Insel eigentlich ansässigen Ausländern hielt sich für jetzt auch ein Deutscher, mit Namen »Overbeck« dort auf, der sich in der Nähe des Hafens damit beschäftigte Trepang zu fischen, wobei ihm die Eingeborenen gegen eine geringe Bezahlung freiwillig fleißigen Beistand leisteten. Ein Paar amerikanische Missionare sollen auch hier ansässig sein, aber in ihrem heiligen Werke bisher keinen Erfolg erzielt haben.«

#### Besuch der österreichischen Fregatte „Novara“ auf Ponape<sup>①</sup> (*Puynipet*).

»Als wir am 16. September 1858 nur noch fünf bis sechs Seemeilen von der, erst im Jahre 1828 durch den russischen Admiral LÜTKE entdeckten Insel Ponape (*Puynipet*) [Bonabe, Bonibet, Funopet, von den Franzosen Ascension genannt] entfernt waren, und uns in der Nähe des Matolenim-Hafen (sogenannten *Middle-Harbour*) befanden, wurde ein Boot von europäischer Konstruktion bemerkt, das gegen die Fregatte steuerte. Erst zwei Stunden später legte dasselbe mit vier braunen Eingeborenen und einem Weißen an, der auf's Deck kam und dem Kommandanten seine Dienste als Pilot anbot. Es war ein Nordamerikaner, namens Alexander JELLET,<sup>②</sup> welcher bereits seit zwanzig Jahren als Schmied und Zimmermann auf der Insel lebte und nebenbei auch das Geschäft eines Piloten für den Hafen, in dem er wohnte, versah. Bald darauf umschwärmte uns eine große Anzahl von Eingeborenen in zierlichen, rot angestrichenen Kanus aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern, welche ganz eigentümliche, gerüstartige Stützen haben, so daß in der Mitte des Kanus eine Art Plattform entsteht, auf der gewöhnlich der Häuptling sitzt und welche bei festlichen Anlässen sogar als ein kleiner Tanzboden benutzt werden soll. Die aus Matten verfertigten Segel waren dreieckig und zwar im Winkel zwischen zwei Bambusstangen auf-

<sup>①</sup> Des besseren Verständnisses wegen sind die heute gebräuchlichen Namen und Bezeichnungen anstelle der im Texte gegebenen eingesetzt. Diese werden jeweilig beim ersten Male in Klammern beigefügt.

<sup>②</sup> Nicht »Jellet« sondern Yelirt, Schwiegervater von Kubary.

gespannt, indes eine dritte den Mast ersetzte und von einem aus der Besatzung, dem herrschenden Winde gemäß, bald an diesem, bald an jenem Ende des Fahrzeuges aufgestellt wurde. Während einige in ihren schmalen Fahrzeugen trotz unserer ziemlich schnellen Fahrt an die Fregatte anzulegen versuchten, wie Parasiten sich an einen Hai festsetzen, folgten andere in einiger Entfernung gleich Delphinen, diesen treuen Begleitern der Schiffe, bis zum nächsten Hafen. Die Eingeborenen waren, mit Ausnahme eines Rökkchens aus den Blättern der Kokospalme, nackt und sahen ziemlich gutmütig aus. Am Kopfe trugen sie eine Art weit vorstehenden Schirm, ebenfalls aus Palmenblättern verfertigt, welcher offenbar nur dazu diente, das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und in der Form vielleicht am besten mit jenen Schirmen verglichen werden mag, welche bei uns das Alter oder die schwachäugige Jugend zum Schutze gegen grelles Lampenlicht zu tragen pflegt. Unter den Eingeborenen, die uns in ihren Kanus das Geleite gaben, befanden sich zwei, welche durch ihre schöne Gestalt, ihre lichte Hautfarbe und ihre völlig europäischen Züge besonders auffielen. Es waren die Söhne eines Engländers, namens HADLEY, welcher seit vielen Jahren auf der östlich von Ponape gelegenen Mutok-Insel (*Mudock*.) als Pilot und Fischer lebte und sich mit einer Eingeborenen verheiratet hatte. Vor kurzem erst war HADLEY mit einigen hundert Pfund Schildpatt und etwas Barschaft nach Hongkong gesegelt und wollte von dort nach England gehen. Seine beiden Söhne hatte er der Sorge eines europäischen Ansiedlers vertraut, welcher auch seinen Posten als Pilot auf der Mutok-Insel übernahm, und allem Anschein nach dürfte Hadley trotz den Banden der Familie, welche ihn an dieses Eiland knüpfen, nicht wiederkehren.

Während wir nun an der Westseite der Insel in einer Entfernung von 1 bis 1 1/2 Meilen von den Korallenriffen segelten, wurde Jellet von allen Seiten mit Fragen der verschiedensten Art bestürmt, und wir erfuhren jetzt unter anderm, daß der meiste Verkehr fremder Schiffe mit dem 15 bis 20 englische Meilen entfernten Roien Kiti (*Roan Kiddi*) oder Leehafen und dem 6 bis 7 Meilen östlich von Roien Kiti gelegenen Matolenim (*Metelenim*) oder Wetterhafen bestehe. Zur Zeit des Nordostpassates (von November bis April) kommen gegen 50 bis 60 nordamerikanische Walfänger nach Ponape, um daselbst Wasser und Holz einzunehmen, und sich mit Lebensmitteln, namentlich mit Yams, Taro, süßen Kartoffeln, Hühnern und Schweinen zu versehen. Auch Schiffe, welche von Sydney nach China bestimmt sind, ziehen in dieser Jahreszeit die Fahrt durch den Stillen Ozean der südlichen Route um Australien und durch die Sundastraße, oder der gefährlichen Passage durch die Torresstraße vor und machen dadurch in der Regel eine schnelle Fahrt. So hat die schwedische Kriegskorvette »Eugenie« auf ihrer Reise um die Erde im November 1852 den nicht weniger als 5000 Meilen langen Weg von Sydney nach Hongkong in der überraschend kurzen Frist von 37 Tagen zurückgelegt.

Die Zahl der Eingeborenen der 60 Meilen umfassenden Insel schätzte Jellet auf ungefähr 2000 Seelen. In früheren Jahren betrug sie über 5000 Seelen, aber die



Blatternseuche hatte seither furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung angerichtet. Die Umstände, unter welchen diese schauerliche Krankheit zum ersten Male auftrat, liefern zur Geschichte der Verbreitung von Seuchen im allgemeinen sowohl, wie zur Frage der Vaccination einen höchst lehrreichen Beitrag.

Im Jahre 1854 war das englische Barkschiff ›Delta‹ mit einem, an bösartigen Blattern leidenden Kranken nach dem Roi en Kiti-Hafen gekommen. Die weißen Ansiedler, welche zu jener Zeit daselbst lebten und die Furchtbarkeit jener Krankheit kannten, drangen in den eingeborenen Häuptling, dem Kapitän den Aufenthalt zu verweigern und ihn zu zwingen, sogleich wieder unter Segel zu gehen. Dieser aber schien entschlossen, den Kranken auf der Insel zurückzulassen. Als er die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen ihn und die Mannschaft seines Schiffes erfuhr und bemerkte, daß die Bevölkerung den Kranken weder freiwillig aufnehmen noch ihm und seiner Mannschaft Lebensmittel verabreichen würde, benutzte er die Ruhe und Dunkelheit der Nacht, um den blatternkranken Matrosen nebst dessen Habseligkeiten am Ufer auszusetzen und bei Tagesanbruch weiter zu segeln. Am nächsten Morgen fanden die Eingeborenen den armen Matrosen leidend und hilflos am Ufersande hingestreckt, während das Barkschiff wieder verschwunden war. Der Unwille gegen den Kapitän verwandelte sich jetzt in Mitleid und Teilnahme für den hilflosen Kranken; man bereitete in einer benachbarten Hütte ein Lager und pflegte ihn so gut, als es eben die Umstände gestatteten; seine Habseligkeiten aber, größtenteils in Wäsche und Kleidungsstücken bestehend, wurden von dem diebischen Volke rasch über die Insel verschleppt. Wenige Wochen nach diesem Vorfall brach die Blatternseuche mit grauenerregender Heftigkeit aus und wütete fünf Monate hindurch auf die entsetzlichste Weise. Fast jeder Eingeborene wurde davon befallen und von 5000 Bewohnern erlagen 3000 der Epidemie. Der Matrose aber, welcher die erste Veranlassung zu all diesem Unheil gab, genas vollkommen. Unstreitig hatten seine, nach allen Theilen der Insel verstreuten Kleidungsstücke wesentlich zur schnellen Verbreitung des Kontagiums beigetragen. Von den 30 weißen Ansiedlern, welche zu jener Zeit auf Ponape lebten und sämtlich geimpft waren, erkrankte bloß ein Einziger an den Blattern und auch dieser genas rasch wieder. Im August 1854 verschwand die Seuche eben so schnell wie sie erschienen war und hat seither Ponape mit einem zweiten Besuche verschont; aber allenthalben sieht man noch in den Gesichtern und Körpern der Eingeborenen zahlreiche Spuren ihrer Verheerungen.

Während dieser Mittheilungen waren wir dem Roi en Kiti-Hafen an der Südwestseite der Insel bereits ziemlich nahe gekommen und JELLET meinte nun, er könne uns nicht mehr weiter führen, . . . . . daselbst ebenfalls ein Pilot wohne, den er ungern um einen Erwerb bringen möchte. In der That näherte sich jetzt ein zweites Boot der Fregatte, welches den eigentlichen Piloten des Roi en Kiti-Hafens, einen Neger aus Virginien, namens Johnson, an Bord hatte. Der wackere alte JELLET verabschiedete sich und kehrte in seinem Boote nach dem T š ö k e š -Hafen zurück. Sehnsüchtig blickten

wir dem Lande entgegen, wo es uns zum ersten Male vergönnt sein sollte, die Wunder ozeanischer Korallenbauten zu schauen. Denn Ponape ist eins der schönsten Beispiele unter den, von »Wallriffen« regelmäßig umschlossenen hohen Inseln des großen Ozeans, während die Mehrzahl der übrigen Eilande meist nur aus niederen Atoll-Inseln besteht. Leider blieb der Wind schwach und veränderlich; der Himmel sah so finster und drohend aus, daß wir uns wieder von Ponape entfernen und gegen Südost steuern mußten, um im Laufe der Nacht den Riffen nicht zu nahe zu kommen. Gegen Morgen näherten wir uns wieder mit einer Brise aus West langsam der Insel, von welcher wir uns 15 Meilen entfernt hatten. Allmählich wurden die kleinen Wald- oder Felsinseln wieder sichtbar, welche nördlich von der bis zu 2860 Fuß ansteigenden, zentralen Hauptmasse noch innerhalb des, die hohe Insel ringförmig in einem Abstände von 1 bis 2 Meilen einschließenden Wallriffes liegen. Mit leichter, wechselnder Westbrise den ganzen Tag lavierend, hatten wir uns gegen Abend bereits so weit dem Ankerplatze genähert, daß alle Aussicht vorhanden war, mit einem letzten Gang denselben noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, als plötzlich die Brise schralte, schwächer wurde und uns neuerdings zwang, die Nacht in geziemender Entfernung von der Insel unter Segel zuzubringen. Endlich am 18. September schien eine frische, westliche Brise unser Einlaufen begünstigen zu wollen.

Die erloschene Vulkaninsel lag ganz wolkenfrei vor uns, dicht mit üppigstem Grün bedeckt. Nur an der nordöstlichen Ecke zeigte sich ein weit vorspringender, vielleicht 1000 Fuß hoher, castelförmiger, nackter Fels, mit senkrechten Wänden aufsteigend und oben horizontal abgeschnitten<sup>⓪</sup>, welchen man uns als ein kleines, durch einen schmalen Kanal von der Hauptinsel getrenntes Eiland Tšökeš (*Dochokoits*) bezeichnete. Allmählich wurden zu beiden Seiten der Insel am Horizonte einzelne dunkle Punkte sichtbar, die nach und nach sich mehrend und näher aneinander rückend, gleich einer dicht über dem Horizont in der Luft ausgespannten Perlenschnur sich ausnahmen; und daneben erhoben sich plötzlich und verschwanden wieder ebenso schnell feine weiße Wölkchen über der dunklen, schwarzblauen Meeresfläche, hier und da aufflackernd wie Flammen. Es war dies das erste Erscheinen der Riff-Inseln und der brandenden Korallenriffe, wie sie sich durch den Effekt der Luftspiegelung überall zeigen, wo, wie in den tropischen Meeren fast gewöhnlich, die Temperatur des Wassers an der Oberfläche und infolge dessen auch jene der zunächst darüber liegenden Luftschichten eine größere ist, als die der höheren Schichten. Als wir uns bis auf ungefähr zwei Meilen genähert hatten, waren die dunklen Punkte zu grünen Kokos-Hainen zusammengeflossen, welche stellenweise das erstere Riff zieren und die Wölkchen erschienen jetzt als ein zusammenhängender Streifen einer furchtbar aufschäumenden, blendend weißen Brandung, welche den auf- und abwogenden Ozean von dem lichterem, ruhigen Wasserspiegel des breiten Kanals trennte, der innerhalb des ringförmigen Korallenriffes jene merkwürdige natürliche Wasserstraße bildet, auf welcher die Eingeborenen selbst

<sup>⓪</sup> Paipaläp.

mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen, geschützt vor dem Wogendrange des Ozeans, rings um die Inseln segeln können, und der an jener Stelle, wo er tief genug ist und eine Öffnung des Riffes die Einfahrt von außen gestattet, sogar größeren Schiffen einen sicheren Hafen bietet. (Nach unseren, von Bord aus gemachten Beobachtungen  $6^{\circ} 47'$  ndl. Br.,  $158^{\circ} 13'3''$  östl. L.)

Wir versuchten nun zwischen den kleinen, mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen üppig bewachsenen Nālāp (*Nahlap*)-Inseln im Westen und den heftig brandenden, nur mit niederem Gebüsch bedeckten Korallenfelsmassen des Namāur (*Sandy*)-Eilandes<sup>Ⓞ</sup> im Osten die Einfahrt zu gewinnen. Allein bald ward uns neuërdings Halt geboten. Um in die eigentliche Hafenbucht, welche wie ein künstlich ausgemauertes, riesiges Wasserbecken mitten zwischen den bis ans Niveau des Meeres reichenden Korallenbänken lag, zu gelangen, mußten wir einen sehr schmalen, kaum 300 Fuß breiten Kanal durch die Riffe passieren, welcher zwar durch die Färbung des vollkommen ruhigen Wassers und durch ausgesteckte Marken deutlich bezeichnet ist, aber zuerst west-, dann nordwärts fährt und daher bei dem eben wehenden westlichen Winde für uns unzugänglich war. Es blieb nichts anderes übrig als auf dem Flecke, auf dem wir uns befanden, in 35 Faden, auf nacktem Korallenfels zu ankern. Die Sorge für die Sicherheit des Schiffes gestattete nicht in dieser Position zu verbleiben. Während die Fregatte wieder versuchte unter Segel zu gehen, wurde mit dem Boote die Rekognoszierung des Hafens und der Insel unternommen.

Gegen neun Uhr früh fuhr der Commodore, begleitet von einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Kommission, in einer schlanken, flachen, für solche Zwecke ungemeyn vorteilhaften venetianischen Gondel an's Land. Wenn man die beiden Nālāp-Inseln und das sogenannte sandige Eiland passiert hat, gelangt man in einen 100 Klafter langen, kaum 80 Klafter breiten Kanal, welcher ins Innere dieses großartigen, von Schaltern aufgebauten und von dreifachen Korallenmauern umgebenen Beckens führt, ein unabsehbarer spiegelglatter Teich, in dem ein Schiff still und ruhig liegt wie in einem Dock. Eine schwimmende Boje bezeichnet im Südwesten des Kanals eine, durch einen gesunkenen Fels gefährliche Stelle. Jenseits der Korallenriffe erblickt man die Gruppe der sehr niederen, aber dicht mit Bäumen bedeckten Ant- (*Ants*)-Inseln. Obschon unser venetianisches Fahrzeug sehr geringen Tiefgang hatte, so fanden wir doch, in dem Maße, als wir dem Ufer näher kamen, große Schwierigkeiten, weiter vorwärts zu gelangen. Die Ebbe, welche eben herrschte, trug noch mehr bei die Fahrt zu erschweren. Jeden Augenblick berührte die Gondel Sandboden oder Felsen. Wir mußten daher die ursprüngliche Absicht aufgeben, in der Richtung nach den Hütten zu steuern, welche ganz nahe am Ufer unter Kokospalmen sichtbar wurden. Tiefere, fahrbare Kanäle aufsuchend, gelangten wir in eine östlicher gelegene Flußmündung, welche zu beiden Seiten auf niederem, sumpfigem Boden dichter Mangrowewald umgibt; aber unsere Versuche, durch das Dickicht nach den Hütten

<sup>Ⓞ</sup> Im Taifun 1905 untergegangen.

zu dringen, blieben vergeblich, indem der ganze Boden von den eigentlichen Wurzel-ausschüssen der Mangrowen wie mit spitzen Pflöcken ausgeschlagen erschien. Nachdem wir eine kurze Strecke in dem Mangrove-Kanal, von dem mehrere kleine Seitenkanäle, zum Teil wie künstlich angelegt, abzweigten, aufwärts gerudert waren, kehrten wir, da sich die Landschaft nicht veränderte und keine weiteren Spuren einer Ansiedlung sich zeigten, wieder um und bemühten uns nun dicht am Lande hin, wo das Wasser etwas tiefer war, zu den bereits erwähnten Hütten zu gelangen. In diesem Beginnen wurden wir durch einen weißen Ansiedler unterstützt, welcher uns vom Ufer aus mit den Händen die einzuschlagende Richtung durch dieses Korallen-Labyrinth andeutete, um in einem minder seichten Fahrwasser einen der wenigen Punkte zu erreichen, wo eine Landung möglich war. Denn fast allenthalben am Ufer verhiinderten oder erschwerten die Mangrowen mit ihren eigentümlichen Gestalten von Luftwurzeln das Anlegen von Booten, und selbst die Eingeborenen sind in dieser Beziehung auf jene Stellen beschränkt, wo Flüsse oder andere natürliche Kanäle einen Zugang öffnen. Dicht am Strande<sup>Q</sup> standen drei Hütten aus Holz und Bambusrohr mit Palmstroh gedeckt. Es war eine kleine Ansiedlung von Weißen, welche ein gar seltsames Geschick nach dieser einsamen Insel geschleudert zu haben schien, und die sich nun als Holzfäller, Schmiede, Fischer usw. nährten. Die Ansiedler hießen den Ort Rōi (*Rēi*.) Die erste Hütte, in die wir eintraten, war von einem Schottländer bewohnt, der sich »Doktor COOK« nannte und ärztliche Praxis übte. Derselbe lebte bereits seit 26 Jahren (1832) auf der Insel; seine Hütte bestand aus drei großen Räumen, welche bloß bis zu einer gewissen Höhe durch dünne Holzwände abgeteilt waren, so daß oberhalb die Luft frei durch die ganze Hütte zu streifen vermochte. Diese war nett und wohnlich eingerichtet; im ersten Raume, der dem Aussehen nach als Ordinationszimmer diente, stand eine Anzahl etikettierter Medizinflaschen und Tiegel, welche gleich im ersten Augenblick das Geschäft des Eigentümers verrieten. Der alte COOK, hoch in die Fünfzig, mit bleichen, fahlen, abgelebten Zügen und silberweißem, langem Bart, in eine grobwollene Jacke gekleidet, den großen breitkrämpigen, abgenutzten Strohhut tief in die gefurchte Stirn gedrückt, hatte ganz die träge, unbewegliche Haltung der Eingeborenen angenommen. Nichts störte, nichts überraschte ihn; es bedurfte stets geraumer Zeit, um eine an ihn gerichtete Frage beantwortet zu erhalten. Auch die weißen Bewohner der benachbarten Hütten waren nicht viel mitteilbarer; sie zeigten alle in ihrem Benehmen eine gewisse Befangenheit, welche gerade nicht auf ein sehr tadelloses Vorleben schließen ließ. Die meisten von ihnen waren von einer Anzahl weiblicher Eingeborenen umgeben, welche den ganzen Körper mit einem, aus der intensivgelben *Curcuma longa* bereiteten Pulver bestreut hatten und bloß ein Stück bunten Kaliko um die Lenden trugen, während schöne gelbe Blüten ihr langes schwarzes Haar schmückten.

<sup>Q</sup> Sakar en iäp.

Wir verfolgten einen kleinen Fußpfad, welcher hinter den Ansiedlerhütten einen sanft aufsteigenden Hügel hinanführt und sahen uns bald von nichts als Brotfruchtbäumen und Pisangsträuchern umgeben, während da und dort ein schwarzer Basaltblock aus der roten, lehmigen Erde hervorragte und zierliche kleine Eidechsen mit metallisch schimmerndem, saphirblauem Schweife pfeilschnell über die Steine hinschossen. Das vorherrschende Gestein ist, wie bei fast allen vulkanischen Inseln des pazifischen Ozeans, eine olivin- und augitreiche Basaltlava in verschiedenen Strukturabänderungen. Auf der Höhe des Hügels angelangt, trafen wir eine einsame ärmliche Hütte. Ein Hund, einige Hühner und ein phlegmatisch im Schatten hingestreckter Eingeborener, den die fremde Europäergestalt, welche plötzlich vor ihm stand, kaum zum Aufstehen zu bewegen schien, waren die einzigen lebenden Wesen der Umgebung. Auf unser Ersuchen um Feuer kroch ein altes runzliches Mütterchen aus der Hütte hervor und reichte ein glühendes Holzstück. Die braune Alte wurde dafür mit einer Zigarre beschenkt, welche sie sogleich anzündete und mit sichtbarem Vergnügen rauchte. Als wir hierauf junge Kokosnüsse begehrten, um mit deren flüssigem Inhalte unsern Durst zu stillen, rief der Eingeborene, ohne sich von der Stelle zu rühren, einige Worte in den Wald hinein, aus dem rasch eine Antwort zurückschallte, und nun kamen kichernd und scherzend einige junge Mädchen und brachten das Gewünschte, frisch vom schlanken Palmenstamm geholt, nebst einem Zuckerrohrstengel und einer Ingwerwurzel (*Zingiber officinalis*). Alle diese Erfrischungen wurden uns unter vielem Lachen von den wenig scheuen, jungen, aber keineswegs hübschen Evas-töchtern gereicht, welche ein Geschenk von zwei Spiegeln in einen Zustand der ausgelassensten Freude versetzte. Als wir zu Cook's Hütte am Ufer zurückkamen, hatten mehrere Eingeborene Muscheln und frische Früchte zum Austausch gegen Tabak, den sie allen Gegenständen vorzogen, herbeigebracht, und besonders viel junge Weiber hatten sich eingefunden, welche aus kleinen umgehängten Säckchen auskramten, was sie am Morgen während der Ebbezeit an verschiedenen Seetieren gesammelt hatten.

Einer der weißen Ansiedler bot sich uns als Führer an, um den Rôien Kiti-Fluß hinauf nach dem zwei Meilen landeinwärts gelegenen eigentlichen Dorfe der Eingeborenen zu rudern,<sup>①</sup> wo der Häuptling des Rôien Kiti-Stammes haust, und wo sich auch einige nordamerikanische Missionare niedergelassen haben. Bevor wir in den Hauptfluß gelangten, welcher ungefähr 100 Fuß breit und zu beiden Seiten dicht bewaldet ist, mußten wir verschiedene Zweigarme und Kanäle passieren, die künstlich gegraben zu sein schienen und sich zwischen einer knorpeligen Decke von konisch in die Höhe ragenden Mangrowewurzeln in einem wunderlichen Zickzack durchschlangen. Bis ungefähr eine Meile landeinwärts dauerte der traurige, unschöne, sumpfige Mangrowewald, dann gewann die Vegetation an beiden Ufern des Flusses ein allgemein mannigfaltiges, wahrhaft tropisches Aussehen. Palmen, Brotfruchtbäume,

<sup>①</sup> 1910 war der Fluß nicht mehr befahrbar.

Pandanusse, Bananen, Papayas, Kaladien und Barringtonien bildeten die Hauptrepräsentanten dieser reizenden Waldflora. Das Tierleben der Insel schien minder reich und mannigfaltig. Größere Tiere fehlten ganz. Von Tauben, so wie von Strandläufern und Papageien sahen wir einige äußerst zierliche Arten, von welchen auch die Flinten der Jäger mehrere Exemplare für die zoologische Sammlung erwarben. Überall am Flußufer und auf den Hügeln rings umher lagen im Schatten der herrlichsten, reichsten Vegetation malerisch zerstreut die Behausungen der Eingeborenen. In der Nähe, wo der schöne Rô en Kiti-Fluß sich in's Meer ergießt, erhebt sich am linken Ufer das stattliche Missionshaus, ein Holzbau, welcher zugleich Kirche, Schule und Wohnung der Missionare umschließt. Daneben steht ein kleines, gemauertes Häuschen aus Stein, das zur Aufbewahrung von Provisionen dient. Leider befand sich der eigentliche Missionar, Mr. STURGES aus Pennsylvanien, gerade auf einer Inspektionsreise, und bloß dessen geistlicher Assistent (ein Eingeborener von den Sandwich-Inseln, welcher in den Vereinigten Staaten seine Erziehung genossen hatte) war mit seiner Familie anwesend. Ein dritter Missionar, ebenfalls ein Eingeborener<sup>Q</sup> der Sandwich-Inseln, lebt im sogenannten ›Weather harbour‹ (*Matolenim*) und soll sich daselbst auch fleißig mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen.

Die Mission, welche erst seit dem Jahre 1851 auf der Insel besteht, wird mit großem Aufwande erhalten. Ein eigener Schuner, Eigentum der amerikanischen Missionsgesellschaft, verkehrt regelmäßig mit den Stationen der benachbarten Inselgruppen und den Sandwichinseln und versieht die Missionare mit Provisionen und anderen Bedürfnissen. Diese rührigen, industriösen Männer haben in neuester Zeit Versuche gemacht, mehrere Gemüsearten, dann Tabak und Zuckerrohr in der Nähe ihrer Wohnhütten zu pflanzen, in der Absicht, durch die Erfolge die Eingeborenen zu einer ähnlichen Tätigkeit aufzumuntern. Die großartigen Mittel, über welche die protestantischen Missionare verfügen, so wie der Umstand, daß sie sich nicht bloß um das ewige, sondern auch um das zeitliche Wohl ihrer braunen Neophyten kümmern, in Krankheitsfällen ihnen Arznei reichen und sie pflegen, ihre Kinder unterrichten und in allen Nöten ihnen mit Rat und Tat an die Hand gehen, müssen als die Hauptursachen der raschen Verbreitung des Protestantismus' unter den Volksstämmen des Stillen Ozeans betrachtet werden. Wir haben Missionen gesehen, wo man Schule, Bethaus und Wohngebäude, aus Eisen konstruiert, aus den Vereinigten Staaten einfuhrte und der Missionar jährlich 2000 Dollars (4 400 Gulden) aus dem Missionsfonds bezieht. Was für ein erfreulicher Unterschied, verglichen mit der kummervollen Weise, in welcher katholische Mönche in überseeischen Missionen ihre Existenz zu fristen gezwungen sind! Unsäglichen Entbehrungen und Mühsalen ausgesetzt, ja oft selbst der größten Not preisgegeben, müssen die Hingebung und der Glaubenseifer dieser frommen Männer ebenso unsere innigste Bewunderung erregen, als der Anblick dieser Zustände geeignet erscheint, uns zum Nachdenken zu veranlassen über die

<sup>Q</sup>gemeint ist der Amerikaner REV. H. L. GULICK

großartige Opferwilligkeit der Bekenner des evangelischen Glaubens und den religiösen Indifferentismus, welcher sich unter der römisch-katholischen Christenheit von Tag zu Tag immer augenfälliger ausbreitet. —

Wir landeten an der Stelle, wo der Roi en Kiti-Fluß aufhört für andere Fahrzeuge als die ausgehöhlten Baumstämme der Eingeborenen schiffbar zu sein, und legten den Rest des Weges zum Wohnsitze des Häuptlings auf einem schmalen Waldpfade zu



Abb. 5. Boot- und Versammlungshaus in Roi en Kitti (heute verschwunden).

Fuß zurück. Dicht an diesem Landungsplatze steht ein sehr großes hallenartiges Gebäude, welches zum Versammlungsort der Eingeborenen bei besonderen Feierlichkeiten bestimmt ist. Zu beiden Seiten im Innern desselben sind für die Familien von Rang Schlafstellen angebracht und mit Strohgeflechten abgeteilt, den Kabinen an Bord eines Passagierschiffes nicht ganz unähnlich. Der mittlere Raum der Halle wird gewöhnlich von Sklaven und Dienern eingenommen, welche während dieser wilden Meetings geschäftig Trank und Speisen für die fremden Besucher bereiten. So oft eine Versammlung nötig erscheint, werden zu den verschiedenen Häuptlingen Boten entsendet, um deren Teilnahme nachzusuchen. In ganz dringenden Fällen geschieht dies, indem von den Boten in große Seemuscheln

geblasen wird. Sind die Häuptlinge versammelt, so setzt ihnen der König Zweck und Gegenstand der Beratung auseinander, und jedem Anwesenden steht es hierauf frei, seine Meinung auszusprechen. Manchmal sollen derartige Diskussionen sehr belebt sein, besonders wenn die Teilnehmer zu viel Kawa genossen haben; und dann ist es nur dem Dazwischentreten minder aufgeregter Häuptlinge zu danken, wenn die verschiedenen Sprecher in der Hitze des Streites nicht handgemein werden. Gegenwärtig war in dieser Art Gerichtshalle eine Anzahl von großen, langen, zierlichen, rötlich angestrichenen Kanus untergebracht, welche dem Bau vielmehr das Ansehen einer Scheune, als das einer Festhalle gaben<sup>①</sup>.

<sup>①</sup> Es wird Beschreibung eines Versammlungshauses, nāš, gegeben, das zeitweilig auch Sitz des Häuptlings und zugleich Aufbewahrungsort für die Großkanus ist.

Der Pfad zum Wohnsitze des Häuptlings führte durch eine prachtvolle Tropenlandschaft. Das Besitztum des Naneken (*Nannekin*) (in der Sprache der Eingeborenen so viel wie Herrscher<sup>①</sup>) war ganz nach europäischer Weise eingezäunt und der Zugang zu demselben durch einen hölzernen Torweg bezeichnet. Die große Wohnhütte, aus Holz und Rohr, ein längliches Viereck mit einem Dach aus Palmenblättern, auf 2—3 Fuß hohen steinernen Unterlagen erbaut, und mit zahlreichen großen Fensteröffnungen versehen, machte von außen einen sehr angenehmen, fast imposanten Eindruck; aber im Innern sah es leer, düftig, unordentlich aus. Eine Reihe hölzerner, unregelmäßig behauener, teilweise mit zierlichem Geflecht bedeckter Säulen, parallel mit den dünnen Rohrwänden hinlaufend, bildete einen kleinen Gang, in welchen jedoch ausgespannte Baumwollzeuge den Einblick verwehrten. Alle die verschiedenen Habseligkeiten der Familie hingen nachlässig an Stricken und Schnüren im weiten Raume



Abb. 6. Haus des Naneken en Kiti (später protestantische Schule, dann abgerissen).

rings umher, und in der Mitte desselben befand sich in der Erde eine Vertiefung, welche als Feuerherd diente. Von den Einrichtungsstücken fiel uns eine größere hölzerne Kiste mit Eisenwerkzeugen und ein höchst eigentümlicher, kleiner Webstuhl auf, an dem sich gerade ein buntes Band in Arbeit befand. Der Häuptling war abwesend und mußte erst gerufen werden. Dieser Umstand gab uns Gelegenheit, die Umgebung des Wohnhauses etwas näher zu besichtigen. In unmittelbarer Nähe desselben stand eine große Anzahl von Brotfruchtbäumen *doñdoñ* (*Dogdong*)<sup>②</sup>, deren Früchte bekanntlich die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmachen und welche letztere auf eine ganz eigentümliche Art längere Zeit aufzubewahren verstehen.

Die Brotfrüchte werden nämlich, sobald sie reif sind, der äußeren Schale entledigt und in kleine Stücke geschnitten. Hierauf graben die Eingeborenen Gruben bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die Erde und füttern diese wohl mit Bananenblättern aus, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Nach dieser Vorbereitung werden die-

<sup>①</sup> Der Naneken ist der erste Titelinhaber der 2. Häuptlingsreihe, der *šerišo*.

<sup>②</sup> *doñdoñ* ist die Brotfrucht mit Kernen zum Unterschied von *ma i*, der kernlosen Brotfrucht.



selben bis auf wenige Zoll von der Oberfläche mit den geschnittenen Brotfrüchten angefüllt, mit Bananenblättern zugedeckt und mit Steinen beschwert, um das Ganze gleichsam zu pressen. Dies macht die Gruben luft- und wasserdicht. Nach einer Weile tritt Gärung ein, und die Masse wird jungem Käse ähnlich. Die Hauptursache, warum die Eingeborenen die Brotfrüchte aufbewahren, ist, um Hungersnot zu verhüten, indem im Munde des Volkes die Sage lebt, daß vor undenklicher Zeit einmal ein heftiger Orkan wehte, der alle Brotfruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde riß, wodurch ein großer Nahrungsmangel entstand. Die Früchte lassen sich auf diese Weise mehrere Jahre genießbar erhalten, und trotz ihrem saueren Geschmacke und sehr üblen Geruche, wenn sie wieder aus der Erde genommen werden, gelten sie dennoch bei den Eingeborenen als eine sehr angenehme und nahrhafte Speise, wenn sie wohl geknetet, in Bananenblätter gehüllt, zwischen heißen Steinen gebacken sind. Außer Brotfrucht besteht die Nahrung der Eingeborenen aus Kokosnüssen, Zuckerrohr, Yamswurzeln, Tauben, Schildkröten, Fischen und Trepang, der schon erwähnten Seegurkenart, welche die Eingeborenen roh essen.

Auch Taro (*Caladium esculentum*), jenes schöne knollenwurzelige Gewächs aus der Familie der Aroideen mit seinen breiten, prächtigen Blättern, ferner der wilde Ingwer, sowie die teils zur Nahrung, teils zur Färbung der Körperhaut und der Baststoffe verwendete Gelbwurz (*Curcuma longa*) und die Kawapflanze (*Piper methysticum*) waren in der Besetzung des Naneken zahlreich vertreten.

Gleichwie auf den Südseeinseln wird auch auf Ponape der aus der Kawa gewonnene Saft zu einem berausenden Getränk verwendet, das namentlich bei Festlichkeiten eine wichtige Rolle spielt. Aber die Bereitungsweise ist eine appetitlichere, indem hier die Wurzel nicht wie auf den erwähnten Inseln im Frauenmunde gekaut, sondern auf einem großen Steine zerrieben, befeuchtet und sodann der Saft in kleine Kokoschalen ausgedrückt wird. Die erste Schale Kawa erhält der höchststehende Häuptling, oder, wenn er zugegen ist, der Oberpriester, welcher einige Gebete murmelt, bevor er davon trinkt.

Die aus der Wurzel dieser Pfefferart gewonnene Flüssigkeit hat eine bräunlich-gelbe Farbe,<sup>Ⓞ</sup> ungefähr wie Kaffee, in den man etwas Milch gegossen hat. Der Kawa-trunk schmeckt süß und angenehm, erhitzt den Magen und verursacht eine Art von Trunkenheit, die sich jedoch völlig von jener unterscheidet, welche alkoholische Getränke als Folge hat. Dem Kawagenuß ergebene Menschen taumeln weder wie Betrunkene, noch sprechen sie viel und laut, wenn sie berauscht sind. Zwar ergreift sie ein Zittern am ganzen Körper und ihr Gang wird langsam, aber sie bewahren vollkommen das Bewußtsein. Ist die Wirkung des Kawa in ihr letztes Stadium getreten, so fühlen sie eine außerordentliche Schwäche in allen Gelenken; Kopfweh sowie eine unwiderstehliche Neigung zu schlafen stellen sich ein und vollständigste Ruhe wird zur unabweisbaren Notwendigkeit.

<sup>Ⓞ</sup> infolge der eingeschwemmten Erdteile.

In früheren Zeiten besaßen auf einigen Inseln die Häuptlinge eigene Wächter, deren Hauptdienst darin bestand, die Umgebung des schlafenden Häuptlings in der vollkommensten Ruhe zu erhalten. Ein Hund, welcher zu bellen sich unterfing, ein Hahn, der zufällig krächte, wurde sogleich getötet. Ein zu häufiger oder fortgesetzter Genuß des Kawatrankes soll eine ganz eigentümliche Hautkrankheit zur Folge haben. Die alten Kawatrinker sehen düster oder trübsinnig aus, ihre Augen sind eingefallen, ihre Zähne stark gelb, ihre Haut ist trocken und schuppig und der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt; aber diejenigen, deren Wunden wieder heilen, zeigen mit Stolz die Narben davon. Jemehr ein Kawatrinker deren besitzt, desto höher steht er im Ansehen. Außer der Betäubung soll der Genuß der Kawa auch höchst erotische Träume hervorbringen.

Nach der Bodenbeschaffenheit Ponape's und den Mitteilungen zu urteilen, welche uns weiße Ansiedler über das Klima dieser Insel machten, dürften Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reis, Tabak usw. ganz gut auf derselben gedeihen. Zuckerrohr kommt schon jetzt in wildem Zustande vor und dient den Eingeborenen teilweise zur Nahrung, indem sie dessen Saft aussaugen.

Der Chef des Roi en Kiti-Stammes<sup>①</sup> ist ein schöner junger Mann von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, dunkelbrauner, fast bronzener Hautfarbe und freundlichem, einnehmendem Äußeren. Er war bis auf die übliche Schürze aus Palmenblättern und einen breiten roten Gürtel nackt und trug einen grünen Kranz im schlichten, glänzend schwarzen Kopfhaar und einen langen Stengel frischen Zuckerrohres in der rechten Hand. An Armen und Beinen war er zierlich tatauiert. Von einem roten türkischen Fez mit einer blauen Quaste, das wir ihm schenkten, verstand er ganz gut Gebrauch zu machen, und die schmucke Kopfbedeckung nahm sich auf seinem Haupte höchst malerisch aus. Als er die friedlichen Absichten unseres Besuches erfahren hatte, bat er uns, in sein Wohnhaus zu treten, was indes nicht so leicht auszuführen war, als man glauben sollte, indem das Innere desselben nur durch eine der zwei bis drei Fuß hohen parapetartigen Fensteröffnungen zugänglich ist. Aber Naneken zeigte uns den Weg, und wir folgten. Er hieß uns hierauf auf europäischen Stühlen niedersitzen und befahl seinem jungen hübschen Weibchen, uns Kokosmilch zu bringen. Es war das erste Mal, daß man uns diesen vortrefflichen Naturtrank in einem geschliffenen Trinkglase der Zivilisation kredenzte. Wie ganz anders mundet dieser köstliche Saft in der frischen, grünen Nußschale, als im künstlichen Gefäß fremdländischer Kultur! Die Eingeborenen von Ponape verstehen es nicht, die jungen Kokosnüsse mit derselben Geschicklichkeit durch einen Hieb zu öffnen wie die Bewohner der Nikobaren. Hier wird die Frucht abgeschält und mit großer Anstrengung ein Loch in dieselbe gebohrt, aus dem endlich das Wasser herausfließt — ein so weitläufiges, unbeholfenes Vorgehen, wie man es weit eher von einem Europäer, welcher zum ersten Male in seinem

<sup>①</sup> Der Naneken ist nicht der »Chef« des Stammes, sondern gewissermaßen als 2. Titelhäuptling im Range der beiden Häuptlingsreihen der »Außenminister.«

Leben eine Kokosnuß öffnet, als von einem Kinde des Tropenwaldes erwarten würde. Nachdem die Königin des Roi en Kiti-Stammes den fremden Gästen mit ihren zierlich kleinen Händchen das Kokoswasser gereicht hatte, setzte sie sich scherzend und lachend neben dem Häuptling auf die Erde nieder und versteckte sich zuweilen mit viel natürlicher Grazie hinter dem Rücken ihres jungen Ehemannes, wenn sie ein Lächeln über das Interesse nicht zu unterdrücken vermochte, welches wir an gewissen Gegenständen ihres einfachen Hausrates zu nehmen schienen. Nichts erregte mehr ihr Erstaunen, als daß uns einzelne Geflechte, Körbe, Fächer und dergl. dermaßen gefallen konnten, daß wir dieselben im Tausch gegen europäische Industrieartikel erwerben wollten. Auch die junge Königin trug gleich den übrigen weiblichen Eingeborenen nur ein ungefähr 5 Fuß langes Stück gelben Zeuges, *likau* (*likú*) um die Lenden gewunden, das bis zu den Knien reichte und mit dem einen Ende an der Hüfte befestigt war. Ihr schönes schwarzes Kopfgaar schmückte ein Kranz aus gelben Blüten<sup>Ⓞ</sup>, und ihr mit Kokosnußöl gesalbter Körper war reich mit dem Pulver der Gelbwurz<sup>Ⓞ</sup> bestreut. Füße und Vorderarme waren zierlich tatauiert.

Der Anzug oder vielmehr das Röckchen *kaol* (*godl*) der männlichen Eingeborenen ist aus den grünen Blättern der Kokospalme verfertigt, welche, gebleicht und in schmale Streifen geschlitzt, am oberen Ende mit einer Schnur befestigt und mit zahlreichen roten Tuchläppchen verziert werden. Ein solches Röckchen reicht gewöhnlich von den Hüften bis auf die Kniee und ist ungefähr zwei Fuß lang. Ein Mann muß, um vornehm und elegant gekleidet zu sein, wie es die Mode von Ponape will, mindestens sechs solcher Blätterröckchen um den Leib tragen. Die Frauen Ponape's färben den weißen Kaliko mit der Gelbwurz, deren Farbe ihnen besonders zu gefallen scheint. Den Oberkörper bedeckt meist ein buntes, leicht hingeworfenes Halstuch. Ihre schönen schwarzen Kopfgaare zieren sie mit den zarten Blüten der Kokospalme. An Feiertagen tragen die Frauen rote Kleider mit weißem Kaliko eingefärbt. Die zum Christentume bekehrten Eingeborenen sind jedoch nach europäischer Sitte gekleidet, obwohl auch hier noch manches Kleidungsstück fehlt, um einen Eingeborenen von Ponape oder seine Enehälfte salonfähig zu machen.

Sowohl Männer als Frauen sind gewöhnlich von den Lenden bis zu den Knöcheln und von den Ellbogen bis zu den Handgelenken tatauiert. Diese seltsame Sitte wird an beiden Geschlechtern in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren durch alte Weiber vorgenommen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen. Den dazu nötigen bläulichen Färbestoff gewinnen die Eingeborenen aus der häufigen, nußartigen Frucht der *Aleurites triloba*, welche sie am Feuer erhitzen und hierauf die dadurch sich bildende harzige Kruste abschaben. Die Operation wird mittels eines, aus den spitzen Nadeln einer Pinusart oder aus Fischknochen verfertigten Instrumentes ausgeführt, indem dasselbe auf die Haut angesetzt und sodann mit einem Stäbchen darauf ge-

Ⓞ *Curcuma longa* von den Eingeborenen *kiš en iän* (*kitschi-néang*) genannt.

Ⓞ *Fragaea*-Blüten.

schlagen wird, bis die ganze Zeichnung auf dem Körper vollkommen vollendet ist. Außer der bereits erwähnten Gelbwurz sahen wir nur noch einen roten Färbestoff, welcher wahrscheinlich von der weit verbreiteten *Bixa orellana* herrührt und von den Eingeborenen zum Anstreichen ihrer Kanus benützt wird.

Viele Eingeborene sind durch einen häßlichen, fischschuppenartigen Hautausschlag (Ichthyosis)<sup>①</sup> entsetzt, scheinen aber davon keinerlei Unbehagen zu fühlen. Einige Reisende wollen diesen Umstand dem übermäßigen Genuß von rohen, ungekochten Fischen zuschreiben. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit auf allen Inseln in der Nähe des Äquators vorkommt und von Kapitän CHEYNE sogar auf den Palau-Inseln getroffen wurde. Dieser scharfsinnige Beobachter hatte einmal einen Eingeborenen aus Ponape vier Monate hindurch als Diener, dessen ganzer Körper mit diesem Ausschlage bedeckt war und der angeblich jede Spur davon verlor, nachdem er sich eine Zeit hindurch hauptsächlich von Salzfleisch und Vegetabilien genährt hatte. Außer dieser Hautkrankheit sind die Eingeborenen am häufigsten dem Skorbut und Wechselfieber unterworfen. Dagegen sollen die meisten Säuglinge von einer häßlichen, den ›Yaws‹ (Framboesie) ähnlichen, aussatzartigen Krankheit befallen werden, welche die Eingeborenen kēš (»Kentsch«) nennen, und die sich wieder verliert, wenn das Kind das vierte oder fünfte Jahr erreicht. Die durch diese Übel entstehenden Wunden lassen, wenn sie heilen, auf der Haut Narben zurück, welche mit jenen durch Impfung verursachten leicht verwechselt werden können.

Naneken, obschon König seines Stammes<sup>②</sup>, schien gleichwohl im allgemeinen keinen besonderen Einfluß auf den Willen des Einzelnen zu besitzen. So z. B. waren wir Augenzeugen, wie derselbe ein paar junge Eingeborene nicht vermögen konnte, einige Fruchtstöcke von Bananen, die wir eingetauscht hatten, bis zum Landungsplatze zu tragen. Dagegen scheint er in allem, was den Handel mit Fremden betrifft, die ausschlaggebende Stimme zu haben. Ein jeder Eingeborene, der an uns etwas verhandelte, war stets mit dem Werte einverstanden, den Naneken für die einzelnen Gegenstände bestimmte.

Geld ist auf Ponape ein noch wenig bekannter Wertmesser. Nur die daselbst lebenden Weißen und die Häuptlinge nehmen englische und nordamerikanische Münzen an; aber im allgemeinen würde einem Eingeborenen für einen blanken Dollar nicht feil sein, was er leicht und gern für ein Stück Kautabak oder ein Taschenmesser hingibt. Die vorteilhaftesten Tauschartikel im Verkehre mit den Eingeborenen sind buntfarbige Kalikotücher, rote Hemden, Hacken, Messer, Äxte, lange Säbelklingen, Musketen, Munition, Zwieback, alte Kleider und Tabak.

Von letzterem ist der amerikanische Kautabak (der sogenannte Cavendish oder Negro-head) in länglichen Stücken der beliebteste. Die Ponapeleute besitzen weder eine besondere Vorliebe für Zigarren, noch bedienen sie sich der Pfeife, sie kauen

<sup>①</sup>Ringwurm.

<sup>②</sup>vgl. Anmerkung S. 157 u. 159.

11 Hambruch: Ponape.

bloß leidenschaftlich Tabak, während ihnen Betel fremd ist, daher sie auch alle schöne blendend weiße Zähne haben.

Im ganzen leben auf der Insel fünf von einander völlig unabhängige Stämme; Der Roi en Kiti- (*Roankiddi-*), der Matölenim- (*Metelenien-*), der Nót-, der Tšökeš- (*Tschoköits-*) und der Auäk- (*Awúak-*) Stamm<sup>①</sup>, welche indess zusammen kaum viel mehr als 1500 Seelen ausmachen dürften. Der verhältnismäßig zahlreichste und wichtigste unter ihnen ist der Roi en Kiti-Stamm.<sup>②</sup>

Jeder König hat, wie man uns erzählte, seinen Minister, dessen Macht fast der des Häuptlings gleichkommt<sup>③</sup>. Dem Minister im Range zunächst stehen die Adeligen, welche folgende seltsam klingende Titel führen: Tāṽk (*Talk*), Uaršái (*Waschy*), Nanpéi (*Nanaby*), Noš (*Noatsch*), Šāu en tšāp (*Schu-Schabert*), Keróu eni uen (*Groenwani*)<sup>④</sup>; nach ihnen kommen solche, welche nicht von adeliger Geburt sind, sondern sich diese Titel erst durch tapfere Taten erworben und Land zum Geschenke erhalten haben. Beim Ableben des Häuptlings folgt ihm der Adelige, der den Rang eines Tāṽk (*Talk*) hat<sup>⑤</sup>, in der Regierung, und die anderen Adeligen rücken um eine Stufe hinauf. Der Häuptling hat das Recht, bei seinem Tode frei über sein Land zu verfügen. In der Regel hinterläßt er es seinen Söhnen, hat er keine, so erbt es der im Range ihm nächststehende Häuptling. Zwischen dem Könige und den Häuptlingen bestehen äußerst zarte patriarchalische Sitten. So z. B. werden die ersten reifen Brotfrüchte dem Könige zum Geschenk dargebracht. So oft ein Häuptling ein neues Schildkröten- oder Fischnetz dem Meere vertraut, wird die Ausbeute während einer gewissen Anzahl von Tagen dem Könige gesandt. Ein anderes Zeichen der Achtung, welches man dem Könige, sowie alle Niederen den Höheren zollen, besteht darin, daß, wenn ein Eingeborener in seinem Kanu einem Höheren begegnet, der erstere sich niedersetzt, bis letzterer vorbeizog, und mit der dem Ausleger entgegengesetzten Seite des Kanus sich nähert, um die Standesperson in das Fahrzeug aufnehmen zu können, für den Fall, als dieselbe dies wünschen sollte.

Die U- und Tšökešleute lebten zur Zeit unseres Besuches bereits seit sechs Monaten im Krieg mit einander, und es ist bezeichnend für den Mut und die Kühnheit beider Parteien, daß noch kein einziger der Kriegführenden auch nur leicht verwundet worden war. Ihre Waffen bestehen hauptsächlich aus Speeren von hartem Holze und 6 Fuß Länge, an deren oberem Ende statt der üblichen eisernen Spitze, Fischknochen, Dornen oder scharfgespitzte Muscheln befestigt sind und die sie mit großer Geschicklichkeit mit der Hand zu werfen verstehen; ferner aus Hacken, langen Messern und alten Musketen, welche sie von Walfischfängern gegen Yams und Schildpatt eintauschen. Es sollen dormalen an 1500 Stück Musketen auf der ganzen Insel vorhanden sein,

① Statt Auak-Stamm ist U-Stamm zu lesen.

② Der stärkste Stamm ist der Matölenim-Stamm.

③ Der Naneken.

④ Die Titelfolge stimmt nicht.

⑤ Der Uaršái ist der Nachfolger.

und jeder Eingeborene mindestens eine, manche Häuptlinge sogar drei Musketen mit reichlicher Munition besitzen. Seltsamerweise sind seit der Einführung dieser gefürchteten Waffe die Kriege unter ihnen viel seltener geworden, und die tödliche Wirkung der Feuerwaffe hat nicht wenig zur Förderung der Eintracht und des Friedens zwischen den verschiedenen Stämmen beigetragen. Ihre Krieger werden aus den kräftigsten Männern des Stammes gewählt, sie handeln im der Regel gegen Frauen und Kinder ziemlich rücksichtsvoll, indem sie dieselben fast immer schonen. Wünscht einer der streitenden Teile Frieden zu schließen, so schickt er durch eine neutrale Person einige Kawawurzeln an den König des feindlichen Stammes. Werden diese angenommen, so ist der Krieg als beendet zu betrachten und eine Reihe freundschaftlicher Besuche wird hierauf zwischen den Häuptlingen der beiden Stämme gewechselt, welche gemeinlich mit Festlichkeiten und Kawagelagen verbunden sind.

Was die Angabe früherer Reisender betrifft, daß die Insel von zwei völlig verschiedenen Rassen, nämlich von einer gelben und einer schwarzen bewohnt werde, haben wir nichts gesehen oder erfahren, wodurch diese Vermutung bestätigt würde. Vielmehr scheint der Unterschied der Eingeborenen in Hautfarbe und Form der Haare ausschließlich nur durch die vielfachen Kreuzungen verursacht zu sein, welche daselbst vorkommen, und die in früheren Zeiten noch weit häufiger stattgefunden haben müssen. Die dermalige Bevölkerung der Insel besteht aus Weißen, Negern und gelblich-braunen Urbewohnern, welche, gleichwie sie einen, dem polynesischen verwandten Dialekt sprechen, auch dem malaio-polynesischen Stamme anzugehören scheinen. Die weißen Ansiedler sind gegenwärtig Engländer und Nordamerikaner; früher waren es Spanier und Portugiesen, welche mit den Eingeborenen Handel trieben. Negersklaven und freie Schwarze haben sich gleichfalls zu verschiedenen Zeiten auf der Insel aufgehalten, oder gar daselbst völlig niedergelassen. Diese Umstände sind hinreichend, um gewisse auffallende Erscheinungen unter den Eingeborenen, wie braune oder gelbe Hautfarbe mit gekräuselttem wolligem Haar und aufgeworfenen Lippen, ohne andere, die äthiopische Rasse kennzeichnende Merkmale zu erklären. Wir sahen einen Eingeborenen mit rötlichem wollartigem Kopfhaar, sonst aber völlig der malaiischen Rasse ähnlich und fragten nach dessen Abstammung. Sein Vater, antwortete man uns, war ein Portugiese (d. h. ein portugiesischer Neger), seine Mutter eine Eingeborene.

Die Tochter des bereits erwähnten Schottländers Dr. COOK, aus dessen Ehe mit einer Eingeborenen der Insel hervorgegangen, eine schöne wohlgeformte Mestizin von völlig lichtgelbem Teint, welche uns die imposanten weiblichen Quadrongestalten New-Orleans und St. Domingo lebhaft ins Gedächtnis zurückrief, heiratete einen Vollblutneger aus dem Distrikte Columbia in den Vereinigten Staaten, wodurch neuerdings eine ganz eigentümliche Mischung zu Stande kam. Ihre Kinder haben die Gesichtsform der Mutter und das Wollhaar des Vaters.

Jedenfalls kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Eingeborenen, wie überhaupt die Bewohner des Karolinen-Archipels keine »pelagischen Mongolen«,

kein Zweig der mongolischen Rasse vom Kontinente Asiens sind, wie LESSON währte, so wie daß Ponape nicht von der Rasse der Papuas bevölkert ist; das wollartige, gekrauste Haar zahlreicher Eingeborener dürfte hauptsächlich von dem häufigen intimen Kontakte der weiblichen Bevölkerung mit der schwarzen Mannschaft von Walfängern<sup>Ⓞ</sup> herrühren, von denen jährlich 50—60 die Insel besuchen und oft viele Wochen daselbst bleiben, um sich mit Proviant aller Art zu versehen oder nötig gewordene Schiffsausbesserungen vorzunehmen.

Ponape ist seit vielen Jahren der Hauptsammelplatz der Walfänger im Karolinen-Archipel, weil es von allen Inseln am leichtesten zugänglich, die besten und sichersten Häfen besitzt und Brennmaterial und gutes Trinkwasser daselbst stets in reichlicher Menge vorhanden sind.

Die Gesichtsfarbe der Eingeborenen Ponapes ist eine helle Kupferfarbe. Die Durchschnittshöhe der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, mit zarten Zügen und schwächlichen Formen. Die Söhne der Häuptlinge sind meistens wohl gebaut und von lichter Hautfarbe als die Mehrzahl der Eingeborenen, weil sie sich nicht so sehr der Unbill des Wetters aussetzen, und würden in allen Teilen der Erde für hübsche Männer gelten. Die Nase ist gebogen, der Mund breit mit starken Lippen und blendend weißen Zähnen. Die Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt, aber selten künstlich stark vergrößert. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, welche sie sorgfältig pflegen.

Die Männer tragen weder Schnurr- noch Backenbart; sie reißen sich mittels Muscheln oder zweier Stückchen scharfrändigen Schildpatts die Haare aus, sobald welche auf den Wangen sichtbar werden. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes ist hübsch; da die Mädchen aber sehr frühzeitig heiraten, so verlieren sie bald ihre jugendliche Schönheit. Ihre Farbe ist weit heller als die der Männer. Die Ursache der Erscheinung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß sie eine Art von Überwurf aus Kaliko tragen; ein großes Tuch mit einer Öffnung in der Mitte, um es über den Kopf ziehen zu können, was ihre Haut mehr vor dem direkten Einflusse der Sonne schützt.

Die Eingeborenen sind sehr regelmäßig und pünktlich in ihren Lebensgewohnheiten. Sie stehen bei Tagesanbruch auf, baden sich im Flußwasser, nehmen einige vegetabile Nahrung zu sich, salben ihren Körper mit Kokosnußöl und beschmieren ihn sodann mit dem gelben Färbestoff der *Curcuma longa*. Hierauf geben sie sich einer allerdings sehr einfachen Beschäftigung hin und setzen diese bis gegen Mittag fort, wo sie wieder nach ihren Hütten zurückkehren, sich neuerdings baden und ein zweites nicht minder frugales Mal einnehmen. Der Rest des Tages wird in Vergnügungen und gegenseitigen Besuchen verbracht. Gegen Sonnenuntergang halten sie eine dritte Mahlzeit, und da sie weder Fackeln noch andere Erleuchtungsmittel besitzen, so geben

---

<sup>Ⓞ</sup> Ein großer Teil der Mannschaft, namentlich der nordamerikanischen Walfänger besteht bekanntlich aus Negern.

sie sich (wenn sie nicht fischen oder beim Mondschein tanzen) in der Regel sehr frühzeitig der nächtlichen Ruhe hin.

Viele Achtung und Aufmerksamkeit wird auf der Insel dem weiblichen Geschlechte erwiesen, das zu keinerlei Beschäftigung verhalten ist, welche ihm nicht ordnungsmäßig zukommt. Alle Arbeit außerhalb des Wohnsitzes wird von den Männern besorgt, welche Hütten und Kanus bauen, Yams- und Kawawurzeln pflanzen, fischen, die Naturprodukte von den Pflanzungen nach Hause befördern und sogar kochen.

Die Frauen beschäftigen sich außer ihrer Behausung höchstens damit, zu fischen oder die Pflanzungen von Unkraut zu reinigen und verbringen ihre meiste Zeit, indem sie Kopfputze anfertigen, Gürtel weben, Decken aus Palmen- oder Pandanusblättern zusammennähen, zierliche Körbe flechten und Kinder und Haus hüten.

Von jeher nicht gerade Musterbilder der Tugend und Keuschheit, hat die Einführung europäischer Putzsachen und Luxusartikel aller Art noch mehr beigetragen, die Unsittlichkeit unter den weiblichen Eingeborenen der Insel zu vermehren, welchen für alle Gegenstände der europäischen Kultur die größte Versuchung und die unwiderstehlichste Sucht, sie zu besitzen, innewohnt.

Wünscht ein Eingeborener eine Frau zu nehmen, so macht er dem Vater des Mädchens, das er zu heiraten beabsichtigt, ein Geschenk; wird dieses nicht zurückgewiesen, so gilt sein Antrag als angenommen. Hierauf geschehen Vorbereitungen zu einem Feste mit Schmaus und Tanz, worauf der Bräutigam seine Braut mit sich in seine Behausung führt. Im Fall ihres Todes muß der Witwer ihre Schwester ehelichen, ebenso ist beim Tode des Mannes dessen Bruder gesetzlich genötigt, die Witwe, beziehungsweise Schwägerin zur Frau zu nehmen, selbst wenn derselbe schon verheiratet ist. Einem Manne steht unter gewissen Bedingungen frei, seine Frau zu verlassen und eine andere zu nehmen; einer Frau dagegen ist nicht dasselbe Recht gestattet, außer wenn sie von höherem Rang ist. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, wie überhaupt Polygamie, ähnlich wie bei den Mormonen, nur durch die Mittel, die Frauen ernähren zu können, beschränkt ist. Die weiblichen Eingeborenen der Insel sind ungemein schwatz- und tratschhafter Natur, sie vermögen nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren, und selbst ein Verbrechen soll oft fast im Momente, wo es begangen wurde, auch schon allgemein bekannt sein.

Die Leichenfeierlichkeiten scheinen seit dem Verkehr der Eingeborenen mit den Europäern einige Veränderungen erlitten zu haben. In früheren Zeiten wurden ihre Toten in Strohmatte eingehüllt und geraume Zeit in der Hütte aufbewahrt; wahrscheinlich durch den Einfluß der Missionare haben sie die europäische Sitte angenommen, ihre Verstorbenen an einem besonderen Orte zu begraben. Beim Tode eines Häuptlings oder irgend einer hohen Person versammeln sich die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen während einer gewissen Zeitdauer und drücken ihren Schmerz durch lautes Seufzen und Weinen bei Tag und durch Tänze bei Nacht aus.



Die Verwandten des Verstorbenen schneiden sich als Zeichen ihrer Trauer die Kopfhare ab. Alle beweglichen Güter und Habseligkeiten des Toten werden von wem immer weggetragen, der sich zufällig in der Nähe befindet und sich ihrer zuerst bemächtigt, und dieser Gebrauch ist derart allgemein, daß Gegenstände, auf solche Weise erbeutet, vollkommen als gesetzliches Eigentum betrachtet werden.

Ihre Gebete richten die Ponapeleute gemeiniglich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings, indem sie um günstigen Fischfang, reiche Ernte an Brotfrüchten und Yams und die Ankunft zahlreicher fremder Schiffe mit schönen Tauschartikeln, sowie um eine Fülle angenehmer Dinge zu ihm flehen. Ihre Götzenpriester geben vor, künftige Ereignisse vorhersagen zu können, und die Eingeborenen setzen in solche Prophezeiungen das unbegrenzteste Vertrauen. Sie glauben, daß ihre Priester durch den Geist irgendeines angesehenen, verstorbenen Häuptlings inspiriert werden, und daß alles, was dieselben in diesem vermeintlichen Zustande der Inspiration aussagen, ihnen vom Geiste des Toten diktiert wurde. Trifft nun eine dieser Wahrsagungen nicht ein (was oft genug der Fall sein soll), so behaupten die schlaun Götzenpriester, ein anderer mächtiger Geist sei dazwischen getreten und habe die Erfüllung ihrer Prophezeiung gewaltsam zu verhindern gesucht.

Die Religion dieses primitiven Völkchens ist sehr einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obwohl sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben, scheinen sie doch keinerlei religiöse Gebräuche und Feste zu begehen. Ihre Vorstellung von einem künftigen Zustande ist äußerst wunderlich.

Der künftige Aufenthalt scheint ihnen ringsum von einer kolossalen Mauer und einem bodenlosen Abgrund umgeben, also eine Art Festung zu sein. Das einzige Tor in diesem Wohnort wird durch ein altes Weib gehütet, dessen Aufgabe es ist, die Schatten der Verstorbenen, welche über den Abgrund zu springen gezwungen sind, in die gähnende Tiefe zu stürzen. Gelingt es dem Schatten, die böse Hüterin zu bewältigen und seinen Eingang zu erzwingen, so ist er für immer glücklich, stürzt ihn dagegen das tückische Weibsgespens in den Abgrund, so sinkt er in eine Kluft endlosen Unglücks und Jammers.

Die Feste der Eingeborenen gehen in der Regel allen anderen, selbst dringenden Beschäftigungen vor. Der König besucht jedes Jahr die einzelnen Dörfer und Ansiedelungen seines Stammes, zu welcher Zeit die größten Festlichkeiten stattfinden, indem die einzelnen Häuptlinge in der Bewirtung desselben mit einander wetteifern. Ungeheure Quantitäten Brotfrüchte und Yams werden bei diesen, gewöhnlich zwei Tage in jedem Dorfe dauernden Festlichkeiten gekocht und das Kawatrinken wird dann bis zum Exzeß getrieben.

Ihre Tänze sind nichts weniger als unanständig und nicht von jenen ausgelassenen Gesten begleitet, wie man sie zuweilen auf anderen Inseln der Südsee bei Volksfesten zu sehen bekommt. Die Tänzer sind meist unverheiratete Burschen und Mädchen, welche sich in einer langen Reihe gegenüber aufstellen. Während sie mit den Füßen

zum Gesange Takt halten, begleiten sie denselben mit graziösen Bewegungen der Arme und des Oberkörpers. Zuweilen werfen sie die Arme nach vorwärts, schnalzen mit den Fingern und schlagen dann klatschend die Hände zusammen. Jede einzelne Bewegung wird mit außerordentlicher Pünktlichkeit ausgeführt, und zwar im nämlichen Momente von allen Tänzern. Das einzige musikalische Instrument ist eine kleine, aus Bambusrohr verfertigte Flöte, welcher sie dadurch Töne zu entlocken versuchen, indem sie das eine Ende derselben in das Nasenloch stecken und langsam blasen, während sie mit den Fingern abwechselnd die kleinen Öffnungen an der Seite berühren.

Ihre Trommel ist ein ausgehöhltes Stück Holz mit Haifischhaut überzogen, in der Form einer Sanduhr. Sie schlagen auf dasselbe mit den Fingern der rechten Hand, während das Instrument auf der linken Seite ruht. Es hat einen ähnlichen Ton wie der Tamtam der Hindus. Der Trommler sitzt mit über das Kreuz geschlagenen Beinen auf dem Boden und begleitet die Trommelschläge mit eigentümlichen Gesangsweisen.

Über die Baudenkmale im Innern von Ponape, welche noch niemals von wissenschaftlichen Reisenden besucht und beschrieben worden sind, erfuhren wir, daß sich dieselben auf eine große Zahl kollossaler behauener Basaltblöcke im Walde, in der Nähe des Matolenim-Hafens beschränken. Die naive Einbildung der Eingeborenen erblickt in ihnen, aus Mangel an einer natürlichen Erklärung, die steinernen Geistergestalten verstorbener Häuptlinge. Kundige Reisende dagegen sind der Meinung, daß auf der Urwaldstelle, wo gegenwärtig nur Felstrümmer zerstreut umher liegen, einst starke Befestigungen gestanden, welche jedoch nicht von einem wilden Volke ausgeführt worden waren, indem der Charakter der Ruinen den überzeugenden Beweis einer höheren Kultur ihrer Erbauer liefert. Einige der Felsblöcke sind 8—10 Fuß lang, sechsseitig und augenscheinlich aus einem zivilisierten Lande hierhergebracht worden<sup>Q</sup>, da es außer denselben keine Steine von ähnlicher Beschaffenheit auf der ganzen Insel gibt. Straßen waren an verschiedenen Punkten angelegt, und die ganze Ansiedelung scheint eine fortgesetzte Reihe befestigter Häuser gewesen zu sein.

Aber nicht bloß in kulturhistorischer, auch in geologischer Beziehung besitzen diese Säulen und Blöcke hohes Interesse, indem sich ein Teil derselben gegenwärtig unter Wasser befindet und nur in einem Kanu erreichbar ist, ein Zustand, der unmöglich zur Zeit ihrer Herstellung bestanden haben kann. Was einst Wege waren, sind heute Passagen für Kanus, und wenn man die aus großen Basaltquadern aufgebauten Wälle niederreißen möchte, würde das Wasser in die ummauerten Höfe eindringen. Aus dieser Wahrnehmung wollen neuere Geologen eine Senkung der ganzen Inselgruppe ableiten, und vielleicht ist Ponape der einzige Punkt der Erde, wo sich die scharfsinnige Theorie DARWIN'S von der Bildung von Wallriffen und Atollen durch Senkung des Bodens, auf welchem der Korallenpolyp seinen Bau be-

<sup>Q</sup> Ein Irrtum, die Basaltsäulen stammen größtenteils aus dem Staate U.

gonnen auch historisch an verschiedenen, von Menschen aufgeführten Bauwerken nachweisen läßt.

Da selbst die ältesten Eingeborenen über diese Ruinen nicht die geringste Auskunft zu geben vermögen, und Ursprung und Geschichte derselben in völliges Dunkel gehüllt sind, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese steinernen Felsblöcke einst das befestigte Asyl von Piraten waren, und von spanischen Freibeutern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren erbaut wurden. Diese Vermutung wird noch durch den Umstand bekräftigt, daß vor 12 bis 14 Jahren auf einem der Berge im Innern eine kleine messingene Kanone gefunden wurde, welche das englische Kriegsschiff *Larne* als Kuriosum mitnahm. Zugleich befinden sich auf verschiedenen Punkten der Insel gelichtete Stellen, von denen einige viele Acres Ausdehnung haben. Auf einer solchen Ebene in der Nähe von Roi en Kiti-Hafen erblickt gegenwärtig der Reisende einen großen künstlichen Hügel<sup>①</sup> von ungefähr 20 Fuß Breite, 8 Zoll Höhe und  $\frac{1}{4}$  Meile in der Länge, welcher augenscheinlich zur Verteidigung oder deshalb aufgeworfen worden war, um nach einem ernstem Gefecht als Begräbnisplatz für die Gefallenen zu dienen.

Schenkt man aber dieser Annahme Glauben, so ist die Geschichte der gegenwärtigen Bevölkerung der Insel verhältnismäßig noch sehr jung, und die Sage von der schwarzen Rasse, welche im Innern leben soll, nimmt völlig den Charakter der Mythe an. —

**Die Begründung der evangelischen Mission.** — Der rege Schiffsverkehr<sup>②</sup> in Ponape, zumal von Walfängern, deren Operationsbasis in der Südsee Hawaii in diesen Jahren bildete, machte auch den Board of the Hawaiian Evangelical Association in Honolulu, Tochtergesellschaft des American Board of Commissioners for Foreign Missions, auf Ponape aufmerksam. Als diese Gesellschaften zu Beginn der 50er Jahre ihr Missionsfeld zu erweitern beschlossen, wurden die Gilbert-, Marshall-Inseln und die Ost- und Zentralkarolinen als neues Tätigkeitsgebiet erwählt.

Am 6. September 1852 lief der Missionsschoner »Caroline« mit den ersten Missionaren an Bord in den Matolenim-Hafen ein. 32 Kanus, jedes im Durchschnitt mit 6 Eingeborenen besetzt, umschwärmten das Schiff. Viele Eingeborene kamen an Bord, auch zwölf Weiße, die um Tabak bettelten und mit einer Ausnahme vom Kommen der Gottesboten garnicht entzückt waren. Die Aufnahme seitens der Eingeborenen war recht freundlich, so daß die Missionare zu bleiben beschlossen. Allerdings legte man den Hauptsitz zunächst nach Roi en Kiti, wo man sich unter den Schutz des Naneken stellte. Die Missionare STURGES, der Arzt Dr. GULICK und der hawaiische Eingeborenenpastor KAAIKAULA wurden mit ihren Frauen hier abgesetzt. Der Ansiedler

<sup>①</sup>In der Landschaft Kipär

<sup>②</sup>Dr. Gulick teilt im »The Missionary Herald 1857« S. 233 mit, daß in den Jahren 1852/53: 21 Fahrzeuge, 1853/54: 32 Fahrzeuge, 1854/55: 42 Fahrzeuge (39 amerik. Walfänger, 2 englische Kauffahrer, ein englischer Dampfer auf der Reise von Sydney nach China Ponape anliefen).

und Lotse, der seit 1835 auf der Insel heimische Louis CORGAT, führte sie bei den Häuptlingen Matolenim's und Kiti's ein und diente ihnen freiwillig als Dolmetscher. Nach einigen Monaten entschloß man sich, das neue Missionsfeld aufzuteilen. STURGES und der Hawaiier blieben in Kiti, Dr. GULICK begab sich nach Matolenim. Unter schwierigen äußeren Umständen wurde gearbeitet. Die Umstellung auf die heimischen Lebensmittel, dann die Notwendigkeit, einen der Hauptpunkte des Dogmas dieser Mission, das Tabakverbot, zu umgehen, kostete viel Überwindung. Denn mit Tabak mußten Lebensmittel und Arbeitsleistungen bezahlt werden. Wie die Stellung der Missionare verkannt wurde, bezeichnet nichts deutlicher als die Worte des Nanamariki von Matolenim gelegentlich eines Besuches bei Dr. GULICK: »Morgen will ich mir Deine Waren anschauen, um den Vertrag wegen der Errichtung eines Hauses abzuschließen<sup>①</sup>. Denn zunächst war er gezwungen, in der Hütte eines Malaien zu wohnen. Auf Shalong Point<sup>②</sup> wird dann beschlossen, die Missionsstation aufzurichten. Eingeborene erbauten das Missionsgebäude so schlecht, daß es sofort wieder abgerissen und mit Hilfe von Weißen neu gebaut werden mußte. Im ersten Jahr ihrer Anwesenheit legten die Missionare das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit auf das Erlernen der Sprache, einmal, um sich mit den Eingeborenen verständigen zu können, dann, um sich deren Innenleben zu erschließen. Und sehr bald bekamen sie heraus, daß sie sich nicht der gewöhnlichen Umgangssprache bedienen durften — da galten sie den Eingeborenen als Angehörige des gemeinen Volkes —, sondern im Umgang und in den Predigten nur die gehobene Sprache, die Sprachweise der vornehmen Leute, des Adels, benutzen mußten. Ehe dies erste Jahr vorüber war, hatte ihre Weigerung, einen gefälschten Vertrag zwischen Weißen und Eingeborenen, in dem die letzteren stark übervorteilt wurden, gegenzuzeichnen, die ersten zu ihren erbittertsten Feinden gemacht, was sich zumal später während der Pockenepidemie auswirken sollte und den Missionaren und ihrer Arbeit ernste Schädigungen eintrug. Die Disziplin der Eingeborenen in ihrer Abhängigkeit von den Häuptlingen und Priestern erschwerte gleichfalls die Missionsarbeit. Verständnislos stand man der neuen Lehre gegenüber, erst recht deshalb, weil manches darin ihren Lebensauffassungen widersprach. Glückliche Zufälle allein förderten das Werk der Missionare. Dr. GULICK hat in einer Skizze diese Schwierigkeiten ausgezeichnet geschildert<sup>③</sup> »In einem kleinen Hause wurde eine Kanzel errichtet. An der einen Seite befand sich ein kleiner Verschlag für die Familie des Naneken, auf der andern ein ähnlicher für die Missionare. Vor der Kanzel war der Boden mit Matten bedeckt, auf denen die Versammlung saß. Als sie nachher entlassen wurde, gab es keinerlei Unordnung. Jeder hält Ordnung. Die Männer sitzen auf der linken Seite und gehen zuerst, darauf der Naneken mit seiner Familie und zum Schluß die Frauen. Diese Ordnung haben wir sie nicht gelehrt; wir sehen aller-

① The Missionary Herald 1854 Nr. 6.

② Šalōñ, NW-Spitze der Insel Tšamuñ am Matolenim-Hafen bei Nān Matōl.

③ Th. Crosby Bliss; Micronesia S. 32/33.

dings auch nicht ein, weshalb man sie etwa nicht beibehalten sollte. Beim Gebet neigt man den Kopf; je tiefer der Kopf geneigt wird, um so inbrünstiger betet man. Zuweilen hört man kein Wort. Als MR. STURGES nun das Gebet sprach, faltete er die Hände um die Bibel, da er keinen Tisch hatte, wohin er sie hätte legen können. Als er dann die Leute zum Gebet aufforderte, antworteten sie ihm, sie könnten nicht beten, denn sie hätten ja keine Bibel oder Kawa, über die sie beten könnten! Sie halten nämlich die Kawa für das einzige Mittel, um mit ihren Geistern verkehren zu können; jedesmal, wenn sie ein Gebet zu jemand sprechen, halten sie eine Schale mit diesem Getränk in Händen. Als in einer Versammlung der Missionar zu Gott zu beten begann, ging eine große Anzahl Eingeborener hinaus, die fürchteten Schaden davonzutragen. Der Glaube an Geister, die in der Luft herumschwärmen und häufig in menschlicher Gestalt auf die Erde zurückkehren, hält sie in Angst und Furcht. Wichtige Angelegenheiten werden durch sinnloses Falten von Blättern<sup>Ⓞ</sup> entschieden, ein Verfahren, das auf allen Inseln heimisch ist. Zuweilen hört man sagen: »Die Ponapeleute werden allmählich Christus lieben lernen; aber jetzt nicht.« Das Dogma von der Wiederauferstehung des Leibes nahm jeden Eingeborenen gefangen, stand es doch im stärksten Gegensatz zu ihrem eigenen Glauben, nach dem sich die Seele nach dem Tode ins Geisterland begibt, wo sie bleibt, wenn sie zu Lebzeiten sich gut mit den religiösen Zeremonien vertraut gemacht hat, während sie sonst zur Erde zurückkehren und wieder sterben muß. Einmal bat ein kranker Häuptling die Missionare, für ihn zu beten. Was auch geschah. Nachher erzählte man ihnen voller Genugtuung, daß die Leute vom Festlande auf die kleine Insel des Nōš (*Notch*) einen Geist niedersteigen sahen; der Geist wäre schwarz gewesen! Man schrieb diese Erscheinung dem Gebet der Missionare zu, deren Einfluß unter den Eingeborenen sehr zunahm. Um mit den Eingeborenen in nähere Beziehungen zu treten, wurde nach hawaiischem Muster eine Schule eingerichtet. 3—4—6 Schulstunden wurden wöchentlich im Missionshause erteilt. Die Schüler sind Männer in mittleren Jahren und junge Burschen. Die englische Sprache bildet das Unterrichtsfach. Sie sind daran interessiert, solange der Unterricht sich mit Nomen und Adjektivum beschäftigt; darüber hinaus hört aber bald das Interesse auf; die Schüler kommen dann nur in großen Abständen wieder. Manche kommen und halten nur aus, um eine gute Gelegenheit zum Stehlen abzuwarten. »Es ist eine Herkulesarbeit, den Eingeborenen einen Begriff von der englischen Sprache zu geben« sagt der Missionsbericht von 1854. Drei Häuptlinge befanden sich als Schüler darunter. Einer war der Nān keróü In pōn tāke (*Nangro in bon taka*). Er war 35 Jahre alt. Bis vor 1—2 Jahren war dieser Mann ein zügelloser Mensch und ein Schrecken seiner Untergebenen, jetzt ist er wie umgewandelt, da er einsah, daß seine Leidenschaften ihn zugrunde richteten, Er wurde zuverlässig und war nachmals in schweren Stunden der »Protector« GULICK's. Die Einstellung von Eingeborenen zu den Arbeiten der Missionare wird recht deutlich aus einer Tage-

<sup>Ⓞ</sup> Das in á pui-Blattorakel.

buchnotiz GULICKS. ›Am Sonnabend den 6. August kam der Uaršai<sup>①</sup> nachmittags und wünschte einige Schröpfköpfe. Sein hochfahrendes Wesen hatte er abgelegt. Er ist überrascht über die vielen Bücher und will wissen, wieviele davon ›Sandwich Islands books‹ sind<sup>②</sup>. Am selben Tage kam der Išibāu<sup>③</sup>. Er will sich eine Kuh ansehen, dann Betteln. Er erkundigte sich danach, ob nun, wo die Missionare hier wären, mehr Schiffe kommen würden.‹ Wie die beiden Häuptlinge dachte das Volk. Ein kleiner Teil hatte das geistige Wesen der Mission richtig erkannt, ein großer versprach sich von dem Missionar einen rein praktischen Nutzen, den Erwerb fremder Kulturgüter, Eisenwaren, Kattun, Tabak, usw., die meisten jedoch kümmerten sich nicht um das Missionswerk. Die Errichtung neuer Missionsstationen in Tšökęš und in Tomāra durch DOANE halfen nicht weiter. Aus Neugierde wurden wohl zunächst die Stationen besucht, dann blieb man fort. Die Schulen gediehen nicht. Man versuchte einen anderen Weg. Durch Predigten wollte man die Eingeborenen gewinnen, um sie darin weiter zu ›bilden‹. Der Erfolg? Der Missionsbericht von 1857 verzeichnet: ›Der Aberglaube der Eingeborenen läßt nach. Der Glaube an Geister, die in der Luft herumschwärmen und in menschlicher Gestalt gelegentlich auf der Erde erscheinen, hat dieses Volk lange bedrückt. Priesterscharen und selbstsüchtige Häuptlinge wünschen den alten Status beizubehalten, da ihr Ansehen und ihre Feste auf dem Spiel stehen. Jede religiöse Handlung beginnt und endet mit Schmauserei. Ein Gebet hat nur Wirkung, wenn Kawa dazu geschenkt wird.‹ Einige Kirchenlieder, das Vaterunser, Teile der Bibel wurden in die Ponapesprache übertragen. Dazu wurde eine Fibel ausgearbeitet. Gerade diese mir vorliegende Fibel zeigt, daß man methodisch verkehrt vorging. Was sollen die Eingeborenen mit ihnen begriffsfremden Wesen mit Walroß, Pferd, Elephant, Tiger, Gestalten aus der römisch-griechischen Sage usw. anfangen, sich darunter vorstellen, zumal entsetzlich schlechte Bilder ihnen die Anschauung der fremden Begriffe ›erleichtern‹ sollten? Auch politische Fehler seitens der Missionare hemmten ihr Werk. Auf Drängen der Missionare, aber gegen den Willen der Häuptlinge und der Eingeborenen in Kiti, besuchte der Nāneken von Kiti (*Nanakin*), der Adoptivvater des in der späteren Geschichte der Insel so übel berüchtigten Henry Nanpei's, die Missionshauptstation Kusae. Von diesem Besuch versprachen sich die amerikanischen Missionare sehr viel. Denn ihr Missionserfolg war gering geblieben. ›Die Leute sind zu stolz und eingebildet, um zu uns zu kommen, daher suchen wir sie auf, ziehen von Ort zu Ort, unterhalten uns mit ihnen auf den Wegen und in ihren Wohn- und Festhäusern.‹ Die ärgsten Widersacher waren und blieben aber die fremden Weißen. Todfeindschaft bestand zwischen diesen und den Missionaren, seitdem sie sich geweigert, unlauteren Machenschaften derselben Vorschub zu leisten.

① Zweiter Häuptling in Matolenim.

② Bereits bei einem früheren Besuch hatte er sich hawaiische Texte vorlesen lassen und wünschte dieselben dann zum Vergleich in englischer Sprache zu hören.

③ Der Oberhäuptling von Matolenim.

Die Eingeborenen wurden vor den Missionaren gewarnt und systematisch von ihnen ferngehalten. Die Missionsarbeit wurde lächerlich gemacht. Als nun noch durch die Einschleppung der Pocken schweres Unheil über Ponape hereinbrach, schien es mit der Mission überhaupt zu Ende zu sein.

#### Geschichte von den Pocken.

Lange Zeit nach dem großen Taifun vermehrten sich alle Menschen, und es gab viele Leute auf Ponape. Da kam ein Schiff, das brachte eine Krankheit, die Pocken genannt wurde. Als das Schiff kam, fuhr es nach Mutok-Hafen hinein; ein Fremder brachte es herein, der Pilbāuūōš<sup>Ⓟ</sup> hieß. Nun waren etliche Leute auf dem Schiff, welche die Pocken hatten. Doch die Ponapeleute wußten es nicht, sie kamen mit ihnen zusammen. Da steckte die Krankheit sie an. Und sie brachten sie über das Land. Sie verbreitete sich über alle Ponapeleute, die erkrankten, und viele starben. Doch gab es seit altersher eine Art Pocken auf Ponape, die gelinder verliefen. Die Ponapeleute nennen sie *pārañ* (Ringwurm?). Und wenn jemand daran erkrankte und die »fremde Haut« bildete sich, dann schloß er mit jemand anders zusammen, damit die Krankheit sich auf den übertrage und von ihm die »fremde Haut« fortnehme. Doch später brachte das Schiff die Pocken. Und fast alle Ponapeleute gingen daran zu Grunde.

GEORGES CRAIGHTON, aus London gebürtig, der seit 1854 mit einigen Unterbrechungen bis 1864, seit 1864 dauernd auf Ponape lebte, erzählte mir über die Einschleppung der Pocken folgendes. Im Frühjahr 1853 erschien die amerikanische Bark »Delta«, Kapt. WEEKS vor Ponape. Das Schiff hatte Pockenranke an Bord. Es ging im Mutok-Hafen vor Anker. Der Steuermann WILLIAM PAAR landete auf der unbewohnten Riffinsel Panīāu sechs Kranke; er glaubte die Kranken dadurch genügend isoliert, hatte jedoch die Habgier der Eingeborenen außer Betracht gelassen. Etliche

Ⓟ Spielbauer (?)

#### *Kožōi pen mpütš. (203)*

*Tēna uarēilār mūr in mēlemēl aramaš karuš kaparaparātār, aramaš me totolar Pōn'ēi. Ari šōp' 'pōt āp' koto, me tapiata tšōmāu ēu, me atanki mpütš. Ari šōp' o āp' koto pētoloñ oñ likin Mutok; ol en uai mēn me kilon, me atanki Pilbāuūōš. Ari tēna akōi tōn šōp' o, me uia mpütš. Ari men Pōn'pēi āp' šēšē, ir ari kin kō ean ya. Ari tšōmāu āp' kō ean irāil. Ari re āp' uātōn nān tšāp'. Ari āp' kaparaparpe šān tōn Pōn'pēi karuš, me lilitiēr, me toto melār. Tēna šōn en mpütš ēu mia Pōn'pēi māš me tiketik. Ari men Pōn'pēi kian āta pār a n. Tēna, ma amen aramaš lilit, ā me kilin uai pān kō uii polēti, pue en lūs i oñ re, pue tēna en kī-šan ā kilin uai. A tēna mūrī šōp' o āp' uāto mpütš. Ari karošēšān tōn Pōn'pēi.*  
(Nānāpāš en Kiti)

Eingeborene setzten während der Nacht nach der Insel hinüber und stahlen ihnen die Kleider. Die Kranken wurden daher wieder an Bord genommen. Die »Delta« versorgte sich in Matolenim mit Frischwasser und Holz und fuhr nach Ngatik weiter. Auf Zuraten des Missionars STURGES versuchte nun der Naneken von Kiti die Diebe zu isolieren. Die Kleider und ihr sonstiger Besitz wurden verbrannt, doch war es bereits zu spät. Die Krankheit breitete sich mit rasender Schnelligkeit aus. In wenigen Wochen verzeichnete Ponape über 2000 Tote. Von den erkrankten Dieben wurden die meisten wieder gesund. Als nun in Matolenim dem Dr. GULICK drei Patienten starben, wurde das Gerücht verbreitet<sup>①</sup>, daß er sie getötet hätte, und etliche Weiße, die den Missionaren abhold waren, brachten die Mär auf, daß die Missionare die Krankheit eingeführt hätten, mit ihren Medizinen wollten sie dieselbe ausbreiten, dann würde ein Kriegsschiff erscheinen und ihnen helfen, die Insel und damit das Land der Eingeborenen in Besitz zu nehmen. Das Hilfswerk der Missionare wurde durch die Leichtgläubigkeit der Eingeborenen ungemein erschwert. Überall begegnete man ihnen mit Mißtrauen, weigerte sich sich behandeln zu lassen, ja bedrohte die Missionare, zumal den Arzt Dr. GULICK, mit dem Tode. Vier Monate hindurch wütete die Epidemie. Daß sie ein so großes Ausmaß erreichte, lag einmal in der natürlichen Widerstandslosigkeit der Eingeborenen, ihrer Leichtgläubigkeit, die um die Heilung bemühten Missionare gerade als die Bringer der Krankheit zu betrachten, dann in ihren eigenen Anschauungen über Wesen und Heilung von Krankheiten überhaupt. Die Krankheit allein bildete den Gesprächsstoff auf der Insel. Unaufhörlich erkundigte man sich nach ihrem Stande in den einzelnen Staaten, welche Plätze befallen waren, wieviele Opfer sie gefordert hatte. Als dazu die Häuptlinge am meisten betroffen wurden<sup>②</sup> und meist starben, trat eine allgemeine Verwirrung ein, die noch vergrößert wurde, weil Kranke gern »reisen«<sup>③</sup> freiwillig oder unfreiwillig, zu Freunden, wo sie geheilt zu werden hofften oder sterben wollten, dann auch als noch Gesunde Kranke zu besuchen, um sie »sterben zu sehen« und damit erbberechtigt zu werden. Dr. GULICK's Impfungen, die zunächst verkannt wurden, — glaubte man doch, daß er gerade damit die Krankheit erst recht fördere — setzten sich allmählich durch. Die Eingeborenen kamen schließlich freiwillig zu ihm, zu hunderten, und ließen sich impfen. Mit dem wachsenden Erfolge stieg auch der Einfluß der Missionare, die nun festeren Boden als zuvor gewannen. Wertvolle Einblicke ins Seelen- und Vorstellungsleben der Eingeborenen konnten sie im Verlauf der Krankheitsepidemie tun. Dr. GULICK erzählt darüber<sup>④</sup>: »Ein hoher Häuptling — im übrigen einer der übelsten Gesellen auf der Insel — starb an der Krankheit. Als er erkrankte, drängte er auf die Tötung der Missionare, die ihn hatten krank werden lassen; als es ihm schlechter ging, forderte er Mr. STURGES auf, zu ihm

<sup>①</sup>Ein Gerücht wird bei den Eingeborenen stets als wahr unterstellt.

<sup>②</sup>Bei der Aufteilung des Erbes eines Verstorbenen nahmen sie ihren Anteil und schleppten mit den Gegenständen, Schmuck, Kleidung die Seuche sich ins Haus.

<sup>③</sup>Kajaujeli.

<sup>④</sup>Bliss: Micronesia. S. 39.



zu kommen und ihn zu impfen. Er wäre beinahe gerettet worden; in der Krisis erschienen ihm aber Geister, die riefen; »Komm' mit! Komm' mit!« Er gehorchte der Aufforderung und ließ sich mehrere Meilen weit wegtragen; doch war er körperlich viel zu sehr geschwächt, um die Reise aushalten zu können. Derartige Anordnungen, den Aufenthaltsort zu wechseln,<sup>①</sup> wurden sehr häufig im vorgeschrittenem Stadium der Krankheiten gegeben; sie haben manchen Todesfall verschuldet, andererseits ist eine Menge lebendig begraben worden. Es ist mehrfach vorgekommen, daß Begrabene wieder aufstanden; das setzte bei ihnen die Meinung fest, daß die Seele eine Zeitlang den Leib verlassen hatte und wieder zu ihm zurückgekehrt war. Sie pflegten nämlich die Verstorbenen schleunig einzugraben, damit kein Fremder ihn zu Gesicht bekam, denn so etwas hätte den Geist schwer beleidigt. Alle Furcht der Lebenden hat ihren Mittelpunkt in der Betätigung der abgeschiedenen Seelen. Wenn jemand erkrankte, stieß jemand ein Unglück zu, hörte man in der Nacht Geräusche, ereignete sich etwas Unerwartetes, immer waren es die Geister gewesen!

Solche Vorstellungen erleichterten in einer gewissen Weise das Missionswerk. Aber es blieb auch die neue Lehre eben deswegen nur am rein äußerlichen haften. Zum Kern der christlichen Lehre drang niemand vor. Einer erklärte, er bete nicht mehr zu den Ponapegeistern, sondern nur zu Gott, morgens und abends.<sup>②</sup> Aber er wollte auch gern wissen, ob es genügt zu Gott und Christus zu beten, ob es nicht obendrein angebracht wäre, ebenfalls zu Adam und Eva zu beten!

Der vermeintliche Glaube, tatsächliche Christen in den Ponapeeingeborenen zu gewinnen, hatte bereits nach kurzem Bestand der Mission neue Kräfte in Honolulu anfordern lassen. Der Norden der Insel sollte ebenfalls missioniert werden, zumal dieser weniger von sogenannten »runaways« verseucht war, die Matolenim und Kiti bevorzugten, da Rōi en Kiti, Ponatik in Lot, dann der Matolenim-Hafen die bevorzugten Plätze der Walfänger waren. Im Februar 1855 traf der Missionar EDWARD T. DOANE mit seiner Frau und einem hawaiischen Helfer KAMA KAHIKI auf Ponape ein. Den Monat darauf begannen sie ihre Arbeit in Tšökēš. Sie stießen auf starke Widerstände. Die Tšökēš-Leute lehnten sie ab. Eine regelrechte Sperre wurde über DOANE und sein Haus verhängt. Zunächst allerdings war er freundlich aufgenommen worden; mit eiserner Strenge wachte der Uaršai, das Oberhaupt von Tšökēš darüber, daß sich niemand am Eigentum der Missionarsfamilie vergriff. Zwangsmäßig mußten seine Lehnsleute und ihr Anhang die Gottesdienste besuchen; der Uaršai hoffte auf DOANE damit einen günstigen Eindruck zu machen »nicht aus einer gewissen Hinneigung zum Christentum, sondern einzig und allein, weil er hoffte, der Missionar werde dann einen Teil des Schiffsverkehrs nach dem bis dahin öden Tšökēš-Hafen lenken.« Bereits 1857 mußte die Station aufgegeben werden; mit ihr die gleichzeitig in Tomara begründete Missionsstätte. DOANE übernahm die Station Ebon in den Marshallinseln und kehrte erst 1865 wieder nach Ponape zurück.

<sup>①</sup> Kajaujeli.

<sup>②</sup>wo schlichthin die Gottheiten auf Ponape stets angerufen wurden.

Man beschränkte sich auf Kiti und Matolenim und überließ den Norden wieder sich selbst. Winzig gering waren die Erfolge. 1860 wurden drei Leute getauft, zwei Ponapeeingeborene und der Tagale Narcissus de Santo, der später in der Geschichte Ponapes eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. Im nächsten Jahre kamen noch 12 Eingeborene in Kiti, sechs Eingeborene in Matolenim hinzu. Mit diesen »Erfolgen« der Mission regte sich aber zugleich die Feindschaft seitens der Häuptlinge und Priester; Drohungen wurden wieder laut; einzelnen Besuchern des christlichen Gottesdienstes wurden die Kanus weggenommen; der Naneken en Kiti, der Mission ergeben (wegen der ihm darob erwachsenen Vorteile) rührte sich nicht und schien sich diesen Übergriffen seiner Unterhäuptlinge gegenüber neutral verhalten zu wollen. In Matolenim wurden die getauften Eingeborenen des Staates verwiesen, ihre Lehen ihnen fortgenommen, ihre Habe zerstört.

Verwunderlich war diese Entwicklung der Dinge nicht. Die Missionare waren Puritaner, damit von vornherein Fanatiker ihres Glaubens, dabei Geschäftsleute mit Gott und Idealen auf den Lippen, Vertreter jener eigenartigen Mischung von fanatischer Rechthaberei und moralistischer Selbstgerechtigkeit, die im puritanischen Ethos aristokratischen Idealen die Tugenden der Ordnung, Arbeit und Enthaltbarkeit entgegenstellt. Davon erfüllt gingen sie in Ponape an eine Arbeit, die hierher nicht paßte; ein Volk, das mit diesen Idealen sich aus seinem ganzen Werke und in seinem Denken nie befreunden konnte, wehrte sich mit allen Kräften dagegen. Erst recht, weil die Missionare nichts taten, um auch nur irgendwie ihrem »Iamlam«, — Ansichten über Gesetz, Sitte, Recht und Brauch einiges Verständnis entgegenzubringen. Wie sollte der Eingeborene sich den Fremden gegenüber verhalten, die ihm durch den Mund des Häuptlings (*Naneken*) den Genuß der geliebten Kawa, des Tabaks verboten, untersagten, an Sonntagen mit der Bemannung einlaufender Schiffe in Handelsverkehr zu treten, ihre Feste ihnen an Sonntagen nahmen, jegliche Arbeit an Sonntagen ihnen verboten, selbst das Kochen, so daß am Sonnabend für den Sonntag mit gekocht werden mußte? Welche Gedanken mußten diese so habsüchtigen und gefährlichen Menschen bewegen, die nur eigennützig denkend, an keinerlei Opfer gewöhnt, jetzt »freiwillige« Abgaben leisten sollten an die Fremden, von denen sie nur zu nehmen bzw. mit denen zu tauschen sie gewohnt waren? Gewiß ist das erste Missionsopfer, das die ersten sogenannten Christen 1862 brachten, als sie 85 Mark an Geld und etwa 10 l Kokosöl ablieferten, wohl anzuerkennen; auf die Nichtchristen machte es einen anderen Eindruck; sie verstanden diese Opfer nicht, die ihnen nur Mißtrauen einflößten, ein Mißtrauen, das von den Händlern geschürt wurde. Setzten sich diese doch überwiegend aus dunklen Ehrenmännern zusammen, Untermenschen, deren Einfluß, verheerend wie er nun einmal war, von den Missionaren, Angehörigen ihrer eigenen Rasse, auf das Schärfste bekämpft wurde, allerdings mit verkehrten Mitteln. Was der Eingeborene zum ändern nicht verstand, weil er aus dem Verkehr mit diesen Leuten nur Vorteile zog, die ihm natürlich maßgebend wurden.

Eine andere Einstellung zum ›lämläm en Pōn'pēi,‹ die Unterlassung der geschäftlichen Betätigung hätte ihnen brauchbare Früchte reifen lassen; richtig begonnen und durchgeführt wäre das Missionswerk zu einem Segen für die Eingeborenen und die ›runaways‹ geworden. So blieb das Christentum ein äußerer Hinweis, unter dem die Vorstellungen der Ahnen unentwegt weiter lebten; was als Erfolge in den Missionszeitschriften verbucht wurde, blieben Selbsttäuschungen, die sich noch verhängnisvoll viele Jahrzehnte hindurch auswirken sollten und letzten Endes eine Missionstätigkeit auf Ponape im protestantischen oder katholischen Sinne überhaupt unmöglich gemacht haben. Erst recht deshalb, weil die Mission mit politischer Tätigkeit verquickt wurde, das ist die große Schuld, welche diese Puritaner-Missionare auf sich geladen haben; eine Schuld, welche zuletzt ein unschuldiges Volk zu büßen hatte, dessen gesundes Empfinden verwirrt wurde.

Wie die Eingeborenen über diese Missionstätigkeit der hawaiischen Christenmissionare und der später zur deutschen Zeit sie ablösenden Missionare der Liebenzeller Mission denken geht recht deutlich aus dem folgenden Texte hervor:

#### Geschichte von Ponape.

So ist es in Ponape früher gewesen, alle Leute waren auf Ponape in alten Zeiten heidnisch, denn sie kannten nicht den reinen Glauben, und wußten auch nichts von dem Glauben der Liebe, denn sie wußten nicht, daß es Gott gäbe. Späterhin kam ein protestantischer Missionar aus Amerika von Ebon, namens Dr. GULICK.

Als er kam, ließ er sich auf Ponape nieder und lehrte den Ponapeleuten den reinen Glauben, predigte ihnen vom Glauben an Gott, denn die Ponapeleute glaubten bis dahin, daß es nur den einen mächtigen Geist Nān Dschapue gäbe. Als Dr. GULICK eintraf, ließ er sich in Matolenim nieder. Er wohnte auf dem Platze, der Schalong heißt. Dann predigte er ihnen den Glauben an Jesus.

Und die Ponapeleute fanden heraus, daß es der Glaube war, daß sie sich untereinander liebten, und es war der Glaube der Erleuchtung in Ponape.

Nun kämpften die Ponapeleute nicht

#### *Ko ʔōi pēn Pōnpe'i. (63)*

*Jēt tū en Pōnpe'i māš irāil tōn Pōnpe'i karuš, me rōtorōt nī ānšōu en kāua, pue irāil šēšē lām'lām en marāin, ō pīl šēšē lām'lām en līmpōk', pueki arāil tšōta kēn ēšia, me kōt mia. Ari āp' kākātāto lau lēl ōn āmen mīšionāri perotēstent me kōtošan nīn tšāp' en Amērikā Epōn, me atanki Tōkter Kjūlik. Ari āp' kōto, mōnti Pōnpe'i āp' batāki ōn tōn Pōnpe'i tū en lām'lām en marāin, ō pīl batāki ōn irāil tū en lām'lām en Kōt, pue tōn Pōnpe'i, me lām'lām, me iēt tša āni lāpalāp Nān Džāpue. Ari nī ānšōu me Tōkter Kjūlik puārotō mōnti nīn tšāp' en Matōlenim. Ari āp' pīl kōušōn nīn tšāp' ēu, me atanki Šālon. Ari āp' pīl batāki ōn irāil tū en lāmālām en Šīšūš. Ari mēn Pōnpe'i tiāratār tū enšlāmālām en līmpokepēne nānpui arāil, ō pīl lāmālām en kamarāuiata ōn Pōnpe'i. Ari āp' šolār imuintiti ō pīl šolār pē-irīnpēne nānpui en mēn Pōnpe'i kōkotō lau lēl ānšōu ētš. Ari murīn Tōkter*

mehr noch haßten sie einander, und es ist so bis heute geblieben.

Und als Dr. GULICK Ponape so erleuchtet hatte, blieb alles ruhig und friedlich unter den Ponapeleuten. Darauf kamen zahlreiche protestantische Missionare aus Amerika, und ließen sich überall in allen Staaten Ponapes nieder: im Staate Kiti, auch in Jokasch und in Ū, auch in Matolenim.

Sie errichteten auch eine große Schule und unterwiesen die Leute in Ponape. Einige wurden in Ponape recht klug. Auch erwählten sich einige weiße Lehrer etliche Ponapeleute, die unterrichtet worden waren, um sie ebenfalls zu Lehrern zu machen, damit sie eine Schule leiteten und den Weißen halfen; sie suchten sich auch etliche schwarze Lehrer aus und brachten sie auf ein Schiff namens »Morningstar«; dann fuhren sie zu all' den Inselgruppen, nach Mortlock, nach Truk im Westen, und andere begaben sich nach Osten nach Pingelap, auch nach Kusae, um auf allen diesen Inseln Schulen einzurichten.

So sind auf alle Inseln im Westen und im Osten im Archipel der Karolinen Leute, protestantische Missionare gekommen und bis heute geblieben; nur in Ponape wurden etliche aus allen Stämmen anders und wurden in jüngster Zeit katholische Christen, und zwar seit der Zeit, wo die Spanier sich auf Ponape niederließen. Und nun ist es Brauch etlicher weißer Lehrer, daß sie Geld sammeln und zu den Ponapeleuten sagen, daß sie ihnen Nüsse sammeln und sie in Säcke tun und sie den weißen Lehrern bringen. Sie verkauften sie dann an die Kaufleute und nahmen viel Geld ein, damit sie es in den Gottes-

*Kjūlīk ā kamarānilār Pōnpe'i āp lau pīl sōntieṛ me karuš rēn tōn Pōnpe'i. Ari šāu en batāk en perōtestent kan, me ūātēṛ kōtošānēṛ nīn tšāp' en Amērikā, āp kōto mōnti pānpēšan nī uē'īn Pōnpe'i karuš: nī uē'īn Kiti, ō pīl nī uē'īn Tšōkeš ō nī uē'īn Ū ō pīl nī uē'īn Matolenim. Ari irāil āp' pīl uiāta šēkūl lāpalāp āp' kalōlōkoñilār tōn Pōnpe'i. Ari akoī lau pīl lōlōkoñilār melēl nī Pōnpe'i. Ari šāu en batāk bōtšobōtš akān āp' gašapūllatā akoī mēn Pōnpe'i, me lōlōkoñilār, pue irāil en pīl uiālā šāu en batāk, āp' pīl kāūnta šēkūl ō pīl šāuuašētā me bōtšobōtš kan; ō irāil pīl āle akoī šāu en batāk me tōntōl, āp' kian nī uār arāil šōp' 'pōt, me atanki Morništar, āp' katār irāil lañ nīn tēke en tiki kān, Mōtlōk āpe, ō pīl Rūk nī pāli kāpi, ā akoī me kōla nī pāli meš a nīn tāke en Pīnelāp' āpe ō pīl Kužāi, pue irāil en kapuāiatā šēkūl nīn tāke kan. Ari karuš tāke kan nī pāli kāpi ō pīl nī pōli meš a karuš nān kāntāke en Karolāin, tšāu uē kān, me uiāla mīšionāri en perōtestent kōkotō lau lēl mētš; ā Pōnpe'i tše me akoī šāu uē kān wīklār āp' uiālā šāulan en Kātōlīk nī ānšou karēn, nī ānšou me mēn Sipānš lelēṛ āp' kōušōñlār nī Pōnpe'i. Ari iūt tū ēn akoī šāu en batāk en perōtestent, me bōtšobōtš kan, irāil kīn mē'iron āp' intā'n mēn Pōnpe'i kan, rēn uiāla arūn āpe, āp' kian nān et, ō pīl uātoñ rēn šāu en batāk bōtšobōtš kan. Ari irāil āp' kīn nōtškila rēn šāunōtš kan, āp' kōletī mōni toto, pue tēna irāil mēn mē'iron kian Kōt, ō nī ānšou me irāil pīl kapuāiatā šēkūl. Ari irāil āp' kīn pīl nōtškila nāirāil pūk kan, ō pīl men intīn āpe ō pīl selēt kan karuš, kāpue en šēkūl kan. Ari irāil*

kasten legten, oder zur gegebenen Zeit damit Schulen errichteten. Sie verkauften ihnen auch Bücher und Bleistifte, auch Schiefertafeln, alles Schulsachen. So nahmen sie viel Geld ein, das sie ebenfalls in den Gotteskasten taten.

Heutigentags bringen die Ponapeleute eine neue Opfergabe; sie holen keine Nüsse mehr, denn die weißen Lehrer wollen sie nicht mehr haben, alle Ponapeleute, die Protestanten sind, nehmen statt dessen Geld und bringen es den weißen Lehrern, dann geben sie es ihnen; und so nehmen sie jederzeit Geld, seitdem die protestantischen Lehrer sich auf Ponape befinden; so macht man es jetzt in allen protestantischen Kirchen bis zum heutigen Tage; und es besteht auch bei den Protestanten diese Sitte, daß sie von den Sünden befreien, wenn jemand eine Sünde begangen hat. Sie bringen sie dann in der Gemeinde vor. Dann soll derjenige, welcher gesündigt hat, sich erheben und vor der großen Versammlung beichten und alle Sünden eingestehen; denn so ist es Sitte bei den Protestanten von den Sünden befreit zu werden. Sie wollen sie auch der Versammlung enthüllen, damit derjenige, welcher gefehlt hat, seine Sünde bereut und sich schämt und keine Sünde wieder begeht; hinterher beging ein weißer protestantischer Lehrer selbst zu einigen Zeiten Sünden. Da nahm man ihn auf einem Schiffe nach Amerika zurück. So vergingen viele Jahre, und wenn jemand an diese Sündenerlösung glaubte, dann begab er sich zum Lehrer, und wenn er nicht an die Sündenbefreiung glaubte, dann wurde er ausgestoßen und aus allen protestan-

*āp' p̄l kolekiti mōni toto, āp' p̄l ianaki arāil mē'iron on Kōt. Ari nī ānšou mētš Pōnpe'i kan p̄l uiāla ēu mē'iron kāp'; men irāil šolār uiāta arūn āpe, pue šāu en batāk bōtšobotš kan, me p̄l kānēr, tōn Pōnpe'i karuš me mšionāri en p̄rote- stent en ūt āle mōni, āp' p̄l uātōn ren šāu en batāk me bōtšobōtš kan, āp' p̄l mē' ironki on irāil; iē'i tšā me ūt pue'itā nī ānšou karuš me šāu en batāk en perotestent kan mīa nī Pōnpe'i; iē'i tšā me uiānēr nī im šarāui en perotestent kan kōkoto lāu p̄l lēl rān uētš; ō p̄l iēt tū ēn en perote- stent kan arāil k̄n lapuāta t̄p akan, ma aramaš 'men me uiāta t̄p. Ari irāil pān āle āp' uāuueñ nān p̄koiñ lāpalāp. Ari aramaš o, me uia t̄p ō āp' pān ūta, āp' p̄l kapārek p̄n p̄koiñ kalāimom, pue en p̄l tšakārekita t̄p kan; tēna iē'i tū ēn perotestent kan arāil k̄n lapuāta t̄p kan. Irāil p̄l māuki kašale'ian p̄koiñ, pue aramaš me uia t̄p o en namanākā āp' p̄l kalūkila, tēr purean uiāta t̄p' k̄n; mu' akoi šāu en batāk bōtšobōtš en Pero- testent, me pē'in k̄n uiāta t̄p' nī akoi ānšou. Ari irāil āp' k̄n p̄l kapurepurlan n̄n tšāp en Amerika. Ari āp' lāu p̄l lēl tšounpār toto; ari ma a pān kalūkila tū ēn t̄p' kan, ari āp' pān purean nī ā šāu en batāk; ā ma tšota p̄l kalūkila t̄p akan, ari ā pān p̄l kōšan laketākelār, tāulūšan nī mōmōt išo en perotestent k̄n, šolār kāk en puroñ kōkola tše, pue šōn en en šāu en batāk en perotestent kan, me p̄l to'ōr; pue irāil puarotoñ kitāil nī Pōnpe'i, āp' p̄l kapōtški šanšāl en šim- p̄l ō kotōn kitāil nī Pōnpe'i, ā loler rās on kizi komāt kan, me nān kapēt irāil me t̄ran linalinār. Ari iē'i šōn en šāu en*

ⓄEphraim P. Roberts, der sich an Frauen verging (1859—1861 auf Ponape).

ti  
d  
ei  
d  
n  
L  
P  
bi  
Z  
  
P  
w  
L  
w  
ih  
h  
si  
a  
in  
di  
ra  
T  
be  
u  
u  
fo  
de  
V  
se  
re  
le  
ke  
al  
so  
ih  
ke  
fo  
ni  
ra  
at  
12'

tischen Kirchen hinausgeworfen, niemals durfte er sie wieder betreten, denn es war eine Art protestantischer Lehrer, die anders geartet war; als die ersten, die zu uns nach Ponape kamen, da trugen sie ein Lammkleid, und als sie später zu uns nach Ponape kamen, waren sie innerlich wie bissige Hunde und ihre Herzen waren mit Zorn gefüllt.

Das ist die Art der Lehrer, welche die Ponapeleute auch hinterging, denn sie wollten nur Geld haben. Aber diese Sorte Lehrer hatten keinen Erfolg, denn Gott will kein Geld haben und Jesus mag sie nach ihrem Tode nicht leiden, denn die Lehrer haben keinen gewöhnlichen Beruf, denn sie sollen die Menschen über den Glauben an Jesus Christus unterrichten, und alle im rechten Glauben unterweisen, damit die Menschen nicht in Schlechtigkeit geraten und in den schlechten Glauben des Teufels. Doch zu verschiedenen Zeiten begingen etliche protestantische Lehrer unwürdige Taten; sie sammelten Geld und nahmen es selbst den Ponapeleuten fort und verkauften ihnen alle ihre Sachen, damit sie sich daran bereichern, und das Volk in Ponape verarmt, weil all ihr Geld seinen Weg zu den protestantischen Lehrern findet; auch verbieten sie den Ponapeleuten, keine Kawa zu trinken, auch keine Pfeife zu rauchen, denn das gilt als sehr große Sünde im Himmel. Und so tranken denn viele Ponapeleute, welche ihnen gehorchen, keine Kawa, rauchten keine Pfeife, und etliche, die ihnen nicht folgten, entwöhnten sich des Kawagenußes nicht und fuhren fort, die Pfeife zu rauchen bis die katholischen Missionare auf Ponape erschienen. Und noch eins,

*batāk, me k̄n p̄l katšāuue men Pōnpe'i pue iraīl k̄n māuki mōni. Ari iei sōn en šāu en batāk, me tšotā pān pué'ita pue Kōt tšota pān mōni ō p̄l Šīšus tšota pān p̄l gatn šāuēšia iraīl muṛ en mēla, pue šāu en batāk, me kaitēn āta muāl ēu, pue mēn bataki on aramaš tū ēn lāmālām en Šīšus Kraīst, ō p̄l batāki on karuš tū ēn lāmālām mepuñ, pue aramaš en teṛ lōtiañ nī mēsūt n̄n lām'lām sūt en Šetāñ. Ari nī akoī ānšou akoī šāu en batāk en perotestent me p̄l k̄n uia t̄aṛk en maruṛ kan; araīl k̄n m'ironki mōni āp p̄l kīsañ nē'in men Pōnpe'i k̄n mōni, āp natieki araīl k̄apue k̄n, pue iraīl en p̄l k̄apuikāpué, ā tōn Pōnpe'i me pān šāmuemue, pueki narāil mōni kan karuš, me kōōnēṛ rēn šāu en batāk en perotestent kan; ō iraīl p̄l k̄ānalā mēn Pōnpe'i en teṛ kañ tšā-kāu, ō p̄l teṛ kañ p̄aip', pue tēna iē'i t̄ip' lāpalāp nālañ. Ari me toṭo men Pōnpe'i, me p̄l p̄ē'iki on iraīl, āp' šolār kañ tšā-kāu, ō p̄l šolār kañ p̄aip', ō akoī me tšota tūki on, iraīl āp' tšota p̄l kašela tšākāu o p̄aip' āp' k̄aṅkañatā kōkotō lāu lēl on en mišionāri k̄atōlik kan araīl purotō on nī Pōnpe'i. Ō iēt ēu, me šāu en batāk en perotestent kan p̄l šuēt̄kila en teṛ uiaui nī Pōnpe'i; iraīl k̄ānala mēn Pōnpe'i teṛ māton, iraīl teṛ uia uēn āpe, pue me p̄l šuēt̄ iē'i, ēu t̄ip' lāpalāp nālañ. Pue iēt tū ēn šāu en batāk en perotestent kan iraīl atanki āt riāu, akoī me lāpalāp, me atanki uā n̄parōn, iei me kāk on p̄p' t̄aizialā aramaš o p̄l kāk on en kapop̄aūtiala s̄aūlañ kan, ā akoī, me uia ēu šon, iei me atanki uarōn amāu, šon ūēt, me t̄iket̄k, tšota kāk on p̄p' t̄aiziola aramaš, ō p̄l tšota kāk on kapop̄aūtiala s̄aūlañ*

was die protestantischen Lehrer schlecht hießen, daß es auf Ponape nicht getan werden sollte; sie verboten den Ponapeleuten zu spielen, die alten Lieder zu singen, denn das wäre auch schlecht und gälte als sehr große Sünde im Himmel. Nun gibt es zwei Arten von protestantischen Lehrern, etliche sind die vornehmsten, die heißen Reverend, die dürfen die Leute taufen und auch die Christen verheiraten, und etliche, die bilden eine Klasse, die Lehrer genannt wird; dieser Stand ist geringer, er kann nicht taufen und keine Gläubigen verheiraten, sie verrichten untergeordnete Dienste des Glaubens; sie bilden die Vorstände der Schulen; diese Art Lehrer halten die Schule ab; sie unterrichten von Montag bis Freitag in der Woche. Die Schüler bringen ihnen auch Nüsse und Geld, und wenn jemand keine Nüsse besitzt, dann bringt er Brotfrüchte oder andere eßbare Früchte mit, damit sie die Lehrer für den Unterricht bezahlen; und was sie ihnen in einer Woche geben, das geben sie alle Wochen hindurch; so wird es in dieser Art Arbeit gehalten.

In ihrer Selbstgerechtigkeit sahen die Missionare nicht, daß sie es verkehrt angefangen hatten. Daß sie auf ihre Weise ihr Bestes zu geben und zu tun bestrebt waren, soll ihnen deshalb nie benommen werden. Die Einrichtung ihrer Schulen, von Seminaren zur Ausbildung von eingeborenen Missionsgehilfen, die Errichtung einer kleinen Druckerpresse (1857) wird stets als ein Plus gezählt werden. Daß die Unterhaltskosten dafür jedoch zu einem Teil von den zu missionierenden Eingeborenen aufgebracht werden mußten, darum business and gospel mit einander verquickt wurden, steht auf einem andern Blatte. Dr. GULICK, sicherlich der begabteste Missionar, den Ponape je gehabt hat, der als Arzt und durchgebildeter Mann die richtigen Wege einer erfolgreichen Mission erkannt hatte, hatte bereits Ende 1856 eine vorläufige Übersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes, sowie der Briefe Johannis, nebst einer kurzen Grammatik und Wortsammlung der Ponapesprache fertiggestellt, bei welcher Arbeit ihm ein seit 20 Jahren auf der Insel ansässiger Portugiese JOAQUIM

*kan, pue šõn uët, me tiketik en nia tãuk šarãui kan; iëi tša arãil tatauk kãuntã šekul; iët tũ en šãu en batãk en perotestent kan arãil kũu uiãta šekul; irãil kãn šekul šãn nĩ at en rãn lãu lël on nĩ altm en rãn nãn uik eu. Ari tøn šekul kan karuš ap' kãn pũl uãto arũn te mõni, ma aramaš emen me tšõta ã arũn ã pãn uãto uã en mãi te pũl uã en tšũka en mãna kan karuš me re pãn uãto, pue re en puãnkian šãu en batãk tũ en lõlokõn, me ã pũl kian irãil ier nãn uik eu, irãil uia nãn uik kan karuš; tũ en šõn en tatãuk tořõř uët.*

*(R. Kehoe, Roĩ en Kiti)*

wertvollen Beistand geleistet hatte. Sie wurden auf Ponape gedruckt, dazu eine Bibel, biblische Geschichten, Lieder. Wäre GULICK auf Ponape geblieben, hätte die Mission vielleicht keinen eingebildeten, sondern einen entscheidenden Erfolg gehabt. Sein im Nautical Magazine von 1862 S. 175 abgedruckter Aufsatz über Ponape wird stets eine der besten Quellschriften bleiben, sicherlich enthält sie die zutreffendste Charakteristik der Eingeborenen, wie sie nur jahrelange Vertrautheit mit den Eingeborenen richtig erkennen läßt. Wo GULICK allerdings zum Kritiker wird, darf man nicht vergessen, daß ein Puritaner die Zeilen schrieb.

### Ponape (*Ponapi*).

Nach QUIROS ist die Insel zweifellos gesichtet, wenn auch nicht berichtet worden. Es gibt eine Eingeborenen-Überlieferung von einer Bootsmannschaft, die an der Südseite der Insel landete und so eigentümliche Häute hatte, daß sie nur getötet werden konnte, in dem man in ihre Augen stach. Wahrscheinlich sind es eisengerüstete Spanier gewesen. Mehrere Nachrichten sprechen von gesichteten Schiffen; denn man hielt sie für Inseln, die aus dem Meere emportauchten und wieder verschwanden. Solche Erscheinungen waren sehr gefürchtet, und solange sie zu sehen waren, flohen die Leute am Strande fort, und die Priester tranken Kawa, um die Vermittlung der Geister zu erbitten, bis die gefürchteten Gebilde verschwunden waren. Vor zwanzig Jahren befand sich in Matolenim (*Metolanim*) ein Gallionsbild, das von einer Dschunke zu stammen schien; und die Eingeborenen erzählten den Weißen, die es sahen, daß es einem Fahrzeug gehörte, das hier wrack wurde; es hätte zuerst die Hühner ins Land gebracht, und noch heute nennen sie die Namen der Fremden, welche hier landeten. Ein alter unlängst verstorbener Häuptling von Kiti begab sich als junger Mann mit einer mehr als gewöhnlichen Kühnheit an Bord eines vorüberfahrenden Schiffes und erhielt eine chinesische Porzellanschüssel und einen kupfernen Teetopf, die von einem jetzt noch lebenden Engländer gesehen wurden. Vor einigen Jahren wurden einige spanische Silbermünzen und ein silbernes Kruzifix in den Gräbern der berühmten Ruinen von Matolenim aufgefunden. Ein silberner Zirkel wurde in den Ruinen eines Hauses in Kiti gefunden; und vor einiger Zeit entdeckte man landeinwärts eine bronzene Kanone, die von der Insel mitgenommen wurde. Doch kann man nicht eher von einer Entdeckung Ponapes sprechen, als bis LÜTKE von der russischen Korvette La Senjavine die Insel am 2. Januar 1828 zuerst sah.

Die Ponape-Gruppe besteht aus mehreren Inseln, die von einem 70—80 Meilen im Umfang messenden Riffe umgeben werden. Die große Insel, namens P o n a p e (*Ponapi*) mißt ungefähr 60 Meilen im Umfang und nimmt für sich fast die ganze einbezogene Fläche in Anspruch, während zwölf oder mehr basaltische Spitzen, nur wenig davon getrennt, ebensoviele kleinere Inseln bilden; und auf dem Riff selbst liegen mehr als 15 Koralleninselchen, die denen in den reinen Korallengruppen durchaus gleichen.



Der geologische Charakter Ponapes ist mit dem Namen Basalt gut bezeichnet, denn er tritt stärker zu Tage als das korallinische Element. Die Insel muß einst eine traurige Steinwüste gewesen sein, doch die Verwitterungsprozesse haben große Teile der Oberfläche umgestaltet, und so sind Veränderungen entstanden, die wissenschaftlichen Anreiz und dichterische Schönheit hervorrufen. Kurze, reißende Wasserläufe setzen rings um die Ufer der ganzen Insel Schlammablagerungen ab, wo das Korallenriff, das wie ein silberner Reif den grünen Edelstein einfaßt, die wertvollen Trümmer auffängt, die dem Gedeihen der Pflanzen einen reichen Boden gewähren. Einlasse sind im Außenriff häufig; sie bilden mehrere ausgezeichnete Häfen.

Mit Ausnahme der Nordseite, wo die zerstreuten Inseln und die kühn geformten Berge einen recht malerischen Anblick gewähren, bietet die Landschaft nichts besonderes, doch ist sie überall von freundlicher wohltuender Schönheit. Das Hauptland fällt frei und anmutig zum Strande ab, wo das Meer ebbt und flutet. Zwischen dem immergrünen Lande und dem Außenriff erscheint mancher Korallenfleck an der Oberfläche, wenn er auch nur bei niedrigstem Wasser herauschaut, und das Auge wird verlockt, den vielen sich windenden Kanälen und sich weitenden Becken in tieferem Blau zu folgen. Entlang dem ganzen Außenriff zeigt ein weißer Gischtstreifen, wo der alte Ozean sich bricht und als Liebeszeichen manche Tiefseeperle hinaufwirft.

Ponape ist von seinen höchsten Spitzen bis in den Ozean hinein, wo weite Mangrowensümpfe herrlich gedeihen, mit einem Pflanzenkleide angetan. Der Pflanzenwuchs ist so dicht, daß ein vorübersegelndes Fahrzeug kaum eins von den vielen hundert Häusern unterscheidet, die um die Insel herum zerstreut liegen; stiege kein Rauch auf und glitten nicht Kanus mit Paddeln und Geistersegeln über die Lagunen, man wäre versucht, die Insel für unbewohnt zu halten. Die ganze Insel ist von einem lückenlosen Walde bedeckt, einige Stellen auf den Abhängen der Leeseite ausgenommen, die mit kurzem reichem Gras bewachsen sind, dessen Grün einen gelblichen Ton hat und sich scharf gegen das satte, beinahe schwarze Grün des umgebenden Buschwerks abhebt.

Der Reichtum der Pflanzenwelt verleiht dem Landschaftsbilde eine besondere Anmut. Die völlige Einförmigkeit des ununterbrochenen schwülen Grüns lenkt vielleicht das Auge eines Weitgereisten von seiner malerischen Romantik ab; obschon es einem, der es mit reinem mikronesischem Auge und Herzen ansieht als die höchste der Schönheiten der Insel erscheint. Auch beschränkt sich die Gleichmäßigkeit nicht auf die Farbe; selbst die Begriffe verschiedener Höhe und Form wird den einzelnen Baumarten abgesprochen, so vollständig hüllen die Kriecher die Bäume ein, verbinden sie untereinander, überbrücken die geringste Lücke und lassen jede Besonderheit in einer ebenmäßigen schwellenden Flut verschwinden. Mit Ausnahme von zwei oder drei Palmenarten, die gelegentlich den Strand einfassen, wie die Kokospalme, oder in herrlicher Deutlichkeit allein stehen, wie die Sagopalme, schwächt nichts in Form oder Erhabenheit dies verschwenderische Landschaftsbild.

Obschon Ponape in dasselbe tiefe Grün eingekleidet ist wie Kusae, unterscheidet es sich doch erheblich davon. Sein höchster Punkt wird von LÜTKE mit 2858 Fuß angegeben, doch seine Fläche ist umso größer — fast um das Doppelte — so daß seine Höhe einer der weniger bemerkenswerten Züge ist. Von Westen und Süden aus gesehen fallen die zentralen Berge ziemlich gleichmäßig zur Küste hin ab und zeigen nichts von den ausgezackten Linien und weniger von den Pfeilerfelsen, die an der Ostseite so häufig sind. An der steileren Nordseite liegen zwischen den Korallenriffen 8 oder 10 basaltische Inselchen mit einander verschwistert, ganz anders wie in Kusae, wo die einzelne Insel Lele eine Ausnahme macht.

Anders wie in Kusae umzieht die magische Linie des Gürtelriffs, welche selbst die Seegötter nicht zu überschreiten wagen, die Hauptinsel Ponape in einem durchschnittlichen Abstände von ungefähr zwei Meilen. Ponape ist die anmutige Königinmutter, die auf ihrem weiten Korallenthron ruht, während eine Schar bescheidener jungfräulicher Inselchen sich um sie drängt. Die Berginseln von Truk im Westen, die sich weithin über die endlosen ausgedehnten Riffe erstrecken, bilden eine anmutige jugendliche Schar, der Vater und Mutter gestorben sind. Kusae mit seinen tief zernagten und verhältnismäßig wenig umgestalteten Bergen und dem dicht darum gelegten silbernen Band ist eine einsame Schönheit — eine romantische, keusche, allein-stehende.

Wenige Inselbewohner haben ein gefälligeres Aussehen als die Ponapeleute. Es liegt etwas in dem lebendigem Auge und den verfeinerten Zügen vieler von ihnen, was sie sehr von der groben unbeachteten Tiernatur einer großen Anzahl der Bewohner Ozeaniens unterscheidet. Die Männer, welche mit aus sauber gebleichten über den Hüften an einer Schnur befestigten Schurzen aus Kokospalmblätter bekleidet sind, stellen ihren ganzen Körper zur Schau, auf den sie allgemein mit Recht sehr stolz sind. Der Leib kommt selten besser zur Geltung als wenn ein Ponapemann aufrecht, fest auf seinem zitternden leichten Kanu steht, furchtlos und stolz wie ein Kapitän auf seinem Kommandodeck, das Auge voraus ins Wasser gerichtet, jeden Muskel gespannt und bereit, seinen langen speerähnlichen Stab abzuschleudern, den er in der Hand hält und auf dem Vorderarm aufrufen läßt, um einen Bewohner der Tiefe zu erhaschen. Auch die Reize der Frauen geben ihnen nichts nach. Es sind nicht alle Schönheiten, aber viele von ihnen sind sehr anmutig; ihre frühere Tracht bestand nur aus einer Art Lententuch.

Wie viele schon bemerkt haben sind Haltung und Aussehen recht verschieden. Oft wird man an einen vertrauten Zug eines fern in der Heimat weilenden Weißen erinnert. Die hohe Stirn, die feinen Augenbrauen, das durchdringende schwarze Auge, die lange, ein wenig gebogene Nase, die dünnen, ausdrucksvollen Lippen und das sanft gerundete Kinn sind nicht ungewöhnlich, besonders unter den Jüngeren und Vornehmen. Die Hautfarbe vieler, besonders unter den Frauen, ist häufig hellolivfarben, kaum dunkler als die einer Brünetten. Dies Aussehen wird noch verstärkt

durch die tägliche Verwendung von ausgepreßtem Saft farbehaltiger Knollen, der zusammen mit den langen, schwarzen Flechten, die geschmackvoll aufgebunden und mit einem wohlriechenden Kranze zusammengehalten werden, der von den schmalen gewandten Fingern der Schönheit selbst hergestellt wird, das schöne Ideal einer Ponape-Nymphe vervollständigt.

Die Kinder sind häufig besonders anziehend. Die zarte, blaße Haut, das glänzende, lebendige Auge, die ausgezeichnete Form von Körper und Gliedmaßen, verbunden mit einer natürlichen Anmut und harmlosen Schüchternheit, selbst wenn sie nackt sind, lassen einen begehren, sie zu Höherem und Reinerem emporzuführen, als sie naturgemäß von ihren ungebildeten Eltern erhalten können.

Doch nun die allgemeinen hervortretenden Eigenschaften im einzelnen:

Das Haar der Ponapeleute ist tief schwarz, für gewöhnlich ganz schlicht, jedoch häufig etwas und gelegentlich sogar sehr kraus. Die Haut möchte ich als kupferfarben bezeichnen. Sie mag sogar noch eine Schattierung heller sein, als sie sonst in Polynesien vorherrscht, doch LESSON's Bezeichnung »zitronengelb« ist sowohl für die Bewohner dieser Insel wie die der übrigen mikronesischen Gruppen übertrieben; obschon die Hautfarbe, wenn geschützt, tatsächlich die dunklere Tönung verliert, was bei allen malaio-polynesischen Stämmen der Fall ist. Und, um den Vergleich zu vervollständigen, es gibt Individuen, die vor der Entdeckung der Insel geboren wurden, deren Haut so erheblich viel dunkler ist, daß man an die Mischung mit dem negritischen Blut von den nur wenige Grade südlicher gelegenen melanesischen Inseln denken möchte. Ich kann mir jedoch unter dieser Färbungsverschiedenheiten nicht viel anderes vorstellen, als was man immer bei den verschiedenen Mitgliedern fast jeder Rasse feststellen kann, und besonders bei solchen Inselbewohnern.

Die Körpergröße ist bei den Ponapeleuten unter dem europäischen Durchschnitt, was, wie bei den Neu-Seeländern, von den verkürzten Beinen herzurühren scheint. Es gibt auch viele große, kräftig gebaute Leute, doch der vorherrschende Typus ist sehnig, gedrungen und sehr lebhaft. Ich halte es für möglich, daß die Größe der Männer besonders durch die Berührung mit der Zivilisation abnimmt.

Die Kopfbildung ist gut. Die Stirn tritt nur selten in bemerkbarer Weise zurück; sie ist häufig schön vorgewölbt. Der Durchmesser zwischen den Scheitelbeinen ist meiner Meinung nach sehr schmal und die Kopflänge ist größer, doch in nicht so ausgeprägtem Maße, daß man die Eingeborenen deshalb als leicht prognath bezeichnen müßte.

Es liegt allgemein etwas ungemünzt Gefälliges in ihrem Aussehen. Das schwarze, dunkle Auge, das regelmäßig gebildete Gesicht, das nur wenig breiter als unseres ist, die etwas dicke, niedrige und plumpe Nase, die nur selten abstoßend wirkt, die schönen Zähne und das kleine, leicht anliegende Ohr, ausgenommen, wenn es künstlich entstellt ist, machen das Bild eines Inselbewohners aus, der mehr als gewöhnliche Reize und Intelligenz hat.

Die geistige Verfassung dieses Volkes ist ebenso begünstigt wie ihre physische. Wie ihre Körper sind ihre Gemüter eher lebhaft und heiter als energisch und ungestüm. Von Dummheit, die sonst bei den niederen Rassen so häufig, ist wenig zu spüren, aber auch wenig Kraft, der man bei anderen begegnet. Ihr Temperament ist quecksilberartig und veränderlich. Dinge, die ihnen allen interessant sind, wollen sie bereitwillig erlernen — so z. B. die englische Sprache. Viele von ihnen sind ganz vertraut mit der »Matrosensprache« welches sozusagen die einzige ist, die sie je hörten. Die paar Leute, welche zur See gewesen sind, fassen unter den Eingeborenen am schnellsten auf und machen sich nützlich. Sie sind überall in der Fremde beliebt, wenn sie ihre Heimat verlassen. Sie lesen zu lehren, obschon da verschiedene Abstufungen im Begreifen und der Fertigkeit bestehen, ist bei dem allgemein schnellen Erfassen eine höchst vergnügliche Aufgabe. Bei der Erziehung von Jünglingen zum Hausdienste, finden sie kaum eine Schwierigkeit darin, die verschiedenen Pflichten eines Kochs oder Dieners auszufüllen; der einzige Nachteil besteht in der unüberwindbaren Gefühlsunabhängigkeit, die es verbietet, irgend jemand zu bedienen, dem gegenüber sie das geringste Gefühl von Gleichheit und Ebenbürtigkeit besitzen. Die Erziehungserfahrungen sind noch nicht genügend weit gediehen, um diese Ansicht zu beweisen, doch ist kein Grund für die Annahme vorhanden, daß diese Fertigkeit sich nicht auch das Gebiet schwerer verständlicher Wissenschaften erobern wird; wahrscheinlich macht aber, wie bei allen ähnlichen Rassen, ihr Verstand kurz vor dem fortgeschrittenen vernunftgemäßen Schließen Halt.

Man kann nur schwer die Größe des Eingeborenenverstandes auf Grund der heute lebenden Generation beurteilen, so erheblich ist sie während der letzten dreißig Jahre infolge der Berührung mit der zivilisierten Welt vermindert worden. Da es ein so kleines Volk ist, hat es die Berührung mit fremden Elementen, Krankheiten und Lastern, schwer zu spüren bekommen, und nicht die erforderliche Kraft gehabt, ihnen zu widerstehen. Der Verfall hat sich in den letzten sieben Jahren deutlich bemerkbar gemacht. Gelegentlich, auch jetzt noch, gibt sich jedoch noch ihre nicht zu verachtende Kraft, Macht und Lauterkeit kund; das ist ein Beweismittel für die frühere Zeit, das Rückschlüsse ermöglicht auf einen nicht geringen Unternehmungsgeist und Geschicklichkeit.

Das größte ihrer heutigen Boote trägt zehn bis fünfzehn Menschen; doch während der Zeit vor ihrer Entdeckung verdienten ihre größeren Fahrzeuge wohl die Bezeichnung von Hochseekanus, wie die, welche in den Marshall-Inseln und in den westlichen Karolinen gebaut werden. Und es gibt noch jetzt einige besonders schöne Beispiele eingeborener Baukunst, so in einem großen Versammlungshaus und ein oder zwei königlichen Wohnhäusern; und die Ausführung sehr vieler Häuser spricht beredt von mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und mechanischen Hilfsquellen; doch sind die Darstellungen dieser Art heute viel weniger bemerkenswert als früher, was sowohl die Größe wie die Ausführung angeht. Eine Untersuchung der bekannten, sogenannten

›Ruinen‹ auf Ponape beweist überzeugend, daß dies Volk ursprünglich eine nicht geringe Tat- und Arbeitskraft besaß; und die Reisen, welche sie einst nach Mookil (*Mookil*), Pingelap, Ngatik und wohl sogar nach Kusa e hin unternahmen, sprachen deutlich für ihre kühne Seefahrtskunde und Unternehmungslust, die nicht ein Deut hinter denen irgend eines andern mikronesischen Völkchens zurückstehen.

Moralisch hat der Ponapemann viele gewinnende Eigenheiten, obschon diesen Fehler und Mängel beigemischt sind, die unbedingt seine moralische Einheit mit der menschlichen Familie in anderen Breiten herstellen.

Man darf ruhig behaupten, daß sie moralischer Grundsätze völlig entbehren. Wenn sie wahrheitsliebend, ehrlich und tugendhaft sind, geschieht dies eines augenblicklichen Interesses wegen; für gewöhnlich wird nicht das stärkste der jeweiligen im Vordergrund stehenden Interessen ein Tun aus solchen hohen Grundsätzen heraus sichern. Ihr Gemüt besitzt nur sehr geringe Spuren von jener Großmut, die so oft Wilden eigentümlich ist. Alles drängt sich zusammen wie ihre Insel auch. Zur Freigebigkeit bei Mahlzeiten werden sie durch die reiche Natur selbst veranlaßt; sonst merkt man wenig von Edelmut. Geschenke werden allerdings mit großer Bereitwilligkeit gegeben, doch sind es entweder halberzwungene Gaben an Höhergestellte, oder man erwartet unbedingt größere Gegengeschenke. Sie haben etwas, was man voreilig Biederkeit und Offenherzigkeit benennen möchte; sie sind unfähig schwere, gemeine Verbrechen zu begehen, die verborgen bleiben sollen; daß sie keine Geheimnisse bewahren können, liegt an dem Mangel des Charakters, schweigen zu können. Alles scheint unsicher, und ein Geheimnis kommt einfach deswegen heraus, weil es nichts gibt, sie davon abzuhalten. Im Bannkreise der nächsten Verwandten sind sie zutunlich und freundlich; darüber hinaus sind ihre Herzen für gewöhnlich gefühllos, wie die der sogenannten zivilisierten Welt auch, welche sie besucht, und von der sie es gelernt haben, gegen alle Fremden besonders unfreundlich und unliebenswürdig zu sein. Ihr Gemüt ist überaus zu Verdächtigungen und Mißvergnügen geneigt; doch scheint keine Grundlage für stärkere Abstufungen mürrischer Verdrießlichkeit vorhanden zu sein, und daher sind sie versöhnlich, und ihre Abneigungen werden verhältnismäßig leicht verborgen, jedoch nur um ihr Gemüt für andere kleinliche Streitereien frei zu halten. Selten hören wir von grausamer Rache, doch ist die Art und Weise, geschickte Beleidigungen zu erweisen und Nichtachtung zur Schau zu tragen zur ziemlichen Vollkommenheit gediehen. Der malaiische Zug der Hinterlist ist soweit ausgebildet wie es ihr ungebundener Charakter erlaubt. Man mag sie als ein fröhliches Völkchen bezeichnen, das von keinen wilden Leidenschaften erregt ist, doch ist überall und in allem ein Gefühl niedriger Ränke- und Eifersucht in jeder Klasse ihrer begrenzten Gesellschaft zu verspüren, das ebenso überschwenglich auffallende Freuden wie tiefere Leidenschaften vernichtet.

Wir wollen nun Kindheit und Jugend betrachten. Man stelle sich einen Säugling vor, der ohne Feierlichkeit in einer Ecke der ungeteilten Hütte zur Welt kommt.

Während der ersten Augenblicke seines Lebens macht er mit Schmutz, feuchtem Schwamm Bekanntschaft, und wird ohne weiteres, gelegentlich von der eigenen Mutter, zu einem in der Nähe befindlichen Wasserloch oder Bach getragen. Man stelle sich ferner vor, daß er in den ersten Monaten völlig nackt ist, in den nackten Armen am Busen der Mutter ruht, daß kein natürliches Bedürfnis irgendwie verborgen oder kein Wunsch unbeschränkt bleibt. Da er wachsen muß beachte man, daß außer der Nahrung, die die Mutter ihm selbst gewährt, sie ihren Mund voll reinen Wassers nimmt, oder Kokoswasser, dann ihre Lippen an die des Kindes bringt, und ihm sanft die Flüssigkeit in Absätzen einverleibt; jede Unterbrechung bedeutet dem Kinde, daß es nun die empfangene Menge verschlucken muß. Glaubt man dem Kinde etwas festere Nahrung verabreichen zu müssen, so gilt eine gelbe Pflanze als besonders gesund. Sie wird von der Mutter oder der Amme gekaut und dann in ähnlicher Weise in den Mund des Kindes verbracht. Beobachte weiter, wie das Kind heranwächst, voller Launen, erst kriechend, dann gehend, so wie Gott es geschaffen hat, in ungezügelter Bekanntschaft mit all den Naturtrieben und Bedürfnissen der menschlichen und tierischen Geschöpfe. Man stelle sich vor, wie es aus irgend einer schlechten Laune gezüchtigt wird, wie es sich am Boden windet und seine Wut in einem fürchterlichen Geschrei kundgibt, während eins der Eltern vielleicht seine Partei nimmt und den anderen ausschilt, der die Schläge verabfolgte. Manchen Tag wird das Kind nichts zu essen haben bis die Eltern vom Fischfang oder einer Festlichkeit heimkommen. Beachte, wie der »Vater des Wesens« am Strande nach einem Leckerbissen, Schnecke oder Muschel sucht und in den benachbarten Busch geht, um eine Krabbe, einen Vogel oder eine Beere zu finden. Und sieh wie es sich nun wie ein Tier hinkauert und seine Beute zerrißt oder zerbricht wie es bei den Eltern sah: dann schau wie es den rohen zuckenden Fisch verspeist und mit den Lippen schmatzt, oder die nur eben geröstete Krabbe, von der einige Teile sich noch in dem rauchenden Feuer des Kindes bewegen.

Nun stelle man sich vor, wie der Vater nach einem Fasten von mehreren Tagen am späten Nachmittag oder gegen Abend den Ofen in Brand setzt. Das Kind, ein Knabe von nur sechs oder acht Jahren, kann ihm schon bei leichteren Arbeiten gehörig zur Hand gehen. Nachdem die Erwachsenen das Feuerungsmaterial aufgestapelt und das Feuer angezündet haben, können die Jungen helfen und die Steine über dem Holze aufhäufen. Die Steine sind vom Rauch vieler Feuer schwarz, und natürlich sind Hände und Füße, und überall wo sie hingreifen, mit den Anzeichen der kommenden Mahlzeit beschmutzt. Wenn die Steine genügend heiß sind, sind alle nötig, um erst den Haufen auseinanderzureißen und die unverbrannten Knittel zu entfernen, dann müssen sie die Steine ausbreiten, die Nahrung darauf verteilen und schließlich das Ganze mit Blättern und Gras bedecken. Unser Junge wird alsdann über und über beschmiert sein. Vielleicht spült er sich noch in einer Pfütze oder in einem Bache ab, wahrscheinlich wird er aber zu seinem Spiel zurückkehren, oder mit Schmutz bedeckt sich unter

das Kuchendach setzen, auf einen Stein oder Holzklotz niederkauern und sich an den verlockenden Düften erfreuen, die aus dem flachen Steinhaufen aufsteigen — Düfte, welche den Speichel im Munde zusammenlaufen lassen in der köstlichen Erwartung einer halben Brotfrucht oder eines Stück Yams!

Die anderen Entwicklungsjahre eines Ponape-Kindes müssen unerwähnt bleiben; die vorhergehenden Zeilen haben jedoch einen genügenden Blick auf die Anfangszeit tun lassen, in der alle wichtigen Elemente der Erziehung empfangen werden. Ist diese Zeit vorüber, entwickelt sich das Kind mehr oder minder nach der tierischen Seite. Man kann ebenso leicht die Haut eines Negers ändern, wie seine geistige und moralische Verfassung, von der physischen Beschaffenheit nicht zu reden, wieder zusammensetzen. Roher Fisch wird für ihn immer der größte Leckerbissen bleiben, Nacktheit seine natürliche Bekleidung und Empfindlichkeit seine unabsichtliche Gemütsart. Seine nacktbusige Mutter wird wirklich stets eine Art Gegenstand natürlicher Zuneigung bilden, aber eine ganz andere, wie sie das Kind zivilisierter Menschen der Mutter erweist.

Leider verließ GULICK 1859 Ponape, um nach einer kurzen Missionarstätigkeit auf Ebon 1862 für immer nach Amerika heimzukehren.

Seit dem Jahre 1857 hatte die Hawaiische Mission ein eigenes Schiff, die »Morningstar« für den Verkehr zwischen der Missionsbasis und den in den Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln zerstreuten Missionsstätten angeschafft. Das Schiff blieb nur wenige Jahre in den Händen der Mission. Seine Fahrtberichte enthalten manche ethnologisch bemerkenswerte Nachricht; für Ponape kommen diese allerdings nicht in Betracht. Es wurde während des amerikanischen Bürgerkrieges verkauft. Auch dieser machte sich auf Ponape bemerkbar. So erschien am 1. April 1865 im Hafen von Matolenim das Schiff der Südstaaten, die »Shenandoah« und gab den Eingeborenen das Schauspiel der Verbrennung von vier Schiffen der Nordstaaten, der Bark »Poe«<sup>Q</sup> und der Walfänger »Edwin Carry«, »Hector« und »B. Harvest«. Für die Mannschaften wurden Lebensmittel zurückgelassen und die Leute z. T. später von einem Fahrzeug aus Honolulu abgeholt.

Diese Handlung hatte die Stellung der Missionare in den Augen der Eingeborenen durchaus nicht gestärkt. Im Gegenteil, die Verfolgung der zum Christentum übertretenen Eingeborenen nahm stärker zu als je. Ließ man die Menschen am Leben, so vernichtete man ihnen Haus und Habe, schlachtete ihnen die Schweine ab und nahm ihnen Schiefertafeln und Lehrbücher weg. Nachdem der die Mission begünstigende Naneken en Kiti 1864 verstorben war, ging das Missionswerk in Kiti vollends in die Brüche. Der neuerwählte Naneken, der Adoptivvater des später in der Geschichte Ponapes eine zweifelhafte Rolle spielenden Henry Nanpéi, wollte die alten ursprünglichen Sitten und Rechte der Ponapeleute wiederherstellen, dazu die vielen Verbote der

<sup>Q</sup>Hatte 1865 die Masern eingeschleppt. Der Epidemie erlagen wieder viele Hundert Eingeborene.

Missionare, welche den Eingeborenen die kleinen Lebensfreuden schmälerten, aufheben. Da es nicht im Guten ging, griff er, beraten von denen, die der Mission feind waren wegen ihres Wettbewerbs und wegen ihrer Verbote, die auch dem Handel abträglich waren, zur Gewalt. Die Missionsstation in Kiti wurde niedergebrannt, das Grundstück an einen Händler verkauft. Die frühere im gewissen Grade gleichgültige Stimmung der Eingeborenen verkehrte sich jetzt in einen feindseligen, bewußten Gegensatz zur Christengemeinde und die Leiter der Mission. Daß der 1865 zurückgekehrte DOANE zusammen mit STURGES noch zwei Jahre hindurch die Kitistation betreute blieb ohne Erfolg. Die bisherige Hauptstation mußte aufgegeben werden. Die Kiti-Christen wurden zersprengt. Ein eingeborener Missionsgehilfe sollte sie betreuen.

Neue Stationen mußten eingerichtet werden. DOANE begab sich nach K e n a n in Tšökēš, STURGES nach O a in M a t ö l ě n i m. Es mußte von vorne angefangen werden. Hier hatte STURGES an dem zweiten Häuptling, dem Uaršái in Matölënim (*Hesekia*) eine gute Stütze. Der Häuptling war Anhänger des Christentums; da er großen Einfluß hatte, bekam die Mission hier zahlreiche Anhänger, zum andern wußte er die Maßnahmen des den Missionen feindselig gesonnenen Nanamariki en Matölënim abzuschwächen. Oa wuchs zur Großstation heran und blieb es bis zur Zerstörung durch die Spanier. Kirche, Schule, Seminar wurden hier eingerichtet. Und eine lebhaftige Tätigkeit konnte einsetzen. Verschiedene neue Außenstationen wurden eingerichtet. In Tšökēš verlief die Entwicklung nicht so günstig. Auch hier fühlte der Oberhäuptling sich in seinen Rechten durch die Mission benachteiligt und setzte deshalb ihrem Wirken starken Widerstand entgegen. Das wurde anders als im Sommer 1870 das amerikanische Kriegsschiff ›Jamestown‹ Ponape anlief. Die Anwesenheit des Kriegsschiffes zur Vermessung des Lānar-Hafens (vgl. Text 302) übte einen wirksamen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse auf Ponape aus. Die fünf Oberhäuptlinge ließen sich herbei, in einem Freundschaftsvertrage mit der Unionsregierung die Sicherheit der Missionare zu verbürgen und die Abstellung der im Schwange befindlichen Blutrache, die zu Fehden fortwährend Anlaß gab, zu versprechen; ferner wurde dem in der Folgezeit etwas eingeschüchternen Naneken en Kiti für seine Untaten (?) eine Geldbuße auferlegt und das fortgenommene Missionsgrundstück der Kiti-Christengemeinde wieder zurückgegeben, die hier eine Siedlung gründete, um für sich, von ihren heidnischen Stammesgenossen getrennt, ungestört leben zu können. Dieses Kriegsschiff legte auch den Grund zu der späteren ›Kolonie‹, dem heutigen Hauptorte ›Mëseniën‹; von ihm erhielt die Siedlung den Namen Jamestown, von den Spaniern später Santiago getauft.

Neue Missionare, so RAND (1874—94), LOGAN (1874), HOUSTON (1882—84), Miss PALMER (1884—06) kamen nach Ponape, um die sich ausbreitende Mission zu unterstützen. 1873 zählte das Christentum bei etwa 6000 Eingeborenen 518 getaufte Anhänger. Am 11. Juni 1873 wurden sieben ponapesische Missionsgehilfen zum Dienst unter den Heiden eingesegnet, die zunächst auf der Insel Pingelap und in der Mort-



lock-Gruppe ihre Arbeit begannen, deren Kosten ein in Ponape sich bildender »Missionsverein« übernahm. Um von Zeit zu Zeit diesen Außenposten die nötige Verstärkung an Missionsarbeitern zuführen zu können und auch für die Heranbildung von Hilfskräften zur Pflege der einzelnen Christengemeinden auf Ponape selbst Vorkehrungen zu treffen, begründete STURGES seit Anfang der 70er Jahre in Oa ein Missionsinstitut, dem sich seit 1884 auch eine von amerikanischen Missionslehrerinnen geleitete Mädchenschule anschloß, in welcher die späteren Lebensgefährtinnen der eingeborenen Missionsgehilfen eine passende Vorbildung und Erziehung erhielten.



Abb. 7: Die protestantische Missionsstation in Oa.  
(Holzschnitt n. e. Photo von J. KUBARY).

Die vielen Wechselfälle in dem Leben der Mission spiegeln deutlich ein Auf und Nieder in den »Erfolgen« wieder und zeigen überaus deutlich, daß wirklich überzeugte christliche Eingeborene nur seltene Erscheinungen waren. Das orthodoxe puritanische Christentum mit den strengen Verboten z. B. sehr harmloser Lebensfreuden ließ keine gerade aufwärtsführende Entwicklung zu, welche die neue Lebens- und Glaubensanschauung fest in den Herzen der Eingeborenen verankerte.

Auf den Mortlockinseln auf Pingelap, wo Ponapeeingeborene als Missionsgehilfen wirkten, war ein geradezu katastrophentartiger Verfall von Sitte und Brauch gelegentlich des Besuches der »Peiho« 1910 zu verzeichnen. Wohl waren Kirchen errichtet, bekleideten die Eingeborenen sich mit europäischen Hängekleidern, die eingeborenen Missionare mit schwarzen Anzügen, Oberhemden und schwarzer Binde, ahmte man den Europäer in Gesten, Mienen und Bewegungen nach, achtete besonders auf das Arbeitsverbot am Sonntag, sang geistliche Lieder, hörte Predigten usw., kurz, beachtete man die äußeren Formen, aber hatte Wirtschafts- und Familienleben völlig

zu Grunde gehen lassen. Inzest, auch auf den Karolinen als ein schweres todeswürdiges Vergehen betrachtet, ist z. B. auf den Inseln, die den eingeborenen Missionsgehilfen überlassen waren, keine seltene Erscheinung.

Āurīrīn in Matōlėnim, mit seinem christlichen Namen Opataia (*Obadjah*) genannt, in jungen Jahren 1873 als Missionar nach den Mortlockinseln gesandt, um dort zusammen mit seiner Frau Obadinia die Bekehrung dieser ›wilden Insel‹ vorzunehmen, wie es im Missionsbericht heißt, war 1910, als ich ihn in Mutok kennen lernte, aus seinem Heimatstaate Matōlėnim und der Gemeinde ›ausgestoßen‹, weil er rückfällig geworden, d. h. zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt war. Dieser Āurīrīn ist jahrzehntelang das Paraded Pferd der Mission von Ponape gewesen: ›The ›social settlement‹ idea originating in the brain of a South Sea Islander! It was a brave and Christ-like act for like Obadiah and Obadinia, they left what was luxury to them, and went among a hostile and heathen people, to danger and to possible starvation. ① Der Missionserfolg auf den Mortlockinseln war gleich Null; erst mit dem Einzug der katholischen Mission — seit 1911 — ist eine Wendung zum Besseren zu verzeichnen. Hervorzuheben ist, daß allen diesen Missionsgehilfen sehr bald ein Dünkel eignete, der sie sich weit über ihre Landsleute erheben ließ; sie fühlten sich den Weißen ebenbürtig und gleich und wurden in diesem Gefühl dazu von den amerikanischen Missionaren bestärkt. Es ist kein Zufall, daß gerade die Eingeborenen, die in der spanischen und hernach deutschen Kolonialzeit die meisten Schwierigkeiten machten und offen oder im geheimen die Aufstandsführer waren, Leute waren, welche in den Missionsschulen auf Ponape oder in Honolulu erzogen worden waren. Daß dieser Zusammenhang von der amerikanischen Mission stets bestritten werden wird, ist nicht weiter verwunderlich; aus den geschichtlichen Ereignissen der Jahre 1886—1911 ist er deutlich zu entnehmen. Nānpėi, Ettekar, William en Mant usw., die Haupteingeborenenführer waren sämtlich Missionszöglinge!

Leider fließen die Quellen über Ponape für die Jahre 1855—1886 nicht so reichlich wie in den vorausgegangenen und nachfolgenden Jahren. Für diese Zeitspanne ist man in erster Linie auf die recht einseitig gefärbten Missionsberichte angewiesen. Die gelegentlichen Besucher Ponapes wie z. B. der Neuseeländer Moss<sup>②</sup> in der ›Buster‹ (1886) gibt in seiner Unterhaltung mit den beiden auf Ponape grau gewordenen Händlern BEGG und RODD ein gutes Bild von den Verhältnissen, welche die Missionare auf der Insel zwischen sich und den Eingeborenen und den übrigen Weißen geschaffen hatten. Welche Pläne die amerikanischen Missionare in den Jahren zur Reife bringen wollten, worin sie durch die spanische Flaggenhissung allerdings gestört wurden, geht aus einem Schreiben des ersten spanischen Gouverneurs auf Ponape POSADILLO hervor, der unter'm 15. Juni 1887 an den Generalgouverneur in Manila u. a. berichtet: ›Rev. Mr. DOANE besaß großen Einfluß unter den Einge-

① BLISS: Micronesia, S. 91.

② MOSS: Through Atolls and Islands in the Great South Sea. London 1886. S. 207 ff.

borenen, hatte eine eigene Missionsflagge<sup>①</sup>, welche einige die Flagge von Ponape nannten und deren Gebrauch ich verbot; er hatte zwei Kompagnien Soldaten in Uniform, die alle, sowohl Offiziere als Gemeine, von ihm ernannt wurden und am 4. Juli, dem Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Amerika's, veranstaltete man vor seinem Hause eine großartige politische Kundgebung<sup>②</sup>. Aus der Eingabe<sup>③</sup>, welche eine Reihe Händler am 24. April 1887 an den Gouverneur POSADILLO richteten, die froh waren, daß eine europäische Macht geordnete Verhältnisse auf Ponape schaffen und der Selbstherrlichkeit der Missionare ein Ende machen konnte, werden die Absichten der Mission am besten offenbar.

»An Seine Exzellenz den Gouverneur von Ponape.

Exzellenz! Wir Unterzeichneten haben die Ehre, diese Zeilen an das Kgl. Spanische Gouvernement zu richten und unsere Klagen auseinanderzusetzen, die wir gegen die amerikanischen Missionare besonders gegen Herrn Doane haben.

Herr Doane betrachtet sich als die höchste Autorität in Ponape und regiert die Eingeborenen in seinem eigenen Interesse.

Wir bezeugen ferner, daß Herr Doane die Eingeborenen beeinflusst, an die Agenten der Ponapestation weder etwas zu verkaufen noch von ihnen zu kaufen, weil Herr Russ (Leiter der Station der Jaluit-Gesellschaft) sich die Freiheit nahm, bei Herrn Doane vorzusprechen und ihm zu sagen, sich um seine eigenen Sachen zu kümmern und sich nicht in geschäftliche Angelegenheiten zu mischen. Zeuge davon ist Herr Torres.

Herr Doane benutzt ferner seinen Einfluß, die Eingeborenen zu hindern, Land an Fremde, die in Ponape ansässig sind, zu verkaufen; er zwingt die Eingeborenen durch seinen Einfluß, für ihn ohne Bezahlung zu arbeiten, weil diese Arbeit für Gott und Jesus Christus geschieht.

Auf Befehl von Herrn Doane hat die »Morning Star« eiserne Fesseln in Ponape gelandet; die werden gebraucht, um die Eingeborenen<sup>④</sup> gehorsam zu machen; auch die Oberhäuptlinge legen ihre Untertanen in Fesseln, sogar jetzt noch unter der spanischen Kolonialverwaltung.

Nach Hissung der spanischen Flagge auf Ponape am 26. Juli 1886 betete Herr Doane und zwang die Eingeborenen ebenfalls zu beten, das Schiff »Manila« möge untergehen und die Spanier nie nach Ponape zurückkommen.

Später berief Herr Doane in Kiti eine große »Kirchenversammlung« ein und sagte zu den Oberhäuptlingen und Eingeborenen, sich nicht vor den Spaniern zu fürchten. Denn bald würde ein amerikanisches Kriegsschiff kommen, um die Christen zu verteidigen.

① Eine weiße Flagge: sie spielt in den Aufständen gegen Spanien und Deutschland eine wichtige Rolle.

② Aktenstück im Archivo general in Manila.

③ Aktenstück im Archivo general in Manila in englischer Sprache.

④ Die sich gegen die kirchlichen Satzungen vergangen hatten.

Herr Doane sagte ferner zu den Eingeborenen, nicht auf die spanischen Priester zu hören, denn die katholische Religion sei eine Lüge.

Beweise hierfür kann Herr Joh. Kehoe und Herrn Doane's ganze Gemeinde beibringen.

JOHN SMITH	England
J. CHRISTOFERSEN	Schweden
GEORG RUSS	Deutschland
JAMES CURRY	England
HENRY SKILLINGS	Amerika

Die Errichtung eines demokratischen Eingeborenenstaates mit eigener gesetzgebender Volksvertretung unter nordamerikanischer Oberhoheit hatte den Missionaren vorgeschwebt. Diese Ideen setzten sie den Eingeborenen auseinander, Ideen, die bis 1914 in den Köpfen der Eingeborenen lebendig waren und deren Durchführung von etlichen Eingeborenenführern 1908 bezw. 1913 erstrebt wurde.

**Die spanische Kolonialzeit.** — In der Mitte der 60er Jahre waren deutsche Schiffe in den Karolinen erschienen, hamburgische Schiffe des Hauses Johann César GODEFFROY. Die günstigen Handelsmöglichkeiten führten zur Errichtung von Handelsstationen. Im Jahre 1869 wurde die erste Godeffroy'sche Station auf Yap errichtet, denen in schneller Folge solche auf Palau, Ponape und Kusae folgten; auf denselben Inseln, auch auf Uleai wurden von einem anderen Hamburger Hause HERNSEIM & Co. gleichfalls Handelsstationen eröffnet. So bestand auf den Karolinen eine Vorherrschaft des deutschen Handels. Als das Haus GODEFFROY im Beginn der 80er Jahre liquidieren mußte, wurden die Handelsbetätigungen von seiner Erbin, der in Hamburg beheimateten Jaluit-Gesellschaft, fortgesetzt. Da der deutsche Handel den aller übrigen Mächte weit überwog, lag nach der Erklärung der Marshallinseln als deutsches Schutzgebiet im Jahre 1885 der Gedanke nahe, die Schutzherrschaft auch über die damals noch „herrenlosen“ Karolinen auszudehnen. Das Reich folgte einem dahingehenden Antrag der Jaluitgesellschaft und ließ am 26. August 1885 auf Yap durch das Kanonenboot ›Iltis‹ die deutsche Flagge hissen. Das deutsche Schiff war durch schneidiges Handeln den beiden zum gleichen Zweck erschienenen spanischen Kriegsschiffen zuvorgekommen.<sup>①</sup> Die Flaggenhissung auf Ponape erfolgte später. DOANE berichtet darüber<sup>②</sup>: ›Oct. 13. 1885. Today Ponape becomes Germany's. Emperor William and Prince Bismarck throw out their army to take in as a part of the mighty German Empire these microscopic pin-heads of creation. The ›Albatross‹, a German man-of-war, came here from the West, where Pelews and Yap have been annexed, and is going through the group. . . .‹ Diese Tagebucheintragung verrät nur allzugut in ihrer Fassung die Enttäuschung über die Vernichtung der eigenen für sich selbst oder Nordamerika gehegten Zukunftspläne für Ponape. Die Tat von Yap

<sup>①</sup>Vgl. MÜLLER-WISMAR. Yap I. S. 5.

<sup>②</sup>BLISS: Micronesia. S. 112.

<sup>13</sup> Hambruch: Ponape.

fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß. Spanien fühlte sich in seinen Hoheitsrechten über die Karolinen, die es bisher nie ausgeübt hatte, verletzt. Die Wogen einer nationalen Erregung gingen in Madrid damals so hoch, daß der durch Pressehetze fanatisierte Pöbel die deutsche Gesandtschaft beschimpfte und den Krieg gegen Deutschland forderte. Bismarck, in richtiger Würdigung der Kleinheit des Objektes, ließ sich von dieser Erregung nicht fortreißen, sondern übertrug dem Papste Leo XIII. die Ehre des Schiedsrichters. Am 22. Oktober 1885 entschied sein Spruch für die Souveränität Spaniens über die Karolinen. Er gründete sich nur auf das vage Recht des ersten Entdeckers vor über 350 Jahren, denn Spanien hat seit jenen Zeiten tatsächlich keinerlei Einfluß auf den Karolinen ausgeübt; es sei denn, es würde auf die früheren mißglückten Missionsversuche spanischer Jesuiten in den Jahren 1708—1731 in den Südwest- und West-Karolinen Bezug genommen. Am 17. Dezember 1885 wurde durch Anerkennung des päpstlichen Schiedsspruches durch Deutschland und Spanien der Karolinenstreit beendet. Spanien verpflichtete sich, eine geordnete Verwaltung einzurichten, und sicherte Deutschland völlige Freiheit des Handels, der Schifffahrt, der Fischerei, der Anlage von Pflanzungen usw. in derselben Weise wie spanischen Untertanen zu, sowie Einrichtung von Schiffs- bzw. Kohlenstationen für die Marine.

Spanien mußte nun seine Jahrhunderte hindurch vernachlässigte Kolonisation beginnen. Auf Yap und Ponape wurden Stationen eingerichtet; Ponape zum Sitz des Gouverneurs bestimmt. Mit den besten Absichten ging man an die Arbeit. Beamte, die mit den Kolonisationsmethoden der stammverwandten Philippinen vertraut waren, wurden mit der Kolonisierung betraut. Friedlich, ruhig und ohne Schwierigkeiten gestaltete sie sich überall dort, wo sie mit den Eingeborenen und den europäischen Händlern allein zu tun hatte; schwer war sie, wo Voreingenommenheit und Widerstände mit in Rechnung zu stellen waren wie auf Ponape. Viel, aber einseitig, ist über die spanische Kolonisation auf den Karolinen geschrieben worden; einseitig deshalb, da die Quellen aus den Missionszeitschriften der Boston Mission und gegen den katholischen Klerus eingenommene spanische Zeitungen flossen. Es sei hier gleich im Anfang festgestellt, daß man der katholischen Geistlichkeit, der man in den Schriften über die Zustände auf Ponape stets die Schuld an den bedauernswerten Vorgängen von 1887—1910/11 zuzuschreiben versucht, ein ganz großes Unrecht angetan hat<sup>Ⓛ</sup>. Sie liegt eher auf der Gegenseite. Es besteht kein Zweifel, daß die Spanier auch große Schwierigkeiten auf Ponape gehabt hätten, wenn sie keine katholischen Priester mitgebracht hätten — was ihnen immer zum Hauptvorwurfe gemacht wird. Sie konnten garnicht anders. Niemals ist hervorgehoben worden, daß Spanien verfassungsgemäß

<sup>Ⓛ</sup>In keinem, nicht in einem einzigen Falle ist der katholischen Geistlichkeit auf Ponape ein mittelbares oder unmittelbares Verschulden an den Aufstandsbewegungen der Jahre 1887—1910/11 nachzuweisen, weder für die spanische Zeit, für welche die Akten des Archivio general in Manila herangezogen werden konnten, noch für die deutsche Zeit, für welche die Akten des Reichskolonialamtes benutzt werden durften.

Die gesamte Politik der Ponape-Eingeborenen trug bis 1911 den Stempel, den die puritanische Boston Mission ihr aufgedrückt hat.

ein katholischer Staat ist und als solcher die Kirche zu schützen und zu verteidigen hat. Zumal der spanische Staat seit Jahrhunderten in allen seinen Kolonien sämtliche Kultuskosten getragen hat und die Missionare besoldet; darum konnte auch die katholische Kirche ihm gewisse Rechte zugestehen, und eins dieser Rechte bestand darin, daß der König als patronus, beziehungsweise der Gouverneur als Vice-patronus bei Errichtung von neuen Missionsstationen seine Zustimmung geben mußte. Gewiß nicht mehr als recht und billig. Der Pflicht auf der einen Seite entsprach das Recht auf der andern.

Nach dem Übereinkommen mit Deutschland besetzte Spanien das ihm zugesprochene Gebiet der Karolinen. Am 27. Juli 1886 erschien das spanische Kriegsschiff ›Manila‹ im Lañar-Hafen und hißte die spanische Flagge. Der mißvergnügte Rev. DOANE schrieb darüber in sein Tagebuch: ›July 1886. These are stirring, startling times for our poor people! A spanish man-of-war came a few days ago, and a proclamation was issued that all the kings and chief men were to assemble on the ship, they went in fear and trembling, and were made to sign away their islands to Spain. I told them plainly that resistance would be foolish, so they took my advice. The man-of-war party have been kind and courteous to the missionaries and to the natives, assuring us that we should continue our work as heretofore.‹ Doch erst im Jahre darauf traf der Beamtenstab auf Ponape ein. Am 13. März 1887 erschien die ›Manila‹ wieder und brachte den Gouverneur der Ostkarolinen Fregattenkapitän D. ISIDRO POSADILLO, den Gouvernementssekretär D. MIGUEL TUR, den Marinearzt Sr. JORDANA, den Hauptmann des Strafbataillons D. CÁNDIDO LOZANO mit seiner Frau, drei Kindern und 25 Sträflingen, den Infanterieleutnant D. DIEGO BAENA, den Fähnrich RICARDO MARTINEZ mit 50 Philippinensoldaten, dazu drei Patres und drei Brüder vom Kapuzinerorden, welche die Mission einzurichten hatten. POSADILLO erließ folgende Proklamation:

›Ich, Don Isidro Posadillo, Fregattenkapitän und Gouverneur des östlichen Teiles der Karolinen- und Palau-Inseln, tue hiermit kund und zu wissen, daß die Regierung Sr. Majestät Don Alfonso's XIII. und in dessen Namen Donna Maria Christina, Regentin des Königreichs, mich ausersehen hat, Spanien in diesem Lande zu repräsentieren, um das Glück und Wohlergehen der Eingeborenen durch ein gerechtes Regiment zu befördern. Niemand wird wegen seines religiösen Glaubens beunruhigt werden. Es soll für die Hebung des Handels, Ackerbaus und des Gewerbefleißes gesorgt werden, um die wohltätigen Wirkungen der bereits in ihren Anfängen vorhandenen Zivilisation noch zu vermehren. Ponape, im März 1887.‹

Mit den besten Absichten ging Spanien an seine Aufgabe heran. Doch bereits nach wenigen Tagen nahmen die Schwierigkeiten ihren Anfang. Zuerst mit der Mission der Amerikaner, dann mit den Eingeborenen; die ersten waren unvermeidlich; die zweiten wären zu umgehen gewesen, wenn Spanien in der Wahl des Gouverneurs vorsichtiger und dieser weniger vertrauensselig gewesen wäre. Der Zusammenstoß mit dem Vorsteher der protestantischen Mission erfolgte wenige Tage nach der Ankunft

der Spanier. Die Gründung der Kolonie wurde zum Anlaß. In einem ganz vertraulichen Schreiben ›resero adisimo‹ des Generalgouverneurs der Philippinen an den Gouverneur der Ostkarolinen vom 27. Juli 1885 war bestimmt worden: ›Vor der offiziellen Ausschiffung werden Sie an Land gehen und den Ort bestimmen, wo die Kolonie gegründet werden soll, nachdem Sie sich diesbezüglich mit den Patres, Missionaren und den Offizieren der Garnison in Verbindung gesetzt haben.‹ Als einzige Stätte kam die in Betracht, welche noch heute den Amtssitz der Verwaltung trägt, *Meseniññ*. Sie liegt auf der Hauptinsel in ziemlich ebenem Gelände, an einem gut vermessenen<sup>①</sup> Hafen, der wegen der auf Länär befindlichen Handelsstation am häufigsten angelaufen wurde. Er ist jederzeit zugänglich, zumal für Segelschiffe, während der Hafen von Matolenim wohl geräumiger ist, aber zu Zeiten des Passats ausfahrenden Schiffen leicht gefährlich werden kann. Auf dem Gelände Meseniññ, oder doch an dieses angrenzend lag die protestantische Missionsstation Kėnan des Rev. DOANE. Als hier nun die interimistischen Unterkünfte für die Spanier angelegt werden sollten, erhob DOANE Einspruch. Er erklärte das beanspruchte Gelände als Missionseigentum, über das er allein zu verfügen hätte und legte dazu folgendes Dokument vor:

›Es sei hiermit allen, die es angeht, kundgetan, ich Lepen Not und ich Jouan en Metip, wir schenken heute aus freiem Willensentschluß dem Edward T. Doane oder seinem Nachfolger, wer immer es sein mag, das Stück Land, das genannt wird Mejiñion<sup>②</sup>, und das beginnt an der Mündung des Flusses Tau on Nu, und folgt der Mitte dieses Flusses bis zur Grenze von Mr. J. Kubary's Grundstück<sup>③</sup>, dann weiter westwärts geht, bis es die Grenze des Tolinia<sup>④</sup> genannten Landes erreicht, dann nördlich abbiegt bis zum Salzwasser<sup>⑤</sup>. Dieses Stück Land schenken wir, wie oben erwähnt, damit es gehalten werde für das Land der Joulin Kan<sup>⑥</sup> oder Christen.

Wir setzen unsere Namen oder Titel oder Zeichen unter dieses Schreiben in Gegenwart von diesen Zeugen.

Titel: LEPEN NOT  
 JOUAN METIP  
 Zeugen: KION RUL  
 NAZOR EN MATIK

Ponape, 26. Juli 1880.‹

Dieses Dokument wurde vom Gouverneur beanstandet. Eine Prüfung wurde vorgenommen um dazu am 29. April 1887 eine Verhandlung angesetzt. In dieser Verhandlung wurde festgestellt: Das Land Meseniññ ist Eigentum des Oberhäuptlings en Not, der dasselbe vor etwa 20 Jahren von seinem älteren Bruder geerbt hat. Vor ungefähr 6 Jahren hat Lap en Not dem Rev. DOANE auf seine Bitten hin ein kleines Stück Land gegeben zur Erbauung eines Hauses und einer Kirche; die Schenkung

① vom amerikanischen Kriegsschiff ›Jamestown‹ im Jahre 1870.

② Meseniññ.

③ Mpömp.

④ Tölónier.

⑤ Kümünlai.

⑥ šaulän kăn.

bezog sich nur auf das Gelände<sup>①</sup>, auf dem Haus und Kirche stehen. Nie hat der Lap en Not die Schenkung gemacht, von der im Dokumente die Rede ist. Sämtliche vier Eingeborene, deren Unterschriften sich unter dem Dokumente befinden, erklären die Unterschriften für gefälscht und bezeugen, von dem Dokumente überhaupt keine Kenntnis zu haben. Die Zeugenaussagen waren alle übereinstimmend, zum Teil wurden sie erhärtet durch die Aussagen eines deutschen und eines englischen Kaufmanns.

Auf diese Aussagen hin verurteilte POSADILLO den Rev. DOANE, die Grundstücke von Meseniën, die er im Jahre 1880 unrechtmäßig an sich gebracht hatte, dem rechtmäßigen Eigentümer Lap en Not zurückzugeben.<sup>②</sup> DOANE bezeichnete diese Entscheidung in einem scharfen Schreiben an den Gouverneur als ›arbitrario‹ willkürlich. Er wurde deshalb am 14. April 1887 zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt und an Bord der ›Manila‹ gebracht. Seine Haft war eine custodia honesta. Das Verhalten des Reverend in der Meseniën-Angelegenheit gegen die befragten Zeugen, zumal die Händler, hatte diese am 25. April 1887 zu dem oben (S. 1) mitgeteilten Schreiben an den Gouverneur veranlaßt. Die Unterzeichneten wurden nun vor Gericht geladen und gaben dazu folgende Erklärungen ab:

Das ›meeting‹ habe in Kiti nach Ankunft der Manila und nach dem die spanische Flagge bereits gehißt war stattgefunden. Rev. DOANE hätte den Ponapeleuten gesagt, wenn die Spanier zurückkehren würden, würden sie alle Eingeborenen zu Sklaven machen und ständig zur Arbeit verpflichtet. Wollten sie aber amerikanische Untertanen werden, so hätten sie mit den Spaniern nichts zu tun und ein amerikanisches Kriegsschiff würde zu ihrem Schutze eintreffen. Der Irländer KEHOE wurde noch herbeigerufen, der erklärte dieser Versammlung beigewohnt zu haben; zugleich bezeugte er, daß viele Eingeborene diese Rede des Rev. DOANE gehört hätten.

›Die Nachricht der Verhaftung DOANE's verbreitete sich schnell auf der Insel und verursachte eine heftige Erregung. Viele Eingeborene kamen zu den Europäern, um Waffen und Munition bei ihnen zu kaufen, die ihnen aber verweigert wurden. Ich wußte wohl, daß bei der Verhaftung DOANE's die Ehre der spanischen Flagge auf der Wagschale lag.‹<sup>③</sup>

DOANE hatte einen unbeschränkten Einfluß auf einen großen Teil der Eingeborenen. Er war rein persönlich und eher politisch als religiös. So ist die Erregung der Eingeborenen schließlich zu begreifen. Andererseits konnte POSADILLO gar nicht anders

<sup>①</sup> Kenän.

<sup>②</sup> Die Entscheidung Posadillo's wurde unterm 2. IX. 87 in Manila für ungültig erklärt, teils weil sie juristische Fehler hatte, teils weil er angeblich Rev. Doane nicht genügend gehört hätte. Die Akten gingen zur nochmaligen Untersuchung nach Ponape zurück. Die zog sich sehr in die Länge. Die Zeugen blieben bei ihren Erklärungen; schließlich fällt das Gericht in Manila den 15. Oktober 1892 folgendes letztes und entscheidendes Urteil: ›Der Richter erklärte, die Prozesakten beweisen das Vorhandensein des Deliktes der Fälschung einer öffentlichen Urkunde und der widerrechtlichen Besitzergreifung von Eigentum; die Verantwortlichkeit von Rev. Doane sei aber durch seinen Tod erloschen und damit sei auch der gegenwärtige Prozeß beendet.‹

<sup>③</sup> Aus einem Briefe Posadillo's an den Generalgouverneur in Manila vom 15. Juni 1887



handeln. Denn kein Gouverneur kann Hochverrat, den Rev. DOANE unbestritten begangen hatte, unbestraft lassen. Da POSADILLO aber die endgültige Entscheidung dem Generalgouverneur in Manila überlassen wollte, ließ er DOANE zur Aburteilung wegen der Urkundenfälschung und wegen des versuchten Hochverrats nach Manila bringen. Die Vorwürfe, die deswegen gegen den Gouverneur, zumal in den amerikanischen und den daraus schöpfenden protestantischen Missionszeitschriften<sup>9)</sup>, erhoben werden, entbehren in dieser Hinsicht jeglicher Berechtigung. Die Verhaftung von DOANE allein hätte schwerlich einige Monate später den Aufstand zur Folge gehabt. Damit hätten die Ponapeleute sich nach einer anfänglichen Erregung bald abgefunden. Eher hatten sie allen Anlaß zu glauben, daß die Worte DOANE'S zur Wahrheit würden: »wenn die Spanier zurückkehrten, würden sie alle Eingeborenen zu Sklaven machen und ständig zur Arbeit verpflichten«. Nachdem mit dem Lap en Not die Errichtung der Kolonie in Meseniën vereinbart war, wurden aus den von der »Manila« für die Errichtung des Missionshauses und der Kirche bestimmten Brettern und Wellblechen zunächst ein Schutzhaus errichtet, unter dem die Beamten und Soldaten vorerst Unterkunft fanden. Das Verhalten POSADILLO'S gegen die Eingeborenen war das eines Vaters gegen seine Kinder. Niemals gab er zu, daß ihnen jemand in Wort oder Tat zu nahe trat. Ihren Bitten und Forderungen gegenüber war er äußerst nachgiebig. Leider hatte er das Unglück, daß ihm keine zuverlässigen Dolmetscher zur Seite standen. Der einzige, den er aufreiben konnte, MANUEL TORRES, war nichts weniger als zuverlässig; nicht anders war es um dessen Gehilfen CHRISTIAN BARBUS und MACARIO bestellt. Sie waren gewissenlose Menschen, die POSADILLO beständig Nachrichten über die Willfährigkeit der Eingeborenen und ihre große Liebe für die spanische Verwaltung brachten. Im Vertrauen darauf ließ er sich von einem unklugen und übertriebenen Eifer hinreißen. Allzu früh und geschwind suchte er die »Laster« auszurotten, Dinge, die ihm als Verstöße gegen die gute Sitte, wahre Kultur und Zivilisation erschienen. So verbot er gleich zu Anfang aufs Strengste die alte und eingewurzelte Sitte der Kastration — die heute noch geübt wird. Die Dolmetscher logen dem Gouverneur auch vor, daß die Eingeborenen gerne bereit seien, an dem Bau der in der Kolonie zu errichtenden Gebäude mitzuarbeiten. Ohne diese Angaben auf ihre Wahrheit hin nachzuprüfen, legte der leichtgläubige Gouverneur den Oberhäuptlingen der einzelnen Stämme auf, vom 1. Juni ab täglich eine bestimmte Anzahl Männer zur Arbeit in die Kolonie zu senden. Es fanden sich auch täglich 80—100 Eingeborene ein, die sich auf die einzelnen Stämme verteilten. Sie trafen zehn Uhr abends in der Kolonie ein und übernachteten in einem alten, früher der Bostonmission gehörenden Schuppen. Morgens um sechs Uhr begann die Arbeit, die von einem Unteroffizier beaufsichtigt wurde. Von 10—2 Uhr war Ruhepause. Dann begann die Arbeit wieder und währte bis sechs Uhr abends. Sie kehrten wöchentlich nach Hause zurück und wurden von anderen abgelöst. Für

<sup>9)</sup> vgl. z. B. G. KURZE: Spanisches von den Karolinen. Allg. Missions-Zeitschrift. Gütersloh 1888 15. Band. S. 153 ff.

die Beköstigung hatten sie selbst aufzukommen. Die Arbeit wurde bezahlt<sup>①</sup>. Leider kamen die Lohnfelder nicht in die Hände der Arbeiter, sondern wurden von dem MANUEL und seinen beiden Spießgesellen unterschlagen. Diese Leute drangsalierten die Eingeborenen, logen ihnen vielerlei vor, gaben diese Lügen als Befehle des Gouverneurs aus, um sich Vorteile zu verschaffen, so daß die Häuptlinge nie wußten, was sie glauben sollten. Gingen sie selbst zu ihm, um sich nach seinen Befehlen zu erkundigen, so wurden ihre Anfragen von dem Dolmetscher MANUEL TORRES ihnen völlig entstellt beantwortet. Die Häuptlinge wurden mit körperlicher Züchtigung und Gefängnis bedroht; die Leute sollten unentgeltlich arbeiten; den Häuptlingen würde der Titel Oberhäuptlinge genommen, dem Volke würde verboten, den Häuptlingen ihren gewohnten Tribut zu bringen, für sie zu arbeiten usw. Alle diese ›Verfügungen‹ entstanden in den Köpfen der TORRES, BARBUS und MACARIO; der Gouverneur wußte nichts davon. Und von vielem andern noch weniger. Die protestantische Mission benutzte nun diese Dinge, um im Stillen die entstehende Unzufriedenheit unter den Eingeborenen sich zu Nutze zu machen und Wasser daraus auf die eigenen Mühlen zu leiten. Die Gottesdienste wurden zu politischen Versammlungen. Als davon dem Gouverneur einiges zu Ohren kam, ließ er die Schulen schließen, die Gottesdienste z. T. verbieten. Die Gärung unter den Eingeborenen wuchs. Der Aufstand bereitete sich vor. Zum 1. Juli hatte MANUEL TORRES die Botschaft an die Ober- und Unterhäuptlinge ergehen lassen, sich an diesem Tage in der Kolonie, in Puerto Santiago einzufinden. Sie sollten an diesem Tage aller ihrer Gerechtsamen beraubt werden; auch sollte von diesem Tage ab die Verfügung wegen der Aufhebung der Naturalienlieferungen und der unentgeltlichen Arbeitsleistung an die Häuptlinge, wenn nötig, mit Gewalt durchgeführt werden; zugleich verbreitete sich die Kunde, daß der Gouverneur den Oberhäuptlingen von Tšökěš und Nöt den Mund zunähen und sie hängen lassen werde. Botschaft und alles andere waren von dem MANUEL TORRES erfunden worden. Die Eingeborenen aber glaubten, daß ihnen Befehle des POSADILLO tatsächlich zu Grunde lagen; für sie schien sich zu verwirklichen, was die amerikanischen Missionare ihnen als Folge der Herrschaft der Spanier (vgl. S. 196) angedroht hatten<sup>②</sup>.

Der 1. Juli kam heran. Kein Arbeiter war zur Arbeit erschienen. Sie waren in der Nacht geflohen. Die Zeit war günstig, denn die ›Manila‹ hatte am 16. Juni Ponape

<sup>①</sup> Ich habe viele Tagelöhne bezahlt, nicht nur aus Notwendigkeit, sondern aus Schicklichkeit und wollte den Eingeborenen zu verstehen geben, daß Spanien nicht komme, um sie als Sklaven zu behandeln, und gegenwärtig ernte ich die Frucht meiner Berechnung. Alle Häuptlinge der Insel kommen gern und arbeiten ohne Lohn, sie verteilen klug die Anzahl Leute, die jeder Stamm zu schicken hat, entsprechend seiner Bevölkerungszahl, alle Arbeiter lösen sich wöchentlich ab. (Aus einem Schreiben Posadillo's an den Generalgouverneur vom 12. Juni 1887).

<sup>②</sup> CABEZA-PEREIRO; Ponape. S. 184 . . . los sucesos del 87, en los que se dijo, ton bastante fundamento, que estos misioneros (americanos) tomaron gran participación, pero que no pudo ser probada sin embargo, ó mejor dicho, que no se quiso probar. ›bezüglich der Ereignisse von 1887 sagte man mit gewichtigen Gründen, daß die Missionare (amerikanischen) einen großen Anteil daran hatten, daß aber trotzdem die Teilnahme nicht bewiesen werden konnte oder besser gesagt, nicht bewiesen werden sollte.‹

verlassen, um den wegen Hochverrat abzuurteilenden Rev. DOANE nach Manila zu bringen. Mit der Abfahrt dieses Kanonenbootes war der kräftigste Schutz der Spanier verschwunden. Das am 31. Mai eingetroffene Schiff »Donna Maria de Molina« hatte keinerlei Gefechtswert; es war abgetakelt worden, um fortan als Pontonschiff zu dienen. Die Drohungen des MANUEL für bare Münze nehmend, hatte der Oberhäuptling von Tšökěš die Oberhäuptlinge von Nöt und Matölěním für den Abend des 30. Juni zu einer Beratung zu sich eingeladen und sie um Unterstützung gebeten, wenn die Spanier diese Drohungen wahr werden lassen wollten. Die gaben eine ausweichende Antwort, zogen allerdings ihre bei der Arbeit in der Kolonie beschäftigten Leute zurück. Als am 1. Juli niemand zur Arbeit erschienen war, sandte POSADILLO den MANUEL nach Tšökěš, um den Uaršai von Tšökěš vor den Gouverneur zu laden. Er kam nicht, da er die Ausführung der ihm von Manuel früher angedrohten Strafe fürchtete. Nochmals wurde ein Sergeant und der MANUEL nach Tšökěš gesandt, um den Grund zu erfragen, weshalb die Leute aus der Kolonie zurückgezogen wurden. Sie trafen den Uaršai zusammen mit dem Láp en Nöt an, der ihnen zur Antwort gab: »Sage dem Gouverneur, daß, wenn er der Gouverneur der Kolonie ist, wir die Oberhäuptlinge der Insel sind; wenn er uns den Kopf abschneiden will, so soll er uns hier holen.« MANUEL TORRES erklärte darauf POSADILLO, daß die Ponapeleute wohl gehorchen lernen würden, wenn einige von ihnen in's Gras gebissen hätten. Daraufhin schickte der Gouverneur eine Abteilung von 27 Soldaten unter Führung des Fähnrichs RICARDO MARTINEZ und des Sergeanten GARBALLO von MANUEL TORRES begleitet nach Tanepuěi dem Sitz des Oberhäuptlings von Tšökěš. Als ihre Aufforderung an die Oberhäuptlinge mit nach der Kolonie zu kommen, wieder mit einem Nein beantwortet wurde, ließen sie die Soldaten, nach einer Besprechung mit TORRES, das Feuer eröffnen. Nun setzten die Tšökěš-Leute sich zur Wehr. Sie erwiderten das Feuer mit Gewehrschüssen und Steinwürfen. Hinter Brustwehren verschanzt, bessere Schützen als die Philippinensoldaten, töteten sie den Fähnrich, den Sergeanten, den TORRES und den größten Teil der Soldaten. Etwa 10 konnten sich in Sicherheit bringen.

»In der Kolonie<sup>①</sup> rief die Nachricht von diesem Ausgange die größte Entmutigung hervor. Man fürchtete mit Recht, daß das Gelingen des Streiches die Eingeborenen noch anmaßender und kühner machen werde. Die Missionare, die keine Ahnung davon hatten, daß der Gouverneur bewaffnete Macht nach Tšökěš geschickt hatte, verurteilten dieses Vergehen des Gouverneurs ganz entschieden. Sie hielten es für höchst unangebracht, nach einer so energischen und kriegerischen Antwort, die nichts Gutes vermuten ließ, derartig vorzugehen, zumal dadurch die Eingeborenen in ihrem Verdacht und vorgefaßten Urteil nur noch bestärkt werden mußten.

P. SATURNINO machte nunmehr den Gouverneur darauf aufmerksam, daß es wohl geraten sei, daß alle Spanier sich auf den im Hafen liegenden spanischen Ponton »Maria de Molina« zurückzögen. Da aber der Regierungssekretär damit nicht ein-

<sup>①</sup>Bericht in der »Hauschronik der spanischen Kapuziner auf Ponape«.

verstanden war, weil es ihm ehrenvoller erschien, in der Kolonie zu sterben, so folgte leider der Gouverneur dem Rate des Paters nicht. Er ließ vielmehr in aller Eile Verschanzungen herrichten, in welchem er und die Soldaten die Nacht zubrachten. Der Kommandant der ›Molina‹ hatte abends noch ein Boot mit einigen Matrosen gesandt, welche sich die Nacht über an der im Norden der Kolonie neu erbauten Werft aufhielten. Morgens gegen 7 Uhr begannen die Eingeborenen vom Hause des Rev. DOANE aus auf das Boot zu schießen, wobei drei Matrosen fielen. Schließlich gelang es ihnen, sich in den Besitz des Bootes zu setzen. Nunmehr richteten sie ihr Feuer nach der Verschanzung. Als der Kommandant der ›Maria de Molina‹ sah, daß die Lage kritisch wurde, näherte er sich in einem Boote der Kolonie. Als aber die Eingeborenen sofort ihre Gewehre auf ihn richteten, kehrte er wieder nach der ›Molina‹ zurück. Drei Matrosen waren dabei schwer verwundet worden.

Der ganze 2. Juli 1887 gestaltete sich für die Kolonie sehr kritisch. Die immer zahlreicher werdenden Eingeborenen beschossen die kleine Verschanzung auf's heftigste, sodaß die Eingeschlossenen nicht die Nase über die Brüstung hinausstrecken durften, ohne Gefahr zu laufen, getroffen zu werden. Die Lage konnte kaum peinlicher sein. Trotzdem gelang es einigen Soldaten in einem Augenblick der Ruhe, aus dem Hause der Patres einige Erfrischungen für die Eingeschlossenen zu holen.

Das Haus der Missionare wurde von den Eingeborenen offensichtlich geschont; denn obwohl es ganz nahe der Verschanzungen war, wurde es von keiner Kugel getroffen, die 4—6 m vor dem Hause niederfielen.

Gegen 4 Uhr nachmittags schrieb P. SATURNINO dem Gouverneur einen Brief, worin er ihm nahelegte, einen Waffenstillstand zu verlangen, um Mittel und Wege zu suchen, wie dem Streit abgeholfen werden konnte. Der Gouverneur ging auf diesen Vorschlag ein und sandte in einem Augenblick der Ruhe den FILIPINO SILVAERIO zum Lap en Nöt. Der erklärte sich zu einer Unterhandlung bereit, die 24 Stunden dauerte; währenddessen hörten die Feindseligkeiten auf; Spanier und Eingeborene unterhielten sich gemächlich in der Kolonie.

Am 2. Juli war den ganzen Tag über das Missionshaus der Patres voll von Eingeborenen, die friedlich aßen und nach Belieben tranken. Morgens um 6 Uhr kam der Sekretär mit der Anweisung des Gouverneurs, die Patres möchten Vorbereitungen zur Übersiedlung nach der ›Molina‹ treffen. P. SATURNINO bemerkte dem Sekretär gegenüber, er werde in der Kolonie bleiben, um das Schicksal der Spanier zu verfolgen, verpflichtete sich aber, dem Gouverneur zu gehorchen.

Es wurde nun alles eingepackt. Bis 10 Uhr war jedoch noch kein Befehl zur Abreise gekommen. Der Gouverneur erschien dann selbst und sprach den Patres seine Meinung dahin aus, daß es nicht angebracht sei, fortzugehen; 3—4 Tage sollten noch abgewartet werden; bis dahin würden sich die Gemüter wohl beruhigen; er hoffe, alles noch in Güte regeln zu können. Jedoch bereits um 2 Uhr kam der Sekretär und teilte den Missionaren mit, daß das Ergebnis der bisherigen Verhandlungen mit

den Eingeborenen nicht gerade hoffnungsfreudig wäre. Einige Eingeborenen wünschten Fortbestand der Kolonie, andere, die Spanier sollten unter Zurücklassung aller Lebensmittel die Insel verlassen; wieder andere verlangten die Fortsetzung des Kampfes.

Um 4 1/2 Uhr nachmittags ließ der Gouverneur die weiße Flagge hissen. Dies war das Zeichen für den Kommandanten der ›Molina‹, ein Boot nach der Kolonie zu senden. Es fuhr auch sogleich mit 6 Matrosen an Land. Inzwischen trugen die Missionare die Kisten mit den Kirchenparamenten sowie einige Kisten Lebensmittel an die Werft hinab. Der Gouverneur brachte in Begleitung von Eingeborenen die Regierungskasse hinunter und legte sie ins Boot. Er kehrte dann in die Verschanzung zurück, um später nach Rückkehr des Bootes sich nach der ›Molina‹ zu begeben.

Unterdessen nahmen die Eingeborenen wieder eine feindliche Haltung an und richteten die Gewehre auf das Boot. Als der Bootsführer dies bemerkte, stieß er das Boot schnell vom Land ab. P. Augustin und Fr. Benito standen noch auf der Werft. Unter Zurücklassung der Kisten mit Lebensmitteln sprangen sie nun schnell in's Wasser und kletterten in's Boot. Sogleich begannen die Eingeborenen es heftig zu beschießen. Drei Matrosen wurden schwer verwundet, von denen der eine unmittelbar darauf starb. Da gerade Ebbe war, geriet das Boot auf dem Riffe fest. Die Matrosen sprangen heraus, um es wieder flott zu machen; was ihnen endlich mit großen Schwierigkeiten gelang. Ohne weitere Verluste wurde schließlich die ›Maria de Molina‹ erreicht.

In der Kolonie ging inzwischen alles drunter und drüber. Von drei Seiten nahmen die Eingeborenen die Verschanzung unter Feuer und versuchten es mehrere Male, sie zu stürmen; die Spanier schlugen sie zurück. So ging es hin und her bis 2 Uhr früh des 4. Juli: Die Spanier waren infolge der Anstrengungen übermüdet; zwei Tage lang hatten sie nicht gegessen und den Schlaf entbehrt. Da ein Warten auf Hilfe vergeblich war, schlichen der Gouverneur, die Beamten<sup>9</sup> und Soldaten in einer Gefechtspause nach der Werft; sie glaubten, es wäre Ebbe, und wollten sich nach der ›Molina‹ begeben. Unglücklicher Weise war Flut. Sie wollten sich nun durch Schwimmen in Sicherheit bringen, doch die Eingeborenen, die in einer am Strande befindlichen Hütte Wache hielten, paßten auf. Sofort stürzten sie mit ihren langen Buschmessern über die Spanier her und brachten sie grausam um. Auch der Gouverneur fiel in ihre Hände und wurde dann von den Unmenschen auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude mit den Zähnen förmlich in Stücke gerissen. Da die Eingeborenen die Manilasoldaten möglichst schonten, so gelang es einigen, am andern Morgen schwimmend die ›Molina‹ zu erreichen und dort das traurige Ereignis<sup>10</sup> zu melden.

<sup>9</sup> Der Sekretär, der zweite Leutnant und der Arzt.

<sup>10</sup> 40 Spanier bzw. Manilaleute und 10 Eingeborene hatten in den Kämpfen ihr Leben eingebüßt.

Am 6. Juli kam der methodistische Missionar Rev. RAND<sup>Ⓞ</sup> mit einigen anderen Amerikanern an Bord der ›Molina‹ und schlug vor, daß die Missionare und die an Bord sich befindenden Frauen wieder an Land fahren sollten. Er versprach, sie würdig zu behandeln und bei nächster Gelegenheit nach Amerika bringen zu lassen. Die Patres erwiderten jedoch, daß sie sich an Bord ganz sicher fühlten und daß sie bereit wären, das Schicksal der übrigen Spanier zu teilen. Der Kommandant bedeutete Rev. RAND und seinen Begleitern, daß, wenn sie nochmals mit einem derartigen Vorschlag kämen, er auf sie feuern lassen würde.

Am andern Tage kam eine andere Abteilung mit einem Brief, der von den Oberhäuptlingen von Nöt und Tšökěš, vielen Weißen und Eingeborenen unterzeichnet war und in dem sie den Frieden antrugen. Der Kommandant antwortete in einem Schreiben, daß es gut wäre. Trotzdem veranlaßte das wohl erklärliche Mißtrauen auf beiden Seiten die Eingeborenen, sich mit Verschanzungen zu umgeben, während der Kommandant alle Ausgänge des Schiffes befestigen ließ. So trat vorläufig ein Stillstand ein.◀

Nach diesem Waffenstillstand zerstörten die Eingeborenen die Reste der spanischen Kolonie und eigneten sich die zurückgelassenen Werte an. Für die Spanier begann eine schwere Zeit. Die Eingeborenen lieferten ihnen keine Lebensmittel mehr, so daß es an Bord sehr spärlich zuzuging. Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß der Kommandant das am 14. August einlaufende Missionsschiff ›Morningstar‹ zu chartern versuchte, um seine Leute nach Manila zu bringen. Das Missionsschiff wollte diesem Wunsche nicht willfahren. Erst am 1. September gestaltete sich die Lage besser. Das Marinefahrzeug ›San Quintin‹ traf ein, mit reichlich Lebensmitteln; dazu brachte es den Rev. DOANE zurück. Die ›San Quintin‹ blieb nur kurze Zeit. Da die Gattin des Kommandanten der ›Maria de Molina‹ ob der traurigen Ereignisse irrsinnig geworden, wurde der bisherige Kommandant durch den 2. Offizier der ›San Quintin‹, DON JUAN DE LA CONCHA abgelöst, der gleichzeitig damit die Rolle eines Interimgouverneurs übernahm. DON JUAN DE LA CONCHA war ein energischer Offizier, dessen Maßnahmen wohl dazu angetan gewesen wären, Ponape einen dauernden Frieden zu verschaffen. Er blieb nur kurze Zeit im Amte, bis zum 29. Oktober, wo drei spanische Kriegsschiffe ›San Quintin‹, ›Dezo‹ und ›Manila‹ eintrafen. Sie brachten den neuen Gouverneur DON LUIS CARDARSO und 700 Soldaten, darunter zwei Batterien Artillerie. Am 1. November wurde an die Eingeborenen ein Manifest erlassen, das ihnen 8 Tage Zeit gab, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ihnen

Ⓞ Am 5. Juli kam der Katechet Edward (mein Dolmetscher Ettekar von 1910) nach da, um den Missionar RAND davon in Kenntnis zu setzen, daß die Eingeborenen Waffenruhe hielten, um dann in der nächsten oder übernächsten Nacht sich des Schiffes zu bemächtigen; zuvor wünschten sie aber, daß der spanische Kapitän die Frauen und Kinder entlasse, die bei dem zu erwartenden Blutbad verschont werden sollten. Rand sandte den Edward sogleich wieder zu den Aufständischen zurück und ermahnte sie, nichts gegen das Schiff zu unternehmen; er wollte selbst an Bord des Pontons gehen. Er schickte an seiner Stelle aber den Händler Oldham zu Verhandlungen ab. (vgl. Allg. Missionszeitschrift. Bd. 15. 1888. S. 171 ff.).

aber volle Verzeihung versprach, wenn sie die erbeuteten Waffen, Munition, Wertsachen und Mörder des Gouverneurs auslieferten. Die Eingeborenen ergaben sich denn auch; freilich nur unvollkommen, da sie ihre persönlichen Waffen zurückbehielten, von den sogenannten Mördern nur drei, wohl die am wenigsten Schuldigen auslieferten. Rev. DOANE war der Mittelsmann zwischen Regierung und Eingeborenen. Sein Rat wurde von beiden Parteien befolgt. Dadurch kam es, daß die Eingeborenen sich einen äußerst hohen Begriff von seiner Persönlichkeit machten und ihn als eine Art Halbgott betrachteten. Zu diesem Fehler fügte die Generalregierung in Manila den größeren, daß sie den Streit zwischen POSADILLO und DOANE zunächst zugunsten des letzteren entschied. Als dann die Akten nach Madrid kamen und man dort Kenntnis von ihrem Inhalte genommen hatte, wurde sie über Manila wieder nach Ponape geschickt, wo der Gouverneur die Sache nochmals untersuchen sollte. LUIS CARDARSO kam diesem Auftrag nach; der Lap en Nöt und die anderen Zeugen beharrten auf ihrer Aussage, daß Rev. DOANE kein Eigentumsrecht über irgend ein Stück Land in der Kolonie besitze. 1892 wurde das endgültige Urteil gefällt (vgl. S. 196). In der Zurückschickung DOANE's lag keine Rehabilitierung desselben, denn in einem ›oficio separado‹ vom 25. August 1887 des Generalgouverneurs an POSADILLO heißt es: ›Ihrem klugen Urteile kann die große Wichtigkeit nicht entgehen, welche diese Angelegenheit in sich begreift, und in Anbetracht dessen entschloß ich mich, den Obersten Rat der Philippinen zu versammeln, um dessen maßgebliche Meinung zu hören, um so mehr, da bereits Beschwerden vom Konsulate hier eingelaufen waren . . . Die Beschwerden werden auf diplomatischem Wege in Madrid fortgesetzt werden . . . An und für sich leugne ich in keiner Weise die Gewichtigkeit der Gründe, die Sie zu der schweren Maßnahme bestimmt, um die es sich handelt; andererseits steht es auch fest, daß Ihre Maßnahme weder in juristischer noch in administrativer Beziehung gerechtfertigt erscheint.‹ An den amerikanischen Konsul in Manila schrieb der Generalgouverneur unterm 2. August 1887: ›. . . In Erwägung des religiösen Charakters von Rev. DOANE, seines Alters, seines langjährigen Aufenthalts in Ponape und im Glauben an die Wahrheit der Erklärungen der Anhänglichkeit an Spanien, die der erwähnte amerikanische Bürger durch Sie abgegeben, habe ich seinem Wunsche entsprochen und seine Rückkehr nach Ponape erlaubt, die an Bord des Transportschiffes ›San Quintin‹ geschehen kann. Diese Entscheidung kann aber in keiner Weise als Mißbilligung der Handlungsweise des Gouverneurs der Ostkarolinen und noch weniger als ein Beweis der Schuldlosigkeit besagten Missionars gedeutet werden, von dem ich erwarte, er werde bei seiner Rückkehr Beweise von seiner Achtung der Gesetze des Landes und der dort bestellten Autorität geben.‹ ›por complacencias diplomáticas‹<sup>Ⓞ</sup>, aus diplomatischer Gefälligkeit wurde Rev. DOANE freigegeben. DOANE's Rücksendung war ein politischer Fehler, der den Spaniern in den nächsten Jahren teuer zu stehen kommen sollte. Die Instruktionen, die LUIS CARDARSO von Manila mitbekam, ihn in erster Linie

<sup>Ⓞ</sup>CABEZA-PEREIRO, Ponape. S. 167.

auf die protestantischen Missionare, als mit Land und Leuten vertraut, als Berater hinwies, waren andere Fehler. CARDARSO verkündete eine allgemeine Amnestie, anstatt eine rücksichtslose, nachhaltige Bestrafung aller Schuldigen, Weißen, Mischlinge und Eingeborenen, durchzuführen, ev. mit Gewalt, die JUAN DE LA CONCHA bereits eingeleitet hatte. Angesichts der Truppen und Schiffe wurde diese Nachsicht und Milde garnicht als solche gewertet, nicht im geringsten anerkannt und nur als Schwäche ausgelegt. Dazu wurde der erste Grundsatz einer erfolgreichen Kolonisierung — wie auch später in der deutschen Zeit — arg vernachlässigt, der Grundsatz, daß weder die Kolonialpolitik in die Mission noch die Mission in die Kolonialpolitik gemengt werden darf. CARDARSO stützte sich zunächst auf die protestantische Mission; gegen die Kapuziner blieb er zunächst ohne ersichtlichen Grund voreingenommen. Vielleicht lag die Ursache in einem vorgefaßten Urteile, das er von Manila mitbrachte, indem er glaubte, daß die Kapuziner die Ursache des Aufstandes gewesen seien, wie unwissend und gedankenlos damals die liberalen spanischen Zeitungen veröffentlichten: Kapuziner hätten POSADILLO bestimmt, in Mesenñen die Kolonie anzulegen, worüber er mit DOANE in einen Konflikt geriet, aus dem der Aufstand des Juli 1887 sich entwickelt habe. Die oben gegebene Darstellung zeigte ausführlich, welche Gründe zum Aufstande führten, an dem die Kapuziner gänzlich schuldlos waren. CARDARSO hatte bald Gelegenheit, diese Verleumdungen als solche zu erkennen und nun auch der katholischen Mission eine gerechtere Stellung gegenüber einzunehmen.

Zunächst wurde die Kolonie festungsmäßig ausgebaut. Hohe Mauern und Bastionen, kleine Batterien, das Fort Alphons XIII. umschlossen die Amts- und Wohngebäude. Nach der Hafenseite hin war die Befestigung offen. Die Missionsstation der Kapuziner lag außerhalb des befestigten Rayons, ebenso die Missionsgebäude der protestantischen Mission in Kenan und Mpomp. Bis zu 600 Mann war gelegentlich die Garnison in Ponape stark. Nach der Landseite wurde die Kolonie mit einem ziemlich ausgedehnten Glacis<sup>Ⓞ</sup> umgeben, die jede Annäherung der Eingeborenen ausschloß. Das Leben wäre auf Ponape auch in allen Staaten friedlich verlaufen, wenn nicht im geheimen die amerikanischen Missionare gegen die spanische Verwaltung gearbeitet hätten, und die katholischen Missionare, die nach außen hin durchaus korrekte, ja freundliche Beziehungen zu ihnen unterhielten, ihnen nicht letzten Endes noch verhaßter als die spanischen Schutzherren gewesen wären. Die Anwesenheit dieser beiden einander entgegengesetzten Missionen wurde von den Eingeborenen, denen im Grunde das protestantische Dogma ebenso gleichgültig wie das katholische war, für ihre persönlichen Zwecke ausgenutzt; die gegensätzlichen Parteigänger waren je nachdem protestantisch oder katholisch; das hatte sich bereits sogleich nach der Ankunft der Spanier im Jahre 1887 gezeigt; wo der Nanamariki en Kiti schon am 24. April<sup>Ⓞ</sup>

<sup>Ⓞ</sup>Während der deutschen Zeit wurde das Glacis zu Pflanzungsanlagen benutzt; auch wurde ein Teil der Mauern niedergelegt.

<sup>Ⓞ</sup>CABEZA-PEREIRO: Ponape S. 158.



mit Geschenken bei den katholischen Missionaren erschien und um die Errichtung einer Missionsstation in seinem Staate ersuchte, die ihm auch vom Pater PROVINCIAL zugesagt, jedoch erst viele Monate später eingerichtet wurde. Der Nanamariki wurde allein durch politische Gründe dazu veranlaßt. Die protestantische Mission hatte mit immer stärkerem Erfolg versucht, seine landesherrlichen Befugnisse einzuschränken, weil er den amerikanischen Forderungen nach Sonntagarbeitsverbot, Untersagung des Rauchens, Kawatrinkens usw. nicht genügend entsprach, und dafür einen ganz kleinen Unterhüptling, den Nanpéi en Kiti, zu ihrem besonderen Schützling erkoren. Dieser Mischling — der Vater war Amerikaner, die Mutter Nalio ein Halbblut, deren Vater Engländer, die Mutter eine Ponapeeingeborene war — hatte den Namen Henry. Er war der Adoptivsohn des Naneken en Kiti, der die Nalio später zur Frau genommen hatte. Als Missionslehrerin setzte sie ihre Arbeit in Kiti fort und beherrschte den Naneken völlig. Als Frau des Naneken verstand sie es, einen großen Landbesitz in ihre Hände zu bringen und damit in Rechte einzugreifen, die allein dem Nanamariki zustanden. Das entfremdete die verschiedenen Nanamariki, die anfangs auf gutem Fuße mit der amerikanischen Mission gestanden hatten, von dieser; und es war somit ganz natürlich, daß 1887 der Nanamariki en Kiti die Partei der Spanier und Katholiken<sup>Ⓞ</sup> ergriff, von denen er im Stillen die Wiederherstellung seiner Rechte erhoffte, waren sie doch die Herren, hinter denen wirksame Machtmittel sichtbar wurden — wenschon man sie nicht ausnutzt — während von den Machtmitteln der Amerikaner nur geredet worden war. Nanpéi en Kiti allein hatte sie kennen gelernt und gesehen; er war in Honolulu in einer Missionsschule erzogen worden und war auch in den Vereinigten Staaten gewesen. So galt er viel bei den Eingeborenen; er war eingeborener Pastor und trug sich mit der Hoffnung, einmal unter amerikanischer Oberhoheit und Schutz Oberhaupt von Ponape zu werden. Diesen Wunsch stärkte die amerikanische Mission in dem Jüngling, gebrauchte ihn eifrig in den mehr heimlichen als offenen Widerständen gegen die Spanier, geschickt dabei stets die Kapuziner als Angriffspunkte benutzend; der Gedanke, einmal seinen Wunsch erfüllt zu sehen, hat den Hüptling 14. Ordnung Nanpéi en Kiti bis 1914 nicht verlassen. Sein Plan war — mein Dolmetscher ETTEKAR hat ihn mir zu wiederholten Malen auseinandergesetzt, war er selbst doch ein eifriger Befürworter dieses Gedankens — daß auf Ponape ein »pu in lolokon« (Rat der Klugen) geschaffen werden sollte; 2—3 geeignete Leute sollten aus jedem Stamm abgeordnet werden, um mit Nanpéi an der Spitze die Interessen der Eingeborenen wahrzunehmen; es war gewissermaßen die Einrichtung eines Parlaments in's Auge gefaßt, das fortschrittlich gesonnen, die Interessen Ponapes vertreten und ordnen wollte, um die Eingeborenen von der eigenützigen Herrschaft der Hüptlinge und, was nicht unmittelbar immer ausgesprochen wurde, von der Regierung der »men en uai«, der Fremden — einerlei ob Spanier

<sup>Ⓞ</sup>HAHL schreibt in einem seiner ersten Berichte als Vicegouverneur von Ponape 1900: »Die Eingeborenen betrachten die Missionen als politische Einrichtungen.«

oder später Deutsche — zu befreien. Diese Ideen hatte Nanpéi aus Honolulu und den Vereinigten Staaten mitgenommen; an ihnen hielt er fest, da sie seinen ehrgeizigen Plänen entsprachen, sie durchzuführen waren ihm alle Mittel recht — auch ein zweimaliger Besuch in Deutschland (1905 u. 1913) haben ihn nicht zur Einsicht gebracht, daß solche Pläne sich niemals verwirklichen lassen würden —; nie trat er offen damit hervor; er blieb als eigentlicher Drahtzieher stets im Hintergrund, stets bereit, sich auf ›Mißverständnisse‹ usw. hinauszureden, wenn man seinen Machenschaften auf der Spur war. Gegen die katholische Mission war er stets eingenommen, einmal als Prediger der protestantischen amerikanischen Puritanermission, dann aus persönlichen Gründen als Schwiegersohn des NARCISSUS DE SANTOS, eines ursprünglich katholischen Tagalen, der später zum Protestantismus übertrat (vgl. S. 175), dann bei Erscheinen der ihm aus der Jugend vertrauten katholischen Priester, die keine kleinlichen Verbote auferlegten, wieder ein eifriger Katholik geworden war. So ist seine Politik stets dieselbe geblieben: seine ehrgeizigen, selbstsüchtigen Pläne auf Kosten anderer durchzuführen, sich der ›Regierung der Fremden‹ gegenüber stets als ein loyaler Untertan aufzuführen, im Stillen jedoch gegen diese zu arbeiten und zu wühlen und dabei zugleich die anderen ›Fremden‹, die Katholiken zu bekämpfen<sup>Q</sup>.

Um im Süden der Insel einen Stützpunkt und eine Beobachtungsstelle zu haben, gleichzeitig, um den Wunsch Nanamariki von Kiti zu erfüllen, eine katholische Missionsstation in seinem Staate zu besitzen, beschloß LUIS DE CARDARSO einen Militärposten nach Kiti zu legen, unter dessen Schutze auch die Errichtung der katholischen Missionsstation vollzogen werden konnte. Die Verbindung war ein taktischer Fehler. Denn bei den Eingeborenen war die Errichtung des Militärpostens in Aleniãñ nicht gern gesehen; offen zu bekämpfen wagten sie unter dem Einfluß Nanpéi's und der Bostonmission den Plan nicht, um so leichter wurde es ihnen, nun statt dessen der katholischen Missionsstation die Schwierigkeiten zu machen, die dem Militärposten gelten sollten; und im Ernstfalle sich auf die Unbeliebtheit der katholischen Missionare herauszureden, während das Militär gemeint war. So ließ man auch die Soldaten unbelästigt, den katholischen Chamorramann PEDRO, der durch Heirat mit dem Hause des Nanamariki verwandt war, und bei der Errichtung der Missionsstation half, auch Botengänge für sie nach der Kolonie ausführte, ermordete man, nachdem er mehrmals warnt, diese Botengänge nicht einstellte. Das hatte den Erfolg, daß zunächst wieder von der Errichtung des Militärpostens und der Missionsstation abgesehen wurde. Erst

<sup>Q</sup> Aus dem amtl. Bericht vom 26. Aug. 1908:

•Als Besitzer (Nanpéi) ausgedehnter Pflanzungen in verschiedenen Landschaften der Insel, als wohlhabender Händler mußte er überdies an der Erhaltung des Friedens und an einer ruhigen, steten Entwicklung des Landes interessiert sein. Diesen materiellen Interessen scheinen jedoch in seinem komplizierten, schwer zu durchschauenden Charakter Interessen anderer Art gegenüberzustehen: religiöser Eifer, Ehrgeiz, ein Hang zu Intriguen, der schon in seiner stets zweideutigen Haltung den Spaniern gegenüber sich offenbarte. An seinem Wohnsitz Kiti gelang es ihm, die Macht und das Ansehen des Oberhäuptlings fast völlig zu beseitigen und an sich zu reißen, freilich nicht, ohne sich in einem andern wohlhabenden, den Königsfamilien angehörenden Unterhäuptling, den Šâu en Kiti, einen Gegner und Nebenbuhler zu schaffen.◀

8 Monate später wurde im Juni 1883 eine kleine Kapelle aus Eingeborenenmaterial errichtet und der Bau der ersten katholischen Kirche in Aleniän in Angriff genommen. Im Oktober war sie fertig. Leider war man in der Wahl des Bauplatzes nicht vorsichtig gewesen. Man hatte sie 60 m von dem protestantischen Gebetshaus errichtet. Die Protestanten, darüber aufgebracht, stürten unter Leitung des Rev. DOANE die Einweihungsfeierlichkeiten und bereiteten den Katholiken Schwierigkeiten, obschon der Nanamariki ausdrücklich die Errichtung dieser Station gewünscht hatte. Es war eine Machtprobe zwischen dem Nanamariki und der protestantischen Mission, in der diese obsiegte; beabsichtigte sie doch die Machtbefugnisse des Nanamariki zu Gunsten ihrer persönlichen Zwecke und der ihres politischen Instrumentes Nanpéi zu brechen. DOANE war damit zum letzten Male in den Ponapeangelegenheiten wirksam geworden; er erkrankte, verließ im Dezember 1889 Ponape und starb einige Wochen darauf in Honolulu. Nachdem so der erste Versuch einer Kontrolle über den Süden der Insel fehlgegangen war, die überaus zeitraubende, unzuverlässige, von Wind, Wetter und Gezeiten abhängige Verbindung des Südens mit der Verwaltung in der Kolonie eine wirksame Kontrolle illusorisch machte, beschloß der Gouverneur eine Überlandverbindung herzustellen, die von Roi en Kiti über Uona, Matolenim, U, Not, nach Meseniēn führen sollte. Dazu wurde der Leutnant MARCELLO PORRAS mit einem Wegebaukommando von etlichen 50 Soldaten nach Kiti geschickt. Ein breiter, gepflasterter Weg<sup>①</sup> wurde gebaut; in dem überaus schwierigen, stark zerschnittenen Gelände eine recht ansehnliche Arbeit. Als Schutz- und Stützpunkte waren Aleniän in Kiti und Oa in Matölenim in Aussicht genommen. Hier in Oa beging man denselben politischen Fehler wie in Aleniän. In einer Art Selbsttäuschung wollte LUIS DE CARDARSO<sup>②</sup> die Errichtung eines Militärpostens mit der Einrichtung einer Missionsstation der Katholiken verbinden. Beide lehnten die Matolenim-Leute ab. Als trotzdem wieder in aller nächster Nähe — nur 6 Fuß von der protestantischen Hauptstation — der Bau der katholischen Kirche mit ihren Nebengebäuden und des Militärpostens in Angriff genommen wurde, betrachteten sie dies als eine Herausforderung, gegen die sie sich mit Recht auflehnten. Die katholischen Missionare hatten diese Entwicklung der Dinge nach ihren Erfahrungen in Aleniän vorausgesehen; den Gouverneur hatten sie vergeblich davon zu überzeugen versucht; er beharrte auf seinem Plane und schließlich fügte sich die katholische Mission seinen Wünschen. Der auf Ponape recht beliebte Pater AUGUSTIN, der gleichzeitig Militärgeistlicher war, wurde mit einem Bruder zum Detachement nach Oa gesandt. Das war am 9. Juni. Man sollte und wollte sich eilen, um zum 24. Juli, dem Namenstage der Königin von Spanien, alle Bauten einweihen zu können. Die Matolenim-Eingeborenen hatten sich durch den Nanamariki

<sup>①</sup> Einige Strecken vermochte ich im Juli 1910 droben in Kiti noch freizulegen.

<sup>②</sup> Er wollte seine Amtszeit, die im Oktober 1890 ablief, dadurch mit Ruhm krönen, daß es ihm gelang, in den Spanien am meisten abgeneigten Staaten Kiti und Matölenim ein Detachement Soldaten in Garnison zu legen, und nahe ihren protestantischen Hochburgen katholische Missionsstationen zu errichten.

bereiterklärt, für 150 Dollar den Kirchenbau zu übernehmen, während Porras mit 40 Soldaten alle übrigen Arbeiten zu bewältigen hatte: Häuser-, Festungs- und Wegebauten. Er war dabei vor keine leichte Aufgabe gestellt, einmal sollten sie die ganze Arbeit erledigen, zum anderen für ihre Sicherheit sorgen; zudem mußte alles Baumaterial aus dem Walde geholt werden, wobei die Eingeborenen nicht nur nicht halfen, sondern im Gegenteil die Arbeiten erschwerten wo sie nur konnten. Daß dem Leutnant dabei gelegentlich die Geduld riß, daß er in heftige Wortwechsel mit Eingeborenen geriet, sie bedrohte und einzelne züchtigte, ist unter diesen Umständen wohl begreiflich. Ebenso begreiflich ist dann auch die Abwehr der Eingeborenen. Am 25. Juni erhielt der Kommandant der ›Manila‹ folgendes Schreiben von P. Augustin: ›Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß heute Morgen 6 1/2 Uhr, als die Arbeiten schon begonnen hatten, ein Haufe Eingeborener über die Soldaten, welche das Quartier bewachten, herfiel und sie tötete. Hierauf nahmen sie Waffen und Munition weg und töteten auch die übrigen Soldaten. Ich weiß nicht, wo Porras sich befindet. Nanpéi hat erreicht, daß er uns und einige Soldaten in die Mädchenschule bringen durfte. Dieser Brief geht durch einen Freund des Nanpéi an Sie ab.‹ Sofort wurden Truppen in zwei Booten nach Oa gesandt; sie mußten unter Verlusten umkehren; die ›Manila‹, die kurz vor Sonnenuntergang eintraf, blieb auf dem Riff sitzen und wurde erst nach fünf Tagen flott. Erreicht wurde nur, daß die Aufständischen siegesbewußter wurden. Trotzdem beschränkte sich der Aufstand nur auf Matolenim; andernfalls hätte das Schauspiel von 1887 sich wiederholen können; denn nur 70 Mann lagen in der Kolonie in Garnison. Von den 180 Manilasoldaten waren 14 Mann in Kiti, 35 Mann waren samt dem Leutnant Porras ermordet, 40 Mann waren in zwei Booten nach Oa gesandt und zum größten Teile bei der versuchten Landung erschossen worden. Fünf Soldaten vom Detachement Kiti, die sich, von den Vorgängen in Oa nichts ahnend, nach der Kolonie im Kanu begeben wollten, wurden in Matölenim von den Leuten des Nanamáriki heimtückisch ermordet. Der Gouverneur befand sich damit in einer recht üblen Lage; einen energischen Strafzug konnte er nicht sofort unternehmen, auch die schwer beschädigte ›Manila‹ nicht nach den Philippinen schicken. Zufällig ankerte im Hafen von Kiti der amerikanische Schuner ›John Fowler‹, der nach den Marianen segeln wollte. Als Träger der Unglücksbotschaft schiffte sich der 2. Offizier der ›Manila‹ am 15. Juli auf der ›Fowler‹ ein, gelangte am 31. Juli nach Guam, fand am 3. August Anschluß nach Manila und kam dort am 10. August 1890 an. Inzwischen untersuchte Luis de Cardarso die Ursachen des Aufstandes, der letzten Endes auf seine eigenen, wenig geschickten Maßnahmen zurückzuführen ist; das Ergebnis war recht dürftig, da die Aussagen einander widersprachen. Nur eins wurde immer wieder klar, wie bei früheren und späteren ähnlichen Untersuchungen: die alten, eingewurzelten, aus den Zeiten vor der Bekanntschaft mit Europäern herrührenden Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten, dann die Rivalität der Häuptlinge und Unterhäuptlinge in diesen Staaten, drängten die großen Verbände bzw. die Einzel-

personen in die beiden auf Ponape seit 1887 hervortretenden Parteien, in die protestantisch-amerikanische oder die katholisch-spanische Partei, in die Oppositions- oder in die Regierungspartei. Die erste, glaubte als ältere die jüngere verdrängen zu müssen, ihr die gleichen Schwierigkeiten machen zu müssen, wie vor 1887 das alte, seiner Ursprünglichkeit bewußte (heidnische) Ponape die Partei der Fremden (protestantisch-amerikanische) bekämpft hatte; war diese alte Ponapepartei doch jetzt schließlich auch dazu noch in die Regierungspartei aufgegangen. Erschwert wurden die Untersuchungen allemal dadurch, da naturgemäß die Stimmen der Weißen schwerer wogen als die der Eingeborenen, mit Ausnahme der protestantischen und katholischen Missionare; denn für die Spanier waren die Weißen, größtenteils Händler, denen der ausgedehnte Wettbewerb der amerikanischen Missionare und ihrer Gehilfen in ihren Handelsgeschäften ein Dorn im Auge war. War der Gouverneur also an den traurigen Vorgängen in Oa z. T. selber schuld, so klärte sich doch die Lage, als es den Spaniern gelang, den Ettekar<sup>①</sup>, nach Ankunft der Kriegsschiffe festzusetzen; Ettekar machte als ehemaliger Sekretär von Rev. Doane, dann als Freund von Nanpéi in Kiti und Vertrauten des Nanamariki von Matolenim etliche, seine Freunde wenig in günstiges Licht stellende Enthüllungen. Deren Richtigkeit und Zuverlässigkeit wurde bestärkt als Ende August 1890 Rev. Rand nach einem Jahre Urlaub wieder in Ponape eintraf. Rev. Rand versprach dem Gouverneur, sich für die Wiederherstellung eines Dauerfriedens bemühen zu wollen. Das Gegenteil geschah. Ob Rev. Rand während seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten sich um eine Unterstützung der amerikanischen Mission durch die Union bemüht hat, steht dahin; es scheint fast so; die politischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien waren nicht die besten; der Krieg von 1897 warf seinen Schatten bereits voraus; der Anlaß fehlte noch; daher mögen die Unterredungen Rand's in Amerika nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein. In der Tat vergingen keine acht Tage, als Luis de Cardarso sich von Rand getäuscht fühlte. Statt, wie versprochen, den Frieden zu vermitteln, wiegelte Rand seine Anhänger zum Kriege gegen die Spanier auf und wies dabei auf das Beispiel der Makkabäer hin. Unter dem Beifall seiner Zuhörer ermunterte er sie in seinen täglichen meeting's, die äußersten Anstrengungen zu machen, um ein für allemal nicht nur die spanischen Missionare, sondern auch den spanischen Gouverneur samt den Soldaten und Beamten loszuwerden. Nachdem Rand sich von de Cardarso verabschiedet hatte, waren die Beziehungen zwischen der Kolonie und Matolenim wie abgebrochen; vom Nanamáriki von Kiti erfuhr man, daß die Matolenim-Leute ununterbrochen Laufgräben, Verschanzungen, Brustwehren aufwarfen, um bereit zu sein, wie sie sagten, zu siegen oder zu sterben. — Am 1. September 1890 trafen die Kreuzer ›Velasco‹, ›Ulloa‹, und die Transportschiffe ›Antonio Muños‹ und ›Salvadora‹ mit 500 Mann in Ponape ein. Sie sollten mit Waffengewalt den Frieden auf der Insel herstellen. Befehligt wurde die Expedition von dem Obersten

<sup>①</sup> Ettekar hatte Porras erschlagen.

Isidro Gutierrez y Soto, einem verdienten Offizier, der sich auf Cuba ausgezeichnet hatte. Er kam mit einem fertigen Kriegsplan, der in Manila am grünen Tisch gemacht war, die Unwegsamkeit des Geländes aber nicht in Rechnung gestellt hatte. Trotzdem er auf diese Schwierigkeiten hingewiesen wurde, versuchte er ihn durchzuführen. Am 13. September versuchte er auf dem Landwege gegen Oa vorzudringen; das Gelände zwang ihn am anderen Tage zur Umkehr. Nun sollte Oa unter'm Schutz der Kriegsschiffe von der Seeseite her angegriffen werden. Vom 17.—19. September wurden die Operationen gegen Oa ausgeführt, Oa im Sturm genommen und völlig zerstört. Eine dauernde Besetzung des Punktes hielt der Kommandant der ›Velasco<sup>Ⓞ</sup> für unnötig; in einer gewissen Selbstüberhebung glaubten die Spanier, daß das Bombardement von Matolenim den Eingeborenen ein für alle Mal die Lust an Aufständen hatte vergehen lassen. Ein ganz ausgezeichnetes Stimmungsbild aus diesen Tagen gibt der nüchtern, unparteiisch eingestellte und urteilende Engländer J. CUMMING DEWAR, der am 29. Juli 1890 bei den Mant's mit seiner Segeljacht ›Nyanza‹ gestrandet war und bis zum 1. Oktober in Ponape blieb. Sein Bericht ist interessant, einmal ob der sehr charakteristischen Schilderung der raublustigen Eingeborenen, zumal des Halbblutes, dann wegen seiner Darstellung der Strafexpedition gegen Matolenim; wesentlich und richtig ist sein Urteil über die Beteiligung der amerikanischen Mission an dem Aufstande.

›Donnerstag, der 29. Juli 1890, ist ein Tag, der in meinem Tagebuch stets schwarz angestrichen bleiben wird, denn um ein Uhr nachts wurden wir alle plötzlich durch einen heftigen, knirschenden Stoß geweckt, der uns unwiderleglich anzeigte, daß die Yacht aufgelaufen war. Wir zogen uns so schnell wie möglich an; Dünung und Brandung schoben das Fahrzeug unterdessen jeden Augenblick immer weiter und weiter auf das Riff hinauf, so daß es in beängstigender Weise sich auf die Seite zu legen begann. Als wir zwei Minuten später nach dem ersten Aufstoßen der Yacht an Deck kamen, sah ich, daß sie sich in einem schrecklich spitzen Winkel zur Seite geneigt hatte. Es war klar, daß sie eine sehr schwere Beschädigung erlitten hatte, und die unmittelbare Gefahr bestand darin, daß sie über das Riff geschoben und im tiefen Wasser auf der andern Seite sinken würde. Das Wetter hatte sich im selben Augenblick geändert als wir einwärts gebogen waren, und der Regen strömte in Gießbächen herunter. Die Boote wurden so schnell wie möglich zu Wasser gelassen und alle eingeschiff; der erste Offizier, ich und die eigentliche Bootsmannschaft stießen im Rettungsboot ab, während der Navigationsoffizier und die übrige Mannschaft in der Barkasse folgte. Kaum waren wir abgestoßen, da bemerkte ich, daß man alle Lampen im Salon und in den Kammern hatte brennen lassen; ich kehrte daher um, um sie auszumachen. Dabei bemerkten wir, daß ein Mann unbemerkt an Bord zurückgelassen war, den wir daher mitnahmen. Als ich das Fahrzeug wieder verlassen hatte, befahl

<sup>Ⓞ</sup> Der Kommandant der ›Velasco‹ hatte den Oberbefehl nach dem Tode des Obersten Gutierrez übernommen, der in der Nacht vom 17. zum 18. September in einem Eingeborenenhaus ermordet wurde, nicht wie die spanischen Berichte aus diesen Tagen besagen, sich selbst das Leben nahm.

ich meinen Leuten, nach der Stelle herumzurudern, wo die Barkasse vor ihren Riemen lag. Nun, wo die Zeit mich hatte zur kühleren Überlegung kommen lassen, schien es mir verkehrt und töricht, das Schiff auf diese Weise zu verlassen, denn wenn niemand auf ihm zum Schutz zurückgelassen wurde, war es sehr wahrscheinlich, daß die Eingeborenen es ausplündern würden, ehe wir wieder zurückkehren konnten. Ich sagte zu Kapitän Carrington, daß ich es nicht für recht hielt, das Schiff zu verlassen; er gab mir nur zu Antwort: »Warum denn nicht?« und da er mir keinen brauchbaren Vorschlag machen konnte, beschloß ich, mit dem Rettungsboot in der Nähe der Yacht zu bleiben; Carrington sollte inzwischen mit der Barkasse nach dem San Jago-Hafen (*Mesenien*) fahren, und er empfing den Befehl, schleunigst jede verfügbare Hilfe zu schicken. Nie werde ich diese aufregende und ungemütliche Nacht vergessen. Der Regen strömte auf uns erbarmungslos herunter, und die Dunkelheit schien äußerst groß zu sein. Sehlichst lauerten und warteten wir auf den Anbruch des Tages, um mit Gewißheit das Schicksal der Yacht beurteilen zu können.

Als der Tag erschien, sahen wir, daß sie auf dem Wallriff, das die Insel umgibt, gestrandet war, daß sie sich auf die Bilge gelegt hatte und unbedingt der völligen Zerstörung anheim gefallen war. Zu meinem nicht in Worte zu fassenden Bedauern erkannte ich sofort, daß die arme Nyanza ausgesegelt hatte, und alles, was praktisch übrig blieb, war zu versuchen, soviel wie möglich von unserm Eigentum zu bergen. Im Boote konnte man unmöglich längsseit kommen, denn von der Windseite brachen die Wogen des Meeres über sie hinweg, und auf der Leeseite war das Wasser zu flach und die Dünung zu stark, um sich ihr sicher nähern zu können. Wir ruderten daher eine beträchtliche Strecke am Riffe entlang und hofften, einen Einlaß zu finden, durch den wir in die Lagune einfahren konnten. Unser Suchen war jedoch vergebens; und so kehrten wir wieder zur Yacht zurück. Inzwischen hatten sich einige Eingeborene auf der dem Wrack benachbarten Insel<sup>Ⓞ</sup> versammelt, und wir bedeuteten einem nach langem Gestikulieren, zu uns herüberzuschwimmen. Als wir nach einem Einlaß in die Lagune suchten; hatten wir einen großen Hai gesehen, aber trotzdem erboten sich mutig zwei meiner Leute, BURROWES und OWENS, freiwillig zur Yacht zu schwimmen, die sie auch glücklich erkletterten. Der Eingeborene lotste uns dann durch einen langen und verwickelten Einlaß zur Innenseite des Riffes, und nach ein paar Stunden befanden wir uns ungefähr dreiviertel Meilen vom Schiff und hatten nur seichtes Wasser dazwischen. Wir wateten zu ihm hin und kletterten an Bord, Burrowes und Owens hatten die Zeit schon vortrefflich damit verbracht, die wertvollsten Sachen zusammenzutragen. Zur selben Zeit umschwärmte eine Menge Eingeborener in ihren Booten die Yacht, darunter ein Weißer und ein Eingeborenenmissionar. Die beiden kamen zur Hilfe an Bord, und durch ihre Vermittlung trafen wir mit den Eingeborenen ein Übereinkommen, die Sachen fortzuschaffen und sie zeitweilig in den Booten in Verwahrung zu nehmen.

<sup>Ⓞ</sup> Mant.

Kurz vor Mittag kam die Barkasse zurück und brachte uns die Nachricht, daß ein Regierungs-Transport im Hafen eingetroffen sei, von dem wir die so benötigte Hilfe bekommen sollten. Zwei Stunden später kamen eine Dampfbarkasse und drei große den spanischen Behörden gehörige Boote an, in welchen wir die Sachen verstauten, welche wir schon in Eingeborenenkanus untergebracht hatten. Wir bemerkten jedoch, daß davon schon viel gestohlen und fortgeschleppt worden war. Nach dreistündiger harter Arbeit verließen wir den Schauplatz des nächtlichen Schiffbruchs; M'LELLAN erbot sich freiwillig als Wache an Bord zu bleiben. Die spanische Dampfbarkasse schleppte alle Boote durch einen engen und verworrenen Kanal zur Niederlassung, die etwa acht Meilen entfernt war. Um 8 Uhr abends kamen wir an Bord des spanischen Transportschiffes Manila, wo wir sehr liebenswürdig und gastfreundlich vom Befehlshaber Kapitän DIMAS REGALADO Y VOSSEN, seiner Gattin und den Offizieren aufgenommen wurden. Der erstere wies uns seine Räume an und tat alles, was in seiner Macht stand, um es uns bequem zu machen. Die Manila war früher ein Kauffahrteischiff gewesen, jetzt war es Regierungsfahrzeug und durch die spanische Marine bemannt; sie hatte zwei Geschütze und führte die Kriegsflagge. Die Insel befand sich damals im Belagerungszustand und stand unter den Kriegsgesetzen, denn vor einem Monat war ein Aufstand ausgebrochen, in dem die Eingeborenen einen Offizier und 32 Soldaten verräterischer Weise ermordet und die Leichen in empörender Weise verstümmelt hatten. Erst vor drei Jahren hatten sie den spanischen Statthalter und alle Beamten in derselben Weise umgebracht; es war Tatsache, daß die spanische Regierung keine genügend starke Macht auf der Insel unterhielt, um die Eingeborenen zu überwachen. Die Manila wartete auf Verstärkungen von den Philippinen, doch wurde ihre Ankunft nicht vor zwei Monaten erwartet. Die einzigen Truppen auf der Insel waren 140 Manila-Soldaten, die sich mit europäischen Offizieren in der Kolonie befanden, und zwei kleine Garnisonen in zwei Forts in anderen Teilen der Insel.

Die Kolonie selbst war ein elender Platz; sie bestand aus dem Wohngebäude des Statthalters, einem großen, doch groben Holzgebäude, einem kleinen Fort, einem Hospital, einem Kaffeehaus, ungefähr ein Dutzend einfacher Buden und den Kasernen. Diese letzten waren ebenso wie das Hospital einfach aus Wellblech erbaut. Die Niederlassung hieß Santiago de la Ascencion. Auch befand sich eine kleine Notkirche an dem Platze, in der ein paar Franziskaner Patres ihres Amtes walteten.

Ehe ich Ponape verließ, hatte ich Gelegenheit noch ein wenig wirklichen Krieg zu erleben; denn am 1. September kamen zwei stark bewaffnete moderne spanische Kreuzer Velasco und Ulloa von Manila an, und am 6. traf der Dampfer Salvadora ein und brachte 500 Soldaten.

Am 12. d. M. begannen die Truppen ihren Marsch über Land nach dem Hafen von Matolenim (*Metalimien*), und am folgenden Tage begaben sich die Kriegsschiffe zur See an denselben Ort. Dank der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit



des Kapitäns der Ulloa durfte ich das Fahrzeug als Gast begleiten. Als die Schiffe in der Hafeneinfahrt ankamen, machten sie zum Gefecht klar; und während sie langsam einfuhren, unterhielten sie ein schweres Feuer aus ihren Maschinenkanonen auf alle Häuser, an denen sie vorüberkamen. Es war jedoch kein Zeichen einer Anwesenheit von Eingeborenen bemerkbar, die ohne Zweifel sich in der Nachbarschaft im Busche verborgen hatten. Am Abend wurden die elektrischen Scheinwerfer darauf zugehalten und die Ortschaften nochmals beschossen.

Am nächsten Morgen setzte das Feuer wieder ein, und unter dem Schutze der Kanonen wurden sechs Boote ans Land geschickt, um die Häuser zu zerstören. Die Landungsabteilung stieß auf keinen Widerstand, auch sah sie keine Eingeborenen. Sie brannten 35 Häuser nieder, auch das des Königs, und nahmen sein Kanu mit, das sehr hübsch und stattlich war.

Am andern Morgen wurden wieder Landungsabteilungen abgesandt, um die Zerstörung der Ortschaften zu vervollständigen. Während sie damit zu tun hatten, wurden einige Schüsse auf sie aus dem dichten Busch abgegeben, worauf die Ulloa sofort mit ihren Hotchkiss-Geschützen das Feuer auf die Stelle eröffnete, wo der Rauch zu sehen war; und die Boote kehrten sofort zum Schiff zurück und brachten die Landungsabteilung mit. Nachmittags kam ein Bote aus der Kolonie und brachte die Nachricht, daß die Truppen zurückgekommen wären, da sie den Marsch durch den Busch hätten unmöglich ausführen können. Der Statthalter hatte diese Schwierigkeit vorausgesehen und den befehligen Offizier vor der praktischen Undurchführbarkeit des Überlandmarsches gewarnt. Dieser hatte es jedoch abgelehnt auf den Rat zu hören; die Folge waren der Fehlschlag und demgemäß eine Verzögerung.

Am andern Morgen kamen die Truppen mit der Manila und dem Antonio Muñoz an, der seit unserer Abfahrt in Ponape eingetroffen war. Sie wurden am selben Nachmittage noch ausgeschifft und bezogen ein Lager am Lande; Vorbereitungen wurden getroffen, um nach dem drei Meilen entfernten Oa zu marschieren, der Hauptstation der Amerikanischen Mission, wo das Gemetzel stattgefunden hatte. Sie sollten die Eingeborenen im Rücken angreifen, während die Ulloa die Gebäude zu beschießen und die Velasco in Matolenim zu bleiben hatte.

Der Plan sollte am nächsten Morgen gerade zur Ausführung kommen, als die überraschende Nachricht eintraf, daß der Oberbefehlshaber der Truppen<sup>o</sup> sich in der Nacht eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Man vermutete, daß der fehlgeschlagene Überlandmarsch hart auf ihn gedrückt hatte; der traurige Vorfall rief große Bestürzung unter den Soldaten hervor, denn der Offizier hatte manchen Dienst auf Kuba und den Philippinen geleistet, wo er sich beidemale besonders auszeichnete. Beim Eintreffen der Nachricht wurde sofort ein Kriegsrat an Bord der Velasco abgehalten und beschlossen, die Manila mit der Leiche des Obersten nach der Kolonie zu senden, von wo aus sie sofort wieder nach Matolenim zurückkommen sollte, um

<sup>o</sup> Oberst GUTIERREZ Y Soto. Er wurde erschossen. Vgl. den Bericht der Eingeborenen Amerina.

Truppen nach Oa zu überführen. Während der Rat noch abgehalten wurde, ließ man die Truppen in den Busch schwärmen, wo das Feuer von den Eingeborenen auf sie eröffnet wurde, mit dem Erfolg, daß nach wenigen Augenblicken ein Sergeant erschossen und zwei Mann schwer verwundet wurden. Die Spanier erwiderten das Feuer recht lebhaft, aber der Busch war so dicht, daß man unmöglich etwas vom Feinde sehen, und gleichfalls nicht erfahren konnte, welchen Schaden es angerichtet hatte. Um 12 Uhr verließ die Manila den Hafen und nahm die Leichen des Obersten und Sergeanten mit, die man auf dem Hinterdeck aufgebahrt und mit der spanischen Flagge bedeckt hatte; ein kurzer Gottesdienst wurde von dem Priester abgehalten, der die Expedition begleitete.

Am 19. September begaben sich Velasco und Ulloa nach Oa und geleiteten die Truppentransportschiffe Manila und Antonio Muñoz. Bei der Ankunft stellte es sich heraus, daß die Eingeborenen am Strande eine starke steinerne Brustwehr errichtet und das Missionshaus in Verteidigungszustand gesetzt hatten. Während die Truppen gelandet wurden und bis an die Hüften durch das Wasser wateten und darauf in glänzendem Bajonettangriff die Brustwehr nahmen, eröffneten die Schiffe das Feuer auf die Kirche und das Missionshaus. In unglaublich kurzer Zeit bildeten die beiden Gebäude nur noch einen Trümmerhaufen. Nach kurzem, doch entschlossenem Widerstand bekamen es die Eingeborenen mit der Angst und flohen bestürzt, von den Soldaten eifrig verfolgt, nach allen Seiten. Der spanische Verlust betrug 5 Tote und 13 Verwundete; es fand kein Treffen mehr statt.

Nach zwei Tagen kehrten die Schiffe nach der Kolonie zurück, wohin wenige Tage später die meisten eingeborenen Häuptlinge ihre Waffen sandten, Unterwerfung anboten und um Verzeihung baten. So endete der Aufstand, dessen einzige Ursache bei den amerikanischen Missionaren zu suchen ist, die insgesamt eine feindliche Haltung gegen die Spanier zur Schau trugen und keine Mühe scheuten, um die Eingeborenen, auf die sie einen großen Einfluß ausübten, zur Unzufriedenheit gegen die Obrigkeit aufzuwiegeln. Die Spanier hatten dagegen die Eingeborenen mit der größten Nachsicht und Milde behandelt, selbst als sie den Statthalter und die Beamten ohne den geringsten Entschuldigungsgrund getötet hatten, waren sie auf besonderen Befehl der Königin Regentin von Spanien großmütig begnadigt worden. Die spanische Regierung hatte ihnen keine Steuern aufgebürdet, auch hatte sie sich nicht im geringsten in ihre Sitten und Gewohnheiten eingemischt. Die Wirren, welche das Unternehmen gegen Oa nach sich zogen, hatten folgende Ursache. Eine Truppenabteilung war dorthin gesandt worden, um die Besatzung eines kleinen Forts zu bilden; und wie es nur recht und billig war, hatte man ihr befohlen, für ihre gottesdienstlichen Zwecke dort eine kleine katholische Kapelle zu bauen. Der protestantische Missionar hatte dagegen beim Statthalter ernstlich Verwahrung eingelegt, der ihm dagegen zur Antwort gab, daß die Kapelle nur für den Gebrauch der Soldaten bestimmt sei; daß man sich nicht in die protestantischen Angelegenheiten einmischen wollte; und daß

es nur recht und billig, eine solche Kapelle zu bauen, weil der katholische Glaube die spanische Staatsreligion sei. Der Missionar verließ ihn darauf mit der Drohung, daß er in kurzem diesen Entschluß bereuen würde; und nur wenige Tage später wurden der Offizier und 32 Mann angegriffen und ermordet, während sie beim Wegebau beschäftigt und gänzlich ohne Waffen waren. Der Offizier wurde vom Schreiber des Missionars<sup>①</sup> selbst getötet, wie die unwiderlegbare Aussage mehrerer Augenzeugen bewies. Obwohl der Mann gefangen wurde, entging er doch der Hinrichtung, was ich nur für eine unangebrachte Milde der spanischen Behörden bezeichnen kann. Das Haupt der Mission gestand später dem Statthalter gegenüber ein, daß es 24 Stunden vor dem beabsichtigten Morde davon unterrichtet gewesen war. Obschon es davon wußte, hatte man doch von einer Warnung an die Behörde Abstand genommen; wenn es geschehen wäre, hätte sich das Gemetzel vermeiden lassen. Nach alle dem sagt man wohl kaum zu viel, daß die amerikanischen protestantischen Missionare moralisch für die Morde verantwortlich zu machen sind.

Durch den Bericht von den inneren Wirren auf der Insel bin ich von meiner armen alten Yacht abgekommen und wenigstens einige Monate vorausgeeilt. Ich kehre zum Mittwoch, den 30. Juli, zurück, den Tag der auf die Strandung des Fahrzeugs folgte. Als der Tag heraufdämmerte, fuhren wir in der Dampfbarkasse der Manila ab, die einen bewaffneten Kutter und unser Rettungsboot mit bewaffneter Mannschaft schleppte. Als wir um 6,30 Uhr vm. bei der Yacht ankamen, fanden wir sie in ungefähr derselben Lage liegen, wie wir sie verlassen hatten. Um sie herum war eine große Menge Eingeborener auf dem Riffe versammelt. Als der Kutter ungefähr 1000 Ellen davon zu Anker gegangen war, eröffnete er auf sie ein Schrapnellfeuer, das sie sehr schnell zerstreute. Unsere Leute und die von der Manila stiegen darauf aus und wateten zur Yacht. Das Wasser reichte ihnen stellenweise bis zur Hüfte, doch war der Marsch sonst leicht. Wir begegneten mehreren Eingeborenen, die uns freundlich empfingen, wahrscheinlich dank der Begleitung von ungefähr 40 bewaffneten Matrosen. Wir arbeiteten den ganzen Tag über angestrengt, und es gelang uns, eine große Menge Vorräte und verschiedene Sachen zu retten, die jedoch gründlich durchnäßt wurden, als man sie von der Yacht fortbrachte. Abends ließen wir bei der Abfahrt einen Portugiesen, namens JOAQUIM, mit seinem Bruder an Bord zurück und versahen sie mit Revolvern und Munition, um uns gegen Beraubungen durch die Eingeborenen zu schützen.

Am nächsten Tage stellte es sich heraus, daß die Dampfbarkasse betriebsunfähig war; ich mietete mir daher einen kleinen Schuner, der im Hafen lag. Damit fuhren wir um 9 vm. in der Begleitung eines Offiziers und 15 bewaffneter Leute von der Manila ab. Wir mußten außerhalb des Riffs fahren, und als wir um die Landspitze bogen, merkten wir, daß der Wind stark von vorn blies und schwere Brecher über die Yacht gingen. Unter solchen Umständen konnten wir unmöglich an das Schiff

<sup>①</sup> Ettekar.

nahe herankommen; wir kehrten daher um, ankerten im Hafen und warteten auf eine Gelegenheit längs der Innenseite des Rifles fahren zu können.

Der nächste Tag, Freitag, der 1. August, begann mit einem recht nassen Morgen; doch fuhr ich um 7 vm. im Rettungsboot ab und holte den Schuner ein, der schon zur Yacht vorausgesegelt war. Als wir um halb acht Uhr dort ankamen, gingen wir sogleich an Bord, nun sahen wir, daß die Eingeborenen am vorherigen Tag und in der letzten Nacht unsagbaren Schaden angerichtet; sie hatten das Schiff ausgeplündert und fortgeschleppt, was sie nur tragen konnten. Das Fahrzeug war ausgeleert; was die Eingeborenen nicht mit fortnehmen konnten, war mutwillig von ihnen zerschlagen worden. Die Schotten waren eingeschlagen, die Böden in den Kammern aufgerissen — kurz das Ganze bildete ein armseliges Wrack. Alle meine mit ethnologischen und anderen Gegenständen gefüllten Kisten waren aufgebrochen und der Inhalt fortgeworfen worden, so daß die Sammlung, die ich in drei Jahren zusammengetragen, die mich unendlich viel Zeit, Mühe und Geld gekostet, durch Bubenhände in alle vier Winde zerstreut worden war. Der unersetzbare Verlust dieser Sammlung machte mir, glaube ich, mehr Sorge und Kummer als der Verlust der Yacht selbst. JOAQUIM und sein Bruder waren noch an Bord und gaben uns schaurige und hochdramatische Schilderungen von ihren tapferen, aber erfolglosen Versuchen, die Eingeborenen von der Plünderung fernzuhalten.

Infolge von Benachrichtigungen, die uns am nächsten Tage gemacht wurden, schöpften wir Verdacht gegen ihre Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, und wir bekamen Grund zur Annahme, daß JOAQUIM, anstatt auftragsgemäß das Eigentum zu schützen, zusammen mit den Eingeborenen so viel wie möglich gestohlen und das Gut an Land geschickt hatte. Nach Empfang dieser Nachricht teilten wir sie dem Statthalter mit, der während der Nacht eine Abteilung nach dem Hause JOAQUIM's sandte, um es gründlich durchsuchen lassen. JOAQUIM, der von den Vorbereitungen nichts wußte und auch nichts von dem Verdacht ahnte, den wir gegen ihn hegten, kam um 1 Uhr mittags an Bord der Manila und hielt wieder tönende Reden wie am Tage vorher über seine Heldentaten. Er wunderte sich sehr, als er verhaftet und in Eisen gelegt wurde.

Am folgenden Morgen um 4 Uhr, vor Tagesanbruch, fuhr ich mit dem bewaffneten Kutter und einer Abteilung Soldaten ab, um JOAQUIM's Haus zu durchsuchen. Der Steuermann, Mr. GEORGE, und die Mannschaft des Rettungsbootes begleiteten uns in voller Bewaffnung. Als wir ankamen, schliefen alle Bewohner, und wir überraschten sie völlig. Der Plan war gut ausgedacht, und die Unternehmung wurde erfolgreich durchgeführt. Um die Häuser wurden Posten gestellt, um jeden, der zu entkommen versuchte, abzufangen, die übrigen drangen mit Gewalt ein und hielten eine genaue Durchsuchung ab, die uns einen großen Zug tun ließ. Unter dem Fußboden in JOAQUIM's Haus fanden sich mehrere Fässer Wein und der Warpanker, während die Nebengebäude mit Segeln, Tauwerk, Leinwand, dem Faltboot, und einer großen Menge anderer Sachen angefüllt waren, die sämtlich der Yacht gehörten. Meine Flinte war

vergraben worden. Zwanzig Häuser wurden im ganzen durchsucht; den Einwohnern wurde befohlen, sämtliche Kisten, Schränke oder verschlossene Behälter zu öffnen; beim geringsten Zögern brach man sie schnell und ohne weiteres mit Gewalt auf. Um 9 Uhr vm. kehrten wir zur Manila zurück und brachten eine schöne Beute, ferner als Gefangenen einen Verwandten von JOAQUIM mit. JOAQUIM wurde an Land zum Statthalter gebracht, doch wurde er bald wieder mit dessen Befehl zurückgesandt, daß er in Eisen an Bord bleiben sollte, ihm aber jede Erleichterung zu gestatten wäre, damit er mit seiner Familie und seinen Freunden in Verbindung treten könnte, um von den noch fehlenden Gegenständen soviel wie möglich herbeizuschaffen. JOAQUIM wurde mitgeteilt, daß er verurteilt war, zur Verbüßung von 12 Jahren Zuchthaus nach Manila verschickt zu werden, vorausgesetzt, daß er uns umgehend sämtliches gestohlenen Gut wieder zustellen ließ; wenn dies aber nicht in einer bestimmten Zeit geschehe, würde er an Land gebracht und erschossen werden. Auf seine Bitte hin schrieb ich einen Brief an einen eingeborenen Missionar und ersuchte, ihm allen irgend wie möglichen Beistand zu leisten; der Erfolg war, daß uns noch am Abend eine große Bootladung mit den vermißten Sachen zugestellt wurde.

Nach einem fürchterlich langweiligen Aufenthalt (Yacht und Inhalt war für 128 £ versteigert worden) verließen wir am 1. Oktober auf der Antonio Muñoz und der Salvadora Ponape«.

Die erwiesene, mittelbare und unmittelbare Teilnahme der amerikanischen Mission an der Verbreitung und Durchführung der Kämpfe in Oa zwang die spanische Verwaltung, auf die Ausweisung der protestantischen Missionare zu bestehen. Die Gelegenheit war dazu gegeben, als wie »zufällig« — seit den 70er Jahren hatte sich kein amerikanisches Kriegsschiff in den Karolinen blicken lassen — der Union-Kreuzer »Alliance« im Oktober 1890 nach Ponape kam, um die amerikanischen Angehörigen zu besuchen; zwei Monate später nach der Rückkehr von Rev. Rand! Der Gouverneur bestand auf Entfernung der amerikanischen Mission; diese weigerte sich zu gehen. So entspann sich eine lange Verhandlung zwischen dem spanischen Gouverneur und dem amerikanischen Kriegsschiffskommandanten Taylor, die ganz evident das Verschulden<sup>Ⓞ</sup> der Unruhen in Ponape durch die amerikanischen Missionare bzw. deren Werkzeug Nanpei dartut. Luis de Cadarso schreibt an Capt. Taylor unterm 25.

Ⓞ Der verstorbene Oberst Isidro Gutierrez schreibt über den Anlaß zu den Unruhen von 1890 in einem amtlichen Berichte aus dem September 1890: . . . Die zweite Ursache ist ganz natürlich und konnte nicht anders erwartet werden. Wir kamen in ein Land, das schon seit 40 Jahren erforscht war durch eine moderne, aktive, praktische Rasse, die durch ihre Missionare das Land sanft beherrschte und zugleich ihren Handel trieb . . . Die Amerikaner hatten schöne Häuser, eröffneten überall Schulen, erzogen die talentvollsten der Eingeborenen und schafften sich in ihnen eine Hilfe in Ettekar, David, Nanpei . . . Als dann wir kamen, brachten wir Soldaten mit von einer niedrigeren Rasse als die Kanaker, die Indios (Philippiner), brachten Missionare mit armen Mitteln für den Kultus und für ihr Auftreten im Hause und auf der Straße, gekleidet mit sonderbarer, wenig anziehender Tracht, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß das hiesige Personal im allgemeinen sehr sympathisch ist, so fehlt ihnen doch ein Hauptelement für diese Länder, das die Methodisten für ihre Predigten ausnützen: Die Frau, die auf die Frau erziehend einwirkt; sie haben zudem in den method. Versammlungen, in guten Häusern Harmoniums, die den Kanaker fesseln.

Oktober 1890: »So zufrieden ich einesteils während der langen Zeit von drei Jahren mit allen Eingeborenen der Insel war, so schmerzlich ist es mir andererseits sagen zu müssen: Der Einfluß der Methodisten hat in nichts die Interessen Spaniens begünstigt. Das Benehmen von Rev. Doane und Rev. Rand<sup>Q</sup> von früher und jetzt steht in so inniger, unmittelbarer Beziehung zum Aufstand in Oa, daß ich mich in die Notwendigkeit versetzt sehe, das Geschehen Ihnen vor Augen zu führen, damit Sie unparteiisch beurteilen, ob ich mit meiner Ansicht über die methodistische Mission recht hatte, die in unserer Besprechung Ihnen vorzutragen ich die Ehre hatte.

Man hört allgemein von den fremden Ansiedlern und etlichen Eingeborenen, daß zumal Rev. Rand vor dem Antritt seiner Reise nach Amerika in einer Spanien abträglichen Weise gepredigt habe; eine hier zu Lande recht angesehene Persönlichkeit, die sonst sehr gute, innige Beziehungen mit den Missionaren unterhielt, die heute aber mit ihnen gebrochen hat, erklärte mir, diese Behauptung wäre wahr; sie fügte noch hinzu, in dem meeting, das in Oa nach der Rückkehr von Rev. Rand aus Amerika kürzlich abgehalten worden wäre, hätte dieser den Aufständischen seinen Unwillen darüber geäußert, daß die Regierung dort einen Militärposten einrichten wollte; denn Oa, sagte er, sollte ausschließlich den protestantischen Christen gehören; durch solche Reden hat er den Geist des Aufruhrs geschürt. Gelegentlich eines Besuches, den neulich eine Truppenabteilung in Kiti machte, wurden zufolge des Berichtes des Führers, die Soldaten überall dort sehr gut aufgenommen, wo sie es nur mit Eingeborenen zu tun hatten, dagegen wurden sie auffallend kühl von den Missionaren in Roî en Kiti behandelt; einer der Bewohner des Nordens bemerkte, wo Methodisten wären, würde man Zurückhaltung bemerken. Der Amerikaner Mr. Grifford, Vertreter einer Firma in San Francisco bemerkte im selben Sinne dem Kommandanten des Kreuzers »Ulloa« gegenüber, er habe die feste Überzeugung, daß der Aufstand in Oa ausschließlich durch die methodistischen Lehrer heraufbeschworen; in dem Protokoll, das ich aufgenommen habe, erscheinen als die Haupturheber ein gewisser Ettekar, der heute sich als Gefangener auf der »Ulloa« befindet, und Henry, Lehrer und inniger Freund von Rev. Rand; es ist erwiesen daß Henry den Bau der Befestigungen leitete und die Rebellen anfeuerte; als Rev. Rand am 9. September nach Roî en Kiti zog, ging er mit und wurde von Rev. Rand beschützt, obschon dieser genau wußte, daß Henry sich des Hochverrats gegen Spanien schuldig gemacht hatte. Wenn Sie mit dem Deutschen Mr. Narruhn sprechen würden, der im übrigen mit den Amerikanern auf gutem Fuße steht, würden Sie wenig günstige Urteile über die Methodisten hören. Mr. Narruhn ist der festen Überzeugung, daß einzig und allein der Einfluß der genannten Missionare der Ehre und Herrschaft Spaniens im höchsten Grade gefährlich ist. Wie ich schon sagte, sind es drei Jahre, seitdem ich an der Spitze der hiesigen Verwaltung stehe und gleichzeitig das Amt eines Richters

<sup>Q</sup>Vgl. hierzu auch Cabeza y Pereiro: Ponape S.227, wo man auch erfährt, daß Rand ursprünglich Schuhmacher war.

erster Instanz ausübe. Bei allen Streitfragen, die aus dem Staate Matölenim vorgebracht wurden, sich auf das Grundeigentum, den Hausfrieden und Einzelpersonen bezogen, erschienen stets als Vermittler die Missionare zumal Rev. Doane, so daß ich mich verschiedene Male veranlaßt sah, ihn ernstlich zur Rede zu stellen.

Ich möchte nun aber auf einen anderen Punkt eingehen, auf den Sie mich in Ihrem Schreiben aufmerksam machen. Die Beschießung von Oa war unbedingt notwendig, da man sich dort, sogar in der Gegenwart von Rev. Rand, stark verschanzt hatte, und Rev. Rand mich erst dann hiervon in Kenntnis setzte, als ich ihn nach der Länge der Laufgräben fragte. Anfangs hatte ich Rev. Rand und den Missionaren volle Sicherheit zugesagt, damit sie in ihren Häusern weiter wohnen könnten. Als ich aber sah, daß die Eingeborenen sich hier starke Verteidigungswerke errichteten, daß der Nanamareki und Henry enge Beziehungen zum Rev. Rand unterhielten und von ihm Unterweisungen erhielten, teilte ich dem Rev. Rand mit, daß ich wohl doch nicht mehr für die Sicherheit der Häuser mich verbürgen könnte, falls die Aufständischen sie in ihre Bollwerke einbezögen. So kam es, daß er mir den Vorschlag machte, sich in Rōi en Kiti niederzulassen; ich war damit einverstanden.

Als die Aufständischen in Oa angegriffen wurden, verschanzten sie sich in dem im Bau befindlichen Fort, dann in der Kirche und den Häusern von Rev. Rand, von wo aus sie uns etliche Verluste beibrachten. In diesem kritischen Augenblick sah sich der Befehlshaber der Truppen Don Victor Diaz veranlaßt, mit der ganzen Kolonne anzugreifen; die Folge<sup>①</sup> des Angriffs war die Zerstörung von Oa, die ich sehr bedaure.

Da wir nun über diesen Punkt uns unterhalten, halte ich es für angebracht, Ihnen auseinanderzusetzen, wie die Lage in Oa war. Die sogenannte Kirche war ein Schuppen, von den Eingeborenen erbaut, die stets bei solchen Gebäuden für die Missionare umsonst arbeiten, das Dach bestand aus Blättern usw. Daraus mögen Sie auf die Großartigkeit des sogenannten Gebäudes oder der Kirche schließen<sup>②</sup>. Die Häuser der Missionare befanden sich zum großen Teil in ziemlich schlechtem Zustande, und das größte derselben, das des Rev. Rand, kostete im ganzen 1000 \$.

① »Das Dorf Oa wurde mit dem Bajonett genommen, alle Häuser verbrannt, denn in allen hatte sich der Feind verschanzt. Da dieser sich desto hartnäckiger verteidigte, je besser die Häuser waren, und da gerade von den besseren Häusern aus unsere Kolonne zwei drittel aller Verluste erlitt, so mußten notwendig die der amerikanischen Mission gehörigen Gebäude ebenso wie der Rest des Dorfes verbrannt werden« (a. d. Bericht des Leiters der Operationstruppen an den Gouverneur von Ponape, vom 13. Dezember 1890).

»In der Kirche von Oa und in den Häusern kämpften die intimsten Freunde von Rev. Rand; der Leiter der Laufgräben, die sehr nahe bei jenen Häusern aufgeworfen waren, war ein Eingeborener Henry, protestantischer Lehrer und beauftragt im Namen von Rev. Doane, die indirekten Steuern von allen Getauften der Insel einzutreiben. . . . Beim Prozesse erklärte eine Person, die seit langem mit Rev. Rand befreundet ist, dieser habe nach seiner Ankunft im vergangenen Monat August in einem »meeting« gepredigt, er sehe mit Unwillen unsere Herrschaft in jenem Stamme.« (a. d. Bericht vom Gouverneur von Ponape an den Generalgouverneur in Manila vom 13. Dezember 1890).

② Die amerikanische Mission war um Schadenersatz wegen ihrer Hausverluste von 1887 in Kenan um 1890 in Oa eingekommen. Sie bezifferte den Schaden auf 30000 \$ Die spanische Regierung lehnte zunächst mit Recht alle Ansprüche ab; unter dem Druck diplomatischer Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien wurde es 1894 gezwungen, den Missionaren 17500 \$ in Gold auszuzahlen.

Das von Rev. Doane war verlassen und alt, und im allgemeinen hatten alle schon ihre guten Dienste in diesem regnerischen Klima geleistet. Den Rest des Dorfes bildeten Eingeborenenhütten, die sämtlich den Missionaren ergeben waren, die dort eine Art Stadt bildeten, in dem nur die Autorität des Rev. Doane anerkannt wurde.

Nachdem Sie so unterrichtet sind, bin ich gern bereit, Ihnen entgegenzukommen, und nehme, soweit es von mir abhängt, die Entschädigungsansprüche, die Rev. Rand vielleicht an die spanische Regierung zu richten beabsichtigt, entgegen. . . .

Ich komme nun zu einem andern Punkt,<sup>①</sup> den Sie in Ihrem Schreiben erwähnen. Es steht fest, daß ich am 11. Oktober eine Bekanntmachung veröffentlichen ließ und darin Versammlungen jeder Art verbot. Diese Anordnung stützte sich in erster Linie darauf, daß am 12. September in einer anderen Veröffentlichung der Kriegszustand über die Insel verhängt war. Sie wissen sehr gut, daß bei Erklärung eines solchen Zustandes, in Spanien wenigstens, die konstitutionellen Garantien aufhören und alle Versammlungen verboten sind, um zu verhindern, daß sich irgendwo ein Herd des Aufruhrs bilde. Damals aber war zu meiner Kenntnis gelangt, daß seit der Anwesenheit des Rev. Rand in Rôî en Kiti das Benehmen jener Eingeborenen sich sehr verändert hatte, die vorher der rechtmäßigen Obrigkeit zugetan gewesen waren; man bemerkte eine große Zurückhaltung und Kälte unter den Häuptlingen, die Rev. Rand ganz zu Willen sind; in Rôî en Kiti wurde eine Versammlung abgehalten und ein Fest gefeiert, das neun Tage dauerte. Ich überlasse es Ihrem eigenen Urteil, ob es notwendig war oder nicht, die Bekanntmachung vom 11. Oktober zu erlassen oder nicht. . . .  
— Im Antwortschreiben vom 30. Oktober 1890 ging Capt. Taylor auf die Argumente von Cadarso nicht ein; er schrieb nur: »Ich rate den Missionaren sich von Ponape zurückzuziehen und auf einer anderen Insel sich niederzulassen, um hier den Zeitpunkt abzuwarten, zu dem die spanische Regierung die Insel als beruhigt betrachtet und die Verhältnisse derart geworden sind, daß die Missionare ihre früheren Privilegien wieder genießen dürfen.« Einige Tage später, am 2. November zog Rev. Rand mit den übrigen weißen Missionaren auf der »Alliance« von Ponape ab und begab sich nach Mokil bzw. Kusae.<sup>②</sup> Der amerikanische Kriegsschiffskommandant hatte die Gerechtigkeit der spanischen Sache anerkannt und seine Landsleute daraus die Folgerungen ziehen lassen. Die folgenden Jahre zeigten denn auch, daß die protestantischen Missionare die Begünstiger, Ratgeber, Teilnehmer und beständige Schürer des Feuers der Zwietracht und Auflehnung gegen die spanische Herrschaft gewesen waren; Ponape wurde ruhig; und es wäre ruhig geblieben, hätte Spanien auch mit den protestantischen Missionaren den Nanpéi en Kiti ausgewiesen. Seine Tätigkeit gegen Spanien zu allen Zeiten, obschon er sie geschickt zu verschleiern wußte, daß

<sup>①</sup> Verbot der Kirchenversammlungen.

<sup>②</sup> Bereits zehn Tage nach der Abreise des Rev. Rand kommt das Peilboot E d o n nach Ponape mit dem Tökoša (Oberhäuptling) von Kusae, zwei Engländern und zwei Amerikanern an Bord, die beim Gouverneur Verwahrung dagegen einlegen, daß Rand sie besteuern will.



ihm für die Rettung der Kapuziner in Oa eine Ordensauszeichnung gewährt wurde, hat mir mein Dolmetscher Ettekar (*Edgar*) zu wiederholten Malen erzählt und geschildert. Eine Unterwerfung der Aufständischen nach der Einnahme von Oa war nicht erfolgt; sie waren nur zersprengt worden. Die Entscheidung stand noch aus. Wiederum war eine protestantische Missionsstation, die von Kitam im Staate Matolenim, zum Sammelpunkt der Aufständischen gewählt und sehr stark befestigt worden, in einer Art und Weise, die deutlich die fremde Anleitung offenbarte. Schützengraben und Palissaden. Allerdings lagen diese Befestigungen, dreifach gestaffelt, nur nach der Wasserseite hin, nach dem Pil lap en Letâu zu; auf der Landseite glaubte man vor Überraschungen sicher zu sein. Die Spanier konnten diesem Treiben zunächst keinen Einhalt gebieten, da sie nicht über die geeigneten Kräfte verfügten. Am 2. November trafen von Manila das Transportschiff »Cebu« mit den Marinefahrzeugen »Nerviön« und »Uranüs« ein, die zugleich den neuen Oberbefehlshaber der Strafexpedition den Obersten Don Manuel Serrano y Ruiz mit einer Kompagnie eingeborener Soldaten und fünfzig Artilleristen unter Don Antonio Rivera mitbrachten. 251 Mann war das Expeditionskorps stark. Nach wohlüberlegten Plänen wurde am 20. November zum entscheidenden Schlage ausgeholt. Es wurden zwei Hauptangriffskolonnen gebildet, deren eine in Oa landete und über Mešišo von der Landseite her Kitam angreifen sollte, während die zweite Hauptkolonne auf Tsamnin landen, nach dem Festlande übersetzen und von der Wasserseite her die verschanzte Stellung der Ponapeleute nehmen sollte; von den Kriegsschiffen Velasco, Ulloa, Manila, Cebu und Uranus wurden im Matolenim-Hafen weitere Truppen in drei Boote gebracht, die als Schleppzug den Pil lap en Letâu hinauffahren und gleichfalls von der Wasserseite den Feind angreifen sollte. Dieser war 500 Mann stark und hatte sich wie gesagt ausgezeichnet verschanzt. Der Marsch der beiden Kolonnen durch den Busch war recht schwierig, zumal sie dauernd von den verborgen bleibenden Ponapeleuten beschossen wurden; die Boote mußten ebenfalls früher als berechnet verlassen werden und im versumpften Gebiete vorrücken. Ein geradezu mörderisches Feuer empfing sie. Zwei Tage, den 22. und 23. November über dauerten die Kämpfe an. Erst nach einer kräftigen Artilleriesvorbereitung wurde Kitam sturmreif gemacht und mit dem Bajonett gestürmt. Die Verluste der Spanier waren schwer. Jeder dritte Mann fiel oder wurde verwundet. Der Feind wurde auseinandergesprengt; sein offener Widerstand, der jetzt nach Ausweisung der protestantischen Missionare deren moralische Unterstützung entbehrte, war gebrochen. Der Nanamariki, der sich am Töl en Marāui verschanzt hatte, suchte um Frieden nach; ein Friede wurde geschlossen, der die Vorteile des Erfolgs von Kitam nicht ausnutzte, sondern in den Augen der Eingeborenen durchaus das Gegenteil davon war. Gestanden doch die Spanier die Schleifung und Einziehung des Militärpostens von Aleniāñ in Kiti zu und errichteten keinen neuen Stützpunkt in Oa. Man war mit dem Erreichten zufrieden und beschränkte sich auf die Kolonie, in der die Spanier schließlich mehr Belagerte als freie Herren

waren. Ein kräftigeres Zugreifen nach den Tagen von Kitam hätte sie unbedingt zu Herren der Insel gemacht; den Eingeborenen wäre die Lust zu allen späteren Aufständen vergangen. So aber wurde der Aufschub von Bestrafung, worunter der Eingeborene nur Schmerzen und Tod versteht, Zögern und Handeln für Schwäche gehalten. Eine Schwäche, die zumal Nanpéi für sich und seine Pläne auszunutzen verstand. Die Verluste der Spanier waren allerdings erheblich gewesen, die Kosten desgleichen; beides mochte sie abhalten, noch einmal stärkere Kräfte einzusetzen, um die Insel endgültig in ihre Hand zu bringen. An Verlusten hatten sie zu verzeichnen:

	Tote	Schwerverwundete	Leichtverwundete
1887	58 Mann	— Mann	— Mann
29. Juni 1890	28 „	— „	— „
17./20. Sept. 1890	6 „	20 „	6 „
22. November 1890	21 „	33 „	3 „
23. November 1890	5 „	20 „	5 „
Im Ganzen	118 Mann	73 Mann	14 Mann

Nach Beendigung der Unruhen von Mätolenim schien für Ponape eine friedlichere Zeit anbrechen zu wollen. Luis de Cadarso wurde im Februar 1891 durch JULIO MERAS abgelöst. Nach kaum einjähriger Tätigkeit machte dieser dem Gouverneur JULIO PADIMAN Platz, der jedoch bereits nach 57 Tagen Ponape wieder verließ, da er sich den Verhältnissen nicht gewachsen fühlte. Bis zur Ankunft des neuen Gouverneurs FERNANDO CLAUDIO besorgte der Regierungssekretär BIENVENIDO FLANDES die Geschäfte. Unter ihnen entwickelte sich das Land ruhig und friedlich; eine Wirkung, welche der Ausweisung der amerikanischen Mission zu verdanken war; man neigte nunmehr dem Katholizismus zu, der etliche Fortschritte zu machen begann, zumal in den Nordstaaten Not, Tšokěš, die gefühlsmäßig ohnehin gegen die übrigen Staaten eingestellt blieben. Doch auch Kiti und U bemühten sich um katholische Missionare. Nicht etwa, weil sie sich besonders zu diesen hingezogen fühlten, das Christentum blieb auch jetzt ein oberflächlicher Firnis, sondern aus reinen materiellen Vorteilen, hier empfing der Eingeborene Gaben, während er bei den Protestanten kaufen und zahlen mußte. So schien sich äußerlich eine für die katholische Mission erfreuliche Entwicklung vorzubereiten, als der Gouverneur CLAUDIO bereits nach einem Amtsjahre 1894 von seinem Posten zurücktrat. Mit seinem Nachfolger DON JUAN DE LA CONCHA endete die ruhige Zeit auf Ponape. Dessen ziemlich gewalttätiger Charakter, sein kriegerischer Sinn, einige ungeschickte Maßnahmen machten ihn sogleich nach dem Antritt seines Amtes unbeliebt. Schon dadurch entfremdete er sich die Eingeborenen, daß er die Absicht laut werden ließ, einen schöneren und bequemeren Weg von der Kolonie nach Kiti zu bauen — war der alte doch von Roî en Kiti über Aleniän, Tšäpueräk nur bis Oa gediehen. Die Eingeborenen argwöhnten sofort, daß der Weg nur den Zweck habe, leichter Soldaten nach Matölenim schicken zu können. Am 4. April 1894 wurden

sämtliche Häuptlinge nach der Kolonie geladen und ihnen der Plan vorgelegt. Einstimmig lehnten die Häuptlinge ab und wiesen auf die Unmöglichkeit hin, den Plan auszuführen. Tatsächlich standen große Schwierigkeiten im Wege; von den technischen abgesehen, lag die Gefahr nahe, daß die Soldaten bei der Wegebauarbeit im Busche von Eingeborenen überfallen und ermordet würden. Stand DE LA CONCHA auch zunächst von seinem Plane ab, so hatte er damit doch die eben beruhigten Gemüter der Eingeborenen auf's neue erregt, und ihnen einen Gesprächsstoff geliefert, der ausgiebig in den Versammlungen erörtert, die Gemüter wieder erhitzte — was bei der Veranlagung der Ponapeleute nicht weiter verwunderlich ist. Ein neuer Aufstand bereitete sich in Matolenim vor. In Tšäpaläp hielten die Unzufriedenen sich verschanzt. Leider wurde der spanische Gefechtsplan den Eingeborenen zu früh bekannt, so daß die ›Ulloa‹ wohl Tšamuyn beschießen konnte, die Landtruppen aber erfolglos von ihrem Auftrag, die Aufständischen zu zerstreuen, nach der Kolonie zurückkehren mußten. Diese wurde eilends in Verteidigungszustand gesetzt, da Gerüchte umliefen — in ihrer Erfindung und Aussprengung sind die Ponapeleute geradezu Meister — daß man ihr das Schicksal von 1887 bereiten wollte. Da Matölenim jedoch die Unterstützung anderer Staaten entbehren mußte, ja Nöt und Tšökš die Kolonie sicherten, blieb die Aufstandsbewegung lokal beschränkt. Überfälle auf kleinere spanische Streifabteilungen, Ermordung einzelner Soldaten, die bei Spaziergängen sich zu weit von der Kolonie entfernten, blieben jetzt und bis zur Ablösung der spanischen Herrschaft durch die deutsche etwas ganz gewöhnliches. Bevor de la Concha nach Ponape abreiste, hatte der Konsul der Vereinigten Staaten bei einer privaten Unterhaltung angefragt, ob die protestantischen Missionare wieder nach Ponape zurückkehren könnten; de la Concha hatte ihm geantwortet, der Rückkehr stünde nicht nur nichts im Wege, sondern er würde sich sogar darüber freuen, weil er mit Rev. Rand befreundet wäre; aber es läge nicht in seiner Macht, die Rückkehr zu erlauben, sondern dies stünde bei seiner Regierung; alles was er tun könne, wäre die Abfassung eines günstigen Berichts, wenn er um seine Meinung gefragt würde. Auf Ponape wollte de la Concha seine Absicht in die Tat umsetzen. Nanpei wurde von ihm bevollmächtigt — ohne Genehmigung des Generalgouverneurs in Manila — Rev. Rand mitzuteilen, daß er sogleich nach Ponape zurückkommen und auf Mant Haus, Schule und Kirche erbauen sollte. Dieser Auftrag wirkte sich unter den Eingeborenen so aus, daß sie an die baldige Rückkehr der amerikanischen Missionare glauben mußten. Der religiöse Friede war gestört. Die Schulen und Kapellen der Kapuziner verödeten. Nanpei's Hand wurde spürbar; und die Eingeborenen in U, Matolenim und Kiti, die er durch seine Predigergehilfen Ettekar und William en U ziemlich in der Hand hatte, glaubten sich nun dem Gouverneur, der den Protestanten freundlich gesinnt war, mit den Kapuzinern aber auf gespanntem Fuße lebte, gefällig zu erweisen, wenn sie sich wieder mehr der protestantischen Richtung zuwandten. Aber schnell wechselte die Stimmung, als der Generalgouverneur die Pläne de la Concha's verworfen und sie

als ›leichtsinnig und unklug‹ bezeichnet hatte. Er wurde zugleich abberufen und 1894 durch José Pidal ersetzt. Als am 9. September das amerikanische Missionsschiff ›Morningstar‹ erschien, pochte es auf die Wiederzulassung der puritanischen Missionare. Pidal schlug sie rundweg ab. Pidal hatte keinen leichten Stand, denn sein Vorgänger hatte durch den eigenmächtigen Versuch, die amerikanische Mission wieder zurückzuführen, die eben beruhigte Insel wieder in Unfrieden gebracht. Seit dem Aufstand von 1890 war der Staat Matölenim stolzer und unabhängiger geworden; kam er sich doch als der Sieger von 1890 vor. Zumal die spanischen Gouverneure um ihre und der anderen Staaten freundliche Gesinnung buhlten anstatt einmal scharf zuzugreifen. Jeder Oberhäuptling empfing eine jährliche Rente; auch Nanpei bekam recht erhebliche Geldzuwendungen, dazu die Bestätigung eines großen Landbesitzes in Kiti. Bei ihm waren diese geldlichen Unterstützungen am wenigsten angebracht. Er verfolgte im Stillen trotzdem seine ehrgeizigen und eigennützigten Pläne weiter. Er hatte in den Jahren einen japanischen Schuner in seinen Diensten, der ihm Waffen und Munition zuführte, welche er alsdann gegen die entsprechende Bezahlung an die Eingeborenen abgab. Im September und Oktober wurden — unter Umgehung des Nanamariki von Kiti, dessen Einfluß in dem Grade geringer wurde, wie der Einfluß des kleinen Häuptlings, aber mächtigen Kaufmanns und Predigers Nanpei stieg — in Matölenim und Kiti Umzüge und Paraden abgehalten, bei denen die neuen von Nanpei eingeführten japanischen und amerikanischen Gewehre in Ehrensalven für den Nanamariki von Matölenin bzw. Nanpei in Kiti ausgeprobt wurden. Bezeichnenderweise wurde dabei die amerikanische Flagge herumgetragen, fand das Treffen in Matölenim beim dortigen Nanamariki, in Kiti bei Nanpei statt! Der spanische Gouverneur schritt dagegen nicht ein. Die Matölenim- und Kiti-Leute glaubten ihn daher umso mehr auf ihrer Seite. Zumal obendrein gegenseitige bürokratische Verärgierungen eine starke Spannung zwischen Gouverneur und Kapuziner eintreten ließen, die zuletzt recht scharfe Formen annahm. Diese hatten ihre Leute vor dem Besuch der Kolonie verwarnt, ihnen verboten, Lebensmittel u. a. dort zum Kauf anzubieten, weil die Zustände in der Kolonie sie verderben würde. In ihren Predigten hatten die Kapuziner den Bogen überspannt; gewiß mochten die sittlichen Zustände in der Kolonie<sup>①</sup>,

① Aus einem Schreiben des PATER BERNARDO an den Gouverneur JOSÉ PIDAL:

›In der Kolonie ist alles schlecht‹ diese Worte legen Sie mir in den Mund; Sie werden wohl wissen, woher Sie diese Worte haben, denn ich weiß es nicht. Weder habe ich dies noch ähnliches gesagt. Ich habe den hundertsten Teil von dem gesagt, was ich gesehen habe, und die Eingeborenen wissen besser als ich, daß unter dem Vorwande in die Messe zu gehen, viele Weiber in die Kolonie gehen, um zu huren; und daß die Soldaten durch ihre Unsittlichkeit unsere Arbeit vernichten. Daß der Sonntag der Tag der größten Unsittlichkeit in der Kolonie ist, daß man nach keiner Seite spazieren gehen könne, ohne daß man nicht über Soldaten in der unsittlichsten Lage mit Kanakenmädchen stolpere. Dies habe ich gesagt, und es ist allgemein bekannt und wahr. Ich benutze diese Gelegenheit auch, um Ihnen zu sagen, daß mir die Eingeborenen — nicht die von Tšokğš — unter vielen anderen Dingen gesagt haben: ›Ich erlaube nicht, daß meine Söhne und Töchter nach der Kolonie gehen, damit sie nicht verdorben werden. Die Kolonie ist der schmutzigste Ort von Ponape, welche Unsittlichkeit, Unreinheit und Schweinerei! Ich weiß sehr gut, wie es zugeht; aber Ihr Missionare wißt es nicht, denn Euer heiliges Amt und die Schicklichkeit hindert Euch es zu erfahren.‹

15 Hambruch: Ponape.

die Aufrechterhaltung von Bordellen, die Saufgelage<sup>①</sup>, keinen günstigen Einfluß auf die Ponapeleute ausüben; was hier öffentlich geschah, war seit vierzig Jahren jedoch auf der Insel gang und gäbe. Die Besserung, welche hier von den Kapuzinern herbei geführt werden sollte, wurde mit unzureichenden und verkehrten Mitteln versucht. Nanpei wollte diese Sachlage für seine Zwecke ausnutzen, um zur gegebenen Zeit gegen die katholischen Missionen einen Hauptschlag zu führen, der indirekt dann auch die spanische Verwaltung treffen sollte. Diese galt es zunächst in unbedingte Sicherheit zu wiegen. Als äußeres Zeichen sollte die Beendigung des Kriegszustandes zwischen Spanien und Matölenim gelten. Zu diesem Zwecke ließ er den Nanamariki von Matölenim, der den Taufnamen Pol (*Paul*) hatte, folgendes Schreiben an den Gouverneur senden: »Matölenim, den 11. November 1894. Guten Tag, Herr Gouverneur! Seit unserer Trennung bis jetzt habe ich noch an keinen Gouverneur geschrieben. Heute aber schreibe ich, um Ihnen als Vertreter des Königs von Spanien meine Achtung zu bezeigen. Ich lobe Gott für die Güte und Gerechtigkeit, mit der er das Herz des Königs von Spanien und Ihr Herz ausgezeichnet hat, das Herz seines Gouverneurs auf dieser Insel, um denen zu verzeihen, die noch nicht vollkommen das Gesetz der Zivilisation besitzen. Ich will Ihnen mitteilen, daß, wenn ich seit unserer Trennung bis jetzt nicht vor dem Gouverneur erschienen bin, es nicht aus Stolz geschah, sondern aus begründeter Furcht wegen unserer vielen Vergehen; denn ich sehe selbst ein, daß wir vom rechten Wege abgeirrt waren. Gegenwärtig bin ich krank, deshalb schicke ich einen Vertreter, den Noš mit Nanpei von Kiti, denn Nanpei ist mein Ratgeber in allen meinen Unternehmungen, seitdem ich wegen meiner Furcht im Schatten hocken muß. Ich habe nicht den Mut Ihnen zu schreiben, denn ich bin ein Sünder. Ihr Diener, der König Pol<sup>②</sup>.« Der Brief wurde von 50 Eingeborenen unter Führung Nanpei's überreicht. Nanpei erreichte in den Verhandlungen seinen Zweck. Der Gouverneur wurde völlig getäuscht. Die Matölenim-Leute waren zufrieden, daß man sie wegen ihrer Umtriebe und vieler Grausamkeiten nicht mehr zur Rechenschaft ziehen wollte, daß sie ihre Waffen nicht abzuliefern brauchten, daß man ihnen wie den besten Freunden schmeichelte, sie reichlich bewirtete, ihre Häuptlinge mit Geld beschenkte und sie in Frieden entließ. Die Spannung zwischen dem Gouverneur Pidal und den Kapuzinern, die Pidal am liebsten von der Insel verwiesen hätte, wurde von Nanpei ausgenutzt. Mit Hilfe des Gouverneurs richtete er auf Mant eine Schule und Kirche ein für Protestanten, die erst noch zu gewinnen waren. Diese »Friedenspolitik« Pidal's wurde von seinen Nachfolgern DON MICHEL VELASCO (1896) und DON JOSÉ FERNANDEZ DE CORDOBA Y CASTRILLO (1897) fortgesetzt. Nanpei, der dauernd mit der amerikanischen Mission in Fühlung blieb, ihr Vertrauensmann war, nutzte die Stimmung der

① Der squarebottle-gin wurde von den Eingeborenen kistenweise gekauft, der Inhalt in große Holzschalen entleert und mit Kokoschalen wieder heraus gelöffelt oder getrunken. Sinnlose Betrunkenheit mit Exzessen aller Art waren die Folge.

② Bericht von Nanpei geschrieben, vom Nanamariki mit einem + unterzeichnet.

spanischen Beamten, denen die Vorhaltungen ihrer Priester recht unbequem waren, weiter gegen die Kapuziner aus, die nur ihrem Missionsgedanken mit einwandfreien Mitteln lebten. Während er sich öffentlich gegen die Kapuziner wandte und ihnen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bereitete, überall ihre Interessen zu durchkreuzen suchte, galt sein Streben doch insgeheim dem Sturz der katholischen spanischen Regierung, die durch die unter Druck der Vereinigten Staaten von Nordamerika gezahlte große Geldbuße von 1894 an die protestantische Mission in den Augen der Eingeborenen unterlegen geblieben war. Das gab ein prächtiges Agitationsmaterial ab, um neue Verwicklungen herbeizuführen. Die spanische Verwaltung war kurzsichtig genug, die uneigennütigen Vorstellungen der katholischen Mission zu mißachten, die in engerer Fühlung mit den Eingeborenen, neue Zusammenstöße voraussah. Die wiederholten berechtigten Vorhaltungen der Mission über die sittlichen Zustände in der Kolonie, und den nicht stets einwandfreien Lebenswandel der Beamten und Soldaten hatte zu schweren Verstimmungen geführt, die jetzt der schlaue Nanpei für seine Zwecke zu verwenden wußte. Mit Nichtigkeiten begann es. Der katholische Adlige Šāulík en Auāk war 1896 unter Pidal des Mordes an einem Mant-Manne, seinem besten Freunde, beschuldigt worden. Beim Fischen war dieser durch einen Unfall ums Leben gekommen. Šāulík wurde freigesprochen. 1898 wurde unter Fernandez de Cordoba die Sache von neuem anhängig gemacht. Ende April erschien der Beamte Moya, ein guter Freund Nanpei's, und suchte den Pater José zu bestimmen, daß er den Šāulík überrede, nach der Kolonie zu kommen und dort ein Jahr Gefängnis abzusitzen, um den protestantischen Eingeborenen von Mant Genugtuung zu geben für den ihm unterstellten Mord. Der Pater weigerte sich, diesem Wunsche nachzukommen; Šāulík jedoch erklärte sich bereit, mit Pater José zusammen zum Gouverneur zu gehen und seine gerechte Sache selbst zu führen. De Cordoba empfing sie freundlich. Pater José dolmetschte. Der Gouverneur nahm Šāulík ins Verhör und ließ sich von ihm den ganzen Hergang erzählen. Dann ließ er ihn frei gehen. Zur großen Wut seiner Feinde von Mant und Nanpei's, der gehofft hatte, mittels dieser Machenschaften die Insel in Aufruhr zu bringen, was ihm jedoch nicht gelang. Doch wurde der Freispruch Šāulík's der Ausgangspunkt eines neuen Versuches, unter dem Deckmantel der Religion seine protestantischen und katholischen Landsleute zu verhetzen, um die spanische Partei weiter zu schwächen. Der Lehrer der protestantischen Schule William en Mant war das Werkzeug Nanpei's. In den Schulen trat dieser Eiferer auf und predigte darüber, daß jetzt die Stunde gekommen sei, in welcher die katholische Religion von Ponape verschwinden würde und daß in kurzem die Eingeborenen von Matölenim und Kiti im Verein mit ihnen (den Mant- und U-Leuten) alle Angehörigen der katholischen Stämme hinaustreiben, das tödliche Blei in die Kolonie tragen und mit allem Spanischen aufräumen würden. Auch versuchte es Nanpei, wie auf Mant und in U, auf der zu Not gehörenden Insel Param eine protestantische Schule zu errichten, um so revolutionäre Herde näher an die Kolonie

heranzurücken. Dieser Versuch schlug fehl. Mitte März 1898 hatten sich die Dinge so zugespitzt, daß die Leute von Mant und Matölenim sich auf Takaiu versammelten, um Auäk anzugreifen und vor allem die katholische Missionsstation zu zerstören. Am 18. März erschienen die Manter und Matölenimer mit ihrer Flotte vor Auäk; die Leute von Auäk hielten sich klugerweise in der Defensive; um nicht das Odium auf sich zu laden, die ersten Schüsse abgegeben, und damit die Manter und ihre Freunde herausgefordert zu haben, beantworteten sie nicht einmal die Schüsse, welche ihre Feinde auf sie feuerten. So entfernten sie sich wieder. Wenige Stunden später kam der Lap en Not mit seinen Mannschaften, um den Auäkern Hilfe zu leisten. Während im Versammlungshause die Lage beraten — wohl an die 200 Männer mochten daran teilnehmen — und eine Beschwerde beim Gouverneur erwogen wurde, erschien die Mant- und Matolenim-Flotte wieder und stellte sich Auäk gegenüber in Schlachtordnung auf. Die jüngeren Leute von Auäk drängten mit allem Eifer darauf, sich sogleich gegen den Feind zu wenden. Der Einfluß des Paters verhinderte zunächst noch die Feindseligkeiten. Als gegen Abend einige Not-Kanus heimkehren wollten, und dabei von den Mantern und Matolenimern mit Gewehrsalven überschüttet wurden, ließen sich auch die Auäker nicht mehr halten. Es kam zu einem dreistündigen Seegefecht, in dessen Verlauf die Manter sich nach U zurückzogen. Die Auäker vertrieben sie auch dort und zerstörten dabei die dortigen Siedlungen. Der Kreuzer »Quiros« sollte die Ordnung wiederherstellen. Der Gouverneur erschien in Auäk und sandte an die Manter ein Schreiben, daß die Rädelsführer sich an Bord des »Quiros« einfinden sollten, andernfalls würden die beiden Mant-Inseln beschossen werden. Es blieb bei den Worten. Zur festgesetzten Stunde erschien niemand. Man ließ die Matolenimer sich mit den Mantern ruhig angesichts der »Quiros« vereinigen, beschränkte sich darauf zwei blinde Schüsse abzugeben und nunmehr Nanpei, dessen Anwesenheit unter den Mantern inzwischen bekannt geworden war, aufzufordern, zur Rechtfertigung mit den bereits aufgeforderten Rädelsführern an Bord zu kommen. Da die Matolenimer abzogen, hielt Nanpei es für geratener, der Aufforderung des Gouverneurs nachzukommen, dessen wankelmütigen Charakter er genügsam kannte. Am Tage darauf fand in der Kolonie eine Untersuchung statt, deren Ergebnisse alle überraschte. Nanpei und die Rädelsführer gingen völlig frei und straflos aus. Nanpei hatte gestanden, den Putsch gegen Auäk angestiftet zu haben; er hatte nunmehr aber das förmliche Versprechen abgegeben, niemehr derartiges sich zu Schulden kommen zu lassen. Daß wenige Tage später ein Dampfer, ohne seine Flagge zu zeigen, vor Kiti erschienen war und Nanpei über den bevorstehenden Abbruch der Beziehungen zwischen Spanien und Nordamerika unterrichtet hatte, blieb dem Gouverneur zunächst verborgen. Daß der zweite Putsch gegen Auäk am 19. April unternommen wurde, dem Tage, wo die diplomatischen Beziehungen abgebrochen wurden, mag ein Zufall gewesen sein. Die Handlungsweise des spanischen Gouverneurs war von den Eingeborenen als Schwäche, Einfältigkeit und Leichtgläubigkeit angesehen.

Es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, wenn nach wenigen Wochen die Unruhen wieder begannen. Nanpei hatte trotz seines Versprechens die Mant-Leute, dann die von Matolenim und Kiti wieder gegen Äuäk aufgewiegelt. Die Mitteilungen aus Amerika hatten ihm neuen Mut gemacht, sein Endziel zu erreichen: Ponape von den Spaniern und Katholiken zu befreien und den Puritanern in die Hände zu spielen, welche diesen Getreuen als Sachwalter ihrer Interessen einsetzen würden. Am 16. April erschienen die Flotten von U, Kiti und Matolenim mit 900 Mann vor Äuäk, das etwa 60 Mann in Bereitschaft hatte. Boten wurden nach Tšökeš und Nöt gesandt; zugleich auch die Kolonie benachrichtigt. Die Lage war kritisch. Sie wurde durch die Ankunft der Tšökeš-Leute und der »Quiros« am nächsten Tage erleichtert. Der Gouverneur, der alles ruhig vorfand, glaubte nicht an die ernste Lage, zumal Abgesandte von Matolenim ihm erklärten, daß ihre Leute und die von Kiti bereits abgezogen, sie selbst unterwegs seien, um die Oberhäuptlinge von Nöt und Tšökeš zu bewegen, deshalb nicht einzugreifen und Frieden zu halten. Tatsächlich hatten die Manter und Matolenimer in der Nähe von Äuäk einen Hinterhalt bezogen, mit 300 Mann, zu dem noch die Kitileute unter Nanpei stoßen sollten. Als dies bekannt wurde, begann auch de Cordoba nicht mehr an dem Ernste der Dinge zu zweifeln. Er ersuchte seinerseits jetzt Tšökeš und Nöt darum, den Leuten von Äuäk Hilfe zu leisten und bereitete auf den 19. April 10 Uhr morgens den Angriff auf die Aufständischen vor. Nöt und Tšökeš sandten ihre Mannschaften, so daß Äuäk um 500 Mann verstärkt wurde. Da Nanpei und William en Mant der Aufforderung des Gouverneurs sich an Bord der »Quiros« einzufinden, nicht befolgten, eröffnete der Kreuzer um 10 Uhr das Feuer auf die Aufständischen. Zugleich stürmten die Äuäkleute gegen die Verschanzungen ihrer Feinde vor. Nach einem heftigen Feuer flohen die Aufständischen trotz geringer Verluste. In Šelatäk in U versuchte Nanpei, der sich am Kampfe nicht beteiligt hatte, sie von neuem gegen die Äuäker zu führen; ohne Erfolg; jeder suchte seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Am 20. April wurde Äuäk befestigt. Mit Hilfe der Quiros-Mannschaften wurde eine große Mauer aufgeführt, die Äuäk gegen einen erneuten Angriff schützen sollte. Nöt und Tšökeš kehrten heim, nur 20 Tšökeš-Leute blieben zur Verstärkung zurück. Einen Erfolg hatten die Aufständischen nur in Kiti zu verzeichnen, wo es Nanpei durch prahlerische Reden gelungen war, den ganzen Staat, dazu Uöna zu einem Heerbann gegen Äuäk aufzubieten. Die Missionsstation Aleniañ wurde von Grund aus zerstört und geplündert und die Katholiken zum Abzug nach der Kolonie gezwungen. Die Unruhe auf Ponape hielt weiter an; die Nachrichten über den Aufstand auf den Philippinen, dann über einen bevorstehenden Krieg Nordamerikas gegen Spanien stärkte den Mut der Nanpei-Anhänger wieder, sodaß de Cordoba den Kreuzer »Villalobos« von Yap nach Ponape beordern ließ. De Cordoba sandte den Kreuzer nach Kiti und ließ, um die Ruhe herzustellen, Nanpei verhaften. Etliche Adlige und Parteigänger wurden gleichfalls verhaftet, als sie gegen die Festsetzung Nanpei's protestierten.



Sie wurden sämtlich nach der Kolonie geschafft, doch wieder freigelassen. Nur Nanpei sollte vor ein besonderes Gericht gestellt werden, da alle Eingeborenen ihn als den alleinigen Urheber der letzten Unruhen bezeichneten. Die Spanier ergebene Oberhäuptlinge und Adligen unterzeichneten eine Erklärung, worin sie Nanpei als den einzigen Unheilstifter von Ponape benannten, eine strenge Bestrafung, zum mindesten seine Verbannung verlangten. De Cordoba schien diesmal wirklich gewillt gegen den Rebellenführer vorzugehen. Doch geriet dies Vorhaben in's Stocken, als von Jaluit der Dampfer ›Merkur‹ mit der Nachricht von der Vernichtung der spanischen Flotte in der Bucht von Cavite in den Philippinen eintraf. Der Gouverneur mußte nun damit rechnen, daß amerikanische Schiffe nach den Kriegsschiffen in den Karolinen suchen würden. Er zog daher die ›Quiros‹ und ›Villalobos‹ von ihren Stationen vor Auäk bzw. Matolenim zurück und versteckte sie im Tau en Žokelä, wo sie von See aus unsichtbar blieben. Für die Aufständischen war dies die Gelegenheit ihre Pläne wieder aufzunehmen. Auäk wurde von neuem belästigt und täglich beschossen. Ein Detachement von 25 spanischen Soldaten wurde zum Schutz der Mission befohlen, das auch die Aufständischen in Schach hielt, gleichzeitig aber zu einer derartigen Belästigung der weiblichen Eingeborenen in Auäk wurde, daß die Mission gegen diese Aufführung Einspruch beim Gouverneur erheben mußte. Neue schwere Zerwürfnisse zwischen Regierung und katholischer Mission waren die Folge, die den Rebellen nur Vorschub leistete. Daß sie keine größeren Erfolge verzeichnen konnten, lag daran, daß ihr Haupt und Führer Nanpei im Fort der Kolonie festgesetzt war. Ende Januar 1899 war die Spannung aufs höchste gestiegen. In den Tagen waren etliche Walfänger in den Häfen von Matolenim und Kiti eingelaufen, welche die Aufständischen mit reichlicher Munition versahen. Während andererseits diese den der Regierung ergebenen Eingeborenen auszugehen drohte. Es stand schlecht um Auäk, als am 8. Februar die ›Villalobos‹ nach Auäk beordert wurde. Mit ihrem Erscheinen stellten die Aufständischen die Feindseligkeiten ein. ›Friedensverhandlungen‹ wurden eingeleitet, welche damit endeten, daß Nanpei aus dem Gefängnis entlassen wurde und zum soundsovielten Male versprach, keine Handlungen gegen die Spanier unternehmen zu wollen. Die spanische Zeit war ihrem Ende nahe. Am 31. Mai erschien der spanische Dampfer ›Espana‹ unter amerikanischer Flagge in Ponape. Er brachte den interimistischen Gouverneur Don Ricardo de Castro, der de Cordoba ablösen und die Geschäfte führen sollte, bis von Deutschland die von Spanien käuflich erworbenen Karolinen übernommen wurden.

Wie die Eingeborenen zu den Spaniern standen, was von beiden Seiten versäumt wurde, lassen recht deutlich die elf Aufsätze der Frau Amerina erkennen, die im Folgenden hier wiedergegeben sind.

### Flaggenheißung. Einzug der Spanier in die Kolonie. Erste Streitigkeiten.

Bei Beginn ihrer Ankunft in Ponape erschien zuerst<sup>Q</sup> ein Schiff, namens Manila. Es hißte die spanische Flagge anstelle der deutschen in allen Staaten von Ponape.

Als es zum zweiten Mal<sup>Q</sup> kam, brachte es den Statthalter, 50 Soldaten, 3 Patres und 3 Fratres. Nach ihrer Ankunft begab sich der Statthalter zum Lap en Not und erkundigte sich nach einem Platze, wo er wohnen konnte, und setzte fest, daß der Arbeitslohn für einen Monat 30 Dollar betragen sollte. Lap en Not überließ ihm die Kolonie. Sie begaben sich nach der Kolonie, errichteten etliche Zelte, in denen sie wohnten; dann begannen sie mit dem Roden und bauten ordentliche Häuser. Als sie in der Kolonie sich niederließen, blieben bei ihnen drei Männer, diese drei Männer hießen: Kristian (*Barbus*), Macario, Manuel (*Torres*)<sup>Q</sup>. Sie gaben dem Statthalter den Rat, den Nanamariki von ganz Ponape zu befehlen, etliche von ihren Untertanen zu stellen, damit sie bei der Arbeit erschienen. Es versammelten sich nahezu alle Männer und Nanamariki in der Kolonie. Da befahl der Statthalter allen Nanamariki etliche ihrer Leute zu stellen, damit sie in der Kolonie arbeiteten. Und die Nanamariki überließen es den Unterhäuptionen, etliche Leute, die zur Arbeit kamen, zu beaufsichtigen. So kamen Leute aus allen Stämmen in der Kolonie zusammen, um dort zu arbeiten.

*Nin täpîn araul kotôn Pōn'pēi šōp' 'pot, me puārotō māš, me atanki Manilla. I me koto apiata kiš in likāu en sip'āniš utliankiti kiš in likāu en žermēn ni uēi en Pōn'pēi karūš.*

*Kariau en ā puāroto, ā uāto Kōpēna o šāu ēn pēi 50 o pātre 3 o fātre 3. Ari ni araul puāroto Kōpēna āp' kolān ren Lāp ēn Nōt kalēlapāk re uāša, me ā pān kōušōn ya, ō ināukila puāin en tatāuk nin tšounēpūn ēu mōni 30 tōlār. Ari Lāp ēn Nōt āp' muēit ōn Kolōnia. Iraul ari kotoñ Kolōnia kāuāta im likāu 'kēi, ir ari kōušōn lōle; re āp' tāpiata tatāuk muātš ō kauāta inēnēn im. Ari ni ānšōu re kōušōnēf Kolōnia ōl 3 kotōn reraul kōušōnla reraul; iēt ata en ōl šilimenētš: Krīstiān, Kāriu, Manuēl. Ari iraul āp' panāuēiki Kōpēna en ilāki ōn nanamāriki en Pōn'pēi karūš en uātō nēiraul aramāš akān, puē ren kotōn iān tatāuk. Ari karūzia mēn Pōn'pēi ktn pōkōnpēne ān Kolōnia o nanamāriki kān. Ari Kōpēna āp' māšāni ōn nanamāriki kān ren kito nāir aramāš akān, pue ren iān tatāuk Kolōnia. Ari nanamāriki kān ktn muēit ōn šāumāš tiktetik kān ēn kāunta aramāš akān ren kotōn iān tatāuk. Ari aramāš en uēi karūš ktn pokōnpēne ān Kolōnia tatāuk ya. Ari uik ēn Kōpēna ktn puāin ār tatāuk. Ari Krīstiān āpe tšōta ktn gašale iān šāumāš akān ō aramāš akān. Ari tatāuk karūš, me mēn Pōn'pēi kān kty iān uia*

<sup>Q</sup>27. 7. 1886.

<sup>Q</sup>14. 3. 1887.

<sup>Q</sup>Der Spanier Manuel Torres war 1833 als Schiffbrüchiger nach Kusae gekommen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst hatten die amerikanischen Missionare ihn mit nach Ponape gebracht. Als ihm die Eröffnung eines Branntweinladens in Oa von der Mission verboten wurde, wurde aus ihm ein erbitterter Gegner der Mission und später Parteigänger der Spanier.

Nach einer Woche ließ der Statthalter ihnen den Lohn auszahlen. Doch Christian war den Unterhäuptionen und Arbeitern nicht freundlich gesinnt. Und die Ponapeleute, die in der Kolonie arbeiteten, erhielten nichts, denn Kristian, Macario und Manuel gönnten ihnen für ihre Arbeit nicht den geringsten Lohn. Später befahl der Statthalter den Nanamariki, alle Gewehre in Ponape bei ihm abzuliefern. Da sammelten die Nanamariki alle Gewehre ein und brachten sie zum Statthalter in die Kolonie. Und alle Nanamariki, Unterhäuptionen und Leute blieben in der Kolonie, um dort zu arbeiten. Etliche begaben sich auch nach Kiti, Sumpfpalmenblätter zu holen, um die Häuser zu decken; andere arbeiteten nur in der Kolonie. So arbeiteten sie einen Monat lang bis sie fertig waren. Und der Statthalter bezahlte dem Uašai den Nöt selbst 9 Dollar, als das Macario erfuhr, wurde er böse, und befahl dem Uašai den Weg zu roden und zu bauen, der vom Krankenhaus zum Gebäude des Statthalters führt. Der Uašai beaufsichtigte nun seine Leute bei dieser Arbeit. Als sie arbeiteten erhielten sie dafür keinen Lohn, denn Kristian, Macario und Manuel waren die Aufseher bei ihrer Arbeit. Sie nahmen den Lohn in Empfang und unterschlugen ihn und waren nicht nett mit ihnen. Da begab sich ein Mann zum Statthalter, namens D. Diego Baena;<sup>9</sup> er sagte zum Statthalter: »Wenn ich fortgehe, achten sie auf die Ponapeleute, denn ich glaube, daß sie, wenn ich fortgegangen bin, Sie töten werden, weil Sie ihnen so schwere Arbeit gaben.« Doch der Statthalter glaubte dem Manne

<sup>9</sup> Infanterieleutnant.

*Kolónia, ā re āp' tšota kāk tiār mekotš, puē Krīstiān, Kāriū ō Manuēl tšota gašalē ōn irāil akšš puāin ēn arāil tatāuk. Ari mūr ēn mētš Kōpēna pil ilāki ān nanamāriki kån ren pil uāpēne kāsik en Pōn'p'ēi karūš. Ari nanamāriki kån āp' kipēne kāsik kån karūš uātōn ren Kōpēna Kolónia. Ari nanamāriki kån purapšān, ā šāumāš akān ō aramāš akān re kīn kōukōušōn Kolónia iān uia tatāuk. Akoī pil kīn kōla Kiti āle pān parām, mēn uia im; ā akoī kīn iān uia tatāuk tšē Kolónia. Ari ir uia tatāuk ō lēl ēn tšōnepūn ā nekēla. Ā Kōpēna āp' pēin gatšikīān Uašai ēn Nōt mōni tuān; ari Kāriū āp' tiārata, makaṛ kita, kiān Uašai ēn iān muātsi o uia āl, mē kōšān Tivision ō lēl likīn im ēn Kōpēna. Ari Uašai āp' kāunta nā kån iān irāil tatāuk. Ari ir uia tatāuk, tšota kāk āle puāin en ar tatāuk, puē Krīstiān ō Kāriū ō Manuēl, me kāun irāil ni arāil tatāuk. Ari re kīn ale tšē puāin ēn me tatāuk kån akila, tšota gašalē ōn irāil. Ari ōl amēn me iān Kōpēna kolōnoto, ata ēn ōl o Tiēgo Paīna. Āp' inta ōn Kōpēna: »Ma i koiēila ā komāil kanāi ōn mēn Pōn'p'ēi, puē i lēmelēme, me i pān koiēila, ā re pān kamāikomāila, puē komāil me šakōneirāil.« Ari kōpēna tšota kamelēle ōl o. Ari ōl o āp' iān šōp' pōt purālān Manīla, ā Kōpēna āp' pil ilāki ōn nanamāriki kån ren pil uāpēne aramāš lūakān. Ari Lāp' en Nōt ō Uašai ēn Tšōkās tšota iān katito, puēki šāumāš akān o aramāš iān tatāuk kån, re kopšāneṛ, šolār iān tatāuk, puēki ōl šili mēnētš, me kapuēipuei irāil melēl. Ari ni āušōu, me Kōpēna ilāki ōn nanamāriki*

nicht. Und der Mann begab sich zu Schiff nach Manila, und der Statthalter befahl den Nanamariki, auch den Rest der Leute zusammenzuholen. Doch Lap en Not und Uāšai en Tšökäš erschienen nicht, denn etliche Unterhüptlinge und Arbeiter waren nach Hause gegangen und wollten nicht mehr arbeiten; weil die drei genannten Männer sie an der Nase herumführten. Als der Statthalter den Nanamariki den Befehl gab, kamen der Nanamariki von Kiti und der Nanamariki von Matolenim zum Statthalter nach der Kolonie, denn Kristian, Macario und Manuel hatten den Statthalter benachrichtigt, daß etliche Aufseher sie bekämpfen wollten. Da rüsteten sich die Weißen und die Ponapeleute taten das Gleiche in der Kolonie. Sie hörten auch von Macario, daß ein Aufstand ausbrechen würde. Da benachrichtigten sie die Nanamariki. Die Nanamariki von Kiti und Matolenim verließen darauf in der Nacht die Kolonie. Und am folgenden Morgen holten sich Macario, Kristian und Manuel die Soldaten zusammen und begaben sich nach Jokasch. Hier brach der Aufstand von Ponape aus.

*kän, Nanamáríki en Kiti o Nanamáríki en Matolenim, me katitōn ren Kōpēna Kolónia tuōn en Krístiān o Kāriū o Manuēl arāil kārekiē Kōpēna, mē šaumāš akān pān péi ōn irāil. Ari mēn uāi kān āp' kēn onōpata ā mēn Pōn'péi iān uia tataūk ātša Kolónia. Re āp' rōn ren Kāriū āpe, mē māuēn pān uiaui. Ari re āp' kāreki nanamáríki kān Ari Nanamáríki en Kiti o Nanamáríki en Matolenim āp' puralāsān Kolónia nipūn o. Ā puēiti mānta ā Kāriū, Krístiān, Manuēl kipēne šāu en péi kān katilān Tšökäš. Ari iēi uāša tapita māuēn ni Pōn'péi.*

### Gefecht in Jokasch, Ermordung des Statthalters.

Als sie sich nach Jokasch begaben, fuhren sie in zwei Booten und ankerten vor dem Versammlungshaus in Tanepei; hier hielten sich der Lap en Not und der Uāšai en Tšökäš mit ihrer gesamten Gefolgschaft auf. Sie gingen den Strand hinauf; eine Abteilung<sup>o</sup> ging auf die Galerie, eine andere in den Hof des Versammlungshauses; Manüel stellte sich vor

*Ari nēn tōkōn ar kolōn Tšökäš o bōt riāu, me rē tāke re āb' šéila péitōn likēn nāš ēu mi Tānepéi; iēi uāša Lāp' en Nōt o Uāšái en Tšökäš gātsigāt ya o tšāp'uilm ara aramāš akān. Ari ir péiti karatā; ēu kārāš o mi lēmpāntām; a ēu mi nān šāu'n nāš o; ā Manuēl āp' pētōlōn kōla ūta pōn Uāšái en Tšökäš i Lāp' en Nōt kalelapāk re ira, ma*

<sup>o</sup> etwa 30 Soldaten.

dem Uašai en Tšökäš und Lap en Not hin und fragte sie, ob sie nicht nach der Kolonie kommen wollten; sie antworteten nein. Da begab sich Manüel zum Führer der Abteilungen und sagte, daß beide nicht nach der Kolonie kommen wollten. Die Männer welche die Abteilungen führten hießen Kalepario und Martinez; zu diesem Mann ging Mantel; sie besprachen sich; und beide befahlen den Abteilungen anzulegen. Da erschrecken die Ponapeleute, sie standen auf, nahmen Steine und bewarfen sie. Da feuerten die Fremden auf die Menge. Und sie kämpften. Und die Ponapeleute töteten sie alle; die Ponapeleute nahmen ihnen ihre Gewehre weg, gingen los und wollten nun den Statthalter mit den übrigen Leuten bekämpfen. Bei diesen Kämpfen in Jokasch fiel von den Ponapeleuten ein Mann; und als der Kampf in Jokasch beendet war, erhoben sich die Ponapeleute und zogen zur Kolonie; sie kämpften vom Abend bis zum Sonntag früh. Und die Katholiken begaben sich auf ein Kriegsschiff, das im Kanal lag. In dunkler Nacht begab sich der Statthalter mit seinen Leuten an den Strand. Doch die Ponapeleute bekämpften sie; sie kämpften, bis der Statthalter mit seinem Gefolge tot waren. Ein Mann entkam von ihnen und schwamm außerhalb Takatik's bis zum Schiff; sie zogen ihn dann ins Schiff hinein. Da feuerte das Kriegsschiff in der Einfahrt nicht mehr, weil der Statthalter mit seinen Leuten tot war; doch fand ein Kampf noch am Sonntag statt. Da feuerte das Schiff mit den großen Geschützen und tötete einen Ponapemann. Und zwei von den Ponapeleuten fielen also; einer durch eine Ge-

*ira tšota pān kotōn Kolōnia; a ira mašāni, me šōr. Ari Manuēl āp' purāla ūnta ūn šaumās ēn karīš 'ko, mē ira tšota pān katitōn Kolōnia. Ari iēt ata ēn ōl, me kāun karīš ko, amēn Kalepārio ā amēn Martinēs; iēi ōl mē Manuēl kōla; irāil lokolokāia; o ari ira ruēšia karīš ko. Ari mēn Pōn'pēi 'ko āp' ripukita, ūta, āle takāi katekīn ir. Ari mēn uai ko āp' kašikiata pōkōn o. Ari ir māuēnta. Ari mēn Pōn'pēi ko āp'. kameirāila o ari; ā mēn Pōn'pēi ko āp' āle nēirāil kāsīk 'ko, koto, ūt māutniki Kōpēna o nā aramās lū akān. Ari ni māutn ēn Tšökäš o aramās amēn, me lelepēila ren mēn Pōn'pēi ko; ā ni āušou e nekieř māutn ēn Tšökäš o, mēn Pōn'pēi ko ūta koto, mōnti ōn Kolōnia: ir māuiduēnpēne ni pūn ntn rān lāu lēl rān šarāui. Ā katilik 'ko āp' uišīklān ni šōp' 'pōt pēipēi nān kāpetāu o. Ā pūnpēne ā Kōpēna o iān akān āp' kotilān ni ořōr. Ari mēn Pōn'pēi kān āp' māutniān irāil. Ari ir māuiduēnpēne o Kōpēna iān ako lāu nēketi. Ōl amēn me pitišān irāil āp' papalān likn Takatik likueř iān ni šōp' o; re āp' koto itōlān ni šōp' o. Ari šōp' o pēipēi nān kāpetāu šolār kāsīk, puē Kōpēna iān ako nēketia; puē iēt pīl eu māutn uidui rān ēn šarāui. Ari šōp' o āp' kilōn kāsīk lāpalāp āp' kamēla amēn mēn Pōn'pēi ko. Ari me riamēn me lelepēila; ren mēn Pōn'pēi ko; amēn me kila kāsīk tīketik, ā amēn me kila kāsīk lāpalāp; ā akoī šōn. Ari nēkela māutn uētš, puē Kōpēna o iān a mi Kolōnia 'ko nēketieř. Ari iēi uēi ēn Tšökäš, mē tapiata māutn iōn mēn zipānīs, puēki aramās šilimenētš me kauēla nānpūn arāil Krīstian, Manuēl o Kāriu.*

wehrkugel,<sup>①</sup> der andere durch eine Granate; und etliche wurden verwundet. So fand dieser Kampf ein Ende, denn der Statthalter und die Leute in der Kolonie waren getötet. Und im Staate Jokasch begann der Krieg mit den Spaniern, weil jene drei Leute Kristian, Manuel und Kariu Zwietracht gestiftet hatten.

### Friede, Bestrafung der Mörder.

Als hiernach ein Schiff ankam, fand es, daß der Statthalter samt allen Leuten getötet war. Sie stellten Nachforschungen an, weshalb der Statthalter und seine Leute getötet waren. Sie holten viele Soldaten herbei und einen neuen Statthalter. Als einige Schiffe sie brachten, fand ein großer Rat beim Lap en Not und Uašai en Tšökäš statt. Der Statthalter, Uašai en Tšokaš und Lap en Not berieten sich miteinander mit Erfolg. Zwei Leute wurden gefangen und nach Manila verschickt, denn die beiden hatten den Statthalter erschlagen. Da benachrichtigte der Statthalter den Uašai en Tšokaš und Lap en Not, daß keine Schuld mehr bestände, weil die Leute sich vertragen wollten. Und einige Schiffe setzten darauf den Statthalter und sehr viele Soldaten ab. Sie ließen sich in der Kolonie nieder, arbeiteten und bauten einige Häuser, und die Patres hielten Kirche und Schule, denn nun gab es keine Rachedgedanken mehr, denn die Ponape-Leute befreundeten sich mit den Fremden, und diese schätzten wiederum die Ponapeleute, denn sie halfen allen Leuten, beschenkten sie und be-

*Ari mürtn mētš šöp'pöt, me puároto, tiárata, mē Kōpēna o iān ako melār karūš. Āp' purala kāireki ir, me kopena iān ako melār. Ari re āp' kipēne tšāu ēn pēi tōtō o pīl amēn Kōpēna. Ari šöp' 'kēi āp' uāto uiāta kopūn läpalāp ren Lāp ēn Nōt i Uašai en Tšökäš. Ari Kōpēna o Uašai ēn Tšökäš o Lāp' ēn Nōt re āp' kōpukōpūn o ari. Aramāš riamēn āp' šaleti uišik'la Manīla, puē tēna ira, me kamela Kōpēna. Ari Kōpēna āp' ināuki ān Uašai ēn Tšökäš i Lāp' ēn Nōt, mē šolar šuēt mia, puē aramāš ako kamāuniāla. Ari šöp' ako āp' puilikiti Kōpēna o tšāu ēn pēi tōtō melēl. Ari ir mōnti Kolōnia uia tatauk o kāunāta im akān, o pātre akān kēn kapuāiata šarāni o skūl, puē šolar inšēnsuet mia, puē mēn Pōn'pēi kēn kēn pureān pōkeōn irāil o mēn uāi kēn kēn pōkeōn melēl mēn Pōn'pēi, puē re kēn apuāli aramāš karūš, kšakš arāil o puān māu ōn irāil ni arāil natikila mekōtš rerāil o mēn sipānš mēn Pōn'pēi kēn tōntōlpēne nān Kolōnia; amēn tšōta kēn šuētki amēn.*

① Nāntōn en Palikir.

② Lap en Parām.

zahlten gut, wenn sie etwas bei ihnen kauften, und Spanier und Ponapeleute lebten einträchtig zusammen in der Kolonie; einer tat dem andern kein Leid.

### Wegebau von der Kolonie nach Kiti, Bau der katholischen Kirche in Uona.

Zu der Zeit, als Frieden und Ordnung in den Stämmen Not und Tšokaš herrschten, befahl der Statthalter einigen Leuten, einen Weg zu roden, der von der Kolonie nach Kiti führte. Da begannen ein Leutnant, der die Manilaleute befehligte, und auch etliche Spanier den Weg zu bauen, der von der Kolonie nach Kiti führte. Wenn sie nun bei ihrem Bau an die verschiedenen Plätze gelangten, dann unterstützten sie die Gauhäuptlinge, sie wiesen ihnen Plätze zum Aufenthalt an und beschenkten sie; und andererseits schätzten der Leutnant und seine Leute sie ebenfalls. Sie halfen den Gauhäuptlingen, und die Soldaten befreundeten sich mit den Leuten. Sie hatten einander gern, denn die Soldaten beschenkten die Leute, und diese machten es andererseits ebenso. Sie überließen dem Leutnant und seinen Leuten alles, was sie haben wollten. Und in der Zeit, als sie an dem Wege von der Kolonie nach Kiti bauten, fand kein Zwischenfall statt, denn sie waren zu den Ponapeleuten sehr freundlich, und die Ponapeleute machten es ebenso, sie halfen ihnen tüchtig, während sie den Weg nach Kiti bauten; sie durchstreiften alle Gaue im Stamme Kiti bis hin zum Nanpei en Kiti. Hier war der Platz, worauf sie sich sehr freuten, denn Nanpei half ihnen tüchtig und überließ ihnen Plätze zum Aufenthalt. Dann machten sie von Nanpei fort, um den Weg

*Ari ni ānšou, me ʔnšenamāu milār ni uēi ʔn Nōt o Tšōkāš Kōpēna āp' mašāni ʔn iān akān ren mātiata a pōt āl ʔn kōšan Kolōnia ləl Kiti. Ari teniēnte amēn, me kāunta mēn Manīla kēi o pīl mēn sipānš iān ir muātši āl o kōšan Kolōnia ləl Kiti. Ari ni ār muātšimuātš kokouēi lāu ləl nīn tšāb akān šāumās akān kīn apuāli irāil, kiān irāil uāša ren puēiti ya ʔ kīšakiš irāil; ʔ pīl pōke ʔn irāil o pīl tuētša tēniēntē iān akan. Re pīl kīn apuāli šāumās akān, ʔ tšāu ʔn pēi kān kīn pōke ʔn aramās akān. Re kīn pōkepōkepēne nānpūn arāil, puē šāu ʔn pēi kān kīn kīšakiša aramās akān o aramās akān pīl tuētša. Re kīn muēit ʔn teniēnte iān akān me karūš, me re kīn māuki. Ari ni ānšōn re muātšišān Kolōnia ləl Kiti tšōta ʔnšēnuēt ʔu, re tiār, pueki katek ʔn mēn Pōn' pēi meləl ʔ mēn Pōn' pēi kīn tapūk ʔn irāil apuāli irāil meləl, puē ni ānšōn re muātšimuātš o ləl Kiti, re kīn papān kōutšāp' ʔn uēi ʔn Kiti o ləl ren Nānpēi ʔn Kiti. Ari iēi uāša, me re kīn perēnta meləl ya, pueki Nānpe'i, me kīn apuāli irāil meləl ʔ muēit ʔn irāil uāša ren puēiti ya. Ari ir pīl muašēlata šān ren Nānpēi muātšimuātš āl o koko uēi ni kōutšāp' akāu ləl Uōna.*

zu roden, der durch den Gau bis nach Uona führt.

Es fand sich keine Gelegenheit, irgendwelches Übelwollen bei den Hauptleuten oder Aufsehern und auch den Arbeitern an den Tag zu legen, denn sie waren zu allen Leuten wirklich sehr freundlich; und die Kitileute schätzten auch alle Fremden. Sie halfen ihnen bei der Wegebauarbeit nach Uona. Der Nanamariki von Kiti trat hervor ihnen tüchtig zu helfen; der Nanamariki von Kiti überließ ihnen ein großes und schönes Haus. So fühlten sich der Leutnant und seine Leute recht behaglich im Lande Kiti, weil der Nanamariki und sein Anhang sich ihrer gehörig annahmen; und zu der Zeit, wo sich der Leutnant in Kiti befand, ließ sich ein Pater beim Nanamariki von Kiti in Uona nieder. Der Nanamariki gab einen Platz her, um dort das Haus des Paters Augustin zu errichten. So bauten sie ein kleines Häuschen auf einem kleinen Platze namens Pān tšāp; auch überließ er einen dem Leutnant und dessen Leuten, ihn zu roden. So rodeten einige, andere fällten Bäume bis die Rodearbeit getan war; und der Nanamariki erlaubte ihnen, ein Haus zu bauen auf dem kleinen Platze Pōn āññ tšāp. Sie bauten ein recht geräumiges Haus und umgaben es mit einem Zaun und zogen einen Graben um den Platz, wo sich das Haus befand. Dort pflegten sämtliche Soldaten zu bleiben; und die Wohnung des Paters Augustin befand sich nahe der Behausung des Nanamariki von Kiti. So führten die Fremden ihre Rodearbeit zu Ende und machten sich dann daran, das Haus des Paters zu errichten. Zur Zeit, als die Spanier nach Aleniañ kamen, machte der

*Ari tšota kāk ren tiār inšensuēt ren šaumās laūt kən o kəun en koutšāp' akān o pīl aramās akān, puē irāil me kīn kātek ōn melēl aramās karūs; o aramās en uēi ēn Kīti karūs pīl kīn pōke ōn mēn uāi kən. Re kīn apuapuāli ōn irāil ni arāil muätšimuätšī āl o lau lēl Uōna. Ari Nanamāriki ēn Kīti āp' ut apuāli irāil melēl; Nanamāriki ēn Kīti kīn muēt ōn irāil im kalāmūn o māu. Ari teniēntē iān akān kīn tiār inšenamāu melēl ni uēi ēn Kīti, pueki Nanamāriki o iān akān kīn pōke ōn irāil melēl; o ni ānšou teniente lēl Kīti amēn pātre iān ī mōnti ren Nanamāriki ēn Kīti Uōna. Ari Nanamāriki kīn muētōn uāša ren kəuuate ya im en pātre Augustin. Ari ir kəuāta kīš ēn im kīš uāša kīš, me atanki Pān tšāp'; o i pīl muēt ōn teniēntē iān akān ren muätš. Ari akōi kīn uia muātomuätš, a akōi kīn palapāl tšuka lau nek ār muätš; a Nanamāriki āp' muēt ōn ir ren kəuāta im uāša kīš atauki Pōn āññ tšāp'. Ari ir āp' kəuāta im eu im kalāmūn melēl o kēlepēne uāša o tekata uarauā a pōt, kēlepēne uāša im o mia. Ari iēi uāša šau ēn pēi karūzia kīn koušōn ya; ā tēnpās en pātre Augustin o ari karaniān tēnpās ēn Nanamāriki ēn Kīti o. Ari mēn uāi kən āp' muätšimuätš lau nek, ā re āp' pīl ut kəuāta tēnpās en pātre. Ari ni ānšou mēn sipānīs mōnti ōn Aleniāñ šarāui ēn perōtēstant o kīn puēita melēl ya. Ari katakatēo pātre āp' ut uāta ā skūl; ari šeripēin šilimēn me iān skūl o šarāui en kātīlk; a rān ēn šarāui kən akōi aramās kīn kouēi petoldōn*



Protestantismus gute Fortschritte. Nun errichtete aber der Pater eine Schule; und drei Mädchen fanden sich in der katholischen Schule ein; und am Sonntag besuchten etliche Leute den Pater in der Kirche; und einige gingen auch wieder zum protestantischen Gottesdienst zurück.

Zur Zeit, als der Pater Kirche und Schule abhielt, pflegten die Palikalau-Leute ihn gern zu unterstützen, denn der eine kam heute in die Schule, der andere morgen, andere den nächsten Tag, bis es viele waren. Und der Pater beschenkte die ganze Schule alle Monate. Etliche mochten diese Art des Paters gern und liebten ihn wirklich. Sie kamen schnell zum Pater in die Schule, freuten sich über das Benehmen der Soldaten und waren recht nett zu ihnen, denn jeder Zeit konnten die Ponapeleute die Häuser der Soldaten betreten; sie beschenkten sie mit allerlei Sachen, worüber sich die Ponapeleute freuten; und alle Tage, wenn sie in ihre Häuser kamen, gaben sie ihnen Essen. Während ihres Bleibens in Aleniañ fand keine Trübung zwischen den Ponapeleuten und den Fremden statt, denn sie liebten sich einander wie Leute desselben Landes, die Ponape wie die Manila-Leute, denn etliche kamen in die Häuser, andere aßen und besuchten sie ebenfalls, und die Ponapeleute gaben ihnen zu essen; auch bezahlten sie sie, und der Nanamariki half ihnen nach besten Kräften, gab ihnen allezeit zu essen und beschützte sie stets und gestattete den Leuten, sich dem katholischen Glauben zuzuwenden. Das ist der Grund, warum keine Zwischenfälle zwischen Ponapeleuten und den Fremden eintraten, weil der Nanamariki von Kiti wirklich sehr liebens-

*utiäl en pātre a šarāui; ā ir pil puralā pil iāñ šarāui en perotēstant akān.*

*Ari ni āušou me pātre kopuāiata šarāui o skūl mēn Palikalau, me kīn matāñ šāuāšeta, puē amēn kīn koto iāñ skūl rān uētš, a amēn lakāp, amēn pali papāñ rān karūš laū totalār. Ari pātre āp' kīn kīšakīša tōn skūl nīn tšounēpūñ karūš. Ari akoī āp' māukīta tu en pātre a kolāñ en melēl. Re āp' pītepīt iāñala en pātre a skūl, o re pil perēnkīta tu en šāu en pīi kāñ ār katek ōñ ir melēl, puē ānšou karūš mēn Pōn'pēi kāñ kīn petolōñ ōñ nāñ im eu šāu en pēikāñ; ir kīn kīšakīša kīn ir akoī kiāñ kāpuē, me mēn Pōn'pēi kīn ināñiāñ; o re pil kīn kiāñ ir kīš in mōña ni rān karūš, me re petolōñ ōñ rerāil nāñ im arāil kāñ. Ari ni arāil kōukōušōñ Aleniāñ tšota inšēnsuēt mia nānpūñ en mēn Pōn'pēi o mēn uāi kāñ, puē re kīn pōkepōkepēne ir tuētša tōn tšāp' ēiša ēu, mēn Pōn'pēi o mēn Manīla, puē akoī kīn kouēi petolōñ ōñ nāñ im, en akoī māña o petōi kouēi a pil tuētša, akoī o mēn Pōn'pēi kāñ kīn kamāña ir; a re pil kīn ūl topūk ōñ ir tuētša o Nanamariki pil kīn apuāli irāil melēl, kamāña irāil ānšou karūš; o šīnšīla irāil ānšou karūš, o pil muēit ōñ aramāš akāñ en iāñ lāmālām en kātīlīk. Ari iēi me karēta tšota ēu inšēnsuēt miāki nānpūñ en mēn Pōn'pēi o mēn uāi kāñ, puēki Nanamariki en Kiti me kalāñāñ melēl, puē a kīn muēit ōñ lāmālām oko karūš en puēita ni uēi en Uōña.*

würdig war und jeglichen Glauben im Stamme Uona zuließ.

So kam es, daß der katholische Glaube wuchs und der protestantische Glaube abnahm, bis er keinen Erfolg mehr hatte und keine Schule mehr abhielt; etliche predigten nur noch; und andere schlossen sich dem katholischen Glauben an. So verließen sie den Protestantismus und besuchten die katholische Kirche und Schule; auch gab es keine Streitereien mehr zwischen ihnen, weil der Nanamariki die Patres unterstützte. Und der Nanamariki war wirklich großherzig, denn obschon er dem Glauben nicht angehörte, gestattete er doch diesen Glauben im Staate Kiti. Noch eins. Dieser Nanamariki war wirklich gut, denn er erlaubte den Patres, was sie wollten, beim Glauben und allen Soldaten bei der Arbeit; er leistete ihnen bei allem Hilfe und schützte sie vor allem. Und so ereignete sich während der Zeit, wo sie beim Nanamariki von Kiti waren und den Weg bauten, der von Aleniañ nach Matölenim führte, nichts Schlechtes.

*Ari katakatéo lāmalām en kātīlīk kīn kokota, a lāmalām en pērotestānt kokoti lāu šolār puéita, šolār skūl kīn uīdūi; a akoī tšā knī šanšarāi, a akoī kīn iāñāla lāmalām en kātīlīk. Ari katakatéo lāmalām en pērotestānt puīlīti, ā ir karūs kīn tāuīla im šarāui en kātīlīk o skūl en kātīlīk; āp' pīl tšota karēta inšēnšūēt nānpūñ arāil, puēki Nanamāriki, mē kīn šāuešēta pātre akān. Ari Nanamāriki, me kalāñāñ melēl, puē a tšota iāñ lāmalām, āp' kīn muēit ōñ atša lāmalām en puéita ni uēi en Kiti. O iēt pīl ēu. Nanamāriki menētš me māu melēl, puē a kīn muēit ōñ inšēnēn pātre kān nū lāmalām o šāu en pēi kān nīn tatāuk, o pīl apuapuāli irāil ni me karūs o šnšīla irāil šāñ ni me karūs. Ari ni anšōu re kōušōnēr ren Nanamāriki en Kiti tšota inšēnšūēt eu me re tiār lāu lēl ōñ arāil ūt marātsi āl, me kōšāñ Aleniāñ lēl Matōlenim.*

### Ermordung des Leutnants Marcello Porras; vergeblicher Strafzug.

Ein Spanier begab sich aus der Kolonie fort; er hieß Xerento Perez; er ersetzte den Leutnant<sup>Ⓞ</sup> und ließ sich beim Nanamariki in Kiti in Aleniañ nieder. So wohnten Xerento Perez und einige Soldaten in Aleniañ; und der Leutnant und viele Soldaten rodeten den Weg, der von Aleniañ ausging über die Berge führte bis Tšapuerak, und sie kamen durch alle Gaue von Matölenim bis gen Oa. Als sie nach Oa kamen, hielten sich einige

*Ol en sipāntš mēn, me kolāšāñ Kolōnia, ata en ōl o Šerēntopērēs; i me uīlāñla teniēnte ūt mōntiōn ren Nanamāriki en Kiti Aleniāñ. Ari Šerēntopērēs o akoī šāu en pēi mōnti ōñ Aleniāñ; a teniēnte o šāu en pēi toto iāñ i re muātsi āl apōt ko šāñ Aleniāñ kōkouēi pōn nana o lēl Tšāpuerāk, a re āp' kakān kōušāp' en Matōlenim lāu lēl Oa. Ari ni anšōu re kolāñ Oa, šāu en butāk en Amērika 'kēi, me kīn kōu-*

Ⓞ Marcello Porras.

amerikanische Missionare, die sich dort befanden, um seit langem den protestantischen Glauben im Staate Matolenim zu predigen, bis zur Ankunft der Spanier in Ponape auf. Und als die Spanier bis Oa vordrangen, überließen ihnen die Ponapeleute etliche Häuser, um sich darin niederzulassen. Während sie dort waren, rodeten sie einen kleinen Platz, namens Kitietik und entfernten den Busch; sie holten auch den Pater Augustin herbei und brachten ihn nach Oa. So nahmen sie das Roden vor, und etliche schlugen Bäume, um einige Blockhäuser zu errichten; dann bauten sie die Häuser. Eines Tages benachrichtigte ein Junge einen der Soldaten, daß die Ponapeleute sie bekriegen wollten.<sup>1</sup> Doch die Fremden paßten nicht gut auf. Was sollten sie auch tun? Einige Ponapeleute<sup>2</sup> besprachen sich sie zu ermorden.

Sie versammelten sich in der Nacht und beratschlagten, wie sie am folgenden Morgen die Spanier angreifen wollten. Sie versteckten sich vor dem Hause des Leutnants bis es tagte. Der Leutnant kam da heraus und begab sich ins Haus des Paters Augustin, wo er blieb. Die beiden redeten miteinander; dann ging der Leutnant zu seinen Soldaten in ein Versammlungshaus. Der Trompeter blies zum Beginn der Arbeit; sie zerstreuten sich, einige gingen mit dem Leutnant nach Kitietik, wo sie die Häuser bauten, andere wollten in den Mangroven Holz schlagen, andere Rotang holen und andere auf Posten ziehen. Als sie sich so zur Arbeit zerstreut hatten, verabredeten sich die Ponapeleute nach dem Platze zu laufen, um ihre Gewehre

*kóšōn ya lāmalām ēn pērotastant kīn pu-  
ēita melēl ni uēi ēn Matōlenim šān māš,  
kokoto lāu lēl ēn mēn sipāntš ār kotōn  
Pōn'pēi. Ari nīn tōkōn ēn mēn sipāntš  
lēl Oa mēn Pōn'pēi kān pīl kīn muēi  
ōn irāil akōi im ren puēiti ōn lōle. Ari  
ir kōukōušōn lōle muātsimuātsi uāša kīs,  
me ataneki Kitietik o māšās; a re āp'  
pīl āle pātre Augustin uālān Oa. Ari  
ir uia muātsimuāts, a akōi pīl ūt pāle  
tšūka lāu lēl arāil kāuata akōi tšūka ēn  
im o; ari ir uiuia im o. A rān ēu putāk  
amēn āp' kāireki amēn šāu ēn pēi ko, me  
mēn Pōn'pēi pān māuīn i ōn irāil. Ari  
mēn uāi ko tšōta apudli māu. Tāme pān  
uiui? Ari mēn Pōn'pēi 'ko' āp' ināu-  
kita ren kameirāla.*

*Ari ir pōkompēne ni pūn kōpukōpūn  
tu ēn ār pān pēi i ōn mēn sipāntš ko lāu  
lēl uēn šōrān. A re āp' kōla rūki im en  
teniēnte lāu lēl uāša a rānpešān. A  
teniēnte āp' petōi kola ren pātre Au-  
gustin nān im uē kīn kōušōn ya o. Ari  
ira mamašēn; o teniēnte ari purala ren  
na šāu ēn pēi ko nān nās ēu. Ari kornēta  
tatāuk o lokaia, a ir kopešān, akōi iān  
teniēnte kolān Kitietik, uāša im o re  
uiuia ya, a akōi kolān pāle tšūka nān iāk,  
a akōi nān uēl, a akōi āle itānuēl a akōi  
šīnšīla im ako. Ari ni āušōu re kopēšānēr  
tatāuk, mēn Pōn'pēi ko āp' ināukita ren  
tšāna uāša o, puē ren āle kāštk 'ko, puē  
iēi uāša kāštk karūs mimi ya. Ari mēn*

<sup>1</sup>Auf Veranlassung der Methodisten unter Führung Nan pēi.

<sup>2</sup>Die aramāš muāl der Tip en pān méi von Tšāpalāp und Oa, unter Anführung des Kerōu en Letāu.

wegzunehmen; denn alle Gewehre standen an einer Stelle. So eilten die Ponapeleute fort, drangen ein, ergriffen die Gewehre, und die Fremden liefen und flüchteten aus dem Hause; die Ponapeleute verfolgten und erschossen sie. Als der Leutnant und seine Leute dies hörten, flüchteten sie zu den Holzfällern in die Mangroven. Dort verbargen sie sich alle, denn sie hatten keine Gewehre, um zu kämpfen, denn während sie arbeiteten, hatten die Ponapeleute ihnen die Gewehre weggenommen, um sie anzugreifen. Etliche Ponapeleute eilten in die Mangroven und fanden dort den Leutnant mit den Seinigen. Sie machten sich an die Versteckten heran, ergriffen und erschlugen sie; den Leutnant und einen Spanier konnten sie nicht finden, denn die beiden waren geflüchtet und hatten sich außerhalb der Mangroven in einem Wasserpool versteckt. Ein Kanu fuhr in den Pool hinein, und fand den Leutnant zwischen dem Hibiskusgebüsch der Mangroven liegen. Sie stürzten auf ihn los und erschlugen ihn; sein Begleiter lag ebenfalls im Hibiskusgebüsch und sah die Ermordung des Leutnants mit an. Als sie so auf die Weißen schossen, eilte Nanpéi en Kiti sich der Patres zu versichern, er brachte sie dann nach Ponlon; die noch im Busch waren und die Schüsse vernahmen, ließen sogleich ihre Arbeit im Stich und rannten fort; sie eilten zum Leutnant und ihren Gewehren, doch war das nicht mehr möglich, denn die Ponapeleute paßten ihnen auf und erschlugen sie sämtlich; die Katholiken und der Begleiter des Leutnants, der sich mit ihm an einer Stelle versteckt hatte, ferner ein Soldat, der sich in Kitietik verbarg, sind die

*Pōn'péi ko āp' tšānala petoldōn pōrōn kāsīk 'ko, ā mēn uai 'ko āp' petōi tšānāsān nān im o, a mēn Pōn'péi 'ko āp' puāki-irāila, kāsīkātiki irāil. Ari teniēnte o iān ako āp' rōnata tšānalān ren me pālapāl tšūka nān iāko. Ari iŕ karūs āp' rükela, puē tšōta kāsīk ren māuīniki, puē re uia tatāuk, a mēn Pōn'péi ko āleieŕ kāsīk 'ko māuīniki. Ari mēn Pōn'péi 'ko āp' tšānalān nān iāk o rapāki teniēnte iān ako. Ari iŕ kola re rükpēsāneŕ, re āp' rapākin iŕ kameirāila; a teniēnte o amēn sipāniš āko, me re tšōta tiār, puē ira tšānala likio rükēla impēn leak ēu. Ari uār apōt āp' sēito nān leak o, tiārata teniēnte a ōunōn nān kalāu en iāk ako. Re āp' šupidōn kamela; a ōl iān i o ōunōn nān kalāu en iāk o kilēkilān tu ēn ār kamela teniēnte. Ari ni āušōu re kāsīkātiki mēn uai ko Nānēpéi ēn Kiti āp' tšānala kolēti pātre āpe käreirāiltōn re Pōnlon; a mē mi nān uel 'ko rōnata kāsīk 'ko kāsēla arāil tatāuk, tāntōšān, re tšānatšāna teniēnte o nāiŕ kāsīk'ko, tšōta kāk oto, puē mēn Pōn'péi 'ko āu irāil tšōtā kamekameirāila lāu nekēla; a kātīlīk 'ko o ōl, mē iān teniēnte, ira rükela uāša kēs, o amēn šāu ēn péi 'ko rükela Kitietīk, irāil tšē me pitīšān tšōta iān mela. Ari ōl iān teniēnte ira uia ēu rükela o āp' ōunōn uāša o lāu lēlnipūn;*

einzigem, welche dem Tode entrannen. Der Begleiter des Leutnants machte sich ein Versteck und blieb dort liegen, bis es dunkel wurde; dann band er sich an einem Balken fest; dann schwamm er los, bis es Tag wurde, suchte sich einen Winkel zum Verstecken und machte es stets so bis er nach Kapirooi gelangte; dort kam er zum Vorschein und begab sich in den Busch bis nach Kiti. Auf dem Wege nach Kiti versteckte er sich in der Nähe der Wohnung des Paters, aber er kam nicht zum Vorschein, denn er dachte, daß die Stelle zu Matolenim gehörte. So fanden einige hinzukommende Ponapeleute ihn am Boden liegen; sie fragten ihn, woher er käme, er rührte sich jedoch nicht und weinte unaufhörlich, denn er meinte, sie wären Matolenim-Leute; da sagten sie zu ihm, er solle nicht mehr weinen, denn sie würden ihn zum Pater bringen. Und noch eins. An dem Tage, wo der Leutnant ermordet wurde, begab sich Xerento Perez von Uona fort, um die Spanier in Oa zu besuchen. Unterwegs trafen sie im Gebiete von Matolenim ein Kanu, das Xerento die Nachricht brachte, daß der Leutnant ermordet worden sei. Da gab Xerento seinen Leuten den Befehl, zu wenden, um auf das offene Meer hinauszufahren. Sie fuhren also los, aber etliche Matolenim-Leute verfolgten sie im Kanu und ermordeten sie ebenfalls. Auch einen Jungen aus Kiti, der beim Xerento war. Ein Junge blieb nur übrig während alle andern mit Xerento umkamen; einer der Brüder lief nach Roi en Šelatax; sie brachten von dort die Nachricht zur Kolonie. Und am andern Tage begab sich ein Amerikaner von Nan Tiati en Matolenim nach

*a āp' āle lēp in tšuka lēp kiān pānati o. ʒ ari pāmpāp kokóla o uāša rānpēšān ā a šupelōn ōn akōi uāša rukēla uiuia tše kokóla lāu lēl Kapirōi; a āp' karātā ūt tšān nān uēl lāu lēl Kiti. Ari ni ānšōn ā lēl Kiti o a kola rukēla karaniān tēn. pās ēn pātre āpe, ā tšōta puārata, puē a lēmeiān, me kš ēn Matōlenim uāša o. Ari mēn Pōn'pēi kēi āp' kola tiārata a ōunōn uāša o, re āp' itāk re uāša ā kōšān ya. Ā a tšōta makīt a uia šānišān tsā, puē a lēmeiān, me irāil mēn Matōlenim; ā re āp' ĩnta idn a tēš šān, puē irāil ēn karelān ren pātre āpe. Ā iēt pīl ēu. Rān me teniente āpe kamakamela o Šerēnto pēres mēn kōšān Uōna kolān momāit ren mēn sipānšš 'ko Oa. Ari ir kola tuōn uār apōt likēn Matōlenim, āp' kaireki Šerēnto, me teniente āpe kamakamelār. Ari Šerēnto āp' ĩnta en iān ako ren kila uār arāil o, puē re en šēila nān mātāu. Ari šēišēi kola, a mēn Matōlenim 'kēi tāke uār apōt puākiirāila pīl kameirāila, a putāk ēn Kiti mēn me iān Šerēnto āpe. Ari putāk o tše me lūa ir a Šerēnto iān ako mēla karūs; a amēn frāter 'ko tānōtoita Rōi ēn Šēlatax; re āp' itāntōn Kolōnia. Ari ni ran ōtše ōl en Amerika mēn kōšān Nān Tiati en*

Langer; er hieß Dick; er traf etliche Weiße, die fuhren in der Dampfpiñaß und schleppten zwei Boote; sie wollten dem Leutnant Material und Proviant bringen. Der Mann erzählte ihnen, daß die Matolenim-Leute sie erschlagen hätten. Da kehrten die Boote zur Kolonie um, um den Statthalter zu benachrichtigen, daß der Leutnant ermordet sei, ebenfalls Xerento, als er sie von Uona aus besuchen wollte; so seien sie alle getötet worden. Der Statthalter holte sich etliche Soldaten zusammen; sie fuhren in acht Booten. Und die Piñaß zog die Boote und brachte sie nach Matolenim. Sie gingen in der Einfahrt von Takearei vor Anker. Sie stiegen um in einige Boote, zwei ruderten und ein Boot blieb an der Stelle zurück. Da sah der Mann, der an dem Tage, als der Leutnant ermordet wurde, sich in Kitietik verborgen hatte, die Boote. Er kam zum Vorschein, als sie vor Anker gingen, und rannte nach den Booten; als die Ponapeleute das bemerkten, verfolgten sie ihn, um ihn zu töten. Doch vermochten sie es nicht, denn er war schneller, er lief zum Boot, stieg ein, und die Bootsmannschaft fuhr ab; sie bildeten einen Kordon von Takearei bis zur Ecke von Oa. Darauf fuhren sie nahe an's Land heran. Die Ponapeleute beschossen sie, und es kam zum Kampfe. Die Ponapeleute töteten sie, und der Rest der Boote sammelte sich bei der Piñaß, welche die Boote ins Schlepp nahm, um sie nach der Kolonie zu bringen, wo sie dem Statthalter berichteten, daß seine Mannschaften umgekommen seien. Der Statthalter entsandte darauf ein Schiff<sup>Ⓞ</sup>, das Schiff fuhr in die Einfahrt von

*Matölenim kotōn Lāner, ata en ðl o Tik; āp' tuōn mēn uāi 'kēi; āp' tāke bōt kīšiniēi o ā lūka bōt riāu; re uištk kāpue o māna en teniēnte ape. Ōl o āp' kāireki irāil, me mēn Matölenim kameirāilār. Ari bōt ako āp' purotōn Kolōnia kāireki Kōpēna, me teniēnte āpe kamakamelār o pīl Šerēnto kōšān Uōna kotōn momāt: ari ir karūs kamakamelār. Ari Kōpēna āp' kipēne šāu en pēi kēi; ir ari taketa bōt uālu. Ari bōt kīšiniēi o āp' lūketa bōt akāu uālān Matölenim. Re āp' kōla pēitiān ni kāpentāu en Takearei. Ari ir keretišān nān bōt ako, ō me tše riamēn kēn tāke, ēu bōt mimi uāša o. Ari ðl me rükēla rān teniēnte āpe kamakamela o āp' mi tše Kitietik kilān bōt ako. A pēiti; i ari ūta tšānalān ni bōt ako; ā mēn Pōn'pēi ko āp' tiārata, puāki, puē re en kamela. Ari ar tšōta kāk, puē me mārārā a tšānetša bōt ako karatān löle, a tōn bōt akāu kotōn; re irāk šān Takearei lēl imūn tšāp' en Oa. Ari ir kokolōn o karaniān nān tšāp' o. A mēn Pōn'pēi ko kāsiki irāil, ir ari māuīnta. Ari mēn Pōn'pēi 'ko āp' kameirāila; ā me lūua bōt akāu āp' kopēne nān bōt kīšiniēi o ir lūketa bōt ako purotōn Kolōnia pīl kāireki Kōpēna, me nā aramāš oko nēketiē. Ari Kōpēna āp' katarāla šōp' 'pōt;*

<sup>Ⓞ</sup>Manila.

Aloka p ein und strandete; sie versuchten es abzubringen; aber es konnte sich nicht von der Stelle bewegen; ein Amerikaner namens Poker kam von Tien herbei und unterwies die Schiffsmannschaft: sie sollten alle Sachen vom Vorderschiff nach hinten bringen, damit es von der Stelle loskäme. Und sie taten, wie der Mann ihnen gesagt hatte. Und gegen Abend, als auch die Flut kam, machte sie das Schiff flott; es konnte den Platz verlassen; und zwei Boote blieben an der Stelle, um die Anker des Schiffes zu holen. Und die Bootsmannschaft holte die Anker auf; etliche Ponapeleute aber griffen die Boote an, und die Bootsmannschaften sammelten sich in einem Boote und fuhren damit los; ein Boot blieb an der Stelle zurück. Da nahmen die Ponapeleute das Boot und fuhren damit ans Land. Und das Schiff kam wegen des Bootes zurück. Doch bekam es das Boot nicht, denn die Ponapeleute ruderten schneller, bis sie in die Einfahrt gelangt waren. Da kehrte das Schiff um zum Statthalter nach der Kolonie.

*šōp' o āp' kōla tānoldōn ōn nān kapetaū en Aloka p; āp' šerāta; re āp' uiaui iān motika; ō a tšōta kāk a šān uāša o; a ōl en Amerika mēn, atānki mista Pōker āp' kōšān Tiēn koto batāki ōn tōn šōp' o; re en āle kāpue en nān mōn šōp', kila nān mūrī, puē en kāk kōšān uāša o. Ari ir uiaata tu en me ōl o inta en irāil. Ari uāša lau pūn, ā ūo āp' itita lau lōl; āp' kapeta šōp' o; āp' koiēi šān uāša o; ā bōt riāu me pēipēi uāša o, puē re pān āle pāutāk en šōp' o. Ari tōn bōt ako apiapī pāutāk o; a mēn Pōn'pēi kēi āp' šēilān bōt akāu, ā tōn bōt akāu pokōnpēne ān nān āi bōt o ir ari šēitāui; ā ēu bōt o pēipēi uāša o. Ari mēn Pōn'pēi 'ko āp' āle bōt o, šēiki tāui. Ari šōp' o āp' purāla puāki bōt o. Ari tšōta kōno, puē mēn Pōn'pēi ko kelāil ōn arāil šēi; re lau petoldōn nān kapetaū o. Ari šōp' o purotōn ren Kōpēna Kolōnia.*

### Ankunft der Truppen

#### unter Oberst Soto; Landung in Matōlenīm; erstes Bombardement.

Nach diesen Ereignissen fuhr ein Schiff nach Manila ab, um die Spanier zu benachrichtigen, daß der Statthalter keine Leute mehr hätte, denn sie hätten gekämpft und wären alle gefallen. Man sandte acht Schiffe mit einem Obersten als Befehlshaber und zahlreiche Soldaten. Sie gingen in der Einfahrt vor Anker. Sie begaben sich zum Statthalter nach der Kolonie. Dort wurde Rat gehalten. Der

*Ari mūr en mētš šōp' pōt āp kolān Manila kāireki mēn sipānš ko, me šolār nēin Kōpēna aramāš, puē re māuinieš, ir ari mēla karūs. Ari re āp' katarato šōp' oālipōt Colōnēl mēn me kāun šāu en pēi toto mēlēl. Ir ari kotopēiti ōn nān kapetaū. Ir koldōtōn ren Kōpēna kolō-*

Statthalter sagte zum Obersten: »Sie werden die Ponapeleute auch nicht besiegen; besser, wir verzeihen ihnen und stellen jeden zufrieden.« Der Oberst wollte aber durchaus nicht; er sagte zum Statthalter: »Sie wissen, daß ich nicht zu leben hierhergekommen bin, sondern zu sterben!« Da stand der Statthalter davon ab. Und der Oberst und sein Gefolge begab sich wieder auf die Schiffe. Die Schiffe fuhren darauf nach Matolenim; sie begaben sich nach Oa und ankerten in der Passage von Pantiei en U. Mit einigen Booten fuhren sie an Land; etliche begaben sich nach Tšamuin, andere nach Na und einige nach Tolopuail. Auf ihrem Marsch trafen sie keine Menschen an, denn die Ponapeleute hatten sich sämtlich verborgen. Die nach Tolopuail gelangten, trafen mit Ponapeleuten zusammen, die sich im Busch versteckten und sie beschossen. Doch die Weißen kümmerten sich nicht darum, sie schossen stets nach den Stellen, von denen aus gefeuert wurde. Schließlich zogen sie ab und zündeten sämtliche Häuser an, keins blieb übrig; die Ponapeleute hielten sich in den Verstecken und feuerten auf sie und erschossen zehn Mann. Da begaben sie sich wieder auf die Schiffe. An diesem Tage setzten sie die Häuser von Tšamuin, Na und Tolopuail in Brand. Am andern Morgen erschienen sie wieder, etliche fuhren im Boot und begaben sich nach Tšap'uerak. Aber es gelang ihnen nicht Puelpuel zu erreichen, sie zogen ab und wollten nach Tšapalap, aber auch dies war unmöglich, so zogen sie wieder ab auf die Schiffe und beratschlagten dort. Dann kamen sie wieder in Booten und

*nia. Irari kopakopūn o ari Kōpēna āp' mašāni ōn Colonēl: »Jerēmen komāil māuini ōn mēn Pōn' pēi, memāu kitāu ēn mākekē ōn irāil o kopūnalātse lau māula.« Ari colonēl kān melēl āp' inta en ōn Kōpēna: »Kōue ēsia, puē i tšōtā kotōn māur, puē i kotōn mēla!« Ari Kōpēna āp' muēit ōn irāil. Ari colonēl o iān ako āp' purēi i ōn nīn šōp' ko. Ari šōp' ako āp' tāulūlān Matōlenim; ir kola tāuli Oa kola pēiti ōn nān kapetāu ēn Pantiei en U. Ari ir tāketa bōt akoī kolōn ōn nāntšāp' o; akoī inēna Tšāmuin a akoī Nā a akoī Tōlopuail. Ari ir kolōn tšōta aramās re tiār nān tšāp' o puē mēn Pōn' pēi kān re rūkešānēr. Ari me kolōn ōn Tōlopuail ko, re kolōn a mēn Pōn' pēi ko kēn rūk nān uēl o kāšiki irāil. Ari mēn uai ko tšōta inšēnāuki, re kēn kāšikueān tse uāša, re kēn kāšikišān ya o. Ari ir pīl uōnouišān išikēti im kān karūzia, tšōta ēu luete, a mēn Pōn' pēi ko rūkerūk tša kāšikāšiki ir o kāšikiēti me ek. Ari ir purēiān nīn šōp' ko. Ari rān otšā re išikatāš ān im ēn Tšāmuin o Nā o Tōlopuail. Ari puēiti mānta ir pīl purālān, akoī tāke bōt ako kolōn ōn Tšāp' uerāk. Ari re*



zogen auf Tolopuail. Einige Boote fuhren los und ankerten, sie landeten dann; und sie begannen mit dem Schlagen eines Wegs, der von Tolopuail nach Tšapalap führte. Sie rodeten den Weg vom Strande bis nach oben; zwei Leute begaben sich von Kapine fort und verbargen sich wo man rodete. Die beiden schossen den Oberst in den Mund, daß die Kugel zum Hinterkopf herauskam. Da wurde das Roden eingestellt; sie nahmen den Oberst und brachten ihn aufs Schiff. Die Schiffe verließen nun Pantieien und fuhren vor Oa, und ein Schiff brachte den Oberst und etliche verwundete Soldaten zum Statthalter nach der Kolonie. Als einige Schiffe vor Oa erschienen, machten sie eine Fahrt von Mešišo bis vor Takeréi; eins von ihnen ging bei Áuetak vor Anker. Da begaben sich Ponapeleute auf den Berg und beschossen die, welche auf dem Schiffe geblieben waren. Sie erschossen welche von ihnen; da verließ das Schiff den Ort und ging in der Passage von Takeréi vor Anker. Dann begannen sie mit der Beschießung von Oa; als die Beschießung ihren Anfang nahm, schossen sie mit Revolverkanonen. Von Mitternacht bis zur ersten Dämmerung dauerte sie, dann schossen sie mit den großen Kanonen bis es heller Tag wurde, dann fuhren sie von dem Schiffe ab und begaben sich nach Oa. Die einen Landungstruppen marschierten vor Mešišo, die andern vor Aru; sie vereinigten sich in der Nähe von Oa. Als sie sich ausbooteten, stiegen einige früher die andern später aus, dann rückten sie in geschlossener Kolonne zu zweien vor, die beiden Enden wurden von den großen Geschützen unter

*tšota kakolôn ni Puëlipuël o, a re pil puréišän ir pil kolân Tšäpaläp, o re pil tšota kakolôn, re äp' pil puréi šän nîn šöp' ko, re äp' köpuköpün. Ari ir pil pureän nân bötakāu pureän Tšolopuail. Ari böt akāu äp' šéišéi koldn o péiti, ir ari karatā; ari ir täpiata muätši äläpöt ên köšän Tšolopuail lël Tšäpaläp o. Ari ir muatišän ni ořoř o lël páne; aramäs riamën äp' köšän Kapine kola rükerük i ar uia muätšimuätš. Ira äp' käški Colonël lël nân áue puarála likn päiki. Ari ir šolär muätš; re äp' äle Colonël o purekilân nîn šöp' 'ko. Ari šöp' 'ko äp' puréišän Pantiéi ên Ū koto petoldn ðn Oa a apöt nā colonël o akoi šāu ên péi, mē lël en let ōko, tāulul tōn ren kōpēna kolónia. Ari nîn tōkōn šöp' akāu ar tānalōn likn Oa re irokšän kāmēne Mēšišo lël likn Takeréi, ar apöt koto péiti ðn pān Áuetāk. Ari mēn Pōn' péi ko äp' koto mi pōn tōl käški ar mimi pōn šöp'. Ari ir kašikieti akoi ir; ari šöp' o äp' puréišän uāša o kōla péiti ðn kapēntāu ên Takeréi. Ari ir täpiata ar käški Oa; ni ānšou re täpiata ar käški tšäp' o re tapiekita käšik pīrēēr katakatéo ni pūn o lël nîn tšo rān a re äp' üt täpiata käšik läpaläp lau lël uāša rānpēšän melël a re äp' keretišän nîn šöp' kokolōn ðn Oa. Akoi kereti šéilân Mēšišo, a akoi kereti šéilân Aru; a re äp' kokopēne lau kāmēne Oa. Ari ni ānšou re keretišän nîn šöp' ko, akoi kereti māš a akoi müri, äp' maša-*

Feuer gehalten; so gingen sie gleichzeitig auf den Strand los und landeten auf dem kleinen Platze P o n p a i p; sie begaben sich dann nach Kitietik, wo sich die Häuser des Leutnants befanden. Nach ihrer Ankunft zündeten sie sämtliche Häuser an, nicht eins blieb übrig. Sie zogen darauf nach O a; am folgenden Morgen schifften sie sich wieder ein. Dann fuhren die Schiffe ab und verließen den Platz. Der Anker eines Schiffes ging verloren; das Boot eines anderen Schiffes versuchte ihn aufzuheben, doch war es nicht imstande, ihn von der Stelle zu bekommen; so kehrten sie nach der Kolonie wieder heim.

*māš riapār kolōn a ni imui ēlēp o ēlēp re kikilān kāštk lāpalāp; re wiāta alualōn ōn ēn nān tšāp kareta uāša kīš atanki Pōnpāip; re āp' kotān Kitiettk, uāša teniente kānīm mia o. A re āp' kola ishkata īm kān karūzia, tšota ēn luēti. Ir ari puēiti ōn Oa; mantā ni menšān īr ari purēiān nīn šōp' ko. Ari šōp' ko āp' muašēl tānēišān uāša o. Ari pāūtāk ēn apōt āp' tānala; ari bōt ēn šōp' tēiko āp' purolōn iān āpe pāūtāk o e tšota kāk a re lepuketi ōn uāša o; īr ari purolōn Kolōnia.*

### Zweite Beschießung von Matolenim; Landung; Erstürmung der befestigten Stellung von Kitam; Frieden; Neue Zwischenfälle.

Nach ihrer Rückkehr von Matolenim berieten sie wieder; und acht Schiffe erschienen vor Matolenim. Eins der vielen Kriegsschiffe ankerte vor O a und sieben fuhren zur Passage von Pāntiēi ēn Ū. Am folgenden Morgen schifften sich die Mannschaften des Kriegsschiffes vor O a in O a aus. Es waren fünfhundert Soldaten, die in O a landeten. Sie marschierten darauf bis Mešišo und zogen weiter nach Tšāpalāp. Die Ponapeleute begleiteten sie im Busche, sie liefen im Busch und schossen bis sie etliche getötet hatten; und die Fremden wendeten und schossen nach der Richtung, wo die Ponapeleute verborgen waren und feuerten. Doch sie rückten vorwärts; von den Kriegsschiffen in Pāntiēi ēn U gingen etliche Soldaten in die Boote, andere segelten nach dem Kanal von Letau, etliche landeten in Tšamuin, marschierten auf Tamuroi

*Ari mūr ēn ar purāšān Matōlenim o re pīl kōpukopūn; o šōp uālu pōt o purālān Matōlenim. Ari a pōt uar šāu ēn pēi toto ya, kōla pēiti ōn Oa, a iši pōt tāululān Pāntiēi ēn Ū. Ari puēiti manta ari tōn šōp' en pēi likn Oa āp' karēti kolōn ōn Oa. Ir me limapūki šāu ēn pēi me kere-tiān Oa. Re āp' šapašapāl kolōn o lēl Mēšišo, āp' kokolōn ōn Tšāpalāp o. A mēn Pōn' pēi kān āp' pēlepēliān īr, tānatsān nān uēl kān kāšikāšiki īr lēl akoī īr kamekamela; ā mēn uai 'ko re kīn tšopēiueitša kāšik ueān uāša mēn Pōn' pēi ko kīn rūkela kāštk šān ya. Ari īr pīl ōuōnāuēišān; ā šōp me pēi Pāntiēi ēn Ū ko, akoī šāu ēn pēi ko tāke bōt, akoī šēilān nān tāu en Letāu, ā akoī kereti Tšamuin kolōn ōn Tamuroi lēl Kapirōi, kokolān Tšāpu-erāk āp' papān tšāp' akān kolān; ā mēn Pōn' pēi kān āp' pīl rūkerūk kāšikāšiki īr. Ari mēn uai 'ko pīl tšopēiueitša kāšik-*

bis Kapirōi, gelangten nach Tšäpueräk und marschierten kreuz und quer durch die Landschaft; die Ponapeleute hielten sich aber verborgen und beschossen sie. Und die Fremden machten oft kehrt und schossen auf die Stellen, von denen sie Feuer erhielten, und sie rückten vor und kamen nach Tšäpaläp; hier sollte der Kampf entbrennen. Als die Abteilungen sich in Tšäpaläp sammelten, andere Abteilungen in Oa landeten, signalisierten sie mit Schüssen nach Tšamuin zu kommen und sie sollten sich beeilen, sonst würden sie aufgerieben. Da sammelten sich die Abteilungen, sie rückten von Oa ab und marschierten schnell bis zum befestigten Platz. Als sie den Pallisadenplatz nehmen wollten, konnten sie es nicht, denn sie waren zu sehr geschwächt worden; und die andern marschierten vorwärts, bis sie an die Pallisaden gelangt waren. Nun wollten die Ponapeleute sie bekämpfen, doch hatten sie keinen Erfolg, denn die Fremden eroberten den Platz. Sie flüchteten insgesamt, versteckten sich und eilten zum Nanamariki<sup>2</sup> nach Tölmaraui. Die Fremden ließen sich innerhalb der Pallisaden nieder, kochten und aßen. Während sie aßen, beschossen etliche Ponapeleute, die sich verborgen hielten, sie und töteten einige. Aber sie kümmerten sich nicht darum, sie aßen erst fertig, dann zündeten sie sämtliche Häuser am Platze an und gingen wieder in die Boote, die Verwundeten und Toten nahmen sie mit; einige begruben sie in Tšäpaläp, denn sie hatten viele Tote. Bei diesem Kampfe war Pater Augustin mit nach Tšäpaläp gekommen und seine Leute hatten sich

ueän uäsa re kin käšikšänya o ir pil ou-  
 onäueišän kokolön ön Tšäpaläp o; iei  
 uäsa re pän mäuñ ya. Ari äñšou älialu  
 'ko kopëneän Tšäpaläp o, älialu këreti  
 Oa, o kin papain me kolön Tšamuñ,  
 o ren pitepit'lon, puë ré nëketieñ. Ari ir  
 kokopëne o, me šapäläsän Oa 'ko, matän  
 mäš lël ni kel o.<sup>1</sup> Ari ir äle kel o re tšota  
 käk ön, puë re meläuläulär; a me teyo äp'  
 kokoläte uñ'län kel o läu kalouëti. Ari  
 mën Pön'pëi ko mamäuñ iän irail, ö  
 tšäueñ käk, puë mën uai ko kalötieñ tšap  
 o. Ari re äp' tšänpëšän rükela, a ako  
 tšänalän ren Nanamariki<sup>2</sup> Tölmaraui.  
 Ari mën uai ko äp' mönti ön nän  
 kel o kamöl ya; ö ir pil mäna ya. Ari ni  
 äñšou re mänamäna mën Pön'pëi 'ko,  
 kin pil rükerüktša kašikašiki 'irail, pil  
 kamela ako. Ir a tšö ar mañetša re apua-  
 puäli o nek, re äp' iškëtišän im en tšäp'  
 o läu nëkešän, a böt ako äp' kolön äle irail  
 o iän äki, me šön äpe, ä me mela ako, re  
 šarëpeti ön Tšäpaläp o, puë me toto me-  
 lël. Ari mäuñ uëtš pätre Augustin iän  
 kolän Tšäpaläp o ä iän šapäläsän Tša-  
 muñ lël Tšäpaläp o. Ari i pil iän šäu  
 eu pëi ko täke böt ako, purëidön nñ šöp'  
 ako. Ari šöp' ko karüş äp' muašël purotdñ  
 Kolonia. Ari šöp' ko purälän Manlla  
 a Köpëna iän ako teñ, me kókoušdn  
 Pön'pëi läu uarëila; šolär mäuñ uiaui  
 Pön'pëi; karüş mäula melël ä mën Ma-  
 nlla 6 äp' tšapöla nñ nana o lël Matö-  
 lenim. Ari ir kola inëne Tölmaraui.  
 Ir ari kola tuñ ö amën, me atanki Püle-  
 nuai a uia umüm uäsa o: ir ari puaratän  
 ö o; ö o äp' käreirlän Kerou en Letäu.  
 Ari re kän näñeki mën Manlla ko, puë,  
 re tšö liki ir, puë re te kameiraäla. Ari

<sup>1</sup> Kitam.<sup>2</sup> Päul.

von Tšamuŋ nach Tšäpaläp begeben. Sie fuhren nun auch mit den Soldaten in einigen Booten und begaben sich nach den Schiffen. Alle Schiffe gingen dann Anker auf und kehrten nach der Kolonie zurück. Dann fuhren die Schiffe wieder nach Manŋla, der Statthalter und die Soldaten nicht, sie blieben noch lange Zeit in Ponape; kein Kampf fand mehr in Ponape statt; alle vertrugen sich und sechs Manilaleute<sup>Q</sup> begaben sich über die Berge nach Matolenim. Sie begaben sich geradenwegs nach Tölmaraūi. Unterwegs trafen sie einen Mann, namens Pülenuai, der beim Kochen war. Sie erschienen also bei dem Manne, der sie zum Keróu en Letāu<sup>Q</sup> führte. Aber sie nahmen die Manilaleute nicht auf, denn sie trauten ihnen nicht und fürchteten, daß sie sie töten würden. Da zogen sie weiter nach Tšäpaläp, betraten die Hauptinsel, begaben sich nach Kinaūkāp und gelangten nach Tšäpueāk, wo sie beim Uašái en Matolenim<sup>Q</sup> blieben. Der Uašái und seine Leute sorgten nun recht gut für sie. Sie gaben ihnen zu essen, beschenkten sie und halfen ihnen jederzeit. Nun geschah es, daß später noch drei Leute ihnen nachfolgten. Die begaben sich zunächst nach Tšäpaläp; als diejenigen, welche sich beim Uašái en Matolenim aufhielten, davon hörten, kamen sie und nahmen sie mit sich nach Tšäpueāk. So blieben sie alle zusammen beim Uašái. Sie blieben dort lange Zeit; und die später Gekommenen begaben sich dann nach Tšäpaläp zurück; die andern blieben

*ir pil tāululšān Tšäpaläp o, kokoto nŋn tšäp akān o lēl Kināu kāp, ō ir pil kotōn Tšäpueāk kōušōn ren Uašái en Matōlenim. Ari Uašái o tšäpueltm nā aramāš akān kŋn kanāi ōn irāil mēlēl. Re kŋn kamāna irāil o katikiān irāil torāil ō apuapuāli irāil ānšōu karūs. Ari katakatéo ēu ānšōu a me šilimēn. āp' pil itauēnirāula. Ari ir pil kōla ita Tšäpaläp o; ā re mimi ren Uašái en Matōlenim 'ko āp' rōnata kola pil kāreirāiltōn Tšäpueāk. Ari ir karūs āp' kōušōnla ren Uašái. Ari re āp' kokōušōn lāu uarēila; ā mēn kōla mūr ko āp' pil puralān Tšäpaläp; a me téiko āp' mimi ren Uašái en Matōlenim. Ari ir ari kineta likām 'pōt, mē tēna mēn Ū pān kolān māuŋn ōn mēn Matōlenim. Ari mēn Manŋla 'ko āp' ināukita ren šnšīla tēnpāš ēn Uašái o, puē mēn Ū te kōla kapuiāla. Ari ir kŋn šnšīlla tēnpāš ēu Uašái en Matōlenim o pūn karūs. Ari katakatéo apān ēn pūn a re āp' mōmōt likŋn im o inēināuki ren kamatāla Uašái. Ari ēn Uašái ā likānd āp' kāupekita a tēr šēimōk, puē mēn Manŋla ko inēināuki ren kamatāla. Ari Uašái āp' opēlauāša. Ari ir šolār inēināuki. Ari puēiti mānta ā Nanamariki en Matōlenim āp' pōrolān Uašái ēn kätīlān re Tšamuŋ. Ari Uašái āp' muāšēl katila ren Nanamariki; ira ari kätikātš Tšamuŋ. Ari mēn Manŋla 'ko āp' šnšīla im, o popāut ēu o putāk amēn, me iān mēn Manŋla 'ko šnšīla tēnpāš ēn Uašái o. Ari ni pūn karūs re kŋn matomatōn, katakatāue mēn Pōn'pēi 'ko, puē ren mēirkalīk'la, ā re*

<sup>Q</sup>Deserteure.

<sup>Q</sup>Im August 1910 verstorben.

<sup>Q</sup>Der Nanamariki von Matolenim im Jahre 1910.

beim Uašái en Matölenim. Da erfanden sie eine Lüge, nämlich die, daß Leute von Ū die Matölenim-Leute bekriegen wollten. Die Manila-Leute verabredeten sich, das Haus des Uašái zu bewachen, damit die Ū-Leute ihn nicht töteten. So bewachten sie das Haus des Uašái en Matölenim Tag und Nacht. Und nach vier Tagen, als sie außerm Hause waren, besprachen sie sich, den Uašái zu ermorden. Und die Frau des Uašái weckte ihren Mann und sagte, er solle nicht mehr schlafen, denn die Manila-Leute hätten sich verabredet, ihn zu ermorden. Da schlief der Uašái dort nicht mehr. Und sie beredeten sich nicht mehr. Am folgenden Tage befahl nun der Nanamáriki en Matölenim dem Uašái zu ihm nach Tšamuŷn zu kommen. So fuhr der Uašái ab und begab sich zum Nanamáriki; die beiden blieben in Tšamuŷn. Doch die Manila-Leute bewachten das Haus; eine Frau und ein Knabe, der bei den Manila-Leuten war, hüteten im Hause des Uašái ein. Alle Abende spielten sie, sie wollten die Ponapeleute täuschen, damit sie recht ermüdeten, um dann eine Gelegenheit zu haben sie zu töten. Doch vergeblich, denn die Ponapeleute, die sich bei ihnen befanden, schliefen allemal nicht ein. Sie warteten auf den Uašái, ob er nicht käme, doch der Nanamáriki erlaubte es nicht. Und die Matölenim-Leute versammelten sich gewöhnlich um sie, um ihnen beim Spiel zuzuschauen, das sie stets zu tun pflegten; und sie wußten nicht, daß die Manila-Leute sie nur hintergehen wollten, um sie zu ermorden. Eines Tages schärfen sie ihre Messer bis diese recht scharf waren, dann begaben sie sich

*āp' iŝaunēki kameiraīla. Ari tšq, puē mēn Pōn'pēi 'ko pīl kīn iēiān irāil tšē pēpet ānšou karūš. Ari irāuiāui Uašái ā tšqta kāk purōto, puē Nanamáriki šolār katār. Ari men Matölenim kēn kēn kōpēne iān utiāl matōn re kēn uiūia kēn, puē re kikiān, me matōn muāl ēu; ā re šēšē, me mēn Manila ko utiuitīna irāil, puē ren kameiraīla. Ari rān ēu re āp' ata nāir nāip' akān lāu kēnla mēlēl, ō re āp' kōla kēn mātomatōn; ā mēn Pōn'pēi kēn āp' kēn kōpēne utiāl lāu nēk ār matōn. Ā re āp' kēn kokopēšān. Ari akān ēn pūn re āp' pīl mātomatōn lāu lēl nēn tšprān, ā mēn Pōn'pēi 'ko āp' kokopēšān, ā mēn Manila ko o popāut o putāk amēn, irāil tē me mimi uāša o; ari re āp' petolōn ōn nān im o ūnti mēirela lāu lēl ānšou popāut o ō putāk o arāil mēirkālīk'la; ā mēn Manila ako āp' kōla āle tšūka 'kēi kalēpēne uāša popāut o ūn ya lāu nēk; ā re āp' āle nēiraīl nāip' ako pēlekišān mōn ēn putāk o; ā re āp' katūki šeripēin o nāip'; ari šeripēin o āp' uēriki ā re āp' pēleki uōr o; ari kil en uōr o tšēr kōlokōl. Ari ni ānšou re kamelār popāut o ō putāk o re petōi tšānalān nēn nāš ēu, mi ni oŕōr o ēn šeripēin o ā papa ō rīa me lāut o kēn kōukōušōn uāša o. Ari ni ār tšānalān nēn nāš o re likāmata uēriueēr kōla, re kēn lipueēri ōl o, re kēn ūnta: »Papa, papa! mēn Ū mi mētš!« Ari ni ānšou ōl o ōnōntšē re tšānalā kapīlpēne ol o. Ir pīl ūnta: »Papa! mēn Ū mi mētš!« Ari ōl o āp' lēmēta, me re utiuitīna, puē ren kamela. Ari ōl o āp' utātšē lūšporāil, tšānāla kaireki mēn Pōn'pēi 'ko tū ēn šōn, me mēn Manila 'ko uiatār. Ari ni ānšou ōl o tšānalān ren mēn Pōn'pēi 'ko, mēn Manila 'ko išaniki pōrpēne ān tēn*

wieder an's Spiel; und die Ponapeleute sammelten sich um sie bis das Spiel beendet war. Dann gingen sie heim. Nach vier Tagen spielten sie wieder bis der Tag anbrach; die Ponapeleute gingen dann nach Hause, und nur die Manilaleute, die Frau und der Knabe blieben allein auf dem Platze; sie gingen in's Haus hinein und legten sich zum Schlafen nieder bis die Frau und der Knabe fest eingeschlummert waren; die Manila-Leute holten nun etliche Büsche, und umgaben damit vollständig den Platz, wo die Frau lag; dann nahmen sie ihre Messer und schnitten dem Knaben den Kopf ab; darauf erdolchten sie ein Mädchen mit dem Messer; und als das Mädchen schrie, schnitten sie ihm die Kehle ab; nur die Haut hielt den Kopf am Rumpfe fest. Als sie so die Frau und den Knaben ermordet hatten, flüchteten sie in ein Versammlungshaus, das am Strande lag und wo der Vater und die erwachsene Schwester der Frau wohnten. Als sie zum Versammlungshause liefen logen und schrien sie, sie riefen nach dem Manne und sagten: »Vater! Vater! die Ü-Leute sind hier!« Als der Mann sich erhob, eilten sie auf ihn zu, umzingelten ihn und sagten: »Vater! die Ü-Leute sind hier!« Der Mann dachte, daß sie ihm etwas vorlogten, um ihn zu töten. Der Mann machte sich von ihnen los, lief weg und benachrichtigte die Ponapeleute davon, was die Manila-Leute begangen hätten. Als der Mann zu den Ponapeleuten lief, nahmen die Manila-Leute die Gelegenheit wahr, sich des Kanus von Uašái zu bemächtigen; das Kanu befand sich im Versammlungshause; da hielten die älteste Schwester des Uašái und noch eine Frau das Kanu

*uār en Uašái, uār apöt mimi nān nāš o; ari li me läp a šān Uašái o pīl amēn li iān i, ira pōrpēne ōn uār o; kōleti ā mēn Manīla 'ko nāntiōnata uār o lau lēl nān šēt o. Ari irāil karatān pāuue šéitāui; ā mēn Pōn'pēi kān āp' tšānpēne mēn Manīla ko tšāuueē mieē, puē re šéier tāui; ā re āp' tšānāla petolōn ōn nān im, me re kīn kōušōn lōle o, tiārata ar lepūkāšānēē mōn en popāut o o putōk o. Ari akōi mēn Pōn'pēi 'ko āp' īnta ren puākiirāila; ma re tšō pān tuōn irāil nān šēt, puē re en kameirāila. Ari akōi mēn Pōn'pēi ko kān, puē ar lāmlām, me mēn Manīla 'ko mieē Kolōnia. Ari mēn Pōn'pēi 'ko āp' likelikām kāsīkāsīk'la mūr irāil, a re šamalār; puē mā mēn Pōn'pēi 'ko puākiirāila, re pān kōnoirāil'ti, puē tšōta patīl re šéiki, puē katia riapöt, me re arilāneki lau lēl Kolōnia. Ā me mi Tšāpalāp ako rōnāta, me téiko a tšāuēē mi 'mo, ari ir pīl šepōla purotōn Kolōnia. Ā mēn Pōn'pēi 'ko āp' āle rī en Uašái en Matōlenīm, šēripēin o, o ā paut, nālān Tšamuīn šārepēti ōn ya. Ā putāk o šārepēti ōn Tšāpuēāk. Ari mēn Matōlenīm 'ko āp' inšēnšūētki šāurāil ko. Ari ir ināukīta ren kotōn īki. Ari aramāš akōi āp' kōšān Tšāpalāp koto rūkerūk Llōui; ā men Manīla riamēn āp kolān lōpalōp Llōui. Ari ira kola uia läpolāp; ari mēn Matōlenīm 'ko, āp' puārata kameirala. Ari mēn Matōlenīm 'ko ari pīl purāla pōn nana tēl Tšāpalāp o. Ari ir karūš īnsēnamāula. Ari māuīn uētš i tšōta ēšia tāpi, puē akōi īnta, me mēn šipānīš 'ko, me šūētki perōtestānt, ā akōi īnta, me perōtestānt 'ko, me šūētki kātīlk mi Matōlenīm. Ā re pīl īnta, me tēna šāu en pēi*

fest; die Manila-Leute bemächtigten sich aber des Kanus und schoben es zum Wasser hinab. Dann stiegen sie ein und fuhren ab; die Ponapeleute liefen zusammen, doch die Manila-Leute waren nicht mehr da, denn sie waren abgefahren; sie eilten nun zurück und begaben sich in das Haus, wo sie gewohnt hatten, dort fanden sie die abgeschnittenen Köpfe der Frau und des Knaben. Etliche Ponapeleute schlugen vor sie zu verfolgen; doch konnten sie sie nicht mehr auf dem Wasser einholen, um sie zu töten. Andere Ponapeleute wollten es nicht tun, denn sie dachten, daß die Manila-Leute in der Kolonie bleiben würden. So schossen die Ponapeleute auf's Geratewohl hinter ihnen her, und sie entkamen; doch wenn die Ponapeleute sie verfolgt hätten, hätten sie sie eingeholt, denn sie ruderten nicht mit Paddeln, sondern mit zwei Stoßstangen, mit denen sie bis zur Kolonie stakten. Und als die in Tšäpaläp hörten, daß die andern nicht mehr dort blieben, liefen sie auch fort und erschienen wieder in der Kolonie. Die Ponapeleute nahmen die Schwester des Uašái en Matölenim, das Mädchen und seine Frau, brachten sie nach Tšamuin und begruben sie dort. Der Knabe wurde in Tšäpuęäk begraben. Die Matolenim-Leute waren darüber höchst erregt. Und sie verabredeten sich Blutrache zu nehmen. So begaben sich etliche Leute von Tšäpaläp fort und versteckten sich am Llóui<sup>9</sup>; zwei Manilaleute wollten nun im Llóui waschen. Als sie zum Waschen gingen, erschienen die Matölenim-Leute und töteten sie. Darauf gingen die Matolenim-Leute wieder über die Berge nach Tšäpaläp zurück. Sie waren alle recht befriedigt. Nun weiß ich nicht, wie dieser Streit entstanden ist, denn die einen sagen, daß die Spanier die Protestanten schlecht behandelt hätten, und die andern behaupten, daß die Protestanten die Katholiken in Matölenim schlecht behandelten. Auch erzählten welche, daß eines Tages, als die Soldaten zum Holzholen ausgegangen wären, der Uašái en Matölenim sie bei ihrer Arbeit erschreckt habe. Sie wären böse geworden, hätten ihn gefaßt und geohrfeigt. Und noch eins; als der Kampf wiederum ausbrach, fielen viele Soldaten; von den Ponapeleuten fiel nur einer, denn sie hatten sich hinterm Pallisadenwall verborgen; von dort aus bekämpften sie die Fremden; aber wenn sie alle draußen gewesen wären, wären auch viele Ponapeleute getötet, denn der Soldaten waren sehr viele; doch die kümmerten sich nicht darum, daß sie aufgerieben wurden,

*'ko me kolān ráuēn tsūka rān ēu, ari Uašái en Matölenim āp' kašōšōn irāil ni arāil tatauk o. Re āp' makārekita, kōleti, uōki. Ari iēt pīl ēu; nīn tokōn ār māuīn šapāl o, šāu ēn pēi toto me mēla; ā mēn Pōn' pēi ēu me pīl iān mēla, puēki arāil rūkerūk nān kēl, re āp' mamāuīn i ān mēn uāi 'ko; ma ir karūs, me šaišāl, mēn Pōn' pēi toto pān pīl mēla, puē šāu ēn pēi kān, me toto mēlēl. O re pīl tšōta inšēnāuki, puē re neketiēr, ā tšē, puē re kīn uōnauēitša lāu kolōeti Matölenim. Ari mūr ēn mē pukātš inšēnamāu miēr ni uēi karūs, o pīl ren mēn uāi kān; ir karūs mēnimēn' lār; ō Na n a m a r i k i k ān karūs pīl pēiki ōn ār Kōpēna; ō kōpēna pīl pōke ōn irāil kokolāte.*

<sup>9</sup> Flüschen, das an der Westgrenze Měšenien's in den Tau en Tšökōla fließt.

denn sie rückten vorwärts bis sie Matölenim erobert hatten. Doch hernach herrschte überall bei allen Stämmen und auch mit den Fremden Frieden; sie befreundeten sich alle miteinander; und alle Nanamarikis gehorchten dem Statthalter; und der Statthalter war ihnen immerdar ein guter Freund.

### Über das Verhältnis der Ponapeleute zur spanischen Verwaltung und den Missionen.

Als die Spanier nach Ponape kamen, begaben sie sich sofort hierher. Sie baten den Lāp en Nōt um einen Platz, wo sie bleiben konnten. Der Lāp en Nōt überließ ihnen da die Kolonie. Der Statthalter ging mit seinen Leuten daran zu roden und dort die Stadt zu bauen. Zur Zeit, als sie gerade an der Kolonie arbeiteten, wohnte dort ein amerikanischer Missionar. Als sie die Arbeiten in der Kolonie begannen, waren sie Herrn Doane gegenüber sehr entgegenkommend, und erlaubten ihm auch mit seinen Leuten in der Kolonie zu bleiben. Als sie so auf Ponape erschienen waren, begann Lāp en Nōt den Spaniern zu helfen, er überließ ihnen den Platz, auch war er recht freundlich zu ihnen; der Statthalter und seine Hauptleute waren es insgesamt auch; denn wenn der Statthalter einen Befehl an die Nanamarikis erließ, taten sie sofort schnell, was der Statthalter gesagt hatte; sie beschenkten auch den Statthalter jederzeit, und der Statthalter beschenkte sie ebenfalls; keine Mißstimmung entstand zwischen dem Statthalter und den Nanamarikis bis Kristian, Macario und Manuel etlichen Leuten Unrecht getan hatten. Das war die Ursache des Kampfes in Ponape. Als der Streit ausbrach und in Matolenim beendet wurde gab es kein

*Ari n̄n tokōn en m̄n sip̄ā n̄š̄ ār apten puāroto ðn Pōn'p̄ei, re k̄n in̄n tōn paliēt. Ari re āp' p̄ōki ren Lāp en Nōt uāša re ðn kōušōn ya. Ari Lāp en Nōt āp' k̄n muēt ðn irāil Kolōnia. Ari Kōp̄ena o iān akān āp' kolān muātsi o kām̄im ya. Ari ni ānšōu, me re apten uia tatāuk Kolōnia, am̄n šāu ðn batāk en Am̄erika k̄n kōušōn ya. Ari ni ānšōu re k̄n tāpiata tatāuk Kolōnia re k̄n apuāli māu ðn m̄sta Tōn, o re p̄l k̄n muēt ðn en iān irāil kokōušōn Kolōnia. Ari n̄n tokōn arāil apten puārotōn Pōn'p̄ei Lāp en Nōt, me k̄n tāpiata apuāli m̄n sip̄ā n̄š̄, muēt ðn irāil tšāp', o p̄l kalēhān ðn irāil mel̄l; o Kōp̄ena p̄l tuētša o šāumās akān re k̄n kalānānp̄ene nānp̄ūn arāil; puē ni ānšōu Kōp̄ena k̄n p̄ōrun ðn Nanamāriki k̄n, re k̄n matān uia tu ðn me Kōp̄ena māšāni; o re p̄l k̄n k̄šak̄ša Kōp̄ena anšōu karūš, o Kōp̄ena p̄l k̄n k̄šak̄ša ir tuētša; tšōta ðn Kōp̄ena o Nanamāriki k̄n inšensuētp̄ene tāu l̄l en Kristiān o Kāriu o Mānuēl arāil kanšensuēti aramās akān. Āp' karēta māuñ ni Pōn'p̄ei. Ari ni ānšōu māuñ uiaui o lāu nek̄šān uēi en Matōlenim šolār inšensuēt m̄a ren Kōp̄ena o Nanamāriki k̄n karūš. Nanamāriki k̄n p̄iki ðn Kōp̄ena o šāuēšeta tatāuk ðn lāmlām māu*



Mißverständnis mehr zwischen dem Statthalter und den Nanamarikis. Die Nanamariki gehorchten dem Statthalter und unterstützten das Missionswerk gut in allen Stämmen Ponapes; und sie vertrugen sich auch vorzüglich; die Nanamarikis und auch der Statthalter unterstützten sie in jeder Weise. Etliche Patres lehrten den katholischen Glauben; Lăp en Nŏt, Uašái en Tšokăš, Nanamáríki en Kŷiti und auch Šăulŷk en Āuăk erhoben den katholischen Glauben in den Gauen von Ponape auf den Schild. Als der katholische Glaube bei den Stämmen von Nŏt und Tšŏkăš sich ausbreitete, gab es dort keinen Glauben, denn der katholische Glaube breitete sich nun erst in diesen beiden Staaten aus; auch im Staate Kŷiti faŷte der katholische Glauben Fuß, doch drang er nicht nach allen Plätzen, denn während im Staate Uŏna der katholische Glauben sich ausbreitete, breitete sich in Rŏi en Kŷiti der Protestantismus aus. In Āuăk, im Staate Ū faŷte der Katholizismus Fuß, und im übrigen gesamten Staate Ū der protestantistische Glauben. Doch im Staate Matŏlenim gab es keinen Katholiken, denn alle waren protestantische Christen, weil der Nanamariki von Matŏlenim und der Nanamariki von Ū von früher bis jetzt den protestantischen Glauben unterstützt hatten, denn der protestantische Glauben war bei allen Stämmen von früher her, bis die Spanier nach Ponape kamen, in alle Staaten eingedrungen. Als die Spanier erschienen und sich auf Ponape niederließen, hatte sich der Protestantismus ebenso ausgebreitet bis später die Patres den Katholizismus verbreiteten; alle breiteten sich

*ni uéi en Pŏn'péi karüş, ŏ ir karüş pŏkepŏkepene melél; o Nanamáríki kân o pŷl Kŏpĕna irăil karüş apuăli melél. Pătre akân šăuĕšĕta lâmlâm en katilŷk; Lăp en Nŏt o Uašái en Tšŏkăš o Nanamáríki en Kŷiti o pŷl Šăulŷk en Āuăk irăil me kătŷn kapuăiata lâmlâm en katilŷk ni kăuŷăp' en Pŏn'péi. Ari ni ânšŏu lâmlâm en katilŷk kŷn puéita ni uéi en Nŏt o Tšŏkăš tšŏta ĕu lâmlâm kŷn mia, puĕ lâmlâm en katilŷk me kŷn puéita ni uéi riău uĕtš; a ni uéi en Kŷiti lâmlâm en katilŷk kŷn puéita melél ya, ap' tšŏta puéita uăša karüş, puĕ ni uéi en Uŏna lâmlâm en katilŷk kŷn puéita ya ā Rŏi en Kŷiti lâmlâm en pĕrotĕstant me kŷn puéita ya. Ā ni uéi en Ū Āuăk me kŷn kapuăiata lâmlâm en katilŷk, ā uéi en Ū karüş lâmlâm en pĕrotĕstant me kŷn puéita ya. Ā ni uéi en Matŏlenim tšŏta amĕn katilŷk mieĕ, puĕ karŷziă, me šăulăn en pĕrotĕstant, pueki Nanamáríki en Matŏlenim o Nanamaríki en Ū kŷn šăuĕšĕia lâmlâm en pĕrotĕstant šăn măs kokoto lĕl mĕtš, puĕ lâmlâm en pĕrotĕstant me kŷn puéita ni uéi en Pŏn'péi karüş măs kokoto lău lĕl ni en mĕn sipănš Ār puăroto ŏn Pŏn'péi. Ari ni ânšŏu mĕn sipănš puăroto mŏnti ŏn Pŏn'péi lâmlâm en pĕrotĕstant kŷn tuetuetša lău lĕl pătre akân Ār kapuăiata lâmlâm en katilŷk; karüş kŷn puéita melél, lâmlâm en katilŷk kŷn puéita uăša me pătre 'kân kŷn kŏušŏn ya. Ā lâmlâm en katilŷk kŷn puéita ren kău lâpalăp akân o kău'n tŷketŷk kân ŏ aramăs akân karüş; ŏ Kŏpĕna pŷl kŷn šăuĕšĕia melél lâmlâm, pue ā tšŏta kăk kăuueela inšĕn en katilŷk o pĕrotĕstant; Kŏpĕna kŷn šăuĕšĕia melél, puĕ ā tšŏta kŷn tŷktŷšăn ā papăn mŏmŏtŷšŏ kân o šăumăs*

aus, der katholische Glauben stets dort, wo die Patres sich aufhielten. Und der katholische Glauben wurde von den großen und kleinen Häuptlingen angenommen wie von den gemeinen Leuten; der Statthalter unterstützte die Mission, denn er war nicht imstande die katholische und protestantische Arbeit zu unterbinden; der Statthalter leistete wirklichen Beistand, denn er besuchte nicht eine Kirche allein und einige Häuptlinge; wenn der Statthalter die Kirchen besuchte, beschenkte er die Schüler, jedesmal gab er ihnen Geld; und die Schulvorsteher nahmen stets große Geschenke von den Schülern, sie nahmen die Geschenke gleichmäßig, die Klügeren nahmen zuerst, die weniger Gescheitern hernach, und etliche Leute, die bei ihnen in der Schule waren nahmen auch Geschenke an, sie machten keinen Unterschied zwischen vornehmen und geringen Leuten. Noch eins. Der Statthalter unterstützte die Schüler jederzeit, er war mit ihnen sehr zufrieden, er beschenkte und belehrte sie jedesmal freundlich. Er war auch freundlich zu allen Christen und allen Schülern. Noch eins, was der Statthalter zu tun pflegte während er auf Ponape war. Am Geburtstage der Königin von Spanien lud der Statthalter alle Nanamarikis, die Vorsteher der Schulen und die kleinen Häuptlinge zu sich ein. Dann befahlen die Nanamariki's es den kleinen Häuptlingen, und sie fanden sich alle beim Statthalter in der Kolonie ein. Sie versammelten sich an diesem Tage vor der Messe der Statthalter, die Hauptleute und auch etliche Soldaten, zusammen waren es viele Soldaten, gingen in die Messe; nicht umsonst waren sie bei der Messe

*akän; ni anšou, me Kōpēna kīn papān mōmōtīšo kän, ā kīn kīšakīša tōn skūl kän, kiān irāil mōni ni ānšou karūs; ari me kīn kāun skūl kän, re kīn āle kīšakīš lāut a tōn skūl kän, re āle kīšakīš tuepēneīša, me lolokōn kän re āle māš, ā me tšo lolokōn kän mūr, o ma aramās kēi iān mi nān im en skūl o, re pil iān āle kīšakīš, tšota lipīlipīl ren aramās lāut o me tīketīk kän. O iēt pil ēu. Kōpēna kīn apuāli tōn skūl kän ni ānšou karūs katikiān irāil kapēr en lāut nīn skūl, a kīn kīšakīša irāil, o pil kapārēk māu ōn irāil ānšou karūs; o pil kalānān ōn karūs tšāulān kän o pil tōn skūl kän karūs. O iēt pil ēu, mē Kōpēna kīn pil uia ni ā kōukōušōn Pōn'pēi. Ni rān en li Nanamāriki en Sipānīš Kōpēna kīn ilāki ān Nanamāriki kän o kāun en skūl kän o šaumās tīketīk kän ren pōkōnpēne. Ari Nanamāriki kän kīn kāunta šaumās tīketīk karūs, ō ir pōkōnpēne ren Kōpēna Kolōnia. Ari ir pōkōnpēne rān o lāu lel ānšou en šarāui; a Kōpēna o šaumās tīketīk kän o pil akoī šāu en pēi kän, re me tōto melēl šāu en pēi, me kīn iān šarāui, re tšota kīn mōmōt muāl nān šarāui, puē ir me kīn uiuia uāun šarāui, ā kīš karūs mēn Pōn'pēi kän, še āp' alālašān Kōpēna iān akän, tšota amēn aramās, me kīn mōmōt muāl nān im šarāui en katīk, pueki šaumās en Pōn'pēi kän o tšopēiti tīketīk kän o aramās akän; re kīn alālašān Kōpēna o šaumās tīketīk kän o šāu en pēi kän arāil nāunēki šarāui. Ari ni ānšou šarāui kīn uiaui o nek, Kōpēna āp' kīn uiāta kāmātip lāpalāp nān tēnpāš o. Ari Nanamāriki karūs o šaumās lāut o me tīketīk kän o kāun en skūl kän karūs, ōl me kīn kāunta skūl kän*

anwesend, denn sie machten die heiligen Ehrerbietungen, und vier Ponapeleute machten es alle dem Statthalter und seinem Gefolge nach, nicht ein Mann blieb während der katholischen Messe müßig, denn sämtliche Häuptlinge von Ponape, die kleinen Adligen und das Volk sie ahmten alle dem Statthalter, seinen Hauptleuten und Soldaten die frommen Handlungen nach. Wenn die Messe beendet war, fand im Regierungshause ein großes Essen statt. Alle Nanamarikis, die großen und die kleinen Häuptlinge, die Schulvorsteher, die Lehrer und auch alle Frauen unterstützten die Patres; und sie saßen an Tischen im Hause des Statthalters, denn der Statthalter wollte nicht einen Schulvorsteher zurücksetzen. Er kümmerte sich um jeden; etliches Volk betrat ebenfalls das Haus des Statthalters; sie aßen auch von den Sachen des Statthalters, kein Mensch konnte irgendwelche Nachreden führen, denn etliche Leute gingen bei den Unteroffizieren und Soldaten zum Essen; sie mochten alle die Ponapeleute gern; und diese verehrten alle Patres wieder und sie schätzten alle Katholiken und Schulvorsteher. So aßen sie alle Tage bis sie satt waren und genug hatten; da besuchten sie auch die Fremden und spielten mit ihnen einige Spiele; der Statthalter bezahlte sie dafür. Wenn die Leute dann abzogen nahmen sie noch das Essen mit, das die Spanier schenkten, und die Katholiken schenkten ihnen allerhand Sachen, welche die Ponapeleute gern haben: Zeug, Tabak und Zündhölzer. Alle Ponapeleute freuten sich darüber. Etliche schlossen sich schnell dem katholischen Glauben an. Und so war es Brauch bei den Patres, wie

*o p̄l li akän karüş me k̄n šāuēšia p̄atre k̄n n̄n skūl karüş; me k̄n iān m̄t òn n̄n tēpel nān tēnpās en Kōpēna, puē kōpēna t̄šota kāk ēn mamuāliki amēn k̄ān en skūl. Ā k̄n apuapuāliat̄šā karüş, akoī aramās p̄l k̄n iān petolōn òn nān tēnpās en Kōpēna, re p̄l k̄n iān tūndle ā s̄n rēn Kōpēna; t̄šota aramās kāk ēn lip̄duetōla, puē akoī aramās akän k̄n kōuēi māna seu t̄šaumās tiketik k̄n o šāu ēn p̄ei k̄n; ir karüş k̄n p̄okēōn mēn Pōn'p̄ei, ō ir karüş k̄n uāunēki p̄atre akän o re p̄l k̄n uāunēki t̄šāulān en katilik k̄n, ō k̄ān en skūl k̄n. Ari rān karüş k̄n tūndle me karüş lāu mātief; ā re āp' k̄n p̄l iān utiāl ēn mēn uāi k̄n, ā k̄n uiata šōn ēn matōn k̄i; Kōpēna āp' k̄n puān òn ir. Ari ni ānšōu me aramās akän k̄n puṛap̄ēšān, re k̄n uā k̄š ēn ār tūnol mē mēn Sip ānš akän k̄n k̄šak̄ša k̄n irāil, o p̄l katilik k̄n p̄l k̄n k̄šak̄ša k̄n ir akoī k̄šēn kāpuē, me mēn Pōn'p̄ei k̄n māuki: likāu, tibākār, mātšēš āpē. Ari mēn Pōn'p̄ei k̄n āp' k̄n perēn'k̄ita. Akoī āp' k̄n matānānāla lāmlām ēn katilik. Ari iēt tū ēn me p̄atre k̄n k̄n uia ēn nāir t̄šāulān k̄n o tōn skūl k̄n; re k̄n k̄šak̄ša irāil ni imui ēn t̄šāunep̄ūn karüş, ō p̄l akoī aramās šamuāmue, re p̄l k̄n iān kōēān rēn p̄atre akän āle ār likāu ō mē karüş me re k̄n māuki. Ari katakatēo ēn ānšōu, ā re āp' k̄n tamānta tū ēn ēn p̄atre k̄n ā kalānān òn irāil mel̄l, re āp' k̄n p̄tept̄ koto ināukiān p̄atre, me re k̄n t̄šāulānla, puē re tiārata, me kōpūr ēn Šišūš, mē limpōk mel̄l, puē māš o re k̄n anāne ār mēn iān ānēki mekōt̄š. Ari t̄šota mōni ēn karēōn ir, o t̄šota amēn ōl ēn uāi me kāk tuēt̄ša, p̄atre k̄n me kalānān mel̄l òn irāil. Ari,*

sie mit ihren Christen und Schülern verfahren; sie beschenkten sie stets am Ende des Monats und etliche arme Leute begaben sich auch zu den Patres und erhielten von ihnen Kleider und was sie gerne haben wollten. Und zu der Zeit, wenn sie die Gewohnheit der Patres überlegten, wie diese zu ihnen so freundlich waren, gingen sie schnell zu ihnen und redeten auf die Patres ein, daß sie sie taufeten, denn sie hatten herausgefunden, daß die Gnade Christi die wirkliche Liebe wäre, weil sie zuerst wünschen durften, was sie haben wollten. Man verlangte von ihnen kein Geld, und kein Fremder benahm sich ebenso, alle Patres benahmen sich recht freundlich zu ihnen. Doch, meine Herren, recht viele Ponapeleute waren noch verstockt. Da fanden sie die Liebe der Patres heraus; sie änderten ihre verstockte Gesinnung, sie ließen sich im katholischen Glauben taufen, und auch viele Protestanten schlossen sich dem Katholizismus an, weil sie herausbekommen hatten, daß die Patres zu allen Christen und Schülern recht freundlich waren. Und dies ist ein Grund, warum etliche Protestanten zum Katholizismus übergangen, denn viele Leute sagten: »Ich werde nicht mehr Protestant bleiben, denn ich bin arm, ich kann nicht mein Zeug, meine Bücher, meine Tafel und Griffel noch bezahlen. Ich werde Katholik, denn die Patres verlangen nicht von mir, daß ich bezahle, und sie sind zu allen Leuten sehr freundlich.« Das sind die Gründe warum etliche Protestanten sich dem Katholizismus angeschlossen, und weshalb etliche verstockte Leute sich änderten. Sie hatten die Liebe Christi bei den Patres gefunden. Und noch

*māinko, me toto melēl men Pōn'pēi katiuo. Ari re āp' tiarata tū ēn līmpōk ēn pātre kām. Ir ari uikišān ni ār katiuo, iān tšāulānla ni lāmlām ēn kātīlīk, o pīl tšāulān ēn pērōtēstānt toto iānāla iāmlām ēn kātīlīk, puēki ār tiarata tū ēn pātre kām ā kalānān ōn nēiraīl tšāulān kām, ō tōn skūl kām. Ari iēi me kareta en akōi tšāulān ēn pērōtēstānt ār iānāla lāmlām ēn kātīlīk, puē me toto aramās me inta: »I tšota pān iān lāmlām ēn pērōtēstānt, puē ī mē šamuāmuē, tšota mē i pān puāineki ēi likāu o nēi pūk o slēit o pēnsil āpe. Ī pān iān lāmlām ēn kātīlīk, puē tšota me-kōtš pātre kām pān mašāni, i ēn puāin, ō iraīl me kalānān ōn aramās karūs.« Ari iēi mē pukātš me kareta en akōi tšāulān ēn pērōtēstānt ār iānāla lāmlām ēn kātīlīk, ō ēn akōi aramās katiuo ār uikīla. Ari tiarata tu ēn līmpōk ēn Šiš'ūs rēn pātre kām. O iēt pīl ēu. Ni ānšōu karūs mē arāil Korēo kīn puārotōn Pōn'pēi, re kīn pīl uāto akōi kāpue: likāu en li, tšākēt, ūroš, likatupuēl o, ēn ōl akān likāu tētē o mē tšota tētē, o kīš īn kāpue tīketīk kām, karūs utān kīšakīš ēn tšāulān kām o tōn skūl kām. Ari ni ānšōu kāpue kām kīn puāroto, pātre kām kīn āle kāpue kām, katikiuēi nōk ōn tšāulān kām o tōn skūl kām karūs, o pīl kīšākīšēki akōi aramās samuāmuē kan. O iēt pīl ēu, mē pātre kām kīn pīl wia ōn nēiraīl tšāulān kām: Rān ēn Krīstmēš o Pārakāp' o akōi rān kašāmpuāl akām pātre kām kīn uīāta kāmātīp lāpalāp rēn tšāulān o tōn skūl kām, ō šāumās akām pīl kīn iān moledōn o aramās toto kīn iān tōn kapār ēn pātre kām arāil kāmātīp; o re pīl kīn kīšakīša kīn ir akōi kīš īn kāpue, o re pīl kīn puāin ōn ēn aramās akām ār tātāuk puāin*

eins. Jedesmal wenn ihre Postdampfer in Ponape einliefen, brachten sie allerlei Sachen mit: Frauenkleider, Jacken, Unterrocke, Schleier, genähtes und ungenähtes Zeug für Männer, und allerhand Kleinigkeiten, alles Dinge, die sich zu Geschenken für die Christen und Schüler eigneten. Und jedesmal, wenn die Sachen ankamen, nahmen die Patres diese Dinge und verteilten sie an die Christen und die Schüler und beschenkten damit auch die armen Leute. Und noch eins, was die Patres für ihre Christen zu tun pflegten: an Weihnachten, Neujahr und andern Festtagen veranstalteten die Patres für die Christen und Schüler große Essen; einige Häuptlinge feierten mit und viele andere Leute nahmen an den Essen teil; und sie schenkten ihnen auch allerlei Kleinigkeiten, und sie bezahlten den Leuten für ihre Arbeiten recht ansehnliche Löhne; und die Schulvorsteher bekamen 26 Mark vom Statthalter, und sie bekamen von den Patres Zeug und alle Kleinigkeiten, welche sie gern haben wollten. Der Statthalter gab den Häuptlingen vierzig Mark im Monat. Das sind die Gründe, weshalb die Ponapeleute die Spanier gern hatten, auch die fremden Herren fühlten sich sehr wohl, denn der Statthalter zog keinen dem andern vor; nein, er schätzte alle Leute gleichermaßen.

Also, meine Herren, gab es fünf Häuptlinge in Ponape. Da war der Lăp en Nöt der die Fremden zuerst unterstützte, denn er überließ ihnen den Platz und half ihnen bis jene drei Leute den Kampf anstifteten. Nach dem Kriege in Matölenim breitete sich der Glauben in den Staaten Ponapes aus. Der Nanamariki von Kiti der Uašai

*lăut melël; o kăun ên skul kăn kîn âle mărke riššak uönu šăn ren kôpëna, a re âp' âle šăn ren pătire akăn likău âpe kis ên kăpue karüş, me re kîn măuki. O Kôpëna pîl kîn kiăn šăumăš akăn mark 40 nîn tsöunëpăn karüş. Ari iëi mëtš me kareta ên mën Pôn'pëi kîn pökedn mën Sipănšš, o šăumăš ên uai karüş kîn ênšënamău, puë Kôpëna tsöta kîn kăšămpuăliki amën a amën; šöř, a kîn kăšămpuăliki tše karüş aramăš.*

*Ari, măinko, šăumăš lîmën mia ni Pôn'pëi. Ari Lăp ên Nöt mē kîn tăpiata apuăli mën uai kăn, puë i me kîn muëit ðn irăil tsăp' o apuăli irăil lău lël ðl šlimënetš arăil kareta măuîn. Ari mūr ên măuîn a uidui Matölenim lămlăm kîn puëita ni uëi ên Pôn'pëi. Ari Nanamariki ên Kiti o Uašai ên Tsökäš kîn iăn Lăp ên Nöt šăuăšeta lămlăm ên kătîtk, o kăun ên skul kăn kîn šăuăšeta skul o lămlăm. Ari skul kîn puëita mău, puë mănakăp kăn o pëinakăp akăn kîn iăn šăuăšeta skul. Ari skul âp' kîn puëita mău ren šëri kăn, puëki me lăut kăn, ar iăn skul kăn, re âp' kin uia tū ên tsriak ên skul. Ari šëri kăn âp' kîn alălašăn me lăut kăn nîn tataŭk ên skul. Ari iëi me kareta skul kîn puëita mău, puë măs nîn tokön mën Amërika arăil uia skul Pôn'pëi karüş kîn môt ðn năn skul; šëri kăn o nănakăp akăn o pëinakăp akăn o aköi me malăr kăn pîl kîn inăniăn iăn skul. Ari ir pîl iăn â tsöta lipilipîl mē tîketik me lăut, puëki inăn ên aramăš akăn me uia. Ari măs ên lămlăm ên pëřötëstănt kin puëita mău o kelaîl Pôn'pëi, puëki me lăut kăn kîn šăuăšeta me tîketik kăn. Ari măinko, ma me lăut kîn pîl šăuăšeta me tîketik kăn*

en Tšökäš und der Lăp en Nöt traten zum Katholizismus über, und die Schulprediger halfen in der Schule und im Glauben. Die Schule machte gute Fortschritte, denn die jungen Männer und Mädchen besuchten die Schulen. Die Schule gewann auch die Kinder, denn die größeren, die in die Schule gingen, spielten gern Schule. Die Kinder lernten so von den Größeren was in der Schule getan wurde. Deshalb hatte die Schule gute Erfolge; denn als früher die Amerikaner auf Ponape die Schulen errichteten, wohnten sie in den Schulen; Kinder, Männer, Frauen und auch Alte gingen da auch gern in die Schule. Sie machten auch keinen Unterschied, ob klein ob groß, denn sie waren mit dem, was die Leute taten, einverstanden. So breitete sich früher der Protestantismus in Ponape sehr kräftig aus, denn die Großen halfen den Kleinen. Denn, meine Herren, wenn die Großen den Kleinen beim Glaubenswerk hilfreich zur Hand gehen, dann kann der Glaube gut gedeihen.

#### Das Verhältnis der Stämme auf Ponape untereinander und zur spanischen Verwaltung.

Zur Zeit, als der Protestantismus sich auf Ponape ausbreitete, traten ihm viele bei, bis dann die Spanier in Ponape erschienen und den Katholizismus einführten.

Als der Katholizismus auf Ponape zu wirken begann, errichtete er zunächst eine Schule in der Kolonie; Kinder besuchten die Schule. Als nun die Spanier den Weg von der Kolonie nach Aléniän bauten, blieben sie beim Nanamáriki en Kiti; der Nanamáriki überließ ihnen ein Plätzchen, namens Pön áu ín šáp'. Dort begannen sie ihre Arbeit; als sie mit der Arbeit in Aléniän begannen, half ihnen der Nanamáriki mit seinen Leuten beim Hausbau, bis er fertig war; sie umschlossen es mit einem schönen Pallisadenwall, und bauten dann auch das Haus für den Pater fertig, ein Offizier führte dann einige Soldaten und einen Pater herbei, um den Leutnant und den Pater Augustin zu ersetzen. Als dann der

*Ari n̄n tokōn lămlăm ěn p̄rōtēstānt ā k̄n puēita Pōn' p̄i ĩr karūs k̄n tšău-ašeta lău l̄l ěn m̄n sipānš ěr puārotōn Pōn' p̄i p̄l kapuāata lămlăm ěn katilik.*

*Ari ni ānšou ěn lămlăm ěn katilik apten tapiata ni Pōn' p̄i skul m̄ k̄n puēita mās Kolonia, šeri k̄i me k̄n iān skul katakatéo m̄n sipānš k̄n āp' muātsi āl kōšān Kolonia l̄l Aléniän. Ari ĩr kola kōušōn ren Nanamáriki ěn Kiti; ari Nanamáriki āp' muēit ōn irāil uāša k̄š atauki Pōn āu ĩn šáp'. Ari ĩr tapiata ār tatāuk, ni ānšou re tapiata ār tatāuk; Aléniän, Nanamáriki o iān akān k̄n apuāli irāil lău l̄l arāil uiāta ĩm arāil o nek: ā re āp' kelekipe ne tšuka kel māu mel̄l, o re p̄l uāta tēnpās ěn pātre k̄au l̄l nek; ā am̄n šăumās āp' uāla akoī šău ěn p̄i o am̄n pātre ūt uliānti tēniēnte o pātre Augustin. Ari n̄n tokōn teniēntē i pātre Augustin ara muātsi āl o l̄l Oa,*

Leutnant und Pater Augustin am Wege nach Oa arbeiteten, stießen sie auf großen Unwillen, denn ein Kampf entbrannte und alle wurden getötet. Der Nanamáríki von Kíti war keinem Glauben beigetreten, er stand ihnen aber freundlich und fördernd gegenüber, denn er tat weder Katholiken noch Protestanten Böses, er überließ es den Häuptlingen und allen Leuten, welchem Glauben sie anhängen wollten, als der katholische und protestantische Glauben in Uöna Fuß faßte. Aber er ließ sich weder katholisch noch protestantisch taufen, auch vertrieb er keinen der eingezogenen Glauben, sondern überließ Allen ihren Gefühlen zu folgen. Und noch eins. Als der Krieg in Matölenim stattfand, berief der Nanamaríki von Kíti seine Häuptlinge, Gauvorsteher und alles kleine Volk; sie versammelten sich beim Nanamaríki in Aléniän. Sie hielten Rat ab. Und der Nanamaríki befahl da seinen Häuptlingen: »Ich wünsche, daß ihr den Fremden in Kíti zur Seite steht, denn niemand soll in Matölenim mitkämpfen; ihr sollt alle die Fremden unterstützen, die bei euch bleiben werden; doch wenn jemand im Herzen anders denkt, und er die hier gebliebenen Fremden töten will, soll er kommen und mich zuerst töten und sie darauf ermorden.« So redete der Nanamaríki von Kíti zu seinen großen und kleinen Häuptlingen und dem Volke im Staate Kíti. Da hielten die Häuptlinge mit dem Volke eine Ratsversammlung ab: »Ihr hört, was der Nanamaríki von Kíti befohlen hat, daß niemand den Staat Kíti verlassen darf, um in Matölenim mitzukämpfen, denn alle sollen hierbleiben, um den Spaniern, die hier bei euch bleiben,

*ira tiär insēnsuēt läpalāp, puē máuñ kñ puéita, kamela ír karūs. Ari Nanamá- riki ěn Kíti tšota iän lämlām, āp' kñ gašāleta ā kalāññ melēl, puē a tšota kāk šuētki katilik te pērōtěstānt, puē ā kñ muéit òñ ĩnsēññ mōntšāp' akān o aramās karūs o pñl lämlām akān, puē' nñ āñšou lämlām ěn katilik o pērōtěstānt kñ puciti Uöna. A tšotā tšāulāñ ěn katilik tē pērō- těstānt a āp' tšota kāñ lämlām ako ěn puéita, puē a kñ kātñ muéitonētsa ĩn- šēññ karūs. O iēt pñl ēu. Ni āñšou máuñ uídui Matölenim o, Nanamá- riki ěn Kíti kñ kapōkōnpēne ār šāumās akān karūs o kāñ ěn káuššāp akān o aramās me tikitik kñ karūs; ír karūs pokōnpēne āñ řen Nanamáriki Alé- niän. Ari kopññ āp' uídui. Ari Nana- máriki āp' māšāni òñ ār šāumās akān: »I men komāil ěn apuāli aramās ĩn uāi ěn Kíti, puē amēn te kōla iän máuñ Matölenim; puē kitāil karūs pāñ apu- āli mēn uāi, me mimi kōukōušōñ retāil kñ; puē ma aramās amen lemenšāñ nāñ kapet, ā me a pāñ kamela mēn uāi mimi rēi mētš akān ěn koto māš kameiēla ā re āp' pāñ kameiraīla.« Ari iēi tu ěn me Nanamáriki ěn Kíti ĩñāukiāñ nā sāumās lāut kñ o pñl me tikitik kñ o aramās ěn uēi ěn Kíti karūs. Ari sāu- māš akān āp' kopññ òñ aramās akān: »Komāil rōñ tu ěn me Nanamáriki ěn Kíti māšāni o puē tšota aramās amēn pāñ kāk kōšāñ ni uēi ěn Kíti kōla iän máuñ Matölenim, puē karūzia pāñ momot apuāpuāli mēn sip āñš mimi retāil kñ lāu lēl āñšou me máuñ lāutē- lār te nēkiēř; puē mā aramās akōi koto kamela mēn uāi mimi řen Nanamáriki ěn Kíti kñ, ari ā pāñ karēta máuñ*

zu helfen, wenn der Kampf sich ausdehnt und erlischt; denn wenn einige Leute kommen sollten, um die beim Nanamariki gebliebenen Fremden zu töten, so wird das zum Anlaß zum Kampfe unter uns gesamten Ponapeleuten werden!« So berieten der Nanamariki von Kiti und sein Volk miteinander in Aléniän. Als sie berieten, saßen sie bis in die Nacht und der Nanamariki befahl den kleinen Häuptlingen, daß sie etliche Leute bestimmten, welche die Spanier beschützen sollten, damit die Leute sie nicht beraubten. So begannen denn die Ponape-Leute die

*nānpūn atāil mēn Pōn'pēi kēn!* « *Ari iēi tū ēn Nanamariki ēn Kiti o iān akān arāil kōpukōpūn nānpūn arāil Aléniän. Ari ni ānšōu me re kopūn re kēn kopūn lāu pūn a Nanamāriki āp' māšāni ōn akoī šāumās tīketīk 'ko ren kāunta aramās akān ren tāulīk ēn mēn sipānīš 'ko puē aramās tē pirāpāiraīlti. Ari mēn Pōn'pēi ko āp' tapīata ār tāulīk ēn mēn sipānīš ko, puē ni ānšōu ma mēn Matōlenīm ko kamela teniēntē nā ko. Rān ōtša karūš ēšiaiē. Ari pātre Luis, mē uiliānla pātre Augustin kōukōušōn ren Nanamāriki ēn Kiti*

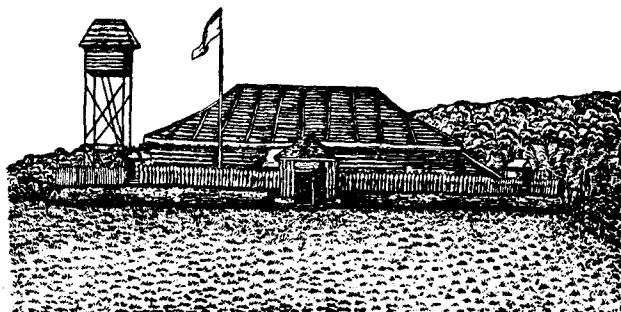


Abb. 12. Fort »Kiti« in Alenia (Uona)  
n. Cabeza Pereira

Spanier zu beschützen, zur selben Zeit, als die Matōlenim-Leute den Leutnant mit den Seinen töteten. Noch am selben Tage wußten es alle. Da begab sich Pater Luis der dem Pater Augustin half, zum Nanamariki von Kiti nach Aléniän. Dort erfuhr er, daß der Leutnant auch ermordet sei. Da weinte er sehr, denn er dachte, daß Pater Augustin mit seinen Leuten ebenfalls tot sei. Da sagten sie ihm, daß dies nicht der Fall sei, denn Nānpēi en Kiti hätte sie geborgen. Er erkrankte, und an dem Tage, wo der Nanamariki en Kiti die Seinen versammelte und mit ihnen beriet, waren Pater Luis und die

*Aléniän. Ari ni ā manie, mē teniēntē āpe kamakamalār. Ari āp' kēn tēntēnir, puē a popūr iān, me pātre Augustin iān ēr pāula. Ari re āp' katetē iān mē šōr, puē Nānpēi ēn Kiti torelār. Ari i ari lumūmkīta, a rān, me Nanamāriki ēn Kiti i iān ako pokōnpēne kopukōpūn o pātre Luis o šāumās ēn šāu ēn pēi ko momot nānpūn arāil mānāni tū ēn arāil kopūn o, puē re tšōta tīki, puē arāil lāmlām, mē Nanamāriki ēn Kiti pān iān Nanamāriki ēn Matōlenīm māuēn iān irāil. Ari šōr, puē Nanamāriki ēn Kiti me kalānān melēl. Ari māuēn āp' uidiū Matōlenīm lāu nēkela.*



Offiziere der Soldaten anwesend und hörten zu, was man beriet; doch hatten sie kein Vertrauen, denn es war ihre Ansicht, daß der Nanamariki von Kiti zusammen mit dem Nanamariki von Matölenim sie bekriegen wollte. Das geschah jedoch nicht, denn der Nanamariki von Kiti war wirklich zuverlässig. In Matölenim kämpfte man bis der Streit beendet war. Pater Augustin erschien dann wieder beim Pater Luis in Uöna, und sie errichteten beide eine Schule. Als die Schule in Uöna eingerichtet wurde, gestattete der Nanamariki allen Leuten, dem Katholizismus beizutreten, damit er sich gut in Uöna ausbreitete. Junge Männer, Mädchen, Kinder besuchten die Schule, es waren 100. Als die Schule in Uöna errichtet wurde, trugen etliche Kinder noch Schurz und Überwurf und betraten darin die Schule. Da schenkten ihnen die Patres genähtes und ungenähtes Zeug, denn die Patres hatten sie wirklich gern, denn sie kümmerten sich wenig darum, ob sie arm waren und Kleider besaßen, welche in der Kirche oder in der Schule nicht angebracht waren; sie regten sich nicht darüber auf, ob die Leute über sie lachten, denn ihnen galt die Schule am wichtigsten. Und als sie in die Schule kamen, versah der Pater sie damit; auch weiß ich vom Pater, daß er die Armen unterstützte. Ich nahm auch etliche Kinder auf, die von ihrer Mutter entfernt waren, unterstützte sie für die Schule und gab ihnen allezeit zu essen; auch nähte ich ihnen ihr Zeug. So blieben sie denn da; und so spielte es sich hier ab, während die Schule abgehalten wurde. Und noch eins, was ich für die Patres zu tun pflegte. Ich machte ihnen alle die

*Ā pātre Augustin āp' purotōn ren pātre Luis Uöna, ira ari kapuāata skūl. Ari ni ānšou me skūl kīn puēita Uöna Nanamariki kīn muēit ōn aramās karūs ēn iān šāuašeta lāmlām ēn katilik, puē ēn puēita māu ni uēi ēn Uöna. Ari mānākāp o pēinakāp akān ō šēri kān me kīn iān skūl, ir me opukišāmā. Nīn tokōn skūl a puēita Uöna akōi šēn miēr me kīn likāutšēi o litēnmar kouēi petolōn ōn nān im ēn skūl iān skūl. Ari pātre āp' kīn kišakšēki likāu, tete o likāu tšp tete, puē pātre kīn pōkeōn ir melēl, pueki ar kīn tōn metēiki tū ēn ar šomamue o mi nān likāu, me tšpota koneān nān im šarāui te im ēn skūl; re tšpota inšēnāuki ma aramās akān kāurūr kīn ir, puē ar inānān skūl me lāut. Ari ir kīn kotōn nān skūl pātre āp' kīn kalekāuirteta, i pīl kīn šāuešia ōn pātre ni apuāli me šomamue kāu. I pīl kīn āle akōi šēri kān kišān ren a nōnō kān apuapualī nān skūl o pīl kamānā ir ānšou karūs, o pīl te kōn ar likāu Ari ir kīn kōukōušōn re; a re āp' iēi iān skūl ānšou karūs. O iēt pīl ēu, me i pīl kīn uia ren pātre kān. I kīn te kōn ir ar likāu ēn šarāui kān o pīl akōi kiš en tatauk totō mia, me i kīn šāuešički pātre akān, puē ēi pōke ōn ir me lāpalāp melēl puē arāil pōke ōn nēirāil me lōlōkōn me lāut, o aramās karūs. Ari iēi me pukātš mē kīn karēta ēn karūs a pōke ōn mēn sipānš, Kōpēna o pātre akān. Re tšpota kašāmpualiki amēn a amēn šōr, puē karūs aramās kīn tuepēnetše. Ari nīn tokōn skūl a kīn puēita Uöna, Kōpēna tšpota kīn tūketišān ā pūrepūre Uöna, sāuešia pātre nīn lāmlām. Ni ānšou me Kōpēna kīn kātuēi tōn skūl karūs kīn pokōnpēne ni oōr en Sāu ēn Kēroun kašāmō*

Meßgewänder und tat auch sonst allerlei kleine Arbeit, womit ich den Patres helfen konnte, denn ich hatte sie wirklich sehr gern, weil sie zu uns erfahrenen Leuten und dem ganzen Volke so freundlich waren. Deshalb liebten auch alle die Spanier den Statthalter und die Patres. Sie zogen durchaus nicht einen dem andern vor, sondern alle Menschen waren ihnen gleich wert. Als die Schule in Uöna eingerichtet wurde, hatte der Statthalter kein Mißtrauen und besuchte Uöna, um die Patres beim Glaubenswerk zu unterstützen. Wenn der Statthalter zum Besuch kam, versammelten sich die Schüler am Strande beim Šâu ěn Kĕróun und empfingen den Statthalter und seine Offiziere, den Kapitän des Schiffes und viele Soldaten, die bei ihm waren. Sie hatten sie sehr gern, wenn sie den Statthalter und seine Begleitung einholten. Die Schüler fertigten dann ein Lied, und empfingen den Statthalter mit dem Liede. Dann begleiteten sie den Statthalter nach Aléniän, wo sich die Kirche befand. Dann gingen der Statthalter, die Patres und die Offiziere mit den Schülern, die sie auf beiden Seiten begleiteten. So sangen sie, bis sie nach der Kirche kamen. Dann betraten alle die Kirche und wohnten der Messe bis zum Schlusse bei. Sie verließen dann die Kirche und begaben sich in die Schule. Die Schüler wurden dann von dem Statthalter und seiner Begleitung geprüft, bis jeder herangekommen war, und der Statthalter hielt dann eine Ansprache an die Christen und die Schüler, daß sie sich an dem Missionswerk und der Schule beteiligten, damit der Glaube in Uöna schöne Erfolge aufwiese. Wenn die Ansprache beendet

*Kōpĕna o akoī šaumās tĕketĕk pĭl iän, o kăptĕn ěn šōp o šâu ěn pĕi năter pĭl iän. Ari pōke ðn kalăimün me kĭn kašămō Kōpĕna o iän akän. Ari tōn skūl kăn āp' kĭn uia kăul 'pôt, ār kăul ěn kăšămo Kōpĕna. Ari ĩr kĭn karetăn Kōpĕna Aléniän uăša ĩm šarăui mieř. Ari Kōpĕna o pătre o šaumăs akän kĭn ālu nănpün a tōn skūl kăn kĭn ālu ápali o ápali. Ari ĩr kĭn kakăul kokota lău lĕl ni ĩm šarăui Ari karuš kĭn ĩneĕ ĩm šarăui petolðn uiăta šarăui lău nĕk. A re āp' purĕi šăn năn ĩm šarăui o petolðn ðn năn ĩm ěn skūl o. Ari tōn skūl kăn āp' kĭn kaparĕi ðn kōpĕna iän ako tū ěn ār skūl lău nĕk, ā Kōpĕna āp' kĭn kapărĕki ðn tšăulăn kăno tōn skūl kău ren apuăli tatăuk ěn tšăulăn o skūl, puĕ lămlăm ěn puĕita mău năn uĕi ěn Uöna. Ari lău nĕk a kapărĕk a āp' kĭsakĭša tōn skūl kăn o nĕk ā re āp' katĭueăn ren Nanamăriki nĭn tĕnpăšo a, puĕ Nanamăriki iän akän pĭl kăunopata kamatĭp lăpalăp mōn Kōpĕna. Ari Kōpĕna āp' pĭl kĭsakĭša Nanamăriki iän akän lău nĕk, ā āp' purălăn ni tĕnpăš ěn pătre o kōukōušon ya lău lĕl ânšou ā muašĕl, ā pokon o āp' pĭl karĕti ðn ni ořoř o. Re pĭl kakăul lău lĕl ni ořoř o, a re āp' ũt uia ār kăul ðu kamürümür iän Kōpĕna iän ako lău nĕk. Ā pokon o karuš āp' rănău ðn Kōpĕna iän ako, o Kōpĕna iän ako āp' pĭl rănău i pokon o, o pătre nă tōn skūl ko. Ari tšăulăn karuš o tōn skūl karuš kĭn perĕnta melĕl o pĭl me tořo kĭn pĭtept tšăulănla pueki ār kilăn tu ěn Kōpĕna iän ako arăil tšăueřeta melĕl lămlăm; puĕ ni ânšou me šâu ěn pĕi kăn kĭn koldn ðn năn tšăp' o tšota amĕn kăk ěn uiăta ĕu šðn me šuĕt, puĕ re kĭn ko-*

war, beschenkte er die Schüler sämtlich und begab sich zum Nanamariki in sein Haus, wo der Nanamariki und sein Gefolge ein großes Essen für den Statthalter bereit hielten. Der Statthalter beschenkte dann auch den Nanamariki und seine Leute sämtlich und begab sich nun in die Wohnung des Paters und blieb dort bis zur Abfahrt, wo eine Menge ihn zur Einschiffung an den Strand begleitete. Sie sangen wieder am Strande und sangen ein Abschiedslied für den Statthalter und seine Begleitung. Die Menge wünschte dem Statthalter und den Seinen Lebewohl, und der Statthalter sagte mit seinen Leuten der Menge, dem Pater und den Schülern Lebewohl. Darüber waren alle Christen und die Schüler sehr erfreut, und viele ließen sich schnell taufen, weil sie gesehen hatten, wie der Statthalter und seine Leute es wirklich mit dem Glauben ernst nahmen; denn während der Zeit, wo die Soldaten ins Land kamen, tat niemand mehr Schlechtes, sondern sie gingen in die Kirche und taten, was der Pater und der Statthalter gesagt hatten; niemand streifte mehr umher, sondern alle blieben auf einem kleinen Platze bis der Statthalter sich zur Abfahrt auf das Schiff begab. Jedesmal wenn der Statthalter Kiti besuchte, erfreute er alle Leute. Es traten viele Leute in Uöna zum Katholizismus über, niemand verbummelte den Sonntag und alle hielten die hohen Festtage. Und der Nanamariki gestattete allen Leuten den katholischen Glauben. Und viele Leute empfingen die Taufe, auch der Nanamariki wurde zum Christen, er erhielt den Christennamen Miguel. Zur Zeit, wo er sich taufen ließ, gedieh der Glauben vortrefflich in Uöna,

*länētše iān šaraūi o apuapuāli tū en me pātre o Kōpēna pān mašāni; tšota amēn me kīn kāk en momēitšili, puē re kīn mo- mōtatše uāša uāša kīš lāu lēl en Kōpēna a muašēl purālān nīn šōp'. Ari ni ānšou karūs me Kōpēna kīn puarāla Kiti ka- pērēnta aramāš karūs. Ari aramāš karūs kīn uōn ōn nīn lāmlām en katilik nān Uōna, tšota amēn aramāš a mōmōt muāl rān šaraūi, iān šaraūi karūs kīn apuāli uāpūneki rān lāpalāp akān. Ari Nana- māriki āp muēit ōn aramāš karūs nīn lāmlām en katilik. Ari me toto melēl kīn ālēē bēp'tāz, ā Nanamāriki āp' pīl tšāulānla, mār e ni tšāulān Mīkel. Ari nīn tōkōn a tšāulānla lāmlām kīn puēita melēl ni uēi en Uōna o Nōt o Tšōkās; ni ānšou me lāmlām en katilik puēita Pōn'pēi, mōntšāp' šīlu me kīn iān tšāu- lānla o tšāuēšesa lāmlām en katilik; iēi mār arāil kān Lāp en Nōt, Nanamā- riki en Kiti o pīl Uašái en Tšōkās; iēi irāil me kīn tšāuēsia melēl lāmlām en katilik, ō pīl Saulik en Auāk. Ari nīn tōkōn im šaraūi en Kolōnia ā uiāta karūzia kīn pōkōnpēne rān en im šaraūi a išimāš, o tōn skūl karūs, mēn Kiti, Auāk, Tšōkās o Nōt. Ari rān o šaraūi lāpalāp kīn uidui lāu nēk ā Kōpēna o pātre akān āp' kīn uiāta kāmātip lāpalāp ōn karūs aramāš. Ari kāun en skūl akān kīn kāuntá tōn skūl kān ō pīl tšāulān kān. Ir kīn mōt ōn en pātre kān, ar tēpel kān, a karūs kīn mōt ōn en Kōpēna kān, karūs lāu mātīla kāmātip en rān o puē me lāut melēl. Ari karūs pīl purālān nān im šaraūi pīl uia šaraūi en šautik, lāu nēk, ar pōkon o āp' purapēšān. Nana- māriki en Kiti iān ako āp' purāla puēiti ōn ren Uašái en Tšōkās Tānē-*

Nöt und Tšökäš; als der katholische Glauben sich in Ponape ausbreitete, ließen sich drei Häuptlinge taufen und unterstützten den Katholizismus; ihre Titel sind Láp' en Nöt, Nanamáríki en Kíti und ferner der Uašái en Tšökäš; sie waren getreue Helfer im katholischen Glauben, auch Šaulik en Auäk. Und als die Kirche in der Kolonie errichtet war, kamen alle dort des Sonntags und an Festtagen zusammen, alle Schüler, die Leute von Kíti, Auäk, Tšökäš und Nöt. Wenn am hohen Festtag die Messe beendet war, gaben der Statthalter und die Patres allen Leuten ein großes Essen. Die Schulvorsteher leiteten dann die Schüler und auch die andern Christen. Etliche saßen bei den Patres an Tischen, andere beim Statthalter bis sie alle vom Essen des Tages satt waren, das sehr reichlich war. Alle besuchten dann wieder die Kirche und wohnten der Messe bis zum Abend bei, dann ging die Menge auseinander. Der Nanamáríki en Kíti begab sich dann mit seinen Leuten zum Uašái en Tšökäš nach Tānēpéi. Dort gab der Uašái dem Nanamáríki en Kíti und seinem Gefolge ein großes Fest. Wenn der Nanamáríki dann abfuhr, nahm er den Uašái en Tšökäš und seine Leute mit; sie begaben sich nach Kíti und feierten dort wieder ein großes Essensfest. Darauf begab sich der Uašái en Tšökäš nach Tšökäš zurück. Hernach waren die Stämme von Kíti und Tšökäš einander sehr befreundet, das verdankten sie dem Glauben an Christus. Die Nanamáríkis und ihre Untertanen liebten sich in dieser Zeit, denn ich weiß, daß früher der eine Stamm den andern nicht gern

péi. *Ari Uašái āp' uian Nanamáríki en Kíti iān ako kāmattp läpalāp. Ari Nanamáríki āp' muašēl ūkata Uašái en Tšökäš iān akān karūs; ir kātíla Kíti, píl uíata kāmattp läpalāp ya. Ari Uašái en Tšökäš āp' píl purālān Tšökäš. Ari mūr en mētš uēi en Kíti ō Tšökäš ira mīnimīnpēne melēl, pueki lāmlām en Šīs ūs mē karēta. Nanamáríki kān o aramāš akān arāil līmpōkepēne ānšōu uētš, puē i rōn, mē māš o tšōta tōn uēi kīn pōko ōn tōn en, puē re kīn tūpēne tše péitā, akōi kamēla akōi, puē tšōta līmpōk en Sīšus mī rerāil, puē re kīn aliālu nān rōterōt melēl, ā ānšōu uētš aramāš karūs ālā lāmlām en Šīs ūs. Āp' karēta karūs o līmpōkepēne puē ni ānšōu me lāmlām en pērōtēstānt kelēp' Pōn' péi, aramāš karūs kīn līki tīketīk lāu lēl ānšōu mēn sipānš ār puārotōn Pōn' péi kapuāiāta lāmlām en katīlīk. Ari iēi ānšōu mē līki läpalāp āp' miēla Pōn' péi o aramāš karūs āp' līmpōkepēne o uíala mīnimīn ēu, puē māš nīn tokōn mēn sipānš ār mīmītsa Pōn' péi lāmlām en katīlīk pān puēita melēl, puē Nānpéi en Kíti píl muēitōnē inšēnēn pātre kān. Ari pātre Pērēnāto āp' kīn katītōn kātīkāt Rōi en Kíti, akōi rān batakī ōn šēri kān akōi kākakāp o píl ānšōu Nānpéi kīn iān šarāui Alēniān, ō šolār inšēnšuet mīa nānpūn en mēn Pōn' péi o mēn sipānš kān kītš karūs kīn pōke ōn pātre kān šāuēsia irāil nīn tatāuk en lāmlām. Ari šēri kān kīn perēnēki melēl skūl, pueki me lāut kān ār kīn šāuēsia irāil nīn skūl. O iēt píl ēu, me Kōpēna kīn uía ren putāk kān me iān skūl Alēniān. Ā kīn muēit ōn irāil šōn en kašidān kēi šōn toto melēl, mēn uía kaul en šarāui. Ari ni*

hatte, denn wenn sie sich trafen, bekämpften sie sich, töteten etliche, weil die christliche Liebe nicht in ihnen steckte, denn sie wandelten noch im Dunkeln, und jetzt nahmen alle Leute den christlichen Glauben an. Daher lieben sie alle einander, denn zur Zeit, als der Protestantismus in Ponape allein war, trauten alle Leute einander wenig bis die Spanier nach Ponape kamen und den Katholizismus aufrichteten. Da wuchs das Vertrauen in Ponape, und alle Leute liebten einander und bildeten eine Freundschaft, weil nun, wo die Spanier sich in Ponape aufhielten, der Katholizismus vorzüglich gedieh, denn Nānpéien Kiti gestattete den Patres zu tun, was sie wollten. Auch Pater BERNARDO begab sich zum Aufenthalt nach Rōi en Kiti, etliche Tage lehrte er den Kindern Gebete, auch nahm Nanpéi an der Messe in Aléniān teil, keine Trübung bestand zwischen den Ponapeleuten und den Spaniern. Wir alle liebten die Patres und halfen ihnen bei ihrem Missionswerk. Auch die Kinder freuten sich sehr über die Schule, denn die größeren halfen ihnen in der Schule; und noch eins, wie der Statthalter mit den Jünglingen in der Schule zu Aléniān verfuhr. Er überließ ihnen viele verschiedene Musikinstrumente, womit sie bei der Messe musizierten. Und eines Tages schenkte der Statthalter ihnen ein Schiff, ein Schiff, das den Statthalter und eine Menge Soldaten befördert hatte. Sie begaben sich damit nach Aléniān. Sie hielten dort die Messe ab, eine Menge Soldaten spielten dabei bis zum Schluß heilige Lieder. Dann lehrten sie dieselben einer Schar Jünglinge. Und die Jünglinge lernten und verstanden es. Da schenkte

*ānšou me Kōpēna katikiue ōn irāil šōp' o' šōp' pōt me uāuēi Kōpēna o puin šāu en pēi ēu. Re āp' kouēi kōlōn ōn Aléniān. Ari šarāui āp' uidui, puin šāu en pēi o āp' uiāki kāul en šarāui lāu nek. A re āp' batāki ōn puin putāk ēu. Ari putāk 'ko āp' batāki o kōleti. Ari Kōpēna āp' muēit ōn irāil; ari puin putāk o āp' kīn uiuiāki kāul en šarāui o ānšou karūs. Ari ānšou karūs me im šarāui en Aléniān kīn kōitēla, pueki tšāulān kān me uatef o, pīl tōn skūl kān me toto melēl. Ari ni ānšou karūs pātre me kīn kiān en tōn skūl kān likāu, a i āp' kīn šāuēšēki pātre te kōn ir ār likāu en putāk kān, ō šeripcin kān; tšōta ānšou ēu, me i kāk mōmōt mu- āl, puē ēi tatauk nān skūl me lāut o ni ānšou me skūl nekier i pīl kīn koto mōnti ōn nān im pīl uiāta tatauk lāut meidl, pueki ēi kīn šāuēšia pātre akān ni tatauk en lāmlām en katilik. O iēt pīl ēu, me i pīl kīn uia ren me lōlōkōn kān. Ni ānšou me i kīn tšōmāu lāpalāp i kīn muēit ōn amēn en uilian ya pīl batāki, me i kīn batāki akān. Ari ni ānšou me i kīn kelāilata i kīn puāin ōn aramās me kīn batāki nei kān, o i pīl kīn puāin ōn aramās me kīn itan ya koto āle mōni Kolōn ia, pueki me melēl tšōta ai kīn kapuipui amēn aramās. Ari iēi me pukātš me karēta aramās karūs kīn pītepīt iān kila lāmlām en katilik, ā tiarata me še tšōta kīn gatāue irāil ni me karūs, ō še tšōta pīl kīn pēirēneki mekōtš, me pātre kīn kīšakīšēki aramās rōtorōt akān, puē še kīn perēnēki tū en pātre ā kalānān ōn karūs aramās, puē ren pemāta pītepīt, uikila, iānāla lāmlām en katilik. Ari me toto melēl tšāulān en pērdētētānt me kīn tānato iānāla lāmlām en katilik; puē ni ānšou, me lāmlām en katilik kīn pu-*

der Statthalter sie ihnen, und die Schar Jünglinge spielten nun stets die heiligen Lieder. Und zu allen Zeiten war die Kirche in Aléniān stark besucht, denn die Christen waren sehr zahlreich, ebenso gab es recht viele Schüler. Jederzeit schenkten die Patres den Schülern Zeug, und ich half den Patres das Knabenzeug zu nähen wie das der Mädchen; zu keiner Zeit war ich müßig, denn ich arbeitete gehörig in der Schule, und wenn die Schule aus war, so begab ich mich in's Haus und machte große Arbeiten, denn ich half den Patres bei ihrem katholischen Glaubenswerk.

Und noch eins, was ich bei den klugen Leuten tat. Als ich sehr krank lag, wünschte ich, daß einer als Ersatz des Lehrers eintrat, damit er etliche unterrichtete. Und als ich genas, bezahlte ich die Leute, die meine Kinder unterrichtet hatten; und ich bezahlte auch die Leute, die mich zur Kolonie brachten, um das Geld zu holen, denn ich spielte den Leuten wirklich keine bösen Streiche. Deshalb schlossen sich viele Leute rasch dem katholischen Glauben an, und sie fanden, daß wir sie niemals betrogen, und wir stifteten auch niemals Feindseligkeiten an, wie die Patres auch die Heiden beschenkten, damit wir uns freuten, wie die Patres zu allen Menschen freundlich waren, denn sie fühlten es bald, änderten sich und schlossen sich dem Katholizismus an. So traten auch viele Protestanten zum Katholizismus über; als der Katholizismus sich in Aléniān ausbreitete, gab es zuerst recht wenig katholische Christen, die jedoch zu keiner Zeit die Messe versäumten; denn der Katholizismus gedieh in Aléniān prächtig, weil der Nanamáriki en Kiti und der Statthalter die Patres gehörig unterstützten. Ich lobe die Art des Statthalters, wie er dem Glauben beistand, wirklich, denn er liebte die Christen sehr und die Schüler, er unterstützte die Vorsteher der Schule und sorgte für die Ausbreitung des Katholizismus. Aber jetzt ist es recht schwer, katholische Christen zu finden, denn viele sind wieder zum Protestantismus übergetreten.

*éita Aléniān, me laūlau melél, me tšota iān tšāulān en katilik; āre āp' tšota kīn tuketišān ār iān šarāui ānšōu karūš, pueki lāmlām en katilik kīn puéita māu Aléniān, pué Nanamáriki en Kiti o Kōpēna kīn šāuešēta melél pātre akān. J kīn koptīna melél tū en Kōpēna a šāuesia lāmlām, pué a kīn pōke ōn melél tšāulān kān o tōn skūl kān, o apuapuáli māu kāun en skūl kān o, kapuaīta melél lāmlām en katilik. Ari ānšōu ētš me apuāl en tiār tšāulān en katilik karūš, pué akōi kīn iānlār lāmlām en pērōtēstānt.*

### Der Aufstand in Auak.

Und nun von noch einem Versuch, der gemacht wurde als die Spanier in Ponape waren. Ein protestantischer Lehrer<sup>1</sup> begab sich von Oa nach Parēm, um dort zu

*Ari iēt pīl ēu šōn me uiāui nīn tōkōn en mēn sipā nš ār kōukōušōn Pōn'pēi. Tēna šāu en batāk en pērōtēstānt amēn<sup>2</sup> me kōšān Oa kotōn batāki Parēm. Ari*

<sup>1</sup> Alēk en Nā.

unterrichten. Er kam also nach Parëm, um dort zu lehren; und die Leute von Muänt besprachen sich Parëm zu nehmen und es mit Muänt zu vereinigen, Etliche Leute benachrichtigten die Nöt-Leute, daß die Muänt-Leute sich Parëm's bemächtigen wollten, um es mit Muänt zu vereinigen. Darüber wurden die Nöt-Leute ungehalten; sie hielten eine Ratsversammlung ab. Als die Muänt-Leute davon hörten, daß sie kommen würden, um ihren Lehrer gefangen zu nehmen, da fuhren die Muant-Leute mit einer Flotte nach Parëm; und berieten die Nöt-Leute wieder; sie fuhren auch mit einer Flotte ab. Die Muant-Leute verließen da Parëm und begaben sich nach Auäk hinüber, denn Šaulik en Auäk hatte dem Lăp en Nöt einen Brief übermitteln lassen mit der Nachricht, daß die Muänt-Leute kommen und ihn töten würden, denn man hätte einen Toten im Wasser gefunden. Und die Muänt-Leute dachten, daß Šaulik en Auäk ihn erschlagen hätte. So gerieten sie in Kampf miteinander bis die Nöt- und Muänt-Leute auch auf Parëm in Streit gerieten. An dem Tage, als die Nöt-Leute nach Auäk kamen, kämpften sie auf dem Wasser. Am andern Tage sandten sie einen Brief herum, herbeizukommen, ihnen zu helfen, denn die verschiedenen Religionen wollten sich bekämpfen. Da sammelten sich die Matölenim- und Kiti-Leute in Ū, um den Muänt-Leuten zu helfen; der Uašái en Tšökäš, Lăp en Nöt und der Nanamariki en Kiti halfen dem Šaulik en Auäk, auch der Nanamariki en Ū begab sich weg und schloß sich dem Šaulik en Auäk an. Alle

*i koto batabatáki Parëm; o ari mën Muänt āp' ināukita re ěn āle Parëm kabataiän Muänt. Ari akoī aramāš āp' kai-reki mën Nöt, me mën Muänt pān pil ālier Parëm kabataiän Muänt. Ari mën Nöt āp' inšensuel' kita; ĩr ari kōpukōpūn nānpūn arāil. Ari rōna, ari kolān mën Muänt ako, me re pān kolān šālietieř arāil šāu ěn batāk o, ari mën Muänt āp' pōk' pēlou kotitōn Parëm; ā mën Nöt āp' kōpukōpūn; o ĩr pil pōk' pēlou kouci. Mën Muänt ako pūrāšāniēř Parëm a re āp' tāulul ũeān Auāk, puē Šaulik en Auāk mē katārotōn Lăp ěn Nöt kiš ĩn likāu kiš kai-reki, me mën Muänt pān kolōn ōn kamela, puē ōl amēn me melānān šēt. Ari mën Muänt āp' lēmciän, me Šaulik ěn Auāk, mē kamela. Ari ĩr imuñtitikipēne lāu lēl ěn mën Nöt o Muänt āř pil imuñtitikipēne Parëm. Ari ni rān, me mën Nöt kolān Auāk, re āp' māuēnta nān šēt. Ari rān oša kiš ěn likāu kōpēšān re ěn kōpēneān šāuēšia ĩr, puē lāmlām akāu, me pēipēneř. Ari mën Matölenim o mën Kiti re āp' pōkōntōn nān Ū, puē re en šāuēšia mën Muänt; ā Uašái ěn Tšökäš o Lăp ěn Nöt o Nanamariki ěn Kiti, me kēn šāuēšia Šaulik ěn Auāk o pil Nanamariki ěn Ū, mē pil kotošān Ū pil iän Šaulik ěn Auāk. Ari tšāulān ěn pēřötēstānt kēn karúzia kēn pōkōnpēne nān Ū, a tšāulān ěn katilik kēn karúzia kēn pōkōnpēneān nān Auāk. Ari ĩr māuñnpēne; a Kōpēnā āp' katarāla šōp' pōt ěn kolān šnšila pātre, puē ā kōukōšōn tše Auāk, a māuñ uiuiāui; ari šōp' o āp' kolātše tāulul ān Ū. Ari āp' kašik-lōn ōn nān Ū, āp' lēl ōl ěn Kiti mën kamēla. Ari šōp' o āp' koto pēipēi likēn*

fortzufahren. Der Nanamariki sagte aber zu ihnen: »Wartet, ich will den Pater fortbringen, dann komme ich wieder, denn ihm soll auf See nichts passieren. Ich erhalte dann keine Vorwürfe, denn ich habe ihm geholfen.« Tâu k und Nānpéi's Frau verließen darauf die Flotte. Die Kanus fuhren ab und landeten bei Kapile, und Šāu Uōna<sup>2</sup> und der Pater stiegen aus und begaben sich in die Kolonie, um die Spanier zu benachrichtigen, daß es der Nanamáríki en Kĭti wäre, damit sie die Flotte nicht beschössen. Beide machten sich auf den Weg, als die Fremden von der Flotte hörten; da dachten sie, daß sie zu ihrer Bekämpfung ausrücken sollten. Sie trafen dazu die Anstalten, denn sie wußten nicht wer nach der Kolonie gekommen war. Als sie aber herausbekamen, daß der Nanamáríki en Kĭti und der Pater bei ihnen waren, fühlten sie sich wieder wohl. Der Pater blieb in der Kolonie und der Nanamáríki en Kĭti begab sich mit etlichen Leuten nach Nān Pōn Tšāp<sup>1</sup>. Der Nanamáríki en Kĭti befahl seinen Leuten sich nach Auāk zu begeben. Sie begaben sich dort hin, und der Nanamariki blieb mit den Frauen und Kindern in Nān Pōn Tšāp'. Dann besuchte der Nanamariki den Uašái en Tšōkáš. Sie weilten beide in Tšōkáš; und der Nanamariki ging darauf wieder nach Nān Pōn Tšāp' zurück, um seinen Leuten mitzuteilen, daß er wieder nach Kĭti zurückkehre. Er fuhr ab, und etliche reisten mit ihm, Šāu Uōna und andere blieben aber hier. Als der Nanamáríki

*mutōr máuiniānirāiliev. Ari ir onōpota, pueki ar šeše menia me šamutōneř Kolonia. Ari ni ānšou me re tiarata, me Nanamáríki en Kĭti o pātre me káti-tōn rerāil, re āp' inšenamáulār. Ari pātre āp' mōnti ōn Kolonia, ā Nanamáríki en Kĭti o iān ako tāululān Nān Pōn tšāp<sup>1</sup>. Ari Nanamáríki en Kĭti mašāni ōn iān akān ren tāululān nān Auāk, Ir ari tāulula ā Nanamáríki o li akān, šeri kán re mōnti ōn Nān Pōn tšāp'. Ari Nanamáríki āp' katilān ren Uašái en Tšōkáš. Ira katikāts Tšōkáš; ō Nanamáríki āp' purālān Nān Pōn tšāp' kaireki iān akān, mē ā purālāneř Kĭti. Ari i muašel purāla o akōi iān ako me iān i purāla, a Šāu Uōna o akōi re mimi tšē paliēt. Ari ni ānšou, me Nanamáríki en Kĭti purālāneř Kĭti o a katila šupidōn Sakār en iāp', Ari pōkōn kalāimūn kōukōušōn ya; re āp' kōpukōpūn lāu māula; a Nanamáríki āp' tāululōn Uōna. Ari ni ā lēl Uōna ā kĭn tiarata me im šarāui o ōlār<sup>3</sup> o tēnpās en pātre 'ko pĭl iān, puē ni ānšou, me pātre i Nanamáríki kātikāts paliēt, mēn Kĭti kán purūlašān nān Ū, o mēn Matōlenim pĭl iān. Irail kotiān Aleniān kōukōušōn ya. Ari re āp' kīšān kápue en im šarāui o im akān karūs me ūtān pātre akān o pĭl kápue mēn likĭn im kán. Ari Nānēken āp, kĭn torela akōi kápue 'ko nēketála nān tēnpās o áuiáuiēki pātre, puē en kōpureiān ir. Ari ni ānšou o akōi mēn Matōlenim kán kĭn iān kōukōušōn Kĭti a akōi nān Ū. Ari ni ānšou karūs me re kĭn kotōn Matĭp en Auāk kášik-*

<sup>1</sup>Am Tâu en Tšōkōla.

<sup>2</sup>Nānpéi's Wohnstätte.

<sup>3</sup>Kāp In rōšēn, auch Nanáua en Lōt genannt.



en Kiti nach Kiti zurückkam, besuchte er Šakār en iäp'.<sup>2</sup> Eine große Menge war dort anwesend; sie berieten bis alle zufrieden waren; und der Nanamariki begab sich nun nach Uōna. Als er nach Uōna kam, sah er, daß die Kirche<sup>3</sup> und das Haus des Paters zerstört waren, denn während der Zeit, wo der Pater und der Nanamariki hier (in der Kolonie) weilten, waren etliche Kiti- und Matölenim-Leute von U abgezogen. Sie waren nach Aléniän gekommen und dort geblieben. Dort hatten sie alle Sachen aus der Kirche, den Wohnungen des Paters und den andern Häusern herausgeholt. Doch Nānēken rettete etliche Sachen und nahm sie mit sich in sein Haus, um auf die Patres zu warten und sie ihnen dann zu übergeben. Zu der Zeit blieben etliche Matölenim-Leute in Kiti und andre in U. Als sie sich dann nach Matip en Auāk begaben, beschossen sie die Auāk-Leute, die auf dem Wasser herumfuhren, und versteckten sich auch im Busch, um Šaulik en Auāk zu finden und ihn zu töten. Die Leute von Kiti Tšōkāš und Nōt begaben sich nicht fort, sondern blieben in Auāk, um den Pater José zu beschützen, der in Auāk geblieben war, denn er hielt viel von seinen Christen, und dachte nicht daran, sie zu verlassen, denn er wollte mit ihnen sterben; so sagte Pater José, als sie kämpften zu den Frauen und Kindern: »Wenn ihr merkt, daß der Kampf größer wird, dann begeht euch in die Kirche und betet darinnen bis ihr getötet werdet, denn wir werden zusammen jetzt in der Kirche bleiben.« So sprach Pater José zu den Frauen und Kindern. Und alle Tage beschossen sich die Leute von U und Auāk,

tōn mēn Auāk kən, ni ar kən šéišéiši' i nān šēt, o re pīl kən rūkerūk nān tšāp' akən, puē re en tiār Šaulik en Auāk kamela. Ari ni ānšou o akoī mēn Kiti o Tšōkāš o Nōt re tšota kən taketišān ar kōukōušōn nān Auāk, puē re kən šinšīla pātre Šōzē, puē a kən kōukōušōn tše Auāk, puē a kən pōke ōn melēl nā tšāulān kən, a tšota kən lēmēta en kašēirāilā, puē a mēn iān irāil ni arāil mēla; puē ni ānšou, me re kən māūtnta, a pātre Šōzē kən mašāni ōn li akən o šeri kən: »Komaīl kilān ni ānšou me māūn lāūtēlār, a komaīl karūš kotōn nān im šarāui uia kākākāp löle, lāu lēl arāil koto kamekitāula, puē kitāil en iāniti atāil im šarāui ētš.« Ari iēi tū en me pātre Šōzē mašāni ōn li akən o šeri kən. Ari ni rān karūš, me mēn U o Nān Auāk kən kāsīkēpēne, o re pīl tūpēne tšē nān šēt pīl māūtnta ir, o mēn U pīl kən pōkōnpēne ō ināukita re en kotōn māuiuiān mēn Auāk. Ari ir kən koto lāu karētōn kel o, a akoī āp' kən koto kapūrē ir āuuei. Ari rān karūš me re koto purāueiān Matip en Auāk, puē re kən lēmēta, mē re pān koto neketiān likēn kel en Auāk o. Ari ir kən koto tšē mimikāilāuuei kāsīkāsīki nān Auāk. Ari rān karūš me re kən māūnpēne lāu lēl en mēn sipānš ar šāliēti Nānpēi en Kiti. Ari ni ānšou me māūn ouiaū, karūš mēn Pōn' pēi kən kotōn ren mēn sipānš oko' kārēki in irāil, me Nānpēi en Kiti me tapiata māūn o. Ari katakatēo lāutela melēl en men Pōn' pēi kən arāil katīpa Nānpēi ren mēn uāi kən. Ari šōp' pōt āp' kolān Kiti uātōn Nānpēi en Kiti Kolōnia. Ari ni ānšou me šōp o uāto Nānpēi o akoī šāumās tīketik iān, i koto. Ari mēn sipānš ko āp' āle Nān-

sie trafen sich auch am Wasser und fochten dort, und die Leute von Ú beredeten sich auch, daß sie die Leute von Áuäk scharf bekriegen wollten. Sie gingen ganz nahe an die Brustwehr heran und zogen sich dann wieder zurück. Alle Tage verließen sie Matip en Áuäk, denn sie glaubten außerhalb der Befestigung aufgerieben zu werden. Und sie blieben stets außer Schußweite und beschossen Áuäk. So kämpften sie alle Tage bis die Spanier sich Nānpéi en Kiti bemächtigten. Als der Kampf andauerte waren viele Ponapeleute zu den Spaniern gekommen und hatten ihnen erzählt, daß Nānpéi en Kiti den Krieg angefangen hätte. Und so geschah es allgemein, daß die Ponapeleute Nānpéi bei den Fremden anschwärzten. Ein Schiff fuhr nach Kiti und brachte Nānpéi en Kiti nach der Kolonie. Als das Schiff Nānpéi herbeibrachte, waren einige kleine Häuptlinge mitgekommen. Die Spanier setzten Nānpéi im Krankenhaus fest und beförderten die andern nach Kiti zurück. Als Nānpéi im Krankenhause blieb, versammelten sich viele Ponapeleute beim Statthalter in der Kolonie; sie berieten über die Ursachen des Krieges. Etliche behaupteten, daß die Muant-Leute von selbst angefangen hätten, andere verneinten dies und sagten, Nānpéi wäre es gewesen. So hielten sie mehrmals Beratungen ab, und Nānpéi blieb im Krankenhause und wartete alle Tage auf den Ausgang der Sitzung, denn während der Zeit, wo der Statthalter sich mit den Ponapeleuten beriet, war man nicht imstande den Streit unter ihnen beizulegen, bis schließlich ein Schiff sich zum Schutz der Patres nach Áuäk begab. Als das

*péi pullikiti Tivision a re ále me iān i oko kapurelān ir Kiti. Ari Nānpéi āp' kókoušōn Tivision, a mēn Pōn'péi karūš āp' pōkōnpēne ren Kōpēna Kolōnia; ir ari kōpukōpūn tū ēn me kareta māuñ o. Ari akoī'kēn kelāiliki, me mēn Muānt, mē péin tapiata, a akoī kēn katitiki me šōr, puē Nānpéi. Ari ir pūrepūre ōn ānšōu karūš kōpukōpūn, a Nānpéi āp' kókoušōn tše Tivision, papašān tū ēn kōpūn a uiāuiāui ran karūš, puē ni ānšōu me Kōpēna kōpukōpūn ren mēn Pōn'péi kēn re tšōta kāk ēn pullikiti ār mamāuñpēne nānpūñ arāil, lāu lēl ēn šōp o a puārotōšān a šinšila Áuāk, pueki pātre ako. Ari ni ānšōu me šōp o purotōšān Áuāk o šāu ēn péi kēi pīl uiliān uēi šinšila pātre, ari mēn Pōn'péi kēn re āp' kēn kota mi pōn tōl eu atānki Orapēñ. Ir ari kēn kāsšikitidōn nān kānim ēn Áuāk; o re pīl kēn koto rūkerūk nān tšāp, akān muāšamuāšān mēn Áuāk; ār pān kēn kotān āle kanār kš in māna. Ari rān ēu re āp' tūdōn ōl amēn o pīl putāk amēn me iān i; ira koto ēn nān tšāp' o āle kanār kš in māna. Ari mēn Ū ko āp' pīl kameirāila. O iēt pīl ēu, me mēn Ū kēn pīl uia, re pīl kēn koto ni pūñ nān Áuāk, āle bōt o uār ualāšān. Ari iēi me pukātš me re kēn uiuiapēne nānpūñ arāil karūš. A mēn Kiti kēn re šolār iān ir, pueki ār lām-lām me Nānpéi pān šēnšēl o pīl koiēila. Ari mēn Kiti karūš re kēn muēišān nān Ū, pueki ār šēšēlār, me pān uiāui pueki Nānpéi a pukāukitiār māuñ o. A tšāulān ēn katilik me iān Nana mārīki ēn Kiti koto mōntidōn paliēt, oko me tšōta kāk re ēn pīl matān purālān Kiti, puē akoī kēn iān mimi Áuāk šinšilē pātre āpe; a akoī kēn mimitšē ren Lāp ēn Nūt*

Schiff vor Āuāk erschien und etliche Soldaten zum Schutz der Patres landeten, blieben etliche Ponapeleute als Wache auf dem Berge, der Ora pēñ heißt, zurück; Sie beschossen die Häuser von Āuāk, versteckten sich auch im Busch und etliche überwachten die Leute von Āuāk, wenn sie sich ihre Verpflegung besorgten. So trafen sie eines Tages einen Mann in Begleitung eines Jünglings, die sich beide in den Busch begeben hatten, um ihre Nahrung zu holen. Die Ū-Leute töteten sie. Noch eins, was die Ū-Leute taten; sie begaben sich während der Nacht nach Āuāk, nahmen die Boote und Kanus weg und fuhren damit fort. So verfuhrten sie alle miteinander. Die Kīti-Leute beteiligten sich allein nicht daran, denn sie meinten, Nānpēi wäre gefangen und würde verbannt werden. Die Kīti-Leute verließen schließlich Ū, denn sie wußten nicht, was sie tun sollten, weil Nānpēi für den Krieg verantwortlich gemacht war. Die Katholischen blieben mit dem Nanamáriki en Kīti hier, einige wußten nicht, wie sie schnell nach Kīti gelangen sollten, denn etliche blieben in Āuāk, um den Pater zu beschützen, andere blieben beim Lāp en Nōt bis der Frieden wieder hergestellt war; und noch eins, was zwischen den Stämmen vorfiel und die Parteien, die sie ergriffen. Es gab eine Partei der Katholiken und eine der Protestanten. Die Katholiken schlossen sich der katholischen Gruppe an, die Protestanten der protestantischen, so geschah es in allen Stämmen. Die Katholiken ergriffen die Partei der Katholiken, die Protestanten die der Protestanten. Sie sammelten sich und kämpften gegeneinander; und noch eins, der Nana-

*lāu lēl ār pīl inšēnamāula. O iēt pīl ēu, me kīn uīdūi nī ānšōu o nānpūñ ēn šāu kān o piriēn karūš re kīn nenepēšāñ. Ari piriēn ēu mia, amēn tšāulāñ ēn katīlīk a amēn tšāulāñ ēn pērōtēstānt. Ari me tšāulāñ ēn katīlīk o kola nī pāli katīlīk, ā mē tšāulāñ ēn pērōtēstānt kōla iāñ nī pāli pērōtēstānt o tuētša šāu karūš. Re pīl nenepēšāñ me tšāulāñ ēn katīlīk iāñ pāli katīlīk, ā me tšāulāñ ēn pērōtēstānt iāñ pāli pērōtēstānt. Ari īr kōpēne māuñpēne nānpūñ ār. O iēt pīl ēu. Nanamāriki ēn Ū kašapuīlīkīti a kotōñ nāñ Āuāk iāñ tšāulāñ ēn katīlīk o pīl iāñ kōukōušōñ nāñ Āuāk pīl šāuēšia pāli katīlīk. Ari iēi me karēta Nanamāriki ēn Ū o akoī nā šāumās akān re kašapuīlīkīti, a akoī āp' ūt kašapuīlatā amēn, me ūt kašapuīlatā Nanamāriki ēn Ū a me tēyo kašapuīlīti; o akoī pīl ūlīāñla šāumās tēikān pīl mārēnekīla mār arāil kān, o pīl kāunta tšā akān o pīl kāunta aramās ēn ūēi ēn Ū kān karūš.*

*Ari katakatēo šōp me mimi Āuāk o āp' koiēila ā šāu ēn pēi kēi āp' ūlīāñ ūēñ nāñ Āuāk pīl šīnšīle pātre, lāu lēl ānšōu ēn šōp' o āp' puroldōnoto, kāireki mēn sipāñš ko māuñ uīdūiē Manīla. Ari īr kōpukōpūñ, o ari mēn sipāñš ko āp' lapuāta Nānpēi. Ari Pōñ'pēi āp' pīl pureāñ māula o re pīl pureōñ nī ūt arāil kān, o īr pīl kola āle īm šarāui me mi Alēniāñ o ūāiēiāñ Roī ūiāta ya; puē re kōla ūtiāl īm ako, ari šolār mekōtš mi lōle, puē mēn Matōlenīm, o tēna akoī mēn Kīti me kīšāñ kāpue akān, o Nāñēken o Uašāi ēn Kīti me āle akoī kāpue ako neketāla auiēki pātre. Ari nī ānšōu re purāuēi o ira katīn kopurēi ōñ īr. Ari re āletša muēit ōñ ira akoī kāpue*

márikí en Ū wurde abgesetzt, er blieb in Auāk und unterstützte die katholische Partei. Das ist der Grund, weshalb der Nanamárikí en Ū und etliche Häuptlinge abgesetzt wurden, und etliche einen andern wählten und ihn zum Nanamárikí en Ū machten, und weshalb die andern abgesetzt wurden, und man nahm den Häuptlingen ihre Titel und gab sie andern, die beherrschten nun das Land und die Leute im ganzen Staate Ū.

Nun begab sich das Schiff, das in Auāk stationiert war, hierher und etliche Soldaten begaben sich nach Auāk, um den Pater zu beschützen, bis ein Schiff ankam, das die Nachricht vom Kriege brachte, den die Spanier in Manila führten. Da wurde beraten, und die Spanier ließen Nānpéi frei. Da war Ponape wieder befriedigt, sie begaben sich heim, und wollten die Kirche, welche sich in Aléniañ befunden hatte nach Roî bringen und sie dort erbauen; wie sie die Häuser dort besuchen wollten, war nichts mehr darin, denn die Matölenim- und einige Kiti-Leute hatten alle Sachen daraus entfernt, und Nāñeken und Uasái en Kiti hatten einige Sachen gerettet, um sie für den Pater aufzubewahren. Als die zurückkehrten, übergaben sie ihnen dieselben wieder. Doch die Kirche entfernten sie und bauten sie in Roî wieder auf. Und so ging alles wieder an seine Arbeit zurück, und die Stämme waren wieder miteinander gut Freund, auch der Nanamárikí en Ū kehrte mit den Seinen nach Ū zurück, und Šāu Uōna begab sich mit seinen Leuten auch nach Roî zurück. Alle Leute kehrten wieder zu den Ihrigen zurück, und Häuptlinge und Volk schätzten wieder einander. Die Schule begann wieder in Roî, einige Kinder fanden sich ein, aber sehr viele taten es nicht, etliche Christen blieben dem katholischen Glauben nicht mehr treu, denn etliche blieben zum Beten im Hause und andere schlossen sich bis zum heutigen Tage dem Protestantismus an.

So wurden die Wirren beendet, die während der Spanier-Zeit auf Ponape stattfanden. Ponape fühlte sich wohl, bis die Deutschen erschienen und Ponape beherrschten.

*ako. Ā im šarāui ōtše me irāil āle koiči káuata Roî. Ari iēi ānšou me aramās karūs kīn pureān nān torāil o šāu karūs pīl kīn purapēne pokopokepēne nānpūn arāil, o Nanamárikí en Ū o nā me iān i akān re pīl purālān nān Ū, o Šāu Uōna iān akān pīl purālān Roî. Ari karūs āramās pureān nān torāil, o šāu māš karūs o aramās karūs pīl pureān pokopokepēne. Ari skūl kīn pureānpūcīta Roî, akōi tšē šēri kān me kīn iān, a metolo melēl me tšota iān akōi tšāulān kān pīl šolār iān apuāli lāmlām en katilik, pu akōi kīn mōmōtātša uiuia kākakāp nān im ar kān a akōi kīn iānala lāmlām en pērōtēstānt kokoto lēl mētš.*

*Ari iēi kaimuišāk lāu inšensuēt me mēn sipānš kōušōnki Pōn' péi, a mūri inšenamāuta lāu lēl mēn Džermāni ar puāroto ūt tšāpuēnmikīla Pōn' péi.*

### Überblick über die Zeit der Spanier in Ponape.

Und nun ist das alles, was ich von den Spaniern weiß, sie waren keine Feinde, aber die Fremden, die früher über ganz Ponape saßen, die brachten Streit und Unfrieden, sie brachten die Ponapeleute auf, doch kenne ich nicht alle Schliche, wie sie die Ponapeleute gar sehr hintergingen, wenn die törichten Leute ihnen etwas verkauften. Sie betrogen sie tüchtig und gaben ihnen schlechte Bezahlung, doch den gescheiteren Leuten mußten sie ein wenig mehr geben, denn die Klugen fanden heraus, wie man sie betrog. Und die Fremden begehrten, daß die Spanier sich auch dieses Brauches bedienten. So wollten die Fremden, daß sie die Ponapeleute bei ihren Arbeiten oder wenn sie etwas verkauften, gehörig hintergingen. Aber die Spanier überließen es ihnen, die Ponapeleute bei ihren Arbeiten zu beaufsichtigen, denn die kannten die Sitten auf Ponape und ihre Sprache. Daher machten sie sie zu Aufsehern über die Ponapeleute, als diese für den Statthalter in der Kolonie arbeiteten. Und diese Fremden wurden die Veranlassung, daß die Ponapeleute sich erhoben und den Statthalter töteten. Und als sie herausfanden, daß jene drei Männer schlecht waren, verhafteten sie Christian und Carin und sandten sie nach Manila, und Manuel begab sich mit den Spaniern zum Kampfe nach Tšökäš. Er wurde an dem Tage getötet, als die Spanier den Lap ɛn Nöt und Uašái en Tšökäš gefangennehmen wollten, und sie in Tānepéi kämpften. An dem Tage, wo Manuel mit den Spaniern getötet wurde, wurden die andern gefangen nach Manila gebracht. Als dieser Statt-

*Ari iéi tū ɛn me i ɛšia šān ren mèn sipānš kån mētš, tšota araül imütntiti, puè ɔl ɛn uaï me kɛn mōnti ɔn mās Pōn' - péi kån, me kɛn kånšɛnsuēt i iraül la kånŋotiki mèn Pōn' péi te kɛn ɛšia ta tū ɛn tšriäk karüş, pnè araül kapuipui mèn Pōn' péi me laüt, puè ma aramäs puipui mèn natikila mekötš reraül. Ari re kɛn kapuipui melèl kiän puai šuēt, ā mē lölököñ kån me re kɛn mēnsēi rēn kiän ekš puai laüt puēki me lölököñ kån kāk tiārata tu ɛn ār katauēi ir. Ari iéi tšriäk pukätš me ɔl en uaï pukätš māuki mèn sipānš en pɛl uiañ mèn Pōn' péi. Re pɛl māuki mèn uaï kån ɛn tuētša iraül me kapuipui melèl aramäs en Pōn' péi ni ār tatauk o ni ār natikila mekötš reraül. Ari mèn sipānš kån āp' muēt ɔn iraül re ɛn kaunta mèn Pōn' péi kån nɛn tatauk, puè iraül ɛšialār lämläm ɛn mèn Pōn' péi o re pɛl ɛšia tu ɛn mèn Pōn' péi ār lokaia. Ari iéi me kareta araül kaunekiki mèn Pōn' péi kån ni araül tatauk ren Kōpəna Kolonia. Ari ɔl ɛn uaï pukätš me kareta mèn sipānš o mèn Pōn' péi araül inšɛnsuētpene o Kōpəna kamakamekila. Ari ni ānsōu me iraül tiārata me ɔl šilimenētš me šuēt o re šalēti Kristiän, o Káriu kiralān Manŋla, a Manuël iän mèn sipānš ko kōla māuñ Tšökäš. I ari iän kamakamela rān me mèn sipānš ko kolān āle Lāp ɛn Nöt i Uašái ɛn Tšökäš, o ir ari māuñ Iānepéi, Ari iéi rān me Manuël iän ɛn sipānš ko kamakamala a me tēiko salēti kola Manŋla. Ari mūr en Kōpəna menētš a kamalā o amēn Kōpəna me üt wiliānti mōnti on Kolonia muätšiatā lau māu; a iän akān āp üt muätšī āl kōšān Kolō-*

halter ermordet worden war und ein anderer Statthalter an seine Stelle trat, ließ er sich in der Kolonie nieder und baute sie schön aus; andere bauten einen Weg, der von der Kolonie ausging, der bis Kiti führte und von Kiti weiter führte über die Berge nach Matölenim. Sie gelangten dabei nach Oa und ließen sich auf dem kleinen Platze Kitiëtik nieder; dort rodeten sie den Busch und bauten auch ein Haus. Das Haus war noch nicht fertig, als die Ponapeleute sie alle töteten. Das war die Ursache zum großen Matölenim-Kriege. Nach dem Matölenim-Kriege bestanden keine Mißhelligkeiten mehr mit den Spaniern, man ließ die Ponapeleute nicht arbeiten, sondern tat alle Arbeit selber und überließ es den Ponapeleuten, ihre Arbeiten zu machen. Und die Ponapeleute kamen allezeit in die Kolonie und verkauften allerlei. Die Spanier bezahlten sie, gaben ihnen Geld, schenkten ihnen manche Kleinigkeiten umsonst, allerlei kleine Dinge, Tabak, Zündhölzer, gaben ihnen von ihrem Essen, Brot, Mehl, allerlei Eßbares, auch Taschentücher, selbst Zeug schenkten die Spanier den Ponapeleuten umsonst; und die Ponapeleute taten bei ihnen allerhand kleine Arbeiten; sie errichteten Gatter, sie schlugen kleine Mangroven, bauten sie auf und umzäunten damit die Häuser. Den Tag über bekamen sie 1½ Dollar (3 Mark), soviel erhielten die Leute als Bezahlung, welche die Häuser einzäunten. Viele Ponapeleute beteiligten sich an dieser Arbeit in der Kolonie, ein Mann umzäunte das Haus eines Offiziers. Und dafür bekamen sie den Tag 1½ Dollar. Zwei Stücke erhielten sie in Münze und eines verblieb für das Essen,

*nia, kouéi lél Kiti āp' pīl kouéišan Kiti kokouéi pōn nana o puareueān Matölenim. Ari ir kouéi koušōn Oa mōnti uāša kīš akān Kitiëtik; ari ir muātsimuāt o ir pīl kāuata im ēu. Ari im o tšōta nekēla a mēn Pōn' péi ko kaméirpēne. Ari pīl kareta māuān lāpalāp Matölenim. Ari mūr in māuān en Matölenim nekēla, šolār inšensuēt mia nānpūn ēn men sipānīš a kotāuki mēn Pōn' péi, péinūr tšē me uiua tatāuk kān, a re müéitōnēr mēn Pōn' péi ren pūr uiuia ār tatāuk. Ari mēn Pōn' péi kān āp kotōn Kolōnia ānšōu karūš natikila me karūš. Ari mēn sipānīš kān kīn puāin ōn ir kiān ir mōni o pīl kīšakīša kīn irāil muāl, akoī kīš in kāpue, tibakē, mātsēs āpe o pīl kiān ir kanār kīš ēn māna pret, plour, šōn ēn māna karūš o pīl lūmānputō, likāu āpe me karūš, me mēn sipānīš kīn kīšakīšaki muāl mēn Pōn' péi kān karūš; o pīl akoī mēn Pōn' péi pīl kīn iān uia akoī kīš in tatāuk tiketik kān rerāil; re kīn uiāta kīš in kel, re kīn kouéi pēlēto kīš ēn iāk tiketik, re āp' kāuōta, o ari kelékipēne im akān. Ari nīn rān ēu mōni ēu apāli, iēi tū ēn ār kīn puāin aramāš me kīn kelepēne im arāil kān. Ari me tōtō mēn Pōn' péi me kīn uia tatāuk uētš rerāil Kolōnia, amēn aramāš kīn kelēta ēu im ēn amēn šāumāš. Ari iēi tū ēn ār puāin ōn ir en mētš nīn rān ēu mōni apāli. Ari riāu mi ni mōni a ēu mi ni kīš in māna, puē re kīn kiān me tatāuk rerāil kān šōn ēn māna karūš portš ēn kōu, o sardīn o plour, pret āpe. Ari iēi tū ēn tatāuk me akoī mēn Pōn' péi kīn uia ren mēn sipānīš kān, a ren pātre kān re kīn uiāta kel takāi kelékipēne tēnpāš arāil kān. Ari ir pīl kīn puāin ōn ir pīl puāi māu melēl, o re pīl kīn kola*

denn sie gaben denen, die bei ihnen arbeiteten alles mögliche Essen, Corned beef, Sardinien, Mehl und Brot. Solche Arbeiten verrichteten die Ponapeleute bei den Spaniern, und bei den Patres bauten sie Steinmauern und zäunten ihre Häuser ein. Sie wurden von ihnen auch sehr gut bezahlt, und gingen auch an kleine Plätze und die Ponapeleute verrichteten Bootsdienste für sie, die Patres zahlten ihnen ebenfalls Geld, Zeug und Tabak. Deshalb mochten die Ponapeleute die Spanier, und sie verwendeten das Geld nicht unnützlich, denn sie schenkten ihnen auch allen. Noch eines taten etliche Leute bei den Patres. Sie dachten, daß die Patres ebensolche Kaufleute waren, bei welchen die Leute etwas kaufen konnten. Sie kamen und brachten Geld mit; um es den Patres zu geben, aber die fragten die Leute, welche Geld brachten: »Warum bringt ihr dem Pater Geld, ich bin doch kein Kaufmann.« Der Pater nahm dann ein Stück Zeug von 10 oder 20 Metern, auch das Geld, das die Leute brachten, und schenkte es ihnen.

*akış uāša o mēn Pōn'pēi kân pīl itān irāul. Ari pātre kân pīl puānēki mōni o likāu, tibakēr āpe. Ari iēi me pukātš me karēta ēn mēn Pōn'pēi māuki mēn sipānš a tšota kašela nāir mōni rerāul, pueki ar kīšakīša kīn ir me karūs. O iēt pīl ēu, me akōi aramāš akān re pīl kīn uia ren pātre kân. Re kīn lēmēiān me pātre kân tuētša tšāunāt kân me aramāš nāti mekōtš rerāul. Re āp' kīn uāta mōni kouēi kiān pātre kân, ā re āp' kīn kalēlapāk ren aramāš me uā mōni: »Mēnta a uālān pātre mōni, pueki kāiten i tšāunāt mēn« Ari pātre āp' kīn āle ēlēp lēp in likāu me iārt 10 te 20 o pīl mōni me aramāš o kīn uāuueān kāpurēiān ir.*

*(Amerina)*

**Bericht über den gegenwärtigen Aufstand auf Ponape**, erstattet an seine Excellenz, Herrn DIEGO DE LOS RIOS Y NICOLAU, Generalgouverneur der Philippinen. (Anlage zum Bericht des deutschen Botschafters. San Sebastian, 23. August 1899).

Auf allen Ostkarolinen mit Einschluß der Palaos, herrscht vollkommener Friede, Anhänglichkeit und Unterwerfung an Spanien, und was angenehmer und schmeichelhafter ist: auf allen Inseln, wo spanische Ansiedelungen vorhanden sind, äußern die Eingeborenen ihre lebhaft patriotische Teilnahme für Spanien gerade jetzt um so wärmer, da es sich in kritischer Lage befindet und so viel von der Undankbarkeit anderer Besitzungen zu leiden hat.

Nur in Matolenim, einem abgesonderten Winkel von Ponape, hat der Aufstand Widerhall gefunden. In dieser schlecht beleumundeten Gegend hat freilich ein aufwühlender Zustand von jeher geherrscht. Während der kurzen Zeit unserer Herrschaft haben wir dort bereits drei große Aufstände erlebt: 1887, 1890 und gegenwärtig.

In jedem kolonialen Aufstand pflegen, neben dem Hasse gegen das Mutterland und dem Drange nach Unabhängigkeit stets noch andere, besondere Ursachen oder Vorwände zum Bruche zu führen. Hinsichtlich Ponapes speziell vermag ich hierüber nicht Genaueres anzugeben, denn der Anführer Nanpéi hat stets die größte Zurückhaltung gezeigt und, wenn auch vergeblich, stets die Verantwortung abgelehnt. Doch behaupten viele, daß er sein gesunkenes Ansehen dadurch wieder zu heben trachtete und auch persönliche Kränkungen mitspielten, während andere glauben, daß in dem Aufstande lediglich eine Abzweigung des amerikanischen Krieges zu erblicken sei. Endlich sind manche der Ansicht, daß der Aufstand, in Anbetracht der bedrängten Lage des Mutterlandes, aus eigener Initiative hervorgegangen ist. Soviel steht fest, daß schon lange Zeit vorher auf Ponape und speziell auf der benachbarten kleinen Insel Mant große Unruhe herrschte und Vorbereitungen zum Aufruhr getroffen wurden, bis am 17. März dieses Jahres die Eingeborenen von Matolenim und einige von U und Kiti sich unter Nanpéi vereinigten und einen bewaffneten Aufstand ins Werk setzten, der nur daran scheiterte, daß eine bemannte Kanuflotte nahe bei Mant vom Kanonenboot »Quiros« aufgehalten wurde. Auf ihre Versprechungen hin wurden die Ruhestörer freigelassen; aber offenbar ermutigt durch die ihnen zu teil gewordene allzu große Nachsicht, wiederholten sie den Aufstand einen Monat später in noch größerem Umfange, so daß der erste Aufruhr nur die Einleitung des Kampfes war, der am 17. April ausbrach.

Der Plan bestand darin, während der Messe oder bei einer anderen günstigen Gelegenheit die benachbarte treue Ortschaft Auak und darauf alle anderen uns freundlich gesinnten Ortschaften zu überfallen, und zwar bis zu der am entgegengesetzten Ende gelegenen spanischen Ansiedelung hin, gegen welche der letzte Angriff gerichtet werden sollte. Unter diesen Umständen begab sich der Gouverneur an Bord der »Quiros« mit seiner Begleitung nach Auak, in der Nähe von Mant. Die befreundeten



Stämme mit ihren Königen an der Spitze eilten den Auak-Leuten, ihren Verbündeten, zu Hilfe, und alle zusammen stellten sich zur Verfügung des Gouverneurs. Dieser versuchte zunächst durch friedliche Einwirkung, den drohenden Zusammenstoß zu verhindern; er ließ wiederholt die Häupter der Bewegung zu sich rufen und auch durch einen Abgesandten ihnen Verzeihung anbieten; schließlich bedrohte er sie, für den Fall, daß sie nicht vom Streite lassen würden; und da er kein Gehör fand, ließ er am 19. desselben Monats das Feuer eröffnen, worauf der blutige Kampf begann, der heute noch in der Umgebung von Auak sich hinzieht. Von dort aus pflegen die Aufrührer in geringer Anzahl unsere Leute anzugreifen, um den Gouverneur und die spanischen Offiziere durch Zurufe und tägliche laute Gesänge zu beschimpfen, welche das Nationalgefühl unserer Soldaten und der eingeborenen Freiwilligen verletzten, die erst kürzlich in weiser Voraussicht in Auak stationiert worden sind. Jene halbwilden Undankbaren richteten ihren Kampf nicht nur gegen unser Leben, sondern auch gegen unsere Ehre: so groß ist der Widerwille, den sie gegen Spanien hegen.

Die aufständische Bewegung wurzelt also in dem traurig berühmten Stamm von Matolenim und einem Teil von U und Kiti, mit etwa vierhundert Bewaffneten, im Schutze des undurchdringlichen Waldes und Dank der Hilfe, die ihnen von den Walfischfängern und Handelsfahrzeugen geboten wird, die sie jährlich besuchen und dort Waffen und Munition für Waren verkaufen. Dagegen hält ein großer Teil von Ponape d. h. die Männer von Not, Jokeš und der Hälfte von U und Kiti, deren Angehörige der Mehrheit nach katholisch sind, heldenmütig treu zur Regierung. Sie leisten sämtlich freiwilligen Dienst, und viele von ihnen sind vom gegenwärtigen Gouverneur mit Waffen und Munition versehen worden. Einen Beweis für ihre treue Anhänglichkeit werden stets die Schanzwerke von Auak bilden, von denen aus sie in Gemeinschaft mit dreißig Soldaten und einem Offizier, vom ersten Augenblick des Aufstandes an bis heute mit häufigem Feuer und mit edelmütiger Hingabe ihres Blutes für Spanien und die unterdrückte Religion die Aufständischen auf eine Meile weit von der Ansiedlung fern gehalten haben. Die katholische Partei in Ponape ist ein wirklicher Vorposten der Regierung, und ohne ihre Hilfe wäre nach wiederholten Aussagen des Gouverneurs selbst die Ansiedlung schon längst angegriffen und wohl vernichtet worden.

Der Aufstand dauert immer noch fort, ist aber sehr geschwächt, da die Eingeborenen von ihren vielen erfolglosen Angriffen ermüdet sind und über wenig Munition mehr verfügen. Der Stamm von Kiti befindet sich bereits offiziell in Frieden mit dem Gouverneur, und was noch wichtiger ist, der Anstifter und sogenannte Oberanführer befindet sich als Gefangener in der Ansiedlung, seitdem er sich in unbegreiflicher Sorglosigkeit verleiten ließ, das im Hafen von Ronkiti anwesende Kanonenboot ›Villalobos‹ zu besuchen, so daß er ohne Widerstand festgenommen werden konnte. Bei dieser Gelegenheit sollte es wohl auch meine Aufgabe sein, einiges Nähere über diesen vielgenannten Karoliner Nanpéi zu berichten. Da indessen bereits von Seiten des Gouverneurs von Ponape eine eingehende Untersuchung über das öffentliche Verhalten dieses

Mannes stattgefunden hat, und die betreffenden Akten ebenso wichtige wie genaue und jedenfalls ausführlichere Angaben darüber enthalten, als ich selber sie beibringen könnte, so glaube ich davon absehen zu dürfen, auf diese mir persönlich so schmerzlichen Verhältnisse weiter einzugehen und beschränke mich lieber darauf, den übelberathenen Nanpéi der Nachsicht und Gnade Eurer Excellenz anzuempfehlen, für den Fall, daß er aufrichtige Reue bekundet und sich mit dem von ihm schwer geschädigten Teile, d. h. der Regierung, den Missionaren und den freundlich gesonnenen Stämmen aussöhnt.

. . . . . das einzig praktische Pazifikationsmittel auf Ponape ist der Krieg. Die Kanaken haben für Edelsinn und Großmut keine Empfindung. Gnade und Verzeihung ist ihnen gleichbedeutend mit Beschränktheit und Schwäche. Die Nachsicht, die in den früheren Aufständen geübt worden ist, hat nur dazu beigetragen, den gegenwärtigen vorzubereiten . . . . .

Manila, 26. 12. 98

FRAY BERNARDO DE SARRIA, Apost. Missionar.

### Ponape unter der deutschen Verwaltung.

Der unglückliche Ausgang des spanisch-amerikanischen Krieges zwang Spanien zum Verzicht auf seine kolonialen Besitzungen in den Philippinen und Mikronesien. Die ersteren und die Marianen-Insel Guam fielen an die Vereinigten Staaten. Die übrigen Marianen, dazu die Karolinen wurden von Deutschland erworben. Am 30. September 1899 erfolgte in Madrid die Zahlung von 25 Millionen Peseten. Im Oktober wurde die Übergabe Ponapes vollzogen. Von Kusae kommend, traf der Gouverneur von BENNINGSEN auf dem Schiffe ›Kudat‹ am 11. Oktober in Ponape ein, wo bereits ein deutsches Kriegsschiff, das Kanonenboot S. M. S. ›Jaguar‹, im Hafen lag. Von spanischen Schiffen waren das Kriegsschiff ›General Alava‹ und der Truppentransportdampfer ›Uranus‹ seit Mitte September in Ponape, um die Übergabe an das deutsche Reich zu vollziehen. Am 11. Oktober erfolgte ein Empfang der Deutschen durch den interimistischen spanischen Gouverneur RICARDO DE CÁSTRO Y GÁNDARA und den Übergabekommissar Oberstleutnant CHRISTOBAL DE AGUILAR. Die Truppen wurden besichtigt, ein Rundgang durch die Siedelung und die Festungsanlagen unternommen, bei der man die Baufälligkeit und den verwahrlosten Zustand der Gebäude feststellte, so daß von BENNINGSEN die Niederlegung der Befestigungen anordnete. Am 12. Oktober folgte die Flaggenhissung in Gegenwart der Eingeborenen und der deutschen Vertreter, an ihrer Spitze der Geschäftsführer ~LOESSNER von der Jaluit-Gesellschaft in Langar. Der Hauptakt wurde am 13. vollzogen. In feierlicher Anwesenheit sämtlicher Europäer, der eingeborenen Häuptlinge, der Missionare, unter denen allerdings die verärgerten evangelischen Boston-Missionare fehlten, geschah die Übergabe der Ostkarolinen. Die Amerikaner hatten auf eine Einverleibung durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika gehofft. Nicht uninteressant ist bei dieser Übergabe das Verhalten des Nanpéi, der seit einigen Monaten wieder auf freiem Fuße war. Als er von dem Verkauf der Karolinen an Deutschland erfuhr, schrieb er dem spanischen Gouverneur einen so heuchlerischen Brief, wie ihn nur ein Mann seiner Charakterveranlagung schreiben konnte, worin er in seinem Namen und im Namen der Eingeborenen von Kiti das tiefste Bedauern darüber aussprach, daß die Spanier von Ponape weggingen. Gleichzeitig äußerte er seinen Unmut darüber, daß die spanischen Missionare noch auf Ponape verblieben, indem er sie beschuldigte, die letzten Wirren veranlaßt zu haben. Er schloß seinen Brief mit der Entschuldigung,<sup>①</sup> daß er nicht selbst kommen konnte, um sich zu verabschieden, da er krank sei. Diesen Brief schrieb Nanpéi in der Absicht, sich wegen seiner begangenen Schandtaten vor beiden Regierungen, der spanischen und der deutschen zu rechtfertigen, und die Schuld auf die Patres zu schieben. Am Tage der offiziellen Übergabe erschien auch Nanpéi mit seinen An-

<sup>①</sup> Diese Entschuldigungsweise, die ein schlechtes Gewissen verbergen sollte, lernten in der Folge HAHN, BERG, FRITZ, BOEDER, KRÄMER und ich zur Genüge kennen.

hängern aus Kiti und Matolenim in der Kolonie, wo er sich früher nie hatte blicken lassen. Er veranstaltete große Demonstrationen, um der neuen deutschen Regierung seine Achtung zu bezeugen. Die Spanier, vor deren Augen diese Demonstration stattfand, erblickten darin den Ausdruck einer ihnen geltenden Verachtung. RICARDO DE CÁSTRO versäumte nicht, dem Nanpéi in den schärfsten Ausdrücken sein Verhalten vorzuwerfen, worüber Nanpéi in ein sarkastisches Gelächter ausbrach. Nanpéi verschmähte es auch hernach nicht, auf dem Umwege über Amerika, die Patres bei der Regierung in Berlin zu diskreditieren. Ohne Erfolg. DR. HAHN durchschaute das gerissene Halbblut sehr bald.

Bei der Übernahme Ponapes hatten die Spanier sieben Offiziere und 382 Mann, darunter 130 Mann europäische Truppen; die übrigen waren Malaien. Die Offiziere übten Zivilfunktionen aus, besondere Beamte waren nicht mehr da. VON BENNINGSEN setzte Dr. HAHN, den später um die Hebung der deutschen Südsee-Kolonien so hoch verdienten Mann als Vize-Gouverneur ein. Als HAHN mit seiner vierzig Mann zählenden malaiischen bunt zusammengewürfelten Polizei-Truppe landete, wurde er von DE CÁSTRO aufgefordert, sich wieder einzuschiffen, da er seines Lebens nicht sicher sein würde. HAHN ließ sich nicht einschüchtern. Er verstand es, sich schnell in die Verhältnisse einzuleben und durch eine richtige Behandlung der Eingeborenen Ordnung zu schaffen. Ein Alkoholverbot für Farbige wurde eingeführt und strikte durchgehalten, die Bordelle wurden abgeschafft, die Festungsanlagen ingerissen; alle Eingeborenen hatten jeglicher Zeit Zutritt zur Kolonie, was früher verboten war; nur die Ablieferung der Waffen vermochte er nicht durchzusetzen. Zuguterletzt hatte die spanische Regierung noch an den Kaufmann ZARZA 3500 Remington-Gewehre verkauft, von denen die Eingeborenen einen ziemlichen Teil aus dem verwahrlosten Fort stahlen, bevor der Kaufmann sie hatte in Sicherheit bringen können. Die Munition wurde noch rechtzeitig vernichtet; es wurden versenkt: 24 Fässer und 5 Kisten mit Schießpulver, 37000 Patronen und 524 Granaten.

Die Eingeborenen begrüßten die deutsche Verwaltung mit Freuden und schenkten ihr absolutes Vertrauen. Etwas über zwei Jahre blieb Dr. HAHN auf Ponape und erzielte den Erfolg, daß die Befriedung der Insel gelang. Der Handel blühte auf, die Eingeborenen erfuhren zum ersten Male durchgreifende ärztliche Betreuung durch den seit 1900 auf Ponape wirkenden Arzt Herrn GIRSCHNER. Wie gründlich es HAHN um das Verständnis der Eingeborenen, ihrer Sitten und Gebräuche zu tun war, davon legen zwei sehr wichtige Arbeiten von ihm Zeugnis ab: ›Mitth. üb. Sitten u. rechtl. Verhältnisse auf Ponape‹ (Ethnologisches Notizblatt Bd. II.—Heft 2. 1901) und ›Feste und Tänze der Eingeborenen von Ponape‹ (ebd. Bd. III.—Heft 2. 1902). Die Berichte im ›Deutschen Kolonialblatt‹ zeugen davon, wie vorsichtig der Vizegouverneur daran ging, die Eingeborenen, welche bisher eine straffe Ordnung, Gehorsam, Zucht usw. nie kennengelernt hatten, daran zu gewöhnen, kurz, der Ponape-Bevölkerung durch die Tat zu beweisen, daß eine europäische Macht in selbstloser Weise zu ihrem Besten

sich bemühte. Wenn auch die angewandten Mittel zunächst ungewohnt waren und nicht sogleich ihren Beifall finden konnten.

Strafsachen aus der spanischen Zeit wurden niedergeschlagen; Schwierigkeiten machte die Landordnung; die durch weiße Händler und Japaner käuflich von den Eingeborenen erworbenen Grundstücke mußten in Grundbücher eingetragen werden, wobei versucht wurde, seitens der Antragsteller, die obengenannten Käufer, die Eingeborenen zu schädigen. Takt und Umsicht und seine ausgezeichnete Begabung, sich in der Eingeborenen Leben, Denken, Sitten einzufühlen, halfen HAHN, die oft schwierige Lage zu meistern, und die Grundstückverhältnisse im großen und ganzen zu ordnen, ohne den Frieden zu stören. HAHN erkundete das gesamte Land und hatte die Absicht, tropische Kulturen, Kaffee, Kakao, Baumwolle usw. einzuführen, dazu in den Niederungen Viehwirtschaft in größerem Maßstabe betreiben zu lassen. Über Versuche ist man jedoch nicht hinausgekommen. Die Eingeborenen, mit Ausnahme des geschäftstüchtigen Nanpéi, standen ihnen ablehnend gegenüber. Geblieben ist allein die Viehwirtschaft, die seither in kleinem Umfange in Kiti betrieben wird.

HAHN wurde als Gouverneur an die Spitze des gesamten Schutzgebietes Neu-Guinea, Karolinen und Marshall-Inseln berufen. Ihm folgte als Vizegouverneur BERG, der die von HAHN eingeleitete Politik fortsetzte. Zugleich machte er den Versuch, vorsichtig an die Entwaffnung der Eingeborenen auf den Inseln heranzugehen. Wußte man doch, daß in den vergangenen fünfzig Jahren eine Unmenge Feuerwaffen an die Eingeborenen verkauft worden war, wodurch die Sicherheit arg gefährdet wurde. BERG machte den Anfang 1903 in Truk und hatte dort gute Erfolge. Nicht so auf Ponape, wo kein einziges Gewehr abgeliefert wurde. Hier kam ihm eine Naturkatastrophe zu Hilfe. Am 20. April 1905 raste ein Taifun über die Insel. Er richtete die schwersten Verwüstungen an. Die Folge war ein monatelanger Mangel an pflanzlichen Nahrungsmitteln; Yams, Brotfrüchte, Kokosnüsse fehlten, die zu entbehren den zur Hauptsache an pflanzliche Kost gewöhnten Eingeborenen sehr schwer wurde. Die Haustiere, Schweine, Hühner, Hunde hatten nur wenig gelitten, ebenso die Wildtauben, die es schnell lernten, sich gleich den Hühnern am Erdboden aufzuhalten. See und Flüsse steuerten mit ihrem Überfluß einer unmittelbaren Hungersnot. Trotzdem war jetzt der günstige Augenblick gekommen, die Waffenlieferung anzuregen, indem man gleichzeitig den Geschäftssinn bzw. die Habgier der Eingeborenen in Betracht zog. Als das Bezirksamt bekannt gemacht hatte, daß für ein Gewehr 35 Mk., bzw. 4 Sack Reis (im Laden 48 Mk.) à 56 engl. Pfund oder 20 Dosen Lachs und 20 Dosen Corned Beef (im Laden 40 Mk.) gezahlt würde und für jede Patrone 10 Pfennige, setzte die Ablieferung schnell ein; bis zum 6. 7. 05 wurden 254 gut erhaltene Gewehre; 1532 Patronen nebst Zündhütchen, dazu Vorrichtungen zum Einsetzen derselben, Kugelzangen, Patronengürtel u.s.w. abgeliefert. Dann stockte die Ablieferung. Der Nahrungsmangel wirkte nicht mehr; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Deutschen über die Ponape-Leute herfallen würden, nachdem ihre Entwaffnung vor-

genommen wäre. Um dem entgegenzutreten, ließ das Bezirksamt erklären, daß Taubenflinten und Vorderlader gegen eine Stempelgebühr von 50 Mk. behalten werden könnten. Mit dem Erfolg, daß bis zum 17. 5. 06 545 Gewehre und 3998 Patronen im ganzen zur Ablieferung gekommen sind, d. h. auf weniger als sechs Köpfe kam ein Gewehr! Der Aufstand zeigte später, daß mit den 545 Gewehren nur der schlechteste Teil zur Ablieferung gekommen war. Auseinandergenommen, sorgsam in Öl getränkte Lappen gewickelt, wurden die Einzelteile in vor Wasser geschützten Verstecken aufbewahrt.

Leider wurde eine andere Angelegenheit noch nicht geregelt. Seit dem Jahre 1893 hatte die spanische Regierung, um Ruhe und Frieden auf der Insel zu halten, jedem Nanamariki ein jährliches Gehalt von 480 Mk. zugewiesen; Nanpéi erhielt sogar 2000 Mk. Diese Dotationen hörten mit dem Erlöschen der spanischen Oberhoheit auf. Aus nicht ersichtlichen Ursachen setzte die deutsche Regierung diese Bezahlung in anderer Weise erweitert fort. Sie zahlte unter dem Vorwande einer sogenannten Lehrtätigkeit an dreizehn einflußreiche Eingeborene in den verschiedenen Staaten jährlich 240 Mk. Diese Zahlungen bestanden bis zum Oktober 1908.

1907 starb der Vizegouverneur BERG; im April 1908 trat sein Nachfolger, Bezirksamtmann FRITZ, der bis dahin die Verwaltung von den Marianen in Saipan ausgezeichnet geleitet hatte, in seine Stelle. Im selben Jahre erstrebte man für das gesamte Schutzgebiet eine Erweiterung der eigenen Einnahmen. Eine unmittelbare Personalsteuer verbot sich in Ponape wegen der die Eingeborenen drückenden Naturalabgaben an ihre Häuptlinge. Wollte man auf eine Personalsteuer hinarbeiten, so galt es, vorsichtig zunächst Maßnahmen zu treffen, die auf eine Befreiung der Lehenshörigkeit der niederen Eingeborenen abzielten. Nach der alten Rechtsordnung, dem lamlam en Pon'pei, hatten diese kein Recht an Grund und Boden und konnten ohne weiteres von ihren Lehensherren aus ihren Sitzen vertrieben werden. Daher bestanden von jeher Spannungen, die zuweilen in offene Feindseligkeiten ausarteten, zwischen der herrschenden Klasse, den Lehensherren, den Jopeiti, und den Lehensinhabern, dem niederen Volke, den aramaš muäl. Diese Besitzunsicherheit galt es zu beseitigen, um einer berechtigten Steuer die Wege zu ebnen. Bereits Ende September 1907 hatte HAHN gelegentlich eines kurzen Besuches auf Ponape auf einer Häuptlingsversammlung den Eingeborenen die Absicht der Regierung, das Lehenswesen abzuschaffen, vorgetragen. Gleichzeitig hatten sich alle Häuptlinge durch Unterschrift verpflichten müssen, fortan keinen Lehensträger mehr von dem von ihm bewirtschafteten Grundstücke zu vertreiben. FRITZ blieb es vorbehalten, diese Regierungsabsicht zur Ausführung bringen zu müssen. Er hatte einen schwierigen Stand, denn die Eingeborenen verstanden diesen Eingriff in ihre angestammten Rechte nicht; sie fühlten, wie sich selbst später, nach dem Aufstande von 1910 zeigte, unter diesem System der Feudalwirtschaft durchaus wohl und zufrieden. Einige »aufgeklärte« Köpfe abgenommen, die ihre politische Weisheit in den Schulen der Boston-Mission be-

zogen hatten. Vertreibungen von Lehensinhabern waren von jeher nur in sehr seltenen Fällen, und dann meist mit triftigen Gründen erfolgt. FRITZ arbeitete ein Programm aus, das einerseits die Interessen der Eingeborenen in gerechter Weise berücksichtigte und andererseits den Absichten der Regierung, ihre Einnahme zu verstärken, entgegenkam. Dr. HAHN genehmigte folgenden Plan von FRITZ:

1. Die seitherigen Lehensgüter werden freies Eigentum der Besitzer, jede Tributzahlung hört auf.
2. Die seitherigen Lehensträger und ihre Angehörigen, soweit es arbeitsfähige Männer von 16—25 Jahren sind, arbeiten als Entgelt für diese Lehensbefreiung jährlich 15 Tage unentgeltlich bei dem Bezirksamt.
3. Von diesem Arbeitsertrage, in Geld ausgedrückt und unter Zugrundelegung eines Tagelohnes von 1 Mk., erhalten die seitherigen Lehensherren die Hälfte als Entschädigung für den Verzicht auf Lehenshoheit und Tribut.
4. Mit Hilfe der unter 2 genannten Leistungen werden Wege, Brücken, Kanäle gebaut, also Arbeiten ausgeführt, die der wirtschaftlichen Hebung des Landes dienen und wiederum allen Eingeborenen zugute kommen.

Die Ablösung der Arbeitspflicht war durch Geldabgaben gestattet. Obwohl man mit diesen einschneidenden Maßnahmen nur vorsichtig vorging und die Ablösung der Lehenshoheit nur da in Angriff nahm, wo sowohl die Lehensherren wie die Lehensträger sie wünschten, schienen die 1908 in der Landschaft Kiti auftretenden Unruhen die Durchführung des ganzen Planes zu verhindern.

FRITZ irrt sich gründlich, wenn er schreibt: »Die Ursache dieses in Ponape potentiellen Zustandes der Unruhe, des wechselnden, bald hohen, bald schwachen und aussetzenden, stets aber drohenden Fiebers ist die von den Spaniern herbeigeführte, von den Kapuzinern geförderte konfessionelle Spaltung«. In der Schilderung der vorspanischen und spanischen Periode der Geschichte Ponapes ist wiederholt darauf hingewiesen, daß seit altersher traditionelle Spannungen zwischen den einzelnen Staaten, bzw. Sippen, vorhanden sind. Wohl aber war in die früher festgefügte gesellschaftliche Ordnung durch die zersetzende Lehre und Erziehung der puritanischen Boston-Mission, die immer wieder mit Nachdruck auf »die Gleichheit aller Menschen vor Gott« hinwies, Bresche gelegt und bisher ungekannte Spannungen zwischen Lehensherren und Lehensträgern hervorgerufen worden. Die Stellung und das Gebaren eines Nanpéi bezeugen am besten diesen verhängnisvollen Einfluß. In den Kämpfen gegen die Spanier hat er, wie wir gesehen haben, eine hervorragende Rolle gespielt. Der deutschen Regierung gegenüber verhielt er sich zunächst loyal. Doch bereits 1908 versuchte er aus den Unruhen für sich Vorteile zu ziehen. Als Besitzer ausgedehnter Pflanzungen in verschiedenen Landschaften der Insel, als wohlhabender Händler hätte ihm eigentlich an der Erhaltung des Friedens und einer ruhigen, stetigen Entwicklung des Landes gelegen sein müssen. Diesem materiellen Eigennutz scheinen jedoch in seinem komplizierten, schwer zu durchschauenden Charakter Interessen anderer Art

gegenüber gestanden zu haben: Religiöser Eifer — er war Pastor der Boston-Mission — Ehrgeiz, ein Hang zu Intriguen, der schon in seiner stets zweideutigen Haltung gegenüber den Spaniern sich offenbarte. An seinem Wohnsitze Roi en Kiti (*Roan Kiddi, Roinkiti, Ron Kiti*) war es ihm gelungen, die Macht und das Ansehen des Nanamariki fast völlig zu beseitigen und an sich zu reißen, wiewohl er mütterlicherseits nur einem ganz niederen Häuptlingsrange angehörte; damit hatte er sich in einem anderen, wohlhabenden, der Familie des Nanamariki angehörenden Unterhäuptling, dem Šâu en Kiti einen Gegner und Nebenbuhler geschaffen. Die Streitigkeiten zwischen beiden wurden zum Anlaß der Störungen von 1908, die FRITZ oben etwas übertrieben als ›Unruhen‹ bezeichnet. Dazu kam, daß, als im September 1907 die künftige Befreiung der Lehensgüter verkündigt wurde, diese Nachricht unter den Eingeborenen zur Gründung einer Art ›Volkspartei‹ (*puin en lolokön*, Rat der Weisen) geführt hatte. Es waren Nanpéi'sche Gedanken, für die zwei seiner intimsten Freunde, mein Dolmetscher Etekar und der Eingeborenen-Pastor William en U warben; Ziel der Volkspartei war die Untergrabung der Häuptlingsmacht. Diese Partei erstrebte eine Art Parlament, das aus je drei Vertretern der fünf Staaten bestehen sollte, die unter Umgehung der Häuptlinge aus dem Volke zu wählen und dem deutschen Bezirksamtmanne als beratende oder gar beschließende Instanz unter dem Vorsitze Nanpéi's zur Seite stehen sollten. Unter dem Einfluß von Nanpéi sicherten sich die beiden eine bedeutende Gefolgschaft. Ihr Ziel setzten sie jedoch nicht durch. Immerhin wurzelte die Macht und das Ansehen der Nanamariki noch so tief im Volke, daß bei einem offenen Hervortreten dieser demokratischen Bestrebungen die Mehrzahl zweifellos zu ihren Oberhäuptlingen gehalten hätte. Diese Ansicht fand durch das Verhalten der Leute nach dem Aufstand von 1910 seine Bestätigung. Im übrigen ist es vielmehr zu verwundern, daß die Eingeborenen nicht bereits 1907, bei dem Bekanntwerden der Absichten der deutschen Regierung sich aufgelehnt haben. Der naturgemäße Widerstand, der stets durch die Aufhebung angestammter gesellschaftlicher Ordnungen, insbesondere auf den Druck einer fremden Macht hin, ausgelöst wird, wurde verstärkt durch die in der Tat zu geringe Entschädigung der durch die Aufhebung der Lehensordnung benachteiligten Häuptlinge. Die fünf Oberhäuptlinge sollten jeder 900 Mk. jährlich bekommen, um sie damit selbst an der ausnahmslosen Heranziehung aller Arbeitskräfte zu interessieren. Diese Summe bedeutet jedoch keinen Ausgleich für den drohenden Verlust ihrer bisherigen Macht, nicht einmal für die unmittelbare materielle Einbuße, nämlich den Wegfall des von den Lehensleuten an sie zu entrichtenden Tributes, der für einige von ihnen die einzige Einnahme bildete. Erklärte mir doch der Nanamariki von Kiti 1910, daß er nur mit großen Schwierigkeiten nach der Kolonie kommen könne; wo er ehemals Untergebene in's Kanu befehlen konnte, mußte er jetzt vier Bootsleute für 20 Mk. mieten! Noch schlimmer stand es für ihn um die Beschaffung der notwendigen Lebensmittel, die er jetzt für schweres Geld einkaufen mußte, besaß er doch keine eigenen Fruchtfelder.



1908 sollte mit der Pflichtarbeit begonnen und zunächst der Weg von Kiti zur Kolonie gebaut werden. Nanpéi wünschte diesen Weg nicht, der seine Behausung in Kiti zu nahe an den Sitz der Regierung gerückt hätte; vor Kiti liegen die von Nanpéi als Eigentum beanspruchten Ant-Inseln, auf denen, wie auch im Hafen von Roi en Kiti von Walfängern und Japanern Kontrebande getrieben wurde. Kurz, Nanpéi würde unter eine Aufsicht geraten sein, die dem schlaunen Geschäftsmanne sehr peinlich gewesen wäre. Im Stillen predigte er den passiven Widerstand.

Es galt für Nanpéi, ein schlaues Spiel einzufädeln; ein Spiel, in dem er einmal selbst den der Regierung ergebenen, loyalen Eingeborenen spielte und andererseits seinen alten Gegner, den Šāu en Kiti gleichzeitig unzuverlässig erscheinen ließ, was diesen, wenn möglich, in einen Gegensatz zur Regierung verwickeln sollte. War das Ansehen dieses Mannes bei den Deutschen untergraben, das eigene befestigt, so würde es ein Leichtes sein, den Erbstreit zu seinen eigenen Gunsten zu wenden und den Rang eines Nanamariki zu erlangen, den er erstrebte, und der dem Šāu en Kiti weit eher zukam als ihm selbst.

Dem Erbstreit zwischen Nanpéi und Šāu en Kiti liegen folgende Tatsachen zugrunde. Šāu en Kiti hatte als Mitglied der Sippe des Tip en man tontol, einem Geschlechtszweig der Nanamariki-Familie in Kiti, einen Vorrang im Anspruche auf bestimmte Grundstücke in Kiti, wozu auch ein Teil der Ant-Gruppe gehörte. In früheren Zeiten spielten diese Inseln eigentlich nur für den Kult eine größere Rolle. Mit dem Titel des ›Šāu en Kiti‹ war gleichzeitig der Rang eines Oberpriesters der Göttin Naluk verbunden und damit der Besitz von gewissen Liegenschaften in der Ant-Gruppe. Mit der Einführung des Christentums verschwand der Kult der Naluk. Der Titel eines Šāu en Kiti mit den Ansprüchen auf Ant aber verblieb. Wenn also Šāu en Kiti von Nanpéi seinen Anteil an der Ant-Gruppe, die wirtschaftlich an Kopra, Fischen, Schildkröten usw. Beträchtliches abwarf, heischte, so befand er sich durchaus in seinem Rechte. Nanpéi lehnte diese Ansprüche ab und versteifte sich auf die Urkunde des spanischen Gouverneurs PIDAL vom 13. August 1896 und auf das Protokoll vom 16. Dezember 1899, in dem ihm vom Vizegouverneur HAHN u. a. der alleinige Besitz der Ant-Inseln bestätigt worden war. Nanpéi hatte sich sowohl bei PIDAL wie bei HAHN auf ein Testament vom 27. Mai 1863 gestützt, worin sein Adoptivvater ihn als Besitzer seiner damaligen Liegenschaften, zu denen auch Teile der Ant-Inseln gehörten, eingesetzt hatte. Der Adoptivvater jedoch war, obwohl ein hoher Jopeiti, zu dieser eigenmächtigen Verfügung nicht berechtigt gewesen, da sie durchaus der seinerzeit (und auch in der Folge noch 1908) herrschenden Lehensverfassung widersprach; das gesamte Land war nämlich Eigentum der Jopeiti; die einzelnen Grundstücke waren an bestimmte Titel gebunden, deren Verteilung durch die Jopeiti in einer Versammlung unter dem Vorsitz des Nanamariki erfolgte. Nun führte Šāu en Kiti seinen Titel rechtmäßig und hatte mithin begründeten Anspruch auf die fraglichen Grundstücke. Ihr Wert hatte sich in soweit gegen früher verändert, als der Ertrag an

Kokosnüssen in Kopra und jetzt in Geld umgesetzt werden konnte. Freilich hatten es reiche Jopeiti versucht, sich auf ihren Besitz an Waffen, Geld und europäische Waren stützend, ihr Lehen in freies Eigentum umzuwandeln und zu vererben. Dabei wurde vorausgesetzt, daß der Nanamariki und die übrigen Jopeiti nachträglich dazu ihre Zustimmung gaben. Es ist nicht klar, ob Nanpéi's Adoptivvater jene Zustimmung zu der Umwandlung seiner Lehen in Privateigentum je erhalten hat. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß auf diesem illegalen Wege erworbene Besitztitel von einer Regierung, die wie die deutsche Verwaltung gern das Eingeborenenrecht zugrunde legte, beanstandet und für ungültig erklärt wurden. Nanpéi rechnete damit und richtete seinen Plan danach ein. Sehr geschickt verstand er es, die konfessionellen Gegensätze auf Ponape auszunutzen und seine im Grunde rein materiellen Zwecke mit religiösen Beweggründen zu maskieren. Um die etwas verwickelten Verhältnisse zu verstehen, ist eine Erklärung nötig. Zwischen den Staaten des Nordens (Not, Jokeš, Auak und Palikir) und des Südens (U, Matolenim und Kiti) bestanden von jeher starke Gegensätze, die immer wieder in Fehden ausgetragen worden sind. Nach der Missionierung Ponapes waren die Nordstaaten vorwiegend katholisch, der Süden protestantisch. Šâu en Kiti war zwar Protestant(?), aber dem Katholizismus sehr geneigt. Es scheint, daß die Kapuziner gehofft haben, auch im Süden an Einfluß zu gewinnen, wenn Šâu en Kiti übertreten und die Würde des Nanamariki erreicht haben würde. Er hatte nunmehr zwei Vorgänger. Es entsprach dem Naturell der Eingeborenen, sich dem Bekenntnis ihres Häuptlings anzuschließen. Ferner war angesichts des großen Hasses zwischen den beiden Nebenbuhlern damit zu rechnen, daß der zur Herrschaft gelangende Šâu en Kiti den Nanpéi aus seinem Lehen vertreiben würde. Damit aber wäre die Vormacht des Nanpéi, des fanatischen Vorkämpfers der Protestanten, gebrochen gewesen. Nach allem also durfte ein sich zum Katholizismus bekennder Šâu en Kiti der weitgehenden Unterstützung der Kapuziner gewiß gewesen zu sein. Liegt es doch im übrigen im Sinne der katholischen Kirche, jede Autorität zu unterstützen; und Šâu en Kiti war der Träger des alten Stammesrechtes. Im Jahre 1905 hatten die deutschen Kapuziner die spanischen abgelöst. Voll Eifer gingen sie an's Werk, ihre Mission zu erfüllen. Dabei mögen sie sich, mit den Verhältnissen und Intriguen auf Ponape wenig oder ganz unbekannt, gelegentlich zu weit vorgewagt haben. Sicherlich erkannte Nanpéi in den Kapuzinern eine große Gefahr für seine eigenen ehrgeizigen Pläne, die er so gut mit seinem religiösen Eifer für den Protestantismus zu tarnen verstand. Er veranlaßte zwei Schreiben, eins an das Bezirksamt in Ponape von der Versammlung der protestantischen Oberhäuptlinge, und ein anderes vom Naneken en Kiti. Beide Schriftstücke, die recht wesentlich sind für die Beurteilung der Lage, teile ich hier mit:

*Main kâun lapalap.*<sup>19</sup>

*Kit me intinieti mar et nan kijinlikâu kij et, men kairekin komui tuen injen at o injen en ne ngeter ren nait aramaj en ueiko. Fe men poki ren at kaun en kotin kalangan uia meakot me pan kareta katolik o me taio en ter tolapene kauela kito uei kan.*

*Je aja er jong maj lao lel met tuen aramaj me katolik o me tejo kin jota jonamau pena: re kin rapaki karapa tike-tik anjou karoj puen akamai pena. Aramaj me katolik kin jota non in ongion en peiki on a kaun me protejtan ap kare injenjuut o lamalam en kang kapatapat potopot nan pung ar.*

*Main re kotin ira ti ong uei en Jokoj Not o kaujap Auak pue katolik en uiauia ar totok ia. A ieramen ekij uaja teiko pue ie joer kak en kokoua moromor en lamalam me je papam nan pung en aramaj en Ponape. Uei me muei ong apali lamalam en ter litore me teiko kamakitata aramaj. J'ap ako me men kauata pein ir pue ren ter litere katolik: Uei'n Kiti uei'n Matolenim o uei'n U o Palikir.*

*Ikul in jarau te mekot me kijan totok en momotijo en katolik er muei on ni uei teiko, Not o Jokoj pue en kajabatokata uamaj en uei pukat, pue ni ar tolapena re pejipejikon nan pung ar o kapeti arail patau ni totok karuj pil tueta kaun en uei ko. Kit men aramaj en perenta lolepotila ar totok o kapuai ata memau karuj.*

*Kit litu apui re omui Main, Nanamariki en Kiti, Naneken, Uasai, Nanpei, Nanit lapalap, Nanaua, Nanatau en Palang, Lap en Palikir, Nanaua en Paniop,*

Herr und gewaltiger Herrscher!<sup>19</sup>

Wir haben unsere Titel unter das Schreiben gesetzt, um Ihnen kund zu tun, wie unsere Stimmung und die Stimmung vieler unserer Leute in den Staaten ist. Wir möchten Sie, unseren Herrscher, bitten, gnädigst zu geruhen etwas zu tun, was die Katholiken und die anderen verhindern wird, Verwirrung zu stiften und die Staaten zu verderben.

Wir wissen es von früheren Zeiten her bis jetzt, wie die Katholiken und die anderen Leute nicht gut zu einander passen. Sie pflegen alle Zeit nach geringen Ursachen zu suchen, um miteinander zu zanken. Ein Mensch, der katholisch ist, will nicht seinem protestantischen Herrscher gehorchen, das ruft Mißstimmungen und den Gedanken hervor, sich einer fort-dauernden Vereinigung untereinander zu widersetzen.

Herr, geruhen Sie, die Staaten von Jokeš, Not und Auak abzugrenzen, damit die Katholiken dort ihr Werk tun, aber auf die anderen Plätze Verzicht leisten, da wir nicht vermögen, den Gedankenstreit zu bezwingen, den wir unter den Leuten von Ponape wahrnehmen. Ein Staat, der eine Religionspartei zugelassen hat, soll sich nicht in eine andere mischen und die Leute aufregen. Einige Staaten sind es, die sich selbst zu entwickeln wünschen, damit die katholische Einmischung aufhört: der Staat Kiti, der Staat Matolenim, der Staat U und Palikir.

Schulen, Kirchen und was sonst noch zum Werk der katholischen Kirche gehört, sollen in den anderen Staaten, Not und

<sup>19</sup>Brief in der durch die Boston-Mission eingeführten Schriftsprache, die weder phonetischen noch grammatischen Ansprüchen irgendwie genügt.

*Nanamariki en Matolenim, Naneken, Uasai, Noj, Edgar, Nanmariki en U, Nanekin, Uasai, Noj, Nanaua.*

Jokeš zugelassen werden, damit die Leute dieser Staaten sich frei fühlen, da sie zusammen gemengt, sich untereinanderreiben und ihr Herz zu aller Arbeit widerwillig wird; und auch ebenso die Herrscher der Staaten. Wir wünschen, daß die Leute mit innerer Freude an ihre Arbeit gehen, und alles Gute von Erfolg sei.

(Unterschriften)

Der Naneken schrieb:

Herr Gouverneur!

Ich, der Naneken von Kiti, überreiche Ihnen ehrerbietigst meinen Brief, da ich den größten Wunsch hatte, mit dabei zu sein, und Sie auf dem erhabenen, großen Fahrzeug zu treffen (dem Kriegsschiff, auf dem Naneken zu einer Besprechung eingeladen war). Aber ich vermag es nicht, da ich hinfällig bin, da ich ein Alter unter allen Jopeiti von Kiti bin. Mein Amt ist das des Naneken von Kiti. Hier folgt, was ich Ihnen und dem Nanemariki (der bei der Besprechung zugegen war) darlegen möchte. Euer Gnaden mögen mir verzeihen, wenn ich einige meiner Gedanken aussende, die ich Ihnen selbst auseinanderzusetzen vermöchte, wenn ich mich zu der Versammlung hinbegeben hätte. Meine Lehenspflicht ist es, den Staat Kiti in Ordnung zu halten unter dem Nanamariki; aber der Nanamariki unter Ihnen, Herr Gouverneur. Ich wünsche, daß die Leute dieses Staates erfolgreich in ihrer Arbeit seien und alles gut wäre. Ich kenne nicht die Sitten der Fremden, da ich ein alter Mann bin; aber folgendes ist es, von dem ich wünsche, daß es statffinde und gut würde. Herr Gouverneur, das Schlimme alles, was im Stamme Kiti stattgefunden hat, werde ich versuchen zu bessern. Ich glaube auch, daß ich imstande dazu bin, aber folgendes ist es, das ich vor Ihnen, dem Nanamariki und dem Herrn des erhabenen Fahrzeuges (Kriegsschiff-Kommandanten) vortragen möchte: das Schlimme, woran ich schwer trage, beginnt mit dem katholischen Glauben. Ich bitte Sie zu versuchen, die Macht der Katholiken zu brechen. Alle meine Leute, die katholisch sind, versuchen alles zu tun, um den Jopeitis die Achtung zu rauben. Vieles treiben sie heimlich Unrechtes. Ich bedaure ihr Emporkommen alle Zeit, ihr Denken paßt nicht zu den Staatsgedanken (Denken und Gesetz der Fremden), (*ar lamalam jota konon lamalam ue*). Das Denken geht stark auf Vernichtung. Ich glaube stark, daß, wenn die Katholiken es so treiben, wie sie es zu dieser Zeit treiben, sie alles zum Streiten bringen, und dadurch Kampf der Gedanken erregen; keine gute Herrschaft kann gedeihen.

Herr, wollen Sie nicht gnädigst etwas tun, was den Staat Kiti zum Guten bringt, da hier für diesen Staat die Katholiken verderblich sind! Herr, durchaus nicht, weil ich Protestant bin, sage ich dies hier, sondern weil es mein Staat ist, bin ich bekümmert, daß die Leute Verderben erleiden von den Katholiken. Naneken en Kiti.

Diese beiden Schreiben sind nach dem Ausbruch der sogenannten ›Unruhen‹ von 1908 verfaßt worden und geben ausgezeichnet die feindliche Stimmung der protestantischen Staaten auf Ponape gegen den Katholizismus wieder. Dazu ist zu bemerken, daß die Propaganda der deutschen katholischen Mission keineswegs aggressiver Art gewesen ist. Freiwillig, ohne eine von den Kapuzinern ausgehende, den Übertritt bezweckende Beeinflussung kamen die Leute zur katholischen Mission. Daher ist die Behauptung, die Kapuziner trügen den Zündstoff in die Stämme hinein, ebenso unbegründet wie ungerecht. Die Einkleidung angestammter Volks- und Familiengegensätze, die im politischen und sozialen Aufbau wurzeln, die obendrein durch Einflüsse der europäischen Kultur in Unordnung geraten waren, in ein religiöses Gewand, beruhte auf der geschickten Politik der Machthaber. Wenn schon in den Briefen von Ungehorsam katholischer Untertanen die Rede ist, so lag der tiefere Grund dafür wohl ebenso bei den nicht katholischen Häuptlingen, die sich unberechtigterweise in religiöse Angelegenheiten einmischten, wodurch sie ihre Untertanen in deren berechtigten Interessen und Gefühlen verletzten und dadurch naturgemäß auf Widerstand stießen. Es kann nicht genug betont werden, daß die Kapuziner immer gelehrt hatten und lehren, daß die katholischen Untertanen auch ihren nicht katholischen, protestantischen oder heidnischen Vorgesetzten Gehorsam schulden.

Die Unruhen von 1908, das Werk Nanpéi's, begannen mit der Zerstörung von Pflanzungen in Tamorolang in Matolenim. Der Nanamariki dieses Staates hatte gegen das Herkommen eigenmächtig einen zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben zum Inhaber eines hohen Titels ›Kaneken en Matolenim‹ gemacht. Die Jopeiti nahmen das übel, umsomehr, weil sie sämtlich ihren Oberhäuptling nicht gerade hoch schätzten. Sie gaben ihren Einspruch kund, indem sie das Eigentum von Verwandten jenes Knaben beschädigten. Es ist eine alte, aber nicht berechnete Ponape-Sitte, auf solche Weise seinen Unwillen auszudrücken. Mit den späteren Ereignissen steht dies Geschehnis in lockerem, ursächlichem Zusammenhang. Jene spielten sich in Kiti ab. Hier fielen am 12. Juli 1908 die Poipoi-Leute in das Land des Šāu en Kiti ein und zerstörten dort Pflanzungen und Hütten. Es war eine Kundgebung der eben erwähnten Weise; — der angerichtete Sachschaden pflegt bei solchen Gelegenheiten nur unbedeutend zu sein, da es dem Täter nur darauf ankommt, seine Gesinnung offen kund zu geben und den Streit in Fluß zu bringen. — In einem langen, an den Bezirksamtmanng gerichteten Schreiben begründen die Poipoi-Leute selbst ihre Gewalthandlungen:

Herr und gewaltiger Herrscher! Gouverneur! <sup>ⓐ</sup>

Wir dürften eigentlich nicht an Sie schreiben, aber was sollen wir tun, da wir in einer schlimmen Lage sind und nichts uns hilft. Wir wissen nicht, was wir tun sollen, um uns daraus zu befreien. Ich möchte Ihnen über unser Denken Aufschluß geben. Ich, der Häuptling, habe kein gutes Ansehen und bin in hohem Grade ein schlechter

<sup>ⓐ</sup>Brief vom 18. Oktober 1908.

Mann. Ich möchte Ihnen gegenüber nicht mein Vergehen vergrößern, indem ich sie täusche. Ich bitte Sie, uns in Gnaden anzunehmen. Wir wollen versuchen, Ihnen zu erklären, wieviel Schlechtes und Gutes an uns ist in wirklich wahrer Rede. Wir sind Leute des Landes Poipoi im Staate Kiti, wir dienen unserem Herrn und gehorchen ihm auch in seinen Anordnungen. Wir gehören zum Stamme Šâu en kâuät; verwandt sind uns die Leute von Not und Jokeš, auch einige in Matolenim. Wir pflegen bei jenen oftmals und auf längere Zeit zuweilen Besuche zu machen, und das hat in der Folge unseren Sinn verändert.

Bei unseren Besuchen in Jokeš hörten wir, wie sie erzählten, sie verachteten die Fremden und Nanpéi; aber in der Regierungszeit des Gouverneurs von Jaluit kam er, der Sekretär und der Doktor (Regierungsrat STUCKARDT, GENTNER, DR. SCHNEE) zu uns. Sie (die Jokeš-Leute) fragten uns, und forderten uns auf zu kämpfen; wir sollten uns nicht fürchten, da die Katholiken uns helfen würden in der Zeit eines Gouverneurs, der kommen und später entscheiden werde; da dieser Gouverneur, der kommen werde, ein guter Mann und Katholik sei; er werde auch den Patres in allem gehorchen. Wir sollten den Nanpéi auf uns nehmen, aber sie (die Jokeš-Leute) die Fremden . . . . ., denn Nanpéi sei ein schlechter Mensch, der alle Vergehen den Fremden (Weißen) anzeige und auch Beistand leiste, wenn jemand gefangen gesetzt werden sollte, was auch uns blühte, wenn wir uns in irgendeiner Weise vergehen würden. Der Pater sagt: »Ihr möget wissen, einen Mann wie Nanpéi darf man umbringen, das ist keine Sünde, das ist etwas Gutes.« Wir aber antworteten ihnen: »Ja, wir würden mitgehen!« Bei der Rückkehr in unsere Heimat bereuten wir es aber dann in höchstem Grade, denn wir fürchteten uns, es unseren Häuptlingen zu sagen; aber wir schämten uns, es den Leuten von Jokeš zu sagen, daß wir nicht mit wollten. Wir verhielten uns so lange ruhig, bis diese schlechten Redereien aufgedeckt wurden. Alle Leute in Jokeš wissen um diese üblen Verhandlungen und vielleicht auch viele Leute von Not. Der Häuptling Jomatau en Jokeš und Nalik lapalap en Jokeš sind beide gewaltige Krieger. Also, hoher Herr, wir wollten nicht mit ihnen gehen und weigerten uns heftig. Wir selbst kennen nicht alle Gründe, weshalb sie etliche von den Weißen umbringen wollten. Was wir wissen, wollen wir Ihnen aber erklären. Jene hassen den Gouverneur<sup>Ⓞ</sup>, weil er einigen Leuten in Jokeš und in den anderen Staaten die Gewehre weggenommen hat, auch fürchten sie sich fortwährend vor der Landsteuer. Sie hassen den Gouverneur von Jaluit<sup>Ⓞ</sup>, der den Lap en Not und die Nanamariki verabscheut, den Nanpéi aber lieben soll. Sie hassen den Nanpéi, der Oberhäuptling von Jokeš und Not werden soll, da er ein dunkler (nicht durch den rechten Glauben erleuchteter) Mann und Nicht-Katholik sein soll. Sie hassen den Sekretär, der zwei katholischen Männern befahl, an einem katholischen Feiertage zu arbeiten, worüber die Patres erzürnt wurden. Sie glauben, daß nach dem Kriege Ponape katholisch werden würde, daß die Erzählungen der Patres sich bewahrheiten werden und ein katholischer König gewaltig sein wird.

ⓄSTUCKARDT.

Und wir, die wir ihnen helfen sollen, werden großen Nutzen davon haben. Aber, hoher Herr, wir haben versprochen, allein das Gute zu tun nach Ihrem Befehl. Also das ist unser Verhalten gegenüber den Leuten von Jokeš.

Andererseits werde ich Ihnen unser Verhalten gegenüber dem Šāu en Kiti erklären; alle Vorgänge will ich erläutern, die von meiner Seite, von Šāu en Kiti und von anderen aus unternommen wurden. Der Anfang kommt von einem Katholiken her mit Namen Benjamin, Šāulik en Šénuar. Früher verlieh der Nanamariki dem Tāuk en Kiti ein Stück Land in Šénuar. Benjamin und Šāu en Kiti vertrieben ihn aus Saūišo, einem Lande des Uašái. Benjamin nahm einen Teil davon, nichts rührte sich. Von Alāūišo, einem anderen Landstück des Uašái nahm Benjamin auch einen Teil; nichts rührte sich. Ein kleines Landstück, Pāntil genannt, gehörte einem Manne Āulik aus meiner Verwandtschaft; er hatte das Landstück von den Jopeiti erhalten und seit fünfzig Jahren besessen. Šāu en Kiti und Benjamin nahmen ihm das Landstück weg und vereinigten es mit Tamorolang. Āulik widersetzte sich dem Benjamin. Auch andere erzürnten sich darüber und sandten Leute aus, um Kokospalmen, Bananenstauden usw. zu zerstören. Ich stand dem Āulik bei; nichts geschah. Später kamen die Leute wieder und vernichteten einige Yamsfelder; wir taten wieder nichts dagegen. Wir gingen zum Nanamariki; der sagte, wir sollten den Mann bestrafen, das Land sollte ihm tributpflichtig sein.

Später nahm sich Benjamin und der Šāu en Kiti etwas von Paliapailong, dem Lande des Nanamariki; doch entschieden sie sich nachher dafür, daß sie es wieder zurückgeben wollten. Eines Tages begab sich der Šāu en Kiti auch in das Land des Naneken en Kiti und verwüstete dort viele Kawastauden; das war im Lande Makot. Nach diesem Vorfall unterstützte Benjamin gelegentlich des Streites der Palañ-Leute heimlich den Nanmatau en Palañ, einem Knaben namens José sein Land wegzunehmen; der Vater des Knaben hatte dieses Land gerodet und dort siebenhundert Kokospalmen gepflanzt. Benjamin nahm den Knaben zu sich und bewahrte seine Habseligkeiten auf; aber was soll man dabei tun? Später zerstörten die Leute von Tamorolang auf dem Platze Lamale die dem Šāu en Kiti gehörenden Bananenstauden und Brotfrüchte; das Land gehörte einem Knaben namens Roland. Der Knabe, sein Bruder und mein Bruder gingen darauf nach Tamorolang und zerstörten dort Bananenstauden und Kokospalmen und Brotfruchtbäume und Häuser und Kanus. Wir waren über die Untaten des Benjamin sehr aufgebracht. Der Nanamariki von Kiti weigerte sich, über sie Gericht zu halten, da er nichts davon hören wollte; denn jener Mann wollte durchaus Streit machen, um viele Leute dem katholischen Glauben zu unterwerfen.

Also, hoher Herr, wir empfinden Schmerz über unser Tun. Benjamin und Šāu en Kiti wollen alles tun, aber sie wollen nicht, daß wir uns rühren. Sie wollen uns verderben, aber die Katholiken allein und der Jopeiti Šāu en Kiti soll oben auf sein!

Lini.

Dies sind die Tatsachen. In wiefern ist der Plan Nanpéi's zur Ausführung gelangt? Zumal die Poipoi-Leute schreiben, daß sie ursprünglich Nanpéi aus dem Wege schaffen sollten. Nanpéi hatte von dieser Absicht der Jokeš-Leute, gegen ihn vorzugehen und sich dazu während der interimistischen Verwaltung von Stuckardt der Poipoi-Leute zu bedienen durch seine Verwandten in Palikir gehört; die Zugänglichkeit der Poipoi-Leute, die in Ponape in einem nicht besonderen Rufe stehen — sie galten als die Schildbürger der Insel — wußte er auszunutzen. Durch gute Bezahlung, die allerdings abgeleugnet wird, stiftete er sie an, gegen den Šâu en Kiti vorzugehen. Er ließ ihn reizen; der Überfall in sein Gebiet mußte wirken. Gleichzeitig ließ er, wie noch zu berichten ist, den Bezirksamtman vor den Nordstämmen Jokeš und Not warnen und lockte Fritz damit zu sich. Diesen Besuch stellte er Jokeš und Not gegenüber als eine Unterstützung seiner Person durch die Regierung dar gegen den Šâu en Kiti. Damit wollte er nicht nur die Nordstaaten in einen Streit gegen die Regierung treiben, sondern vor allem die katholische Mission mit ihr verfeinden. Er sah sie als Helferin des Šâu en Kiti an und bekämpfte sie daher. Seinerseits rief er wieder den alten Anhang demokratischer Färbung unter der Maske der protestantischen Partei auf, um bei Gelegenheit gegen den Šâu en Kiti und die Nordstämme als Schützer der Regierung aufzutreten. FRITZ zerstörte den listigen Plan. Die katholische Mission war mithin abgesehen von dem Landschaden des Šâu en Kiti das einzige Opfer.

Wie diese ›Unruhen‹ im einzelnen verliefen, berichtet FRITZ unter dem 21. VII. 1908:

›Nachdem ich mich des Einverständnisses des Nanamariki von Kiti versichert, und die Dinge nochmals mit Nanpéi besprochen hatte, begann ich den Wegebau nach Kiti. Ich tat dies zur Vorsicht, da ich weiß, wie empfindlich und unberechenbar in solchen Dingen die Ponape-Leute sind, und welche Erfahrungen die Spanier damit gemacht haben. Nanpéi wünschte zuerst den Weg nach Kiti und gab mir und dem Arbeiter-Aufseher VILLAÇON zur Festlegung der Wegespur zwei seiner Leute mit. So ging ich mit allen Kräften an die Arbeit. Der Weg war im Rohbau, d. h. noch ohne Steindecke, auf über 1000 m gediehen, als am 17. Juli an die Mortlock-Arbeiter die Warnung kam, sie würden überfallen werden, wenn sie weiter am Wege arbeiteten. Ein Kiti-Mann sei über Palikir, Jokeš nach der Kolonie gekommen, habe hier ein zum Vorwand mitgebrachtes Schwein verkauft, und sei dann weiter über Not nach Auak gegangen, um diese Landschaften zum Widerstand gegen die Regierung aufzustacheln. Ich erzähle das so eingehend, weil dieser Bote mit dem Schwein stimmt. Natürlich fuhr ich am nächsten Morgen sofort nach Kiti mit meinen (unbewaffneten) Saipan-Leuten. Fast am Ziele, kam mir ein Bote des vorübergehend in Kiti wohnhaften Missionars WIESE entgegen — hier muß ich vorausschicken, daß mir zwei Tage vorher eine Ruhestörung aus Kiti gemeldet war: Kiti-Leute waren in das Land des Šâu en Kiti eingefallen, hatten Bananen und Brotfruchtbäume niedergehauen und zwei Häuser verbrannt. Da ich nicht gleich loskommen konnte, so bat ich den Missionar WIESE, der gerade dahin abfuhr, mir Näheres zu berichten und die Leute zur Ruhe zu mahnen, bis ich



selbst hinkomme. — Also der Bote WIESE's brachte mir ein Schreiben des Inhaltes: »In dieser kleinen Sache sei jetzt nichts zu machen. Größeres stehe auf dem Spiel. Jokeš, Not und ein Teil von Matolenim seien im Aufruhr und trachteten mir und Nanpéi nach dem Leben, alle Weißen seien bedroht. »Wolle Gott, daß Sie diese Nachricht noch am Leben trifft.« In Ronkiti traf ich bei Nanpéi den Nanamariki und seine Schar und eine Menge Menschen und hatte sofort den Eindruck, daß meine Ankunft erwartet war; schon bei meiner Abreise hatte mir LESCHUN gemeldet, daß ein Boot Nanpéi's in aller Frühe nach Kiti abgefahren sei. WIESE aber und die drei Missionsschwestern, die im Hause Nanpéi's bis zur Fertigstellung des Missionsgebäudes wohnen, waren entsetzt. Sie hielten mich für einen Flüchtling aus der vielleicht ganz abgeschlachteten Kolonie. Nanpéi versicherte mir, er habe erst heute früh von den Anschlägen von Jokeš und Not gehört. Der Grund sei ihm gänzlich unbekannt. Leider sei auch ein Teil seiner Kiti-Leute, sogar Verwandte von ihm in die in erster Linie gegen ihn sich richtende Bewegung verwickelt. Man beschuldige ihn, daß er mit der Regierung Pläne zur Besteuerung der Eingeborenen ausgeheckt und auch Ihnen, Herr Gouverneur, die Neuregelung des Grundbesitzes, die Abschaffung der Lehenshoheit eingegeben habe; vielleicht habe auch der Beginn des Wegebaus die Gemüter erregt. Dazu komme, daß einige schlechte Menschen (Lini, Benjamin), dazu alte Übeltäter Grund hatten, die Strafe des Gerichts zu fürchten, und darum ihre Sippschaft auch gegen mich aufzuwiegeln. Besonders einer von ihnen, der verschiedene vor Jahren begangene Diebstähle auf dem Kerbholz hatte, Lini, ein Neffe des alten Häuptlings von Auak, wühle gegen mich und habe seinen alten Onkel auf die Seite der Verschwörer gebracht. Dies alles, mit Ernst und Würde vorgetragen, klang mir so plausibel, daß ich einen Boten nach der Kolonie schickte, mit der Warnung und Weisung sich vorzusehen und die Verteidigung vorzubereiten. Nanpéi, der ebenfalls einen Überfall befürchtete, ließ seine Leute Wache gehen, und ich die meinigen ebenfalls. Mit jener Nachricht schickte ich zugleich Nachricht an die Bevölkerung von Jokeš, Not, Matolenim, in der ich sie davor warnte; Unruhestiftern ihr Ohr zu leihen, mir zu vertrauen und zur Ruhe zurückzukehren. Es sei keine Eingeborenensteuer beabsichtigt, die Ummarkung des Grundbesitzes solle ganz allmählich und zunächst nur da stattfinden, wo die Lehensherren und Lehensträger es wünschten. Zwei Tage genoß ich so die Gastfreundschaft Nanpéi's und beobachtete mancherlei: so kam ich z. B. dahinter, daß jener Mann mit dem Schwein vor seiner Abreise bei ihm, Nanpéi, war, daß er die Mortlockleute nicht mehr loslassen will, keinen, er will sie ansiedeln; daß er ein Gegner des Wegebaus ist (zu WIESE hatte er einst gesagt: so lange ich lebe wird der Weg nicht gebaut) und nichts lieber sähe, als daß das Bezirksamt nach Truk verlegt würde. Mit WIESE fuhr ich nach der Kolonie zurück, wo die von mir angeordneten Vorbereitungen getroffen waren. Schon am Sonntag, den 19. Juli waren auf meine Botschaft hin der Lap en Not, der Uašái en Jokeš mit ihren Leuten erschienen, um mich der unbedingten Ergebenheit zu versichern. Ich bestellte sie auf den 21. Juli zusammen mit dem Lap en

Palikir und dem Lap en Langer. Sie kamen alle, auch der alte von Auak, das am schwersten beschuldigte Jokeš mit allen Unterhäuptlingen und Männern; sogar Frauen kamen mit. Sie versicherten mir auf das bestimmteste, daß sie nie daran gedacht hätten, noch daran denken würden, mir und der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Der Wegebau sei ihnen willkommen, sie wollten — natürlich gegen Bezahlung — sogar alle an der Arbeit helfen. Ich hatte den Eindruck, daß alle diese Leute über die gegen sie erhobenen Beschuldigungen ehrlich entrüstet waren. Ein Eindruck, der noch verstärkt wurde dadurch, daß sie mir offen sagten, was ihnen nicht angenehm war: Der Lap en Not will, daß in seinem Lande zunächst an den Grundbesitzverhältnissen nichts geändert würde, ebenso der Uašái in Jokeš. Ich erwiderte ihm, daß die Vermessung und Registrierung Jahre in Anspruch nehmen, daß ich zunächst nur die Landschaften in Angriff nehmen werde, die mich darum ersuchten, z. B. Kiti, daß ich aber unbedingt darauf bestehen müsse, daß keinem Lehensträger sein Land abgenommen werde. Auch daß durch den Zoll ihnen der Tabak verteuert wird, gefällt ihnen nicht. Ich versprach ihnen, daß die Leute, die bei der Regierung arbeiten wollten, einen Teil ihres Lohnes auf Wunsch in Tabak erhalten sollten. Hiermit waren schließlich alle zufrieden. Ich vermied es auf den Grund ihres Gegensatzes zu Kiti (d. h. Nanpéi) einzugehen. Ich darf mich zunächst in diese Angelegenheiten nicht einmischen und muß jeden Schein der Parteinahme meiden. Doch erfuhr ich, daß Nanpéi mit seinem Anhang der Familie Šāu en Kāūt gegenübersteht, der Lap en Not und Uašái en Jokeš angehören. Beide Missionen sind diesmal einig in der Beurteilung der Sachlage, jeder man in der Kolonie und alle Eingeborenen sehen in Nanpéi den Unruhestifter, Mitglieder seiner eigenen Familie und ein großer Teil der Kiti-Leute sind heute schon gegen ihn. †

Šāu en Kiti beehrte einen Ersatz für den ihm zugefügten Schaden, wollte er nicht in den Augen seiner Landsleute gegenüber dem Anstifter, eines ihm im Range weit nachstehenden Mannes wie Nanpéi verlieren. Acht Tage lang währten die Verhandlungen, die zu einem völligen Zerwürfnis zwischen der katholischen Mission und FRITZ führten. Ein Umstand, den Nanpéi sofort benutzte, um nachträglich noch den Ereignissen den Anschein zu geben, als ob das Volk auf Ponape ernsthaft sich um Protestantismus und Katholizismus kümmere. In den auf Seite 289 mitgeteilten Eingaben an die Regierung, die von Nanpéi beeinflusst worden waren, führte er auch hier wieder im Geheimen einen Schlag gegen den Šāu en Kiti, dem damit der Rückhalt an die Kapuziner genommen werden sollte. Der Šāu en Kiti war nämlich die katholische Mission um Rat angegangen, was er in Sachen des Landschadens tun sollte. Die Kapuziner schickten ihn in's Bezirksamt; Šāu en Kiti war mit den ihm gemachten Vorschlägen FRITZ gegenüber einverstanden, fühlte sich aber benachteiligt und wurde mißtrauisch, als ihm über die Verhandlungen kein Schriftstück ausgehändigt wurde, das ihn nach zwei bis drei Jahren seine Rechtsansprüche geltend machen lassen konnte. FRITZ gegenüber äußerte er sich nicht. Daß er unzufrieden war, erfuhren die Kapuziner

von seinen Leuten und anderen Eingeborenen. Als die Mission sich verpflichtet fühlte, davon FRITZ Mitteilung zu machen und auf die Folgen hinwies, daß der Šāu en Kiti unter Umständen sich sein Recht selbst suchen und losschlagen könnte, wurden die Kapuziner mißverstanden. Es kam zu einem achttägigen Meinungs austausch zwischen Regierung und Mission und zu dem oben mitgeteilten Zerwürfnis. Die Folge war, daß FRITZ die Kapuziner als die Anstifter der Unruhen nicht nur von 1908, sondern auch von 1910/11 ansah, ein bedauerlicher, grober Irrtum! Er telegraphierte am 15. August 1908 an S. M. S. »Condor«: »Ponape drohen Unruhen, bitte sobald als möglich hier her kommen«. »Condor« traf am 2. September ein; nachdem am 6. September 100 melanesische Polizeisoldaten gelandet worden waren, ging S. M. S. »Condor« am 16. September nach Jaluit weiter. Als weiteres Beruhigungsmittel wurde am 15. 10. das Kanonenboot S. M. S. »Jaguar« nach Ponape geschickt. Im September war der Gouverneur Dr. HAHL auf Ponape, um sich persönlich über die Lage zu unterrichten, die ihm FRITZ in recht düsteren Farben gemalt hatte. In seinem Bericht stellt HAHL fest: »Der Haß der beiden Männer (Šāu en Kiti und Nanpéi) ist die innerste Ursache der jüngst vergangenen Unruhen«. Nanpéi selbst hatte HAHL zugegeben, daß es sich um die Landsachen in Kiti gehandelt habe. Dem Aufflammen der Leidenschaften folgte infolge der Maßnahmen und Erklärungen von FRITZ bezw. HAHL ein völliger Stillstand der Bewegung. Volk und Fürsten von Ponape überboten sich in Beteuerungen der Unschuld und Versicherungen der Willfähigkeit und Ergebenheit. Der Wegebau wurde wieder aufgenommen; nach Kiti wurde quer durch die Insel von Nord nach Süd eine zwanzig Kilometer lange Schneise geschlagen, die jedoch vollständig wertlos war; sie war in einem Jahre bereits wieder zugewachsen. Für einen Verkehr ist sie nie in Betracht gekommen. Dagegen wurde ein breiter Weg von der Kolonie bis Tolonier zum Übergang nach der Insel Jokeš fertiggestellt.

Während meines Aufenthaltes in Kiti und Matolenim erfuhr ich von verschiedenen Seiten bei Erkundigungen nach den Ursachen der Unruhen von 1908, daß Nanpéi der Schuldige war. Was ich erfuhr, deckt sich mit dem Inhalte eines Briefes, den die Kapuziner-Mission erhielt:

»Herr,

Gemäß dem, was ich hörte, ist Nanpéi unzufrieden mit Šāu en Kiti, denn keiner ist gleich dem Nanamariki von Kiti. Das ist der Grund, warum er seine Habe zerstörte: das Haus, das Kanu und all die vielen Dinge, die jene vernichteten. Zur Zeit nun, in der jene von der Zerstörung der Sachen zurückkehrten, fragte sie Nanpéi, wie es stände, und jene antworteten: das Land sei zerstört. Nanpéi freute sich sehr und befahl ihnen, sie sollten fortgehen und arbeiten und die Gewehre zurückbringen. Sie brachten die Gewehre zurück und reinigten sie. Nanpéi sagte auch zu ihnen, ob sie stark seien; sie antworteten, ja, wir sind stark, aber es wird keine Ratsversammlung abgehalten werden, denn der Gouverneur wird kommen, und eine Ratsversammlung abhalten und die Gewehre wegnehmen. Zur selben Zeit freuten sich Nanpéi und Tāuk

en Kiti händeklatschend im Zimmer. Tāuk erhielt 300 Mk., daß sie sich freuten; Tāuk gab den Poipoi-Leuten 100 Mk. Bei ihm blieben noch 200 Mk. Aber jene sollten streng arbeiten, denn am Tage des Krieges sollten sie von der Arbeit lassen. Nanpéi aber ließ der Gouverneur sagen, er sollte kommen und eine Ratsversammlung abhalten. So habe ich gehört in Kiti. †

Nachzutragen wäre noch, daß Nanpéi in den Julitagen sein Guthaben im Betrage von 15 000 Mk. bei der Jaluit-Gesellschaft kündigte.

FRITZ lehnte es ab, den Gesuchen der protestantischen Häuptlinge um Abgrenzung der Missionsgebiete nachzukommen; ihm war es wichtiger, die Ablösung der Tribute der Lehensträger an die Häuptlinge mit aller Vorsicht in die Wege zu leiten. Er verhandelte mit jedem Staate einzeln und hatte die Genugtuung, daß die Staaten Kiti, Matolenim und Ū freiwillig die für sie einschneidenden Änderungen annahmen, und sich bereit erklärten, 1909 ihre Pflicht- bzw. Steuerarbeit, wie sie amtlich genannt wird, von 15 Tagen abzuleisten. Jokeš, Not und Palikir zögerten. Sie wollten für 1909 noch ihre Tribute zahlen und erst 1910 mit der Steuerarbeit beginnen. FRITZ war damit einverstanden.

Im Oktober 1909 begab sich FRITZ als Bezirksamtman nach Yap. Er wurde durch den früheren Bezirksamtman von Dar es salam, Regierungsrat BOEDER ersetzt. Diesem blieb es vorbehalten, das Programm seines Vorgängers durchzuführen. BOEDER brachte seine afrikanischen Erfahrungen mit, die ohne weiteres für die Behandlung von Südsee-Eingeborenen nicht paßten. Er war ein sehr energischer, tüchtiger Verwaltungsbeamter, nur etwas selbstherrlich, schwer gut gemeinten, verständigen Rat-schlägen zugänglich und darauf bedacht, das Wegebauprogramm im Eiltempo zu Ende zu bringen. Ein Landmesser hatte seit 1½ Jahren mit der Tracierung des beabsichtigten Rundweges um die Insel begonnen. Von der Kolonie aus war der Weg bis an die Insel Jokeš gediehen. Die Fortsetzung verlief über Tolonier nach Palikir und Palañ; in Tolonier sollte der Rundweg um die Insel Jokeš angeschlossen werden. Dieser Wegebau wurde zunächst in Angriff genommen. Am 2. III. 10 berief BOEDER eine Versammlung der Jokeš-Leute ein, in der er mit ihnen sein Programm besprach. Sie erklärten sich mit der Regelung der Lehens- und Besitzverhältnisse, wie sie in den anderen Staaten erfolgt sei, einverstanden, also auch mit der Ableistung der fünfzehntägigen Dienstzeit für die Regierung. Sonderbarerweise waren die Eingeborenen auch bereit, die im Jahre 1909 nicht geleistete Pflichtarbeit nachzuholen, von der sie sich nach dem von FRITZ gegebenen Versprechen frei glauben mußten. Die erste Serie der Pflichtarbeit wurde am 6. April unter Leitung des weißen Beamten HOLLBORN begonnen. Bereits kurz nach Beginn der Arbeit erkundigte sich der Eingeborene und Wegebauaufseher Jomatau en Jokeš, ob etwa beabsichtigt sei, den weißen Aufsichtsbeamten während der ganzen Zeit an der Arbeitsstelle zu belassen. BOEDER ließ die Jopeiti kommen und erklärte ihnen, daß die Aufsicht und Leitung eines Europäers nicht entbehrt werden könnte. Sie verstanden nichts vom Wegebau;

sonst passierten wieder Dinge wie z. B. beim Bau der Brückendämme über den Wasserarm zwischen Jokeš und Tolonier, deren Sohle vier Meter breit gegenüber der fünf Meter breiten Krone errichtet sei, womit die Einsturzgefahr drohend wäre. Außerdem wäre ihm bekannt, daß bei dem Naturell der Eingeborenen ohne Aufsicht eines Weißen keine vollwertige Arbeit geleistet würde. Auf einer vollwertigen Arbeit müßte er von regierungswegen bestehen. Die Jopeiti waren damit zufrieden. In Tanepéi am Paip a lap-Felsen, in der Nähe der Missionsstation begann der Wegebau. Gleich in der ersten Woche kam es zu Scherereien. Jomatau erhielt als Aufseher einen Tageslohn von 2 Mk., der ihm, da er nicht damit zufrieden war, auf 3 Mk. erhöht wurde. Eine Weile ging es gut, der Wegebau kam voran; die Leute wurden nicht mehr in Anspruch genommen als nötig war, von 6 Uhr morgens bis 11½ Uhr und von 1 bis 4 Uhr. Dies war den Jokeš-Leuten jedoch zu viel, die Arbeit bei dem schwierigen Terrain zu mühevoll. Quengeleien kamen vor; HOLLBORN wurde häufig am Leben bedroht; als die Zeit der Steuerarbeiter um war, und man Lohnarbeiter haben wollte, waren keine zu bekommen. Jomatau erhielt nun 4 Mk. pro Tag, und die Arbeiter waren da. Mittlerweile war es Mitte Mai und die Arbeit bei den an eine geordnete, regelmäßige, fortgesetzte Tätigkeit nicht gewöhnten Eingeborenen arg in Mißkredit geraten. Man hatte sich die Dinge anders vorgestellt; die jungen Leute hetzten einander auf; schließlich kam man zu dem Entschluß, sich sämtlicher Weißer zu entledigen. Bei einem Putsch in der Kolonie sollte der Plan, dessen Seele Jomatau war, verwirklicht werden. Der Überfall wurde bis ins kleinste vorbereitet. Beteiligt waren nur Jokeš-Leute. Die befreundeten Not- und Palikir-Leute waren nicht eingeweiht. Man wollte eine Wiederholung des Überfalls auf die Spanier im Jahre 1887. Der 2. Juni war dazu in Aussicht genommen, der Tag, an dem BOEDER mit dem Regierungsfahrzeug ›Delphin‹ eine längere Rundreise durch die Karolinen antreten wollte. Außerdem war für längere Zeit kein Besuch eines Schiffes zu erwarten. Der Plan wurde verraten, dann abgeleugnet, und zwar so gründlich, daß bei der Untersuchung nichts unternommen werden konnte. Der stellvertretende Sekretär war der Ponape-Sprache nicht mächtig, und der farbige Dolmetscher<sup>Ⓞ</sup> verriet den befragten Eingeborenen stets die Vorgänge auf dem Amte, sodaß sie ihre Antworten danach einrichten konnten. Daß es zu dem Überfall nicht kam, ist neben dem Pater Superior, dem der Plan hinterbracht wurde, dem vernünftigen Handeln des Polizeimeisters KAMMERICH zu danken, der einen ausgezeichneten Wacht- und Patrouillendienst in der Kolonie und der nächsten Umgebung eingerichtet hatte. Ausschlaggebend und die eigentliche Rettung m. E. ist das unerwartete Erscheinen des Motorschuners ›Triton‹ der Jaluit-Gesellschaft gewesen. Die Putschgerüchte waren einmal bekannt geworden und mußten nun durch beharrliches Abstreiten eingeschläfert werden. Denn ›Triton‹ fuhr nach Yap, was bekannt wurde. Dort hätte er Nachricht schnell weitergeben können. Als BOEDER mit dem ›Delphin‹ zurückkam, ließ er die Sache auf sich beruhen. Das Ostasiengeschwader

<sup>Ⓞ</sup>Alipín.

S. M. S. »Scharnhorst« und »Nürnberg« waren für Juli zu erwarten. Er versprach sich davon einen großen Eindruck<sup>Q</sup> auf die Jokeš-Leute. Das war ein Trugschluß. Das Landungsmanöver, die Parade waren wohl ein sehenswertes Schauspiel, Eindruck machte es nicht; so wenig wie die Schießübungen von S. M. S. »Jaguar« 1908, die man verlacht hatte; es war mit zünderfreien Granaten geschossen worden. Allerdings beobachtete man, daß nach Freigabe der Kriegsschiffe zur Besichtigung durch die Eingeborenen die damals wohlbekannten Haupträdelsführer und Großmäuler dem Besuch fernblieben, weil sie nach ihrem eigenen Geständnis eine Verhaftung befürchteten. Der Lap en Palikir hielt den Uašai en Jokeš bei sich im Lande während des Kriegsschiffbesuches versteckt.

BOEDER meinte, daß er nach dem Geschwaderbesuch an die Eingeborenen mit neuen Reformen herantreten könnte: der Einführung der Prügelstrafe bei hartnäckigem Lügen, Widersätzlichkeit und unverschämtem Benehmen gegen Weiße, und der Einführung einer Gefangenenkleidung; sie bestand aus braungefärbtem Segeltuch und einem Hut; außerdem wurde dem Sträfling der Kopf kahl geschoren. Solche Maßnahmen waren nötig; denn bis dahin galten Gefängnisstrafen fast als Belohnung, da die Sträflinge ausgezeichnet verpflegt wurden und ein Faulenzerleben führten. Das wurde nun anders, als sie unter strenger Bewachung durch die melanesischen Polizeisoldaten tagsüber Arbeiten zu verrichten hatten, während sie nachts eingeschlossen wurden. Beide Maßnahmen wirkten weder bessernd noch abschreckend, sondern nur aufreizend. Die Prügelstrafe wurde das erste Mal an einem Kiti-Mann vollzogen, der auf dem Amte gelogen hatte. Er blieb im Gefängnis. Er oder seine Angehörigen hätten früher oder später Blutrache an BOEDER genommen. Man muß dazu wissen, daß die Berührung des Hauptes eines Mannes als allerschwerste Beleidigung gilt; mit der Prügelstrafe ist es nicht anders. Der spanische Leutnant PORRAS wurde mit vielen anderen Soldaten nur deshalb ermordet, weil er den Ettekar (meinen Dolmetscher) hatte prügeln lassen. Einer der ersten Sträflinge, die in der neuen Kleidung arbeiten mußten, war Nanpéi's zweiter Sohn. Er hatte Gelder gestohlen, bezw. unterschlagen.

Während meines Aufenthalts und meiner Rundreise durch die Staaten stellte ich das Bestehen eines Geheimbundes fest, von dem die Regierung nichts wußte. Seit zehn Jahren arbeitete dieser Bund daran, die Vorherrschaft der Weißen zu beseitigen. Mit religiösen oder demokratischen Ansichten hatte er nichts zu tun. Seine Angehörigen waren in allen Staaten verbreitet, am stärksten in Jokeš. Jomatau war der Führer, Lini aus Kiti sein Helfer. Es waren konservative Elemente, die Ponape für die Ponape-Leute haben wollten, Ponape-Recht und -Sitte statt fremder Ordnungen. Der Bund war mithin eine vaterländische Vereinigung zur Beseitigung der Fremdherrschaft.

---

<sup>Q</sup>Jomatau erklärte aus den Erfahrungen von 1908 heraus vor dem Aufstande (was BOEDER nicht glaubte): »Die Spanier waren tapfer und zuletzt ein wenig bange, denn wir Ponapeleute haben sie immer geschlagen. Ihr Deutschen aber seid feige, ihr redet nur, ihr erzählt von euren Soldaten, euren Schiffen, eurem Kaiser, aber ihr tut nichts!«

Am 2. August hatte ein japanischer Schuner als letztes Schiff den Hafen verlassen. Erst Ende September war die ›Germania‹, der Kursdampfer für die Karolinen, zu erwarten. Ein Verkehr mit der Außenwelt war somit für die nächsten sieben Wochen nicht möglich. Die Jokeš-Leute benutzten dies, um durch Jomatau unverschämte Forderungen an die Regierung zu stellen. Sie verlangten Lohnerhöhungen und wollten nicht mehr für 1 Mk. täglich arbeiten. BOEDER erklärte ihnen, daß eine Mark bereits schon zu hoch sei, daß er sogar an eine Herabsetzung glaube und gedacht habe. Würden die Arbeiter nicht gestellt werden, würde er den Uašái und Naneken außer Landes schicken. Die Verwarnung half. Die Arbeiter kamen. Der Wegebau nahm seinen Fortgang, obschon HOLLBORN nur mit großer Anstrengung die Eingeborenen zu ihrer Pflicht anhalten konnte. Sie drängten auf offene Auflehnung; hielten es aber dann doch für geratener, dies bis nach dem Besuch der ›Germania‹ aufzuschieben. Die ›Germania‹ kam und brachte den Wegebauemeister HÄFNER mit, der die Arbeiten leiten sollte.

Der Wegebau in Jokeš wurde unter Leitung von HÄFNER und HOLLBORN fortgesetzt. Ob den Eingeborenen nun die Aufsicht von zwei Weißen nicht gefiel, und sie argwöhnten, daß sie wegen ihrer Aufsässigkeiten doppelt beaufsichtigt werden sollten, ist nicht festzustellen; die Störungen nahmen zu. Am 17. Oktober setzte sich der Eingeborene Nan pōnpéi Maluk gegen HOLLBORN zur Wehr. Er wurde nach dem Bezirksamte gebracht und erhielt dafür von schwarzen Polizeisoldaten die für dieses Vergehen festgesetzte und angekündigte Prügelstrafe (sechs Schläge). Bei der Entlassung zur Wegebautruppe wurde ihm gesagt, daß ein jeder, der den Regierungsbeamten den Gehorsam verweigere, diese Strafe zu gewärtigen habe. Am Abend desselben Tages sahen sich die 80 Arbeiter mit dem Jomatau die Prügelmarken an. In der Furcht, daß es ihnen über kurz oder lang ebenso ergehen könne, forderten sie den Jomatau auf, ›Krieg gegen die Weißen zu machen‹. Im Versammlungshause von Maluk wurde eine Beratung abgehalten, der Krieg beschlossen und Jomatau zum Führer gewählt. In der Gerichtsverhandlung am 23. Februar 1901 erklärte er auf die Frage hin, wer eigentlich zum Kriege geredet habe: er könne darüber nichts angeben. Er habe geglaubt, die Weißen besiegen zu können und dann Herrscher in Ponape zu werden. Wir wissen, daß das sein Ziel war, nach dem er die letzten zehn Jahre getrachtet hatte. Dazu muß man wissen, daß Jokeš in früheren Zeiten die Hegemonie auf der Insel Ponape gehabt hat. Etwa in den fünfziger Jahren hatte ein amerikanischer Kriegsschiffkommandant Freundschaften mit dem Oberhaupt der vereinigten Staaten Jokeš und Not geschlossen, es beschenkt und ihm gesagt, daß Jokeš den Vorrang unter allen Staaten hätte und sein Oberhaupt der König von Ponape sei. Das hatte man nicht vergessen.

Als am 18. Oktober die Arbeit beginnen sollte, weigerten sich die Eingeborenen anzufangen; es gab einen heftigen Wortwechsel zwischen Jomatau und HOLLBORN, in dessen Folge die beiden Deutschen, von den Eingeborenen verfolgt in das Stationsge-

bäude der Kapuzinermission zu Pater GEBHARD flüchten mußten. Hier wurden HOLLBORN und HÄFNER systematisch belagert, auch drohte man, die Missionsstation in Brand zu stecken. Das war morgens um 8 Uhr. HÄFNER machte einen Versuch, zur Kolonie im Kanu zu fahren. Die Eingeborenen legten auf ihn an und bedrohten ihn mit langen Messern, wenn er von seinem Vorhaben nicht abließe. Verschiedene schriftliche Botschaften wurden abgefangen und zerrissen. Erst am Nachmittag gegen drei Uhr gelang es der Mission, drei Leute zum Bezirksamt zu schicken, die auch glücklich durchkamen. Gegen vier Uhr kam das Regierungsboot in Sicht. Man dachte, daß der Polizeimeister mit den melanesischen Soldaten käme und war nicht wenig erstaunt, als Regierungsrat BOEDER und der Sekretär BRAUCKMANN ohne Bedeckung und unbewaffnet aus dem Boot stiegen. Pater GEBHARD, dem HOLLBORN und HÄFNER folgten, begrüßte den Regierungsrat an der Werft, wo sich nur wenige friedliche Eingeborene aufhielten; die Bewaffneten, die vorher auf dem Kirchenplatz sich in Schmähreden ausgetobt hatten, waren verschwunden. Sie fürchteten die Begleitung der schwarzen Polizeisoldaten. Pater GEBHARD machte den Regierungsrat auf die gefährliche Lage aufmerksam. BOEDER sah über ihn hinweg und begab sich mit BRAUCKMANN nach dem Hause des Uašái. HÄFNER und HOLLBORN sollten zurückbleiben. Unmittelbar nach ihrem Fortgange kam auch der Pater Superior der Kapuziner. BOEDER mochte zweihundert Schritt gegangen sein; eine Wegbiegung entzog ihn den Blicken von der Missionsstation, als zwei Schüsse fielen, die ihn in den Bauch trafen. Er bat Jomatau, ihm beizustehen; dieser gab ihm statt dessen den Fangschuß in den Kopf. Die Eingeborenen fielen über den Leichnam her, schlugen ihm die Hand ab, richteten ihn bis zur Unkenntlichkeit zu, beschmutzten ihn, pißten über ihn, Verhöhnungen gefallener Feinde nach alter Ponape-Sitte. BRAUCKMANN versuchte, das Boot zu erreichen. Auf der Flucht dorthin trafen ihn drei Kugeln; beim Einsteigen vermochte das Boot nicht rasch abzusetzen; so wurde er im Wasser mit Messerhieben erschlagen. Die Aufständischen wandten sich nun gegen die Mission. Der Versuch, die Missionare zu töten mißlang. HOLLBORN und HÄFNER, die ebenfalls in das Boot flüchten wollten, fielen in ihre Hände. HOLLBORN wurde mit einem Messer niedergemacht, HÄFNER aber erschossen. Das gleiche Schicksal hatte die Bootsbesatzung, Mortlockleute, Regierungsarbeiter; nur einem von fünf Leuten gelang es, zu entkommen.

Die Kunde von der Ermordung der vier Beamten und der vier Mortlock-Leute drang schnell zur Kolonie, und, gewöhnt an die Übertreibungen der Ponape-Leute, glaubte man zunächst nicht daran. Der Regierungsarzt GIRSCHNER, seit zehn Jahren in Ponape, wollte sich an Ort und Stelle erkundigen. Er ließ ein Boot flott machen und fuhr mit seiner Frau hinüber. Auf halbem Wege begegnete er einem Kanu, das die beiden Patres zur Kolonie zurückführte. Sie bestätigten die Unglücksnachricht und bestimmten GIRSCHNER zur Umkehr; anders wäre ihm dasselbe Schicksal widerfahren wie BOEDER. Es galt nun in Eile die Kolonie in Verteidigungszustand zu setzen. Hätten die Jokeš-Leute in der darauffolgenden Nacht die Kolonie angegriffen, hätte sich die

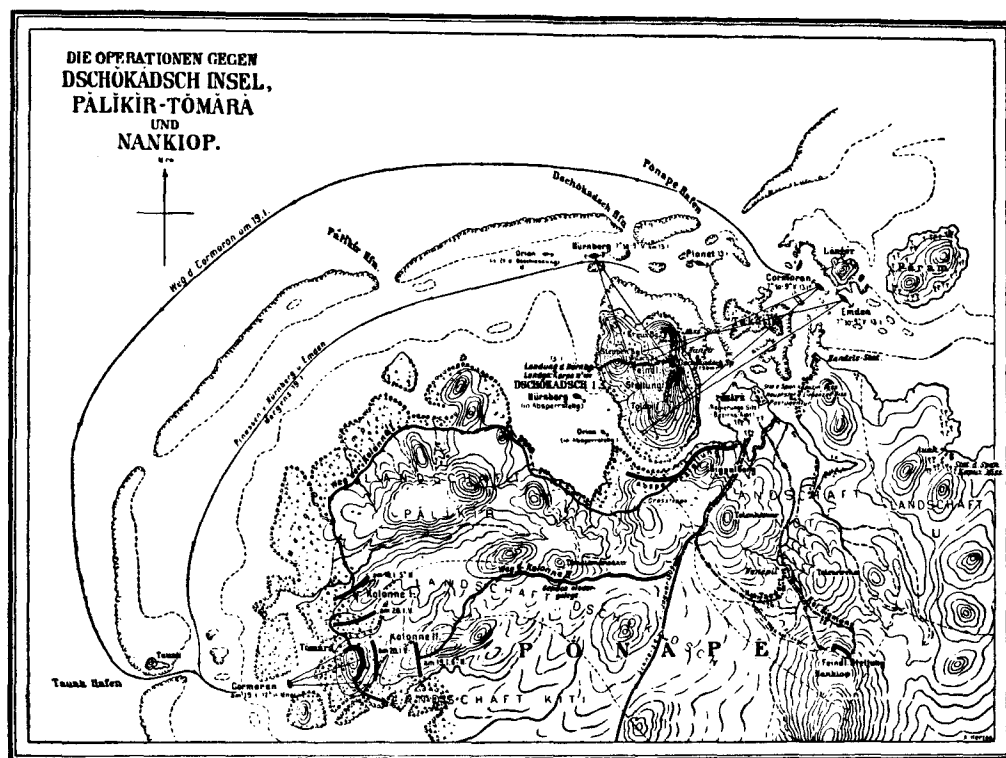


Tragödie von 1887 wiederholt, denn auf die Kampfbereitschaft der Polizeisoldaten war nur wenig Verlaß. GIRSCHNER, als Vertreter BOEDERS, wagte ein Unternehmen, das anders auslaufen konnte, als es sich bewährte. Er rief alle Staaten mit Ausnahme von Jokeš zur Verteidigung der Kolonie auf. Not, Ü, Matolenim erschienen sofort, Kiti erst nach drei Tagen. Dort war eine Ratsversammlung abgehalten worden, in der Nanpéi zunächst von einer Unterstützung der Kolonie abgeraten hatte. Die zweifelhafte Rolle des Nanpéi in diesem Aufstande wird uns nachher noch beschäftigen. Die Eingeborenen wurden mit langen Messern bewaffnet, außerdem verteilte man noch hundert Karabiner. Sehr leicht hätte er damit den Feind in die eigenen Reihen holen können, denn es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß nicht allein Jokeš sich erhoben hatte, sondern es beteiligten sich daran auch eine große Anzahl von Eingeborenen aus Palikir, Palang, Not und die Gesamtheit der Poipoi-Leute in Kiti. Die eigentlichen Verteidiger und verdienten Befestiger der Kolonie, denen letzten Endes ihre Sicherheit und Erhaltung zu danken ist, waren der Landmesser DULK, Polizeimeister KAMMERICH und der Pastor der protestantischen Liebenzellermission HUGENSCHMIDT. Die von den Spaniern erbaute Befestigungsanlage, die unter HAHN eingerissen worden war, wurde wieder instand gesetzt. Die Tore wurden durch Erde, Steinschüttungen, Wellblech und Stacheldrahtverhaue verbarrikadiert. Steinwälle bildeten ihre Fortsetzung, die ebenfalls durch Stacheldraht geschützt wurden. Der Neubau der katholischen Kirche wurde in eine große Feste umgewandelt; eine Reihe von Schanzen sicherte, dem fallenden Gelände sich anpassend, die Westseite bis zum Wasser. Der schwächste Teil der Befestigung, die offene Ostseite, war gleicherweise durch Erdwälle und Schanzen geschützt. Um nachts eine Annäherung unmöglich zu machen, waren in Abständen von 10 zu 10 Metern etwa 30 bis 40 m von den Wällen entfernt, Lampen aufgehängt, die nach der Kolonieseite hin abgeblendet, jegliche Annäherung des Feindes unmöglich machten. Scharfe Bewachung war notwendig. Allnächtlich krachten einzelne Schüsse, da die Aufständischen durch Lampensignale von Jokeš aus verständigt, Annäherungen versuchten, um einzelne Posten zu überfallen und sich in den Besitz der guten Gewehre zu setzen. Die ersten Wochen sind für die von aller Welt Abgeschlossenen keine leichten gewesen; viele Unverschämtheiten der Eingeborenen mußten schweigend eingesteckt werden. Gar häufig wurde die Frage gestellt: wenn wir nicht gewesen wären, was wäre aus euch geworden?

Vierzig Tage mußten verstreichen, ehe der Anschluß an die Außenwelt wiedergewonnen wurde. Da es mit der Verpflegung bereits knapp wurde, — mußten doch die Eingeborenen auf Regierungskosten in der Kolonie ernährt werden —, hatte man daran gedacht, den Regierungskutter nach Yap zu senden. In der Zeit des Nordwestmonunes wäre es allerdings zweifelhaft gewesen, ob das offene Boot jemals Yap erreicht hätte. So atmete alles erleichtert auf, als am 26. November die ›Germania‹ eintraf und die erste Nachricht von dem Ereignis verbreiten konnte. Sie gab von ihren Lebensmitteln ab und fuhr dann beschleunigt nach Rabaul, um die erste Hilfe zu

holen. Am 29. November spät abends traf die ›Germania‹ in Rabaul ein. Dem stellvertretenden Gouverneur DR. OSSWALD wurde Bericht erstattet. Am nächsten Tage wurde die Rückreise angetreten; fünfzig schwarze Soldaten wurden eingeschiff, dazu Proviant, Ausrüstung und Munition. S. M. S. ›Planet‹ wurde benachrichtigt, dann in Käwieng noch zweiundvierzig Soldaten eingeschiff. Dr. OSSWALD, ein neuer Sekretär und der Polizeimeister JAHN befanden sich an Bord, um die Verwaltung in Ponape neu einzurichten. In der ersten Frühe des 5. Dezember lief die ›Germania‹ wieder in Ponape ein. Sie sollte bis zum 20. Dezember warten, wo S. M. S. ›Cormoran‹ als erstes Kriegsschiff vor Ponape eintraf. Am 13. Dezember waren weitere siebzig schwarze Soldaten mit der ›Siar‹ eingetroffen. Damit war es möglich, die Ponape-Eingeborenen aus der Kolonie zu entlassen, deren Schutz nun allein von den schwarzen Soldaten übernommen wurde. Mit militärischen Unternehmungen konnte noch nicht begonnen werden. Dr. OSSWALD begab sich nach eingehender Besprechung mit dem Kommandanten wieder an Bord der ›Germania‹ nach Yap, dem nächst erreichbaren Kabelpunkt. Von hier aus wurde der Chef des ostasiatischen Kreuzergeschwaders und das Reichskolonialamt telegraphisch um die Entsendung weiterer Kriegsschiffe gebeten, um den Aufstand niederzuschlagen. Am 28. erhielt er die Mitteilung, daß S. M. S. ›Emden‹ und ›Nürnberg‹ am gleichen Tage nach Ponape ausgelaufen seien. S. M. S. ›Nürnberg‹ begab sich zunächst nach Yap, um dort Fühlung mit Dr. OSSWALD zu suchen und gleichzeitig den Nachfolger BOEDERS, Regierungsrat DR. KERSTING, an Bord zu nehmen. Beide Schiffe trafen sich in Truk. Am 10. Januar ankerten sie in Ponape-Hafen. Um möglichst ein Entweichen der Aufständischen von der Insel zu verhüten, wurde der Kanal, der Jokeš von der Hauptinsel trennt, scharf durch S. M. S. ›Planet‹ und den bewehrten Handelsschoner ›Orion‹ bewacht. Der Kommandant der ›Emden‹, Fregattenkapitän VOLLERTHUN, übernahm den Oberbefehl. Man wußte, daß die Aufständischen auf dem höchsten Punkte von Jokeš ausgezeichnete Verteidigungsmaßnahmen getroffen hatten, u. a. hatten sie sich bombensichere Unterstände und Schützengräben gebaut. Die Hauptstellung war ziemlich unzugänglich. Um die Aufständischen abzufangen, beschloß man, durch eine Beschießung die Hauptstellung sturmreif zu machen und hernach zu stürmen, um so möglichst viele in die Hand zu bekommen. Aus der Karte (S. 305) sind die Operationen ersichtlich. Am 13. Januar, einem klaren, sonnigen Tage, wurde um 7 Uhr 45 morgens bis 9 Uhr das Plateau unter Feuer gehalten. Anderthalb Stunden später schickte Fregattenkapitän TÄGERT, der Kommandant der ›Nürnberg‹, sein Landungskorps und hundert schwarze Polizeisoldaten an der Westseite von Jokeš an Land. Ein schwieriger Marsch durch dichten, unübersichtlichen Urwald folgte, sodaß unter großen Schwierigkeiten der Anmarsch und Aufstieg zum Plateau erfolgte. Um halb fünf bekam die Spitze Feuer. Etwa 10 m über einer steilen Wand, an der sich die Leute selbst hochziehen mußten, eröffnete der Gegner das Feuer, das von einem Hagel schwerer, bereit gehaltener Steine begleitet wurde. Der Feind lag etwa 50 Mann stark in ausgezeichnete Deckung

hinter einem Steinwall. Erst nach Herausendung eines Maschinengewehres konnte der Sturm gewagt werden. Unter Zurücklassung zweier Toter floh der Feind aus seiner Stellung; damit gab er das Zeichen zu einer allgemeinen panikartigen Flucht den Südabhang hinab. Um 5 Uhr war die feindliche Stellung vollständig in der Hand der Deutschen. Gefangene wurden nicht gemacht. Erst am nächsten Morgen gerieten beim systematischen Absuchen der Stellung sieben Männer und vierzehn Frauen und Kinder in unsere Hand. Die Ponape-Leute hatten drei Tote zu verzeichnen; die Zahl der Verwundeten ist nicht bekannt geworden. Auf deutscher Seite wurde ein Offizier



Aus der „Mariue-Rundschau“ 1911

Karte 2.

und zwei schwarze Soldaten schwer, ein weißer und ein schwarzer Soldat leicht verwundet. Jomatau und seine Getreuen waren leider auf die Hauptinsel entkommen. Um sie in die Hand zu bekommen, mußten die Operationen fortgesetzt werden. Vom 19. bis 25. Januar wurden durch zwei Kolonnen Streifzüge durch den Staat Jokeš auf der Hauptinsel und durch seinen Vasallenstaat Palikir unternommen. S. M. S. »Cormoran« nahm überdies eine Beschießung von Tomara vor, um die von Kiti aus nach Palikir übergetretenen Aufständischen abzuschneiden. Der Erfolg war, daß 78 Männer und 75 Frauen nebst Kindern als Gefangene eingebracht werden konnten. Jomatau und sein Unterführer Samuel befanden sich noch mit etwa 150 Mann in Freiheit. Durch fortgesetzte Streifzüge und energischen Druck auf die loyalen Stämme, bei der Auf-

findung der Rebellen behilflich zu sein, wurde versucht, auch diesen letzten Rest zu erfassen. Man mußte sich auf einen unter Umständen langwierigen Guerillakrieg gefaßt machen. Da meldete am 23. Januar der Lap en Not, daß Jomatau mit seinem Anhang, etwa 100 Mann mit 50 Gewehren sich in den noch aus spanischer Zeit vorhandenen Eingeborenen-Befestigungen auf dem Berge Nankiop verschanzt hätte. Ein anderer Teil der Jokeš-Leute befand sich in Poipoi und Kiti. Am 26. Januar setzten sich die beiden Kolonnen wieder in Marsch, um die Nankiop-Stellung anzugreifen. Etwa mittags um 1 Uhr sollte der Sturm beginnen. Die Eingeborenen-Führer verstanden es, die Kolonne TAEGERT im Busch irre zu führen, sodaß sie erst gegen halb fünf mit der ersten Kolonne SIEMENS zusammentraf, die bereits seit 10 Uhr vormittags vor der feindlichen Stellung lag. Auf etwa dreiviertel Höhe des Nankiop-Berges befand sich die Verschanzung des Jomatau. Sie bestand aus einem etwa dreihundert Meter hoch liegenden Hause mit Schießscharten und anschließender 200 m langer Maueraus Basaltsteinen. (Siehe Karte S. 307). Oberhalb des Hauses erhob sich eine sehr steile, etwa 100 m hohe Bergwand. Das Vorgelände unterhalb der Stellung war etwa 100 m breit und lang freigeschlagen. Die Kolonne SIEMENS hätte nur unter großen Verlusten die Stellung nehmen können; sie mußte auf das Eintreffen TAEGERTS warten. Beim Rekognoszieren fielen morgens der Leutnant EHRHARD und ein schwarzer Polizeisoldat. Die Jokeš-Leute hielten mit etwa 30 Gewehren die deutsche Stellung unter Feuer. Nach Eintreffen der Kolonne Taegert und Verteilung ihrer Kräfte wurde um 5 Uhr die Stellung der Aufständischen gestürmt. Der Erfolg wurde teuer erkauft. Ein Matrose wurde getötet, fünf mehr oder weniger schwer verwundet; desgleichen hatte die schwarze Polizeitruppe drei Schwerverwundete. Welches die Verluste der Jokeš-Leute gewesen sind, ist nicht bekannt geworden. Sie waren panikartig rückwärts geflohen; Munitionsmangel soll die Ursache gewesen sein. Dieser Mißerfolg hatte für Jomatau zur Folge, daß seine Getreuen an ihm irre wurden und ihn z. T. verließen, um sich in der Kolonie zu stellen.

Der Feind war in das Gebirgsland versprengt und verschwunden. Durch systematische Zerstörung der Fruchtplätze, aus denen er seinen Proviant bezog, versuchte man ihn auszuhungern. Über die ganze Insel wurden einzelne Detachements aus Matrosen und schwarzen Soldaten verteilt und ein regelrechtes Kesseltreiben auf den Rest der Feinde veranstaltet. Desgleichen verteilten sich die Kriegsschiffe in die Haupthäfen. Am 29. Januar meldete der Lap en Not, daß die Jokeš-Leute sich in den höchsten Bergen von Ponape unweit von Nankiop in einer Höhle Impeip in einer sehr schwer zugänglichen Stellung verschanzt hätten. In sehr mühseligen Märschen wurden die einzelnen Detachements konzentrisch auf Impeip in Bewegung gesetzt. Am 31. Januar war die Stellung eingeschlossen. Als man nun an die Rekognoszierung der angeblichen Hauptstellung ging, fand man die Höhle leer. Blutige Tücher deuteten auf Verwundete hin. Das Suchen ging weiter. Am 4. Februar eingelaufene Nachrichten vom Feinde besagten, daß der Feind sich im Palikir-Hochlande aufhalte.

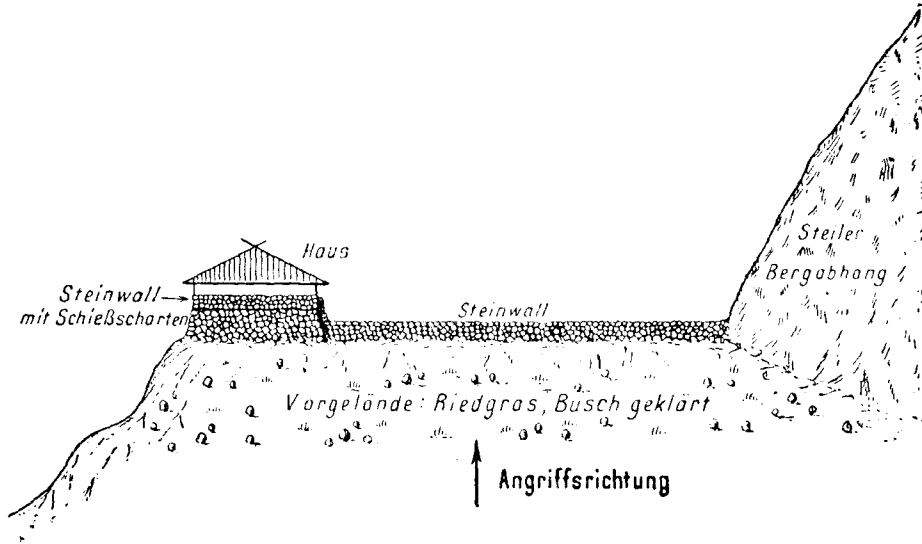
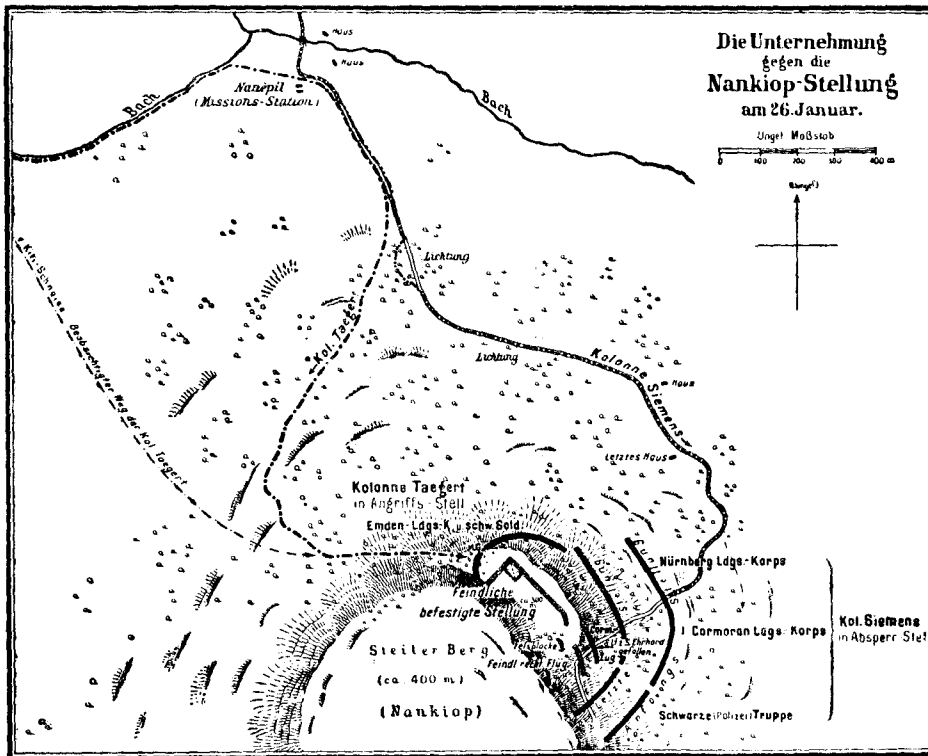


Abb. 13.

Aus der „Marine-Rundschau“ 1911



Karte 3.

Aus der „Marine-Rundschau“ 1911

Kiti-Leute wiederum hatten Teile der Aufständischen in Nord-Kiti gesehen und waren von ihnen beschossen worden. In diesen Tagen stellten sich eine Reihe Gefangene, die erzählten, daß zwischen den beiden Führern Jomatau und Nanaua en Tomara (Samuel) Spaltungen, nach dem Fehlschlag von Nankiop sogar Kriegsmüdigkeit eingetreten seien. Jomatau hatte es jedem freigestellt, zu gehen oder bei ihm zu bleiben. Der Druck der Detachements machte sich bemerkbar. Bis zum 11. Februar hatten sich alle Aufständischen gestellt, bis auf 30 Männer, die sich in zwei Häuflein unter Jomatau bzw. Samuel gesammelt hatten. Am 13. Februar ergab sich Jomatau mit fünf Anhängern. Samuel stellte sich am 16. Februar mit seinen Anhängern dem Nanpéi in Kiti. Am 23. Februar waren die gesamten Aufständischen gefangen oder ergeben in den Händen der Truppen. Hunger und Verzweiflung hatten sie zur Übergabe gezwungen. Mit den Gefangenen waren 21 gutgehaltene Winchesterbüchsen, 8 Remingtongewehre und 1020 brauchbare Patronen eingebracht worden. Davon waren 750 Patronen allein auf die Gruppen Jomatau und Samuel anzurechnen. Gegenüber den Großsprechereien in den Monaten Oktober bis Januar und dem hartnäckig geleisteten Widerstande war die Übergabe fast ruhmlos angesichts des großen Bestandes an Waffen und Munition. Fregattenkapitän VOLLERTHUN äußert sich über die psychologischen Beweggründe folgendermaßen: »Nach allem, was ich von dem Volke gesehen und gehört habe, möchte ich in zwei Momenten die Gründe für ihre Handlungsweise suchen: Mangel an Zähigkeit und ziemlich hohes Maß von Todesverachtung.

Mit dem Augenblick, wo sie sich in der ihnen vertrauten Kampfweise den weißen Truppen unterlegen fühlten, erlahmte ihre Energie vollkommen. Sie sahen ein Ende mit Schrecken kommen und hatten das Bedürfnis, es möglichst abzukürzen. Den sicheren Tod aber, dem sie entgegengingen, fürchteten sie nicht.

Nur so ist es zu erklären, daß wir so schnell und so gründlich Herren der Lage wurden.

Der Eindruck, den dieses Schauspiel auf die übrigen, uns nicht feindlich gesinnten Stämme der Insel gemacht hat, ist tief und nachhaltig. Wenige nur haben an die Möglichkeit der Überwindung des kriegerischsten, trotzigsten und bisher unbesiegten Stammes ihrer Insel überhaupt geglaubt. Niemand aber hat den weißen Truppen solche Zähigkeit, Energie und eine so vollkommene Verachtung von Kugel und Mauer zugetraut.«

Am 23. Februar trat das Gericht zusammen. Durch die Aussagen von Augenzeugen und durch die Geständnisse der Gefangenen lag bereits so viel Material vor, daß die Schuld des einzelnen oft schon genau feststand. Dennoch wurde jedem Manne in erschöpfender Verhandlung Gelegenheit geboten, sich zu verteidigen. Danach stimmten die Richter ab und fällten das Urteil; auf der einen Seite lag Zwangsarbeit und Verbannung, auf der anderen Tod. Über siebzehn Männer wurde das Todesurteil verhängt. Alle übrigen wurden zu Zwangsarbeit und lebenslänglicher Verbannung nach den Palau-Inseln verurteilt. Am Morgen des 24. Februar wurde das Urteil »Tod durch

Erschießen« den Mördern in Gegenwart aller Häuptlinge und feierlicher Versammlung verkündigt. In Kumunlai, einer alten Begräbnis- und Kultstätte, befand sich der Richtplatz. Hier ruhen die »Großen von Jokeš«, wie sie fortan vom Ponape-Volke genannt wurden. In vielen Liedern, die nicht gerade schmeichelhaft im Ohr der Europäer klingen, werden ihre Taten verherrlicht. Ihre grausige, hinterlistige Tat mag sie in unseren Augen zu Verbrechern und Aufständischen stempeln, in den Augen der Ponape-Leute waren sie für die Befreiung und den »lamlam« von Ponape gefallen.

Und nun die Rolle des Nanpéi. Gewiß ist er nicht der Anstifter dieses Aufstandes gewesen, dessen Gründe wir oben kennengelernt haben, doch hat er versucht, sich die Bewegung zu Nutzen zu machen. Erwiesenermaßen hat er die Absendung der Jungmannschaft von Kiti, die GIRSCHNER am 19. Oktober zur Bewachung der Kolonie aufgerufen hatte, um zwei Tage verzögert, aus seinem Laden in Kiti wurden bis zum Januar den Aufständischen Tabak, Petroleum, Reis, Feuerzeug usw. reichlichst zugeführt. An jedem Sonnabend mußte Nanaua en Tomara die Vorräte aus Kiti holen. Der Lap en Palikir, ein entfernter Verwandter des Nanpéi, diente als Vermittler zwischen ihm und den Aufständischen. Die weiße Fahne war die Flagge der Aufständischen. (Siehe S. 192). Die Weißen der Kolonie sahen sie zuerst als Parlamentärflagge an. Der Lap en Palikir war es gewesen, der zweimal dem Uašái en Jokeš die Mitteilung zukommen ließ: »Omui tatauk mōmau ap tikitik« — »Ihre Bestrebungen (Arbeit) sind gut, aber zu klein« und ein andermal: »En Nanpéi en Kiti a ranmau, Uašái en kelail« — »Ein Gruß von Nanpéi in Kiti, Uašái bleibe stark (standhaft)!« Das Aufgebot an weißen und schwarzen Truppen mag ihn dann belehrt haben, daß der Aufstand für ihn keinen Erfolg haben dürfte und also auch ihm selbst kein Vorteil daraus erwachsen würde. Bemerkenswert bleibt auch, daß Samuel sich im Hause seines Verwandten Nanpéi stellte.

Am 27., 28. Februar und am 1. März verließen die Kriegsschiffe Ponape. Am 26. Februar war S. M. S. »Condor« eingetroffen. Ihm blieb der Schutz der Insel anvertraut, bis Ruhe und Frieden wieder völlig auf ihr eingezogen und die Erregung unter den Eingeborenen sich gelegt hatte.

Die Grundstücke der Aufständischen wurden eingezogen, als Regierungseigentum erklärt und zum Teil an die Leute verschenkt, die während der bösen Wochen der Regierung beigestanden hatten.

Regierungsrat Dr. KERSTING, in der Südsee und in Afrika als tüchtiger Beamter erfahren, übernahm die Verwaltung mit ausgezeichnetem Erfolge.

**Nachtrag:** s. S. 114 ff. u. Karte.

JURIEN DE LA GRAVIÈRE: Voyage en Chine pendant les années 1847—1850. Paris 1864. (1848, 21. März — 28. März, an Bord der Korvette »La Bayonnaise«).

Bd. II S. 287 berichtet in der Anmerkung: »Die Insel Ponape (*Pounipet*) wurde 1840 von der Korvette »La Danaïde« besucht, die damals von JOSEPH DE ROSAMEL befehligt wurde. Zwei Offiziere dieses Schiffes nahmen die Karte der Insel auf; einer von ihnen, GARNAULT, machte Aufzeichnungen über die Überlieferungen und Sitten der Karoliner und erhielt allerlei seltsame Mitteilungen, welche er mir liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat. Darunter befindet sich eine, die es sicherzustellen scheint, daß Ponape den traurigen Ruhm besitzt, das Grab der letzten Reste der Expedition Lapérouse geworden zu sein.« — Es folgt dann eine Auseinandersetzung, welche stichhaltigen Gründe für diese Annahme ersonnen sind. Nach dem Scheitern des Schiffes in Vanikoro haben die Überlebenden in halbjähriger Arbeit ein Boot gebaut, mit dem sie in unbekannter Richtung fortfuhren. Ponapeeingeborene erzählten 1840, daß vor etwa sechzig Jahren ein Boot mit weißen Menschen auf dem Riff aufgelaufen wäre; die Ponapeleute hätten sie angegriffen und nach harter Gegenwehr im Nahkampf sämtlich niedergemacht. Eine Drehbasse, die eine Lilie als Schmuck gehabt hätte, wäre ihnen als Beute in die Hände gefallen. Dies Geschütz hätte ein englischer Kauffahrer wenige Monate vor dem Besuch der Danaïde von der Insel mitgenommen. (Vergl. S. 114, 115, 118).

S. 304/308 und in der Hauptschrift: Hundert Meilen von Kusae (*Oualan*) entfernt liegt an anderer Stelle im Karolinen-Archipel die Insel Ponape (*Pounipet*); dort finden sich Reste primitiver Geschichte, die beiden Inseln gemeinsam ist und darauf schließen lassen, daß die Bewohner beider Inseln gemeinsamen Ursprungs sind. Die Traditionen gehen in Ponape bis in jene Fabelzeiten zurück, wo ein Geschlecht von Riesen die polynesischen Inselwelt bewohnte. Es waren rege Wesen, immer zu neuen Wanderungen aufgelegt. Einige beschäftigten sich damit, die Berge zu schaffen, andere hoben die gewundenen Kanäle und Häfen aus, umschlossen Ponape mit einem breiten Korallengürtel oder rückten bei ihren Spielen die gewaltigen Basaltklötze vom Fleck. Jener Zeit entstammen die Denkmäler, die vielleicht eines Tages die mächtigen Kräfte der Vegetation verschwinden lassen wird, die aber den erstaunten Seefahrer an die Leistungen der Azteken und Ägypter erinnern. Aus fünfseitigen Prismen wurde hier ohne Bindemittel eine ganze Stadt errichtet; die Bruchstücke bedecken den Boden, den die jetzige Generation für die Herstellung der Gräber benutzt. Diese Ruinen sind das unzerstörbare Werk der Riesen. Die Ponapeeingeborenen nähern sich ihnen nur mit Zittern und Zagen. Sie erzählen, daß die Erbauer dieser festen Mauern, als sie keine Steine mehr hatten, um sie aufeinander zu türmen, sich eine Schlacht lieferten, um einander zu töten. Nur drei Leute hätten sie überlebt, ein Vater und seine beiden Söhne. Die Kinder machten sich daran, eine hohe Bergspitze zu errichten, die bis an



den Himmel reichen sollte. Der Vater verbrachte seine Muße damit, die Insel in zwei Teile zu trennen; er grub den Kanal, der heute den Hafen von Matolenim (*Mitalilim*) bildet: die breiten Klippen in der Einfahrt dienten ihm dazu, um darauf seine großen Füße zu stellen. Als er sein Werk weit in die Bucht vorgetrieben hatte, wollte er mit dem Kanal die Berge durchschneiden, welche seine Söhne mit großer Sorgfalt errichtet hatten. Alle beide widersetzten sich dem und verteidigten ihr Werk; ein erbitterter Kampf war die Folge und das Geschlecht der Riesen verschwand. Zu der Zeit landeten am Strande von Matolenim fünfhundert Menschen, die ein Kanu von fernen Gestaden gebracht hatte. Voll Entsetzen besahen sie sich die gigantischen Bauten ihrer Vorgänger und bauten ihre Hütten am Strand des Meeres. Aus ihnen entstanden die fünf Stämme Ponapes.

So haben sich wenige Meilen von Kusae (*Oualan*) die Erinnerungen an zwei unterschiedliche Wanderungen erhalten. Auf der ersten wurden die Denkmäler errichtet, die COOK und LAPÉROUSE auf den Osterinseln gesehen, ANSON und die Offiziere der L'URANIE auf den Marianen bewundert, die man auf Ponape wiederfindet. — Dieser fleißigen Rasse folgten neue Kolonisten. Die letzten Einwanderer scheinen mit den ersten Anfängen der Zivilisation vertraut gewesen zu sein. Beurteilt man ihre Vorgänger nach ihren Werken, sind sie im Besitz größerer Handfertigkeiten und mit den Satzungen eines fortgeschritteneren gesellschaftlichen Lebens vertraut gewesen.

Soweit die Offiziere der La Danaïde während des Aufenthaltes einen Einblick in die religiösen Vorstellungen der Ponapeleute tun konnten, zeigt es sich als ein freundliches und friedfertiges Völkchen. Es gibt keine Menschenopfer, keine blutigen Verstümmelungen, mit welchen andere Südseevölker sich einbilden, der Gottheit gefällig zu sein. Jeder Eingeborene scheint eine Schutzgottheit zu besitzen. Bei den einen steht die Taube im Mittelpunkt des Aberglaubens; bei anderen ist es, wie auf Kusae, die Muräne. Sie haben vor ihren Göttern eine überaus große Ehrfurcht. Ein Eingeborener, der sich des Mordes an einem geheiligten Wesen schuldig machen würde, selbst wenn es unfreiwillig geschähe, muß aus seinem Stamme flüchten. Der Kult ist sehr einfach; er entartet der Tempel und Priester. Die Ponapestämme haben allerdings geschickte Leute, die in der Zukunft zu lesen verstehen und mit den Geistern verkehren können. Die geheimnisvollen Kräfte, welche man diesen Wundertätern zuschreibt, verleihen ihnen Hochachtung und Macht, die wenig hinter denen für die Häuptlinge zurückstehen. Bei allen wichtigen Verrichtungen sind sie dabei und spielen ihre Rolle. Bei allen Festen nehmen sie ihren bestimmten Platz ein; der erste Kawabecher gehört ihnen. Zumal bei der Krankenheilung wendet man sich an ihr Können und Wissen. Will man unter Zugrundelegung des volkstümlichen Aberglaubens die Wiege der Völker auffinden, welche die Erdoberfläche bewohnen, dann erkennt man in nicht gelinder Überraschung in den medizinischen Praktiken der polynesischen Zauberer die Betätigungen der chinesischen Bonzen und der mongolischen Magier wieder. Handelt es sich um ein leichtes Leiden, dann genügen die vom Arzte vorgeschriebenen Tränke;

bei schweren Erkrankungen greift man zu übernatürlichen Mitteln. Auf Ponape gibt es eine Reihe heiliger Berggipfel, in deren Nähe die Eingeborenen sich nicht wagen; auf diese hochgelegenen Orte flüchtet sich die Seele des Kranken. Man muß sie nur zur Rückkehr veranlassen, um den Körper, aus dem sie entwich, wieder zu beleben. Deshalb darf man keinen Augenblick verlieren. Denn mit gewaltigen Flügeln, die im Augenblick wachsen, wird die herumirrende Seele, beeilt man sich nicht, zum Himmel emporgetragen. Der Arzt macht sich auf den Weg; er wagt es, den Berg zu erklettern. Gelingt es ihm, die gesuchte Seele einzufangen, dann schließt er sie sorgsam in eine Kokosnuß ein und schüttet sie nach seiner Rückkehr mit dem Kokoswasser auf den Kopf des Kranken. Nur zu häufig hat leider die Seele bereits die Erde verlassen; sie ist fort; der Arzt sah, wie sie mit großen schwarzen Flügelschlägen davonflog. Wohin brachten sie die Flügel? Die Frage ist schwer zu beantworten. »Sie ist weit weg«, antworten die Eingeborenen. »Weit, weit weg, weit von hier! Die früher abgeschiedenen Seelen erwarten sie zum Empfange und heißen sie an dem neuen Aufenthaltsorte willkommen; aber man muß zu ihnen beten; man muß die Verwandten veranlassen, tüchtig zu weinen, damit sie wohlwollend aufgenommen wird; man muß ihre Tugenden, ihre Güte, ihren Mut herausstreichen, damit die Toten sich über den Gefährten freuen, den die Erde ihnen schickt. Daher versammeln sich Gesinde, Freunde, Verwandte des Verstorbenen häufig an seinem Grabe, um sein Lob zu verkünden und gemeinsam lange Trauerlieder zu singen.«

### Geographie.

**Name:** Die Insel teilt das Schicksal und die besondere Eigenschaft der meisten Südseeinseln, eine Vielheit von Namen und Benennungen im Laufe der Zeit erhalten zu haben, bis man sich auf eine bestimmte Schreibung einigte. Daß die Insel bereits vor ihrer Auffindung durch Europäer bekannt war, zeigen die Inselnamen der Karolinen, die von CANTOVA, CHAMISSO u. a. vor 1828 mitgeteilt wurden. Als *fānū pēi*, Land der heiligen Steinsetzungen, war Ponape unter den Eingeborenen der Karolinen bekannt; mit diesem Namen wurde die Insel auch den fragenden Fremden benannt. Mit welchen Bezeichnungen Ponape in der Literatur erscheint, veranschaulicht diese Übersicht:

CANTOVA (1722)	Falupet, Faloupet	PUNCHARD (1834)	Bānebē
CHAMISSO (1819)	Fanope, Fanoupeï	ONG (1835)	Ascensio
FREYCINET (1819)	Fanopé	DE ROSAMEL (1840)	Bonnebey
DUPERREY (1823)	Fanopé	MICHELENA Y ROJAS (1841)	Bonybay
O'CONNELL (1826)	Bonabee	CHEYNE (1848)	Bornabi
LÜTKE (1828)	Pouynipète, Senjavin-Gruppe	S. M. S. »EUGENIE« (1853)	Pouynypet
v. KITTLITZ (1828)	Hunnepet, Fanopet	S. M. S. »NOVARA« (1858)	Puynipet
EVANS und WHITE (1832)	Ascension	DR. GULICK (1853 bzw. 1862)	Ponape
FRAZER (1832)	William IV. Island	A. CABEZA Y PEREIRO (1895)	Ponapé
OSBOURNE (1832)	Harper Island	Amtl. deutsche Schreibung	Pónāpē
SMITH (1834)	Bonnybay		

Die genaue Befragung der Eingeborenen ergab die Benennung ihrer Heimatinsel als ›pōn' pēi auf den heiligen Steinsetzungen‹, klar und deutlich in zwei Worten gesprochen. Nützlichkeitsgründe sprechen allerdings für die Beibehaltung der Schreibweise Ponape.

**Kartographie.** Die erste Kartenaufnahme der Insel wurde im Atlas der Senjavin-Reise veröffentlicht (s. S. 78). Während der Umfahrt Ponapes durch das russische Forschungsschiff gelang es dem Offizier ZAVALICHINE die Insel in ihren Hauptzügen zu kartieren. Für die wenigen Stunden, die dafür zur Verfügung standen, ist Ausgezeichnetes geleistet worden. Die ungefähre horizontale und vertikale Gliederung der Hauptinsel, die freiliegenden Inseln, die Riffgestaltung, die Passagen sind bereits eingezeichnet; die letzteren wurden bereits z. T. ausgelotet. Daß bei der flüchtigen Aufnahme dem Offizier manche Fehler unterliefen, daß einzelne Inseln, z. B. Šökšš, gekennzeichnet durch seine Nordspitze Cap Zavalichine, den markanten Basaltblock des Paip a lap, ebenso Tepek und Takāiu in U ihm landfest erschienen, daß die Mant-, die Aru-, die Tāu en Kēpara, die Tāu en Palān-, die Palikir-Einfahrt von ihm übersehen wurden, beeinträchtigt seine Leistung nicht. Die charakteristischen Bergformen wurden von ihm eingezeichnet, z. T. benannt. Dem über seiner Umgebung, von weitem einem schartigen Messer vergleichbar, hervorragenden, spitzen Tolokole gab er den Namen Monte Santo, den im Südosten der Insel aus dem Grün der Wälder schroff emporsteigenden Basaltfels Zileu<sup>①</sup> nannte er wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Schildwächhäuschen La Guérite, der ihm als landfest erscheinenden, doppelhöckrigen Insel Mutok gab er die Benennung Monte Tenedos. Häfen haben von ihm nur zwei einen Namen erhalten: Port du mauvais accueil ist der Lañar Hafen, Port Tverdoy der Lot-Hafen; gut ausgelotet, aber nicht benannt sind die Häfen von Mutok, Rōi en Kiti und Tauāk.

Die von See aus sichtbaren Bauwerke von Nān Matāl sind bemerkenswerter Weise eingetragen, obschon ihrer sonst niemand im ›Senjavin-Werk‹ Erwähnung tut.

Ebenfalls wurden die Riffe und Koralleneilande der Ant- und Pakin-Inseln von ihm in großen Zügen festgelegt. Eingeborene Benennungen wurden von einzelnen Inseln aufgenommen; allerdings haben die Befragten, da sie die Russen nicht verstanden, z. T. unrichtig ausgesagt (vgl. S. 86).

Im Pakin-Atoll entspricht auf der Karte

	die Insel Kapenuare	der wirklichen Insel	Nikālap
„	„	Tagai	„ „ „ Tomwēna
„	„	Ta	„ „ „ Ujetik
„	„	Katelma	„ „ „ Mant

Welche Karten den später die Insel besuchenden Fahrzeugen außer der Senjavin-Karte vorgelegen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Daß diesbezügliches Material angefertigt wurde, geht aus den früheren Berichten der Besucher zwischen 1828 und 1840 hervor. Es mag handschriftlich geblieben sein. Da sich früh unter den auf der

① Beilklinge

Insel verbliebenen weißen Ansiedlern etliche zu Lotsen heranbildeten, benötigte der Kapitän der stets nur verhältnismäßig kleinen Fahrzeuge zunächst kein genaues Kartenmaterial. Die persönliche Erfahrung des Lotsen ersetzte sie ihm. So ist es bis in die jüngste Zeit hinein gewesen. Auch während der deutschen Zeit beschränkte man sich eigentlich allein auf sorgfältige Aufnahmen und Lotungen in den Ponape-Häfen, dazu die Vermessung der Ant- und Pakin-Atolle. Im wesentlichen gehen alle Karten in ihrer Grundlage auf die Aufnahme der »La Danaïde« aus dem Jahre 1840 zurück. Abb. S. 116 ist eine Pause der im Marineministerium in Paris aufbewahrten Originalzeichnung. Sie ist bezüglich der Umriss von Riffen und Küsten der Insel zuverlässig; auch bemüht sie sich, das Gelände etwas besser herauszubringen. Ein Vergleich zwischen der deutschen Admiralitätskarte Nr. 116 (Tit. XI Nr. 404) zeigt ohne weiteres die Abhängigkeit dieser Seekarte von der des ROSAMEL. Die spanische Karte des CABEZA Y PEREIRO bedeutet ob ihrer vielen Ungenauigkeiten eher eine Verschlechterung des Originals, obschon sie diesem in der Eintragung von Namen voraus ist.

Die Karte von DE ROSAMEL ist in erster Linie für nautische Zwecke angefertigt; sie gibt deshalb ein genaues Bild der Ausdehnung der Riffe, der diesen aufgesetzten flachen Inseln und Sände, dann ein Bild der Häfen und einzelnen Riffkanäle; mit den Strandlinien der eigentlichen Insel Ponape wird in der Aufnahme nicht genau verfahren, desgleichen nicht mit den zwischen Außenriff und Hauptinsel liegenden Berg- und Innenriffinseln; doch ist bei diesen überall der Inselcharakter beachtet; sie erscheinen nicht mehr landfest; die Geländezeichnung bringt die wichtigsten Erhebungen und größeren fließenden Gewässer; auf Einzelheiten wird allerdings verzichtet. Die Eintragung der Flußarme erweckt allerdings falsche Vorstellungen, man möchte an Ströme glauben; so breit und befahrbar, wie sie auf der ROSAMEL'schen und auf der Seekarte erscheinen, sind die Wasserläufe nicht, ausgenommen vielleicht der Pilap en Letâu in Matölenim und der fördenähnliche Tâu en Sökölä in Nöt. Nicht so gut sind die Aufnahmen der Ant- und Pakin-Gruppe. Hier mußten sogenannte fliegende Aufnahmen aushelfen. Wohl ist die Ausdehnung und Gliederung der Ant-Inseln annähernd richtig wiedergegeben; die Lagune ist entschieden zu klein und die Einzelinseln sind zu breit wiedergegeben. Die Karte der Pakin-Inseln ist im ganzen mißglückt; sie ist viel zu klein geraten. Die größere Insel Nikalap im Westen des Atolls fehlt überhaupt. Die Karte von DE ROSAMEL ist im Maßstab 1 : 100 000 gezeichnet. Dieser Maßstab ist für die späteren Kartenveröffentlichungen von Ponape stets beibehalten worden.

ANACLETO CABEZA Y PEREIRO's Übersichtskarte von Ponape ist nach der DE ROSAMEL'schen Aufnahme angefertigt. Manche Einzelheiten dieser Aufnahme sind auf der spanischen Karte fortgelassen; in der Geländedarstellung ist etliches verzeichnet; Berg- und Ortschaftsnamen sind z. T. unrichtig eingetragen; neu ist die Kenntlichmachung der ungefähren Grenzen für die einzelnen Ponapestaaten. Sein Buch enthält an weiteren Karten: 1. einen guten Plan des Lañar-Hafens (Puerto de Santiago), 2. die Ant- und Pakin-Inseln (hier mit den Namen der LÜTKE'schen Erkundung), 3. eine Karte des

Nöt-, Ū und Matölenim-Gebietes (Espedición á Ponapé), 4. einen Plan der Kolonie Mëseniëñ (Plano de Santiago de la Ascension y sus inmediaciones), 5. 6. 7. Krokis der militärischen Unternehmungen gegen Oa, Kitam und eine Aufnahme des Kriegsschauplatzes in Matölenim (Croquis del teatro de operaciones en Metalanin).

Die Aufnahmen aus der Zeit des deutschen Besitzes von Ponape beschränken sich auf Berichtigungen und Ergänzungen der ROSAMEL'schen Karte. Unsere<sup>①</sup> Admiralitätskarte Nr. 116 (Tit. XI, 407, 404) veranschaulicht die Gesamtübersicht von Ponape, Ant- und Pakin-Gruppe, dazu Spezialkarten der Häfen von Mutok, Lot und Matölenim, während die Admiralitätskarte Nr. 195 die Spezialpläne des Lañar. (*Dschökàdsch*-) und Roi en Kiti- (*Ronkiti*-) Hafens enthält. Diese Karten wurden von der deutschen Kriegsmarine aufgenommen und 1903 veröffentlicht.

Als letzte Karte wurde ohne Erläuterungen in den »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Band XXII, 1909« die »Karte der Insel Pónäpē auf Grundlage der deutschen Admiralitätskarte Nr. 116 und mit Benutzung der Aufnahmen des kaiserl. Vice-Gouverneurs BERG Oktober 1902 — Januar 1906« veröffentlicht. Die Karte, von M. MOISEL bearbeitet und von G. THOMAS gezeichnet, gibt ein gutes Bild des zerschnittenen, zerklüfteten Geländes der Insel, auch eine ungefähre Vorstellung der reichen Bewässerung und der Art der Besiedelung; allerdings ist auch diese Aufnahme bei weitem nicht vollständig, nur der Südosten und die nähere Umgebung der Kolonie Mëseniëñ sind genauer dargestellt. Die umfangreichen Geländeaufnahmen des Landmessers M. DULK 1908—1914 sind nicht mehr zur Veröffentlichung gekommen. Sie sind z. T. auf einer Insel während der Kriegszeit vergraben worden. Ihre Verarbeitung zur einheitlichen Karte würden von Ponape ein ganz anderes Gesicht zeigen.

**Lage und Größe.** Ponape ist die größte und höchste Karolinen-Insel. Sie hat eine rundliche Gestalt, in deren Peripherie z. T. tief einschneidende Buchten eingreifen. Ihr Durchmesser beträgt zwischen 25 und 30 km, ihre Fläche ist auf etwa 347 km<sup>2</sup> geschätzt worden; ihre Größe entspricht damit ungefähr der Ausdehnung des Hamburger Staatsgebietes. Die Positionsangaben der früheren Besucher (vgl. z. T. in deren Berichten, Abschnitt Geschichte) sollen hier nicht wiederholt werden. Eine ungefähre Lagebestimmung ist aus der genauen Festlegung des auf der Westseite der Insel Lañar in der Nähe der Handelsstation der Jaluit-Gesellschaft befindlichen Beobachtungspunktes zu entnehmen. Dieser Beobachtungspunkt liegt auf 6° 58' 53" N.-Br. und 158° 17,5' 35" O.-Lg. von Greenwich.

**Gliederung.** Die Senjavin-Gruppe besteht aus der Hauptinsel Ponape und den beiden Atollen Ant und Pakin, von denen die erste etwa 15 km südwestlich, die zweite rund 33 km nordwestlich von der Hauptinsel entfernt liegt.

Die Hauptinsel gliedert sich in Wallriff, Riffkanal mit eingelagerten Vorinseln und die große Insel.

① Ausländische Seekarten konnten nicht eingesehen werden.

Das Wallriff umzieht Ponape mit einem zumal im NW. und NO. weitausladenden, mit Riff-, Schuttinseln und Sandbänken besetzten, gelegentlich Kilometer breiten Gürtel, der an 20 verschiedenen Stellen durchbrochen ist, wo Süßwasser ins Meer abfließt und das Wachstum der Korallen unterbricht. Im Süden und im SO. ist das Wallriff am schmalsten, ja in Lot fallen Wallriff und Hauptinselrand nahezu zusammen. Während der Riffabfall zum Meere, dort wo der Riffgürtel am breitesten ist, sehr schroff und steil, erfolgt er im Süden und Südosten sehr allmählich; an manchen Stellen vermag bei ruhigem Wetter gar ein Fahrzeug vor dem Riffe u. U. zu ankern. Hier breiten sich die wundersamen farbenprächtigen Korallengürtel aus mit ihrem einzigartigen Tierleben, schöner und eindrucksvoller als auf manchen ähnlichen Gärten des Riffkanals. Auf diesem Riffgürtel beobachtet man Inselbildungen in den mannigfachsten Entwicklungs- bzw. Zerstörungsstadien. Sämtlich werden sie aus durch Wind und Strömungen herausgerissenen kleinen und großen Korallenblöcken gebildet, zwischen welche der feingeriebene Korallensand eingeschwemmt wird, das Ganze allmählich zu einer festen Masse zementierend. Doch baut zumal die Strömung an einzelnen Stellen auf, zernagt und zerreibt an anderen wieder fertige Inseln oder Inselkeime. Es ist ein stetes Kommen und Gehen. Gerade diese Riffinseln weisen, wenn die Vegetation noch nicht auf ihnen Platz griff, die größten Veränderungen auf. (Nä ist die Bezeichnung für Riffinseln, die alsdann durch ein Beiwort kap=neu, lap=groß, tük=klein, päli=an der Seite näher bestimmt wird; doch wiederholen sich für die Anteile der einzelnen Staaten an dem Riffgürtel oft mehrfach die gleichen Inselnennungen.) Die Wasserunterschiede auf dem Riffe sind zwischen den Tiden nicht erheblich; zu merken sind sie merklich nur als verkehrshemmend während der Springtiden; der Springtidenhub beträgt ca. 1,2 — 1,8 m. Den an der Insel vorbeisetzenden Strom spürt man am meisten an der Nordseite; am stärksten an der weit nach Norden vorgeschobenen Spitze des Riffgürtels bei Nänkáp en Param, ferner im SO. bei Näláp en Löt; schwächer sind die Erscheinungen an der Insel Nā, südlich der Einfahrt in den Matolenim-Hafen, an der Insel Näláp am Hafen von Rōi en Kiti und an der NW.-Seite des Riffgürtels in der Nähe der Palikir-Einfahrt. Mehr oder minder starke Kabbelung verrät bereits an der Oberfläche den Widerstreit der Strömungen. An der Nordseite setzt der Strom während der Ebbe meist nach Westen, während der Flut nach Osten.

An der NW.-, N.- und NO.-Seite, vom Tāuāk-Hafen bis zum Matolenim-Hafen ist der Riffgürtel von Inseln frei, nur einzelne Korallenblöcke, nur bei Ebbe auftauchend, weiße und braune Korallensandbänke liegen hier auf dem Riffe, dessen Gürtel nach der Meerseite durch das weiße, schimmernde Gischband der Brandung ausgezeichnet ist, dem Aufprall der mächtigen NW- bzw. NO-Dünung, die hier auf das Riff aufschlägt. An der SW-, S- und SO-Seite wo die Brandung mäßiger hoch ist, der Aufprall sanfter, wo der seichtere Riffabfall bereits der Dünung einen Teil ihrer Kraft nahm, ist außer einzelnen Blöcken, vielen großen und kleinen Sandbänken, eine Reihe

von z. T. ziemlich ausgedehnten Riffinseln bemerkbar. Zum Teil sind es niedrige, langgestreckte Blockwälle mit Sand (*pik*) zu einem Ganzen zementiert, hier und da Ansätze zur Begrünung zeigend, wie z. B. an der SW-Seite Péi en Tomara, die Kēpara-Inseln, andere sind mit Busch, Laubbäumen, Kokospalmen bestanden; von der Westseite her beginnend: Tāuāk, Nālāp en Kiti, Žāniāk, Namāūr, Laiāp, Nātik, Rōš, Pāniān, Nālāp en Lōt, Nānpuil, Nāniōr, Nānāūr, Māl, Nānīni, Nākāp, Nā und Nāpali; nur einige sind besiedelt: Panian, Mal, Nānīni, Na und Nāpali; andere, wie Žāniāk, Nāmāūr wurden früher zu Begräbniszwecken verwendet.

Dieser Riffgürtel ist etwa 20 mal unterbrochen; kleine, schmale und große, breite Durchlässe führen hier in den Riffkanal hinein oder aus demselben ins freie Meer hinaus. Wo diese Einlässe erweitert sind, und auch größeren, europäischen Schiffen ein Einlaufen in den Riffkanal ermöglichen, wo die größeren Süßwassermengen in den Riffkanal und nach dem Meer hin abfließen, breitere Lücken im mit Längs-, Quer- und Rundriffen erfüllten Riffkanal aussparen, sind solche Lücken zu Häfen geworden. Die wichtigeren Einfahrten — dazu die Häfen, in welche sie hineinführen — sind: Lānar-Einfahrt<sup>①</sup> (Lānar-Hafen), Mant-Einfahrt, Aru-Einfahrt (Oa-Hafen), Nāpāli-Einfahrt (Mātōlenim-Hafen), Pōnatik-Einfahrt (Lōt-Hafen), Panian-Einfahrt (Mutōk-Hafen), Nālāp-Einfahrt (Rōi en Kiti-Hafen)<sup>②</sup>, Tāu en Kēpara-Einfahrt, Tāu en Pālān-Einfahrt, Tāuāk-Einfahrt, Pālikir-Einfahrt, Tšōkēs-Einfahrt (Tšōkēs-Hafen). Der geräumigste Hafen ist der von Mātōlenim; er wird nur selten besucht; einst ein Hauptanlaufhafen für die Walfängerschiffe, hat er seine Bedeutung längst eingebüßt, auch um andere Häfen von Lot, Mütok und Rōi en Kiti ist es nicht anders bestellt. Bedeutung hat allein der Lānar-Hafen; er ist der Haupthafen in den Karolinen; so ist er gut ausgebakt, die Riffe zu kennzeichnen und den einlaufenden Schiffen einen sicheren Weg nach den Ankerplätzen zu weisen. Trotzdem ist die Einfahrt, zumal für Segler, nicht gefahrlos; Wracks an verschiedenen Hafeneinfahrten, hoch auf dem Riffe sitzend, warnen den Seefahrer.

Erscheint auf den Karten der Riffkanal zwischen Hauptinsel und Wallriff ziemlich als ein einheitliches Ganzes, in das die kleinen Berginseln eingebettet liegen, so ist das eine Täuschung. Die Kartenaufnahmen trügen. Eine Einsicht in die Spezialaufnahmen der Häfen gibt eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die dieser Riffkanal dem Verkehr, nicht allein den europäischen kleinen Booten, sondern ebenso den eingeborenen Fahrzeugen bietet. Meint man, daß ein solcher Kanal allenthalben befahrbar sei, irrt man sich. Die Wasserfläche zwischen Hauptinsel und Wallriff trägt, es ist eigentlich ein Riff, das von einem Labyrinth kleiner und großer, breiter und schmaler, überwiegend blind endenden winkligen Kanälen durchzogen ist, Kanälen, die tiefes Wasser halten, während auf den Riffen oft nur einige Fuß Wasser stehen, so bei Niedrigwasser oft jeglichen Verkehr unmöglich machen. Dunkelblau ist das

<sup>①</sup> Auch Ponape-, Santiago, Jamestown-Einfahrt genannt, jedenfalls die Haupteinfahrt.

<sup>②</sup> Auch Lee-Hafen genannt

tiefe, weiß, hellgrün, dunkelgrün erscheint das seichte Wasser, die Farbtöne satt oder aufgehellt entsprechen der Tiefe des Wassers und des Untergrundes, ob Korallensand, ob Tang-, ob Seegraswiese. Das Gebiet zwischen Tāu en Palañ, Mutok, Mato- lenim-Hafen besitzt die geschlossensten Binnenriffstrecken; hier auf dem breiten, un- gestörten Riff erbaute man einst die Kultstätte der Steingehege von Nān Matöl. Tāu heißen die Kanäle des Binnenriffes, oft mit einem Zusatz, der den Kanal besonders kennzeichnet z. B. Tāu en Tšökolä zwischen Měšeněň (Kolonie) und Nöt.

Von Riffen eingebaut, mit dichten Mangroven umgürtet, erhebt sich über das Binnenriff eine Reihe bergiger Inseln nebst einigen flachen Schuttinseln, die mit Man- grovendickicht meist bestanden sind, wie z. B. Takatik am Lāñar-Hafen. Die Nord- seite Ponapes verzeichnet die größere Zahl.

Berginseln:	Tšökěš ° <sup>①</sup>	}	Lāñar-Hafen
	Tšap u tik		
	Lāñar °		
	Parām °	}	Mānt-Hafen
	Mānt a péitāk °		
	Mānt a péiti °	}	Aru-Hafen
	Tepěk °		
	Takāi en Ū °		
	Auā těk °	}	im NO. der Halbinsel Mātíp, Mātölēnim
	Tiān °		
	Mutök o lõš °	}	Binnenhafen von Mātölēnim
	Takāi en mās °		
	Tšamuñ °	}	Außenhafen von Mātölēnim
	Mutök i tik		
	Mutök a läp	}	sdl. von Tšamuñ vorgelagert
	Lik en takāi		
	Mutök °	}	Vor der SO-Spitze von Nān tiati, Löt
	Töl e tik °		
	Ešil °	}	Mutok-Hafen
	Kepār i tik °		
	Kepār a läp °	}	Roi en Kiti-Hafen
	Mān a péi °		
	Mān a pailōn °	}	vor der Landschaft Pālāñ

## Schuttinseln:

Takatik	Lāñar-Hafen
Pāšuñ	} der Insel Tšāmuñ im Südwesten vorgelagert,
Ulitéi	
Nān kiti o pūr	Mutök-Hafen
Péi a kāk	Westseite der Insel Tšökěš

① ° = besiedelt.



Gewiß ist mit dieser Aufzählung die Reihe der Inseln nicht erschöpft. Eine Anzahl wichtiger Schuttinseln scheint nicht benannt zu sein; außerdem mögen die geradezu undurchdringbaren Mangrovewälder von Palikŕ, Pālāñ, Pök, Palŕkalāu manche als selbständig zu bezeichnende Insel bergen.

Die Berginseln bestehen, wie die Hauptinsel, aus Basalt; brüchig und zerklüftet, mit steilabfallenden, unwegsamen Felswänden, die an den schroffen Stellen nackt zu Tage treten, über und über mit Steingeröll, Klippen usw. überdeckt, mit isolierten Spitzen oft wunderlichster Form sind meist nur die schmalen Strandstreifen und gelegentlich die engen Täler, soweit sie nicht versumpft sind, besiedelbar und kulturfähig. Bergkämme, mit ausgezackten, oft scharfen, dann wieder plateauartig erweiterten Graten geben jeder Insel ihren besonderen Charakter. Und alles bedeckt ein undurchdringbarer Urwald, der zumal nach dem Taifun der Ostertage von 1905, ein Begehen unendlich erschwerte, ja, einfach unmöglich machte. Diese Unübersichtlichkeit hat auch Kartenaufnahmen verhindert.

Tšökěš ist von den die Hauptinsel umkränzenden Berginseln die größte. In der Geschichte Ponapes hat sie von jeher eine besondere Rolle gespielt, in alter Zeit wie in der jüngeren und neuesten. Seit der Eroberung der Berginsel durch die von den Gilbertinseln nach Westen wandernde Sippe der šāu en kāuat, stolzen, selbstbewußten, kriegerischen, tatkräftigen Menschen hat es die Hauptinsel beunruhigt. Die natürliche Lage der Insel kam und kommt den Bewohnern dabei zur Hilfe. Das Gelände macht die Insel, die durch einen versumpften Mangrovenwald und einen schmalen Kanal Tāu en mogetā von der Hauptinsel getrennt ist, nahezu unangreifbar; jedenfalls ist sie leicht zu verteidigen. Zwei einander parallele Bergrücken, die durch ein schmales, hügeliges z. T. versumpftes Hochtal getrennt sind, durchziehen die Insel von Norden nach Süden. Der westliche Bergzug ist erheblich niedriger als der über 300 m emporragende östliche. Er besteht aus zwei bewaldeten, bzw. mit Farn und hohem Gras bestandenen Bergkuppen von 100—150 m Höhe. Gangbare Wege führen von hier nicht auf den östlichen Bergkamm, den Pon tol lap; dieser von unten wie ein scharfer, gerader mit aufgesetzter Pyramide erscheinende Bergzug trägt oben ein ca. 60 m breites Plateau, das nach Norden hin in einzelne Teile den Tol en pāitōñ sich auflöst, deren höchsten Reste sich als einzelne charakteristische Klippen repräsentieren: Der Reihe nach nordwärts von dem Ablauf des Pon töl lap in die Scharte des Muéit nan (Übergangsstelle von der Ost- zur Westseite): der breite Takāi uéiuéi, der zinnenartigen Repu kapēt und den Paip a lap. Breite Schutthalden, voller Höhlen flankieren diesen Bergzug. Der Paip a lap, ein mächtiger 200 m Basaltblock, der senkrecht zum Meere abbricht, dieser kahle, oben abgeplattete Fels bildet das Wahrzeichen Ponapes. 30—40 cm tiefe Erosionsrinnen sind in seine Außenseite hineingeschnitten, morsch und mürbe ist der Fels, an dem Sonne und Regen arbeiten; fortwährend bröckelt der Fels ab; eine gewaltige Schutthalde sammelt sich zu seinen Füßen an; Höhle reiht sich an Höhle, gebildet von den herab- und zusammengestürzten Felsmassen, Schwalben,

Fledermäuse hausen hier; meterhoch sind ihre Ausscheidungen angehäuft; nach der Meeresseite hin sind die meisten Höhlen geöffnet; ein tieferes Eindringen verbietet sich; eine unerträgliche, atemberaubende Stickluft verhindert die Untersuchung, die wohl lohnend wäre; sind doch ein großer Teil dieser Höhlen Bestattungsstätten, in deren größter Ni muälän die in der Pockenzeit auf Tšökēs Verstorbenen beigesetzt sind. Andere Höhlen wieder sind nach beiden Seiten hin offen; sie gewähren den Winden Zutritt und werden zu Gesäusen; Geisterstimmen erkennen die Eingeborenen in diesen seltsamen Lauten; sie meiden diese Plätze, gehen um sie herum; sprechen, flüstern nicht einmal; ein Pfeifen mit dem Munde würde die āni, die Geister, zur Stelle rufen. Der Paip a läp trug einst das Haus des Oberhäuptlings, des Nanamárēki en Tšökēs. In einem Taifun ging es zu Grunde. Seither blieb der Titel des Nanamárēki unbesetzt. Die steinernen Fundamente sind noch erhalten. An der Stelle des Hauses aber erhebt sich ein mächtiges hölzernes Kreuz, das weithin über die See grüßt. Von diesem Felsen aus gewinnt man einen hervorragenden Überblick über den Nordteil der Insel; über Außenriff und die tückischen Innenriffe, die sich deutlich als weiße, gelbe Bänke oder durch giftiggrünes Wasser von dem Tiefblau des Meeres oder der Innenriffkanäle abheben. Ein schmales weißes Band, stellenweise von den Einfahrten<sup>o</sup> unterbrochen, kennzeichnet das Außenriff und weit darüber hinaus nach Pakin und nach Kusae zu sind untermeerische Rücken zu verfolgen, die ein Schiff im Meer nicht bemerken würde. Scharf und klar zeichnet sich jede Bucht, jede Korallen- und Berginsel ab; vom Aufbau der Insel erhält man hier bereits einen bestimmteren Eindruck, den sonst der dichte, so undurchdringliche Wald dem Besucher verbirgt. Feine Rauchsäulen, blinkende Palmen an den Rändern der kleinen und großen Inseln verraten die Siedlungen und Pflanzungen, die sich deutlich gegen den Buschwald oder den bald schmalen, bald breiten hellgrünen Mangrovengürtel abheben. Überwältigend bleibt an einem Sonnentage das Gebirgspanorama. Wie Kulissen schieben sich die Bergrücken, Einzelberge, dunkelbegrünt mit Buschwald, gelbbraun wo sie Farn und Heide tragen, einer hinter den anderen; blinkende Wasserläufe leuchten zuweilen zwischen ihnen auf, deren Hintergrund die gezackten Bergrücken und oft seltsam geformten Spitzen und Grate der Berge von Palikir, Kiti, Uōna, Matōlēnim, Ū und Nōt bilden und den Horizont absperren. Violettfarben, in den Schatten tiefblau schimmern die steilen Felswände herüber, über die sich wie ein Spinnwebennetz die Unzahl von kleinen und großen Wasserfällen spannt. Unendlich reizvoll sind diese Ausblicke von freigelegenen Klippen und Felsen; die gleiche Umwelt, die gleichen Gebilde erscheinen in immer form- und farbverschiedener Gestalt. Sie vermitteln stets neue Eindrücke, neue Aufschlüsse geben sie nicht. So mag im wesentlichen die Landschaftsschilderung von Tšökēs zugleich denen der übrigen Berginseln und der Hauptinsel Genüge leisten. Die Bewässerung ist reichlich; überall sickert Wasser zwischen den Steinbrocken heraus, alles ist feucht; doch ist es nur an wenigen Stellen zur Bildung kleiner Bäche gekommen, die ihren besonderen Namen bekamen.

<sup>o</sup> Tšökēs = Einfahrt = Kāp in tāu en péimēn = neue Einfahrt der Kriegerleute.

Aufnahme der Insel Tšököš.<sup>①</sup>

## Šököš

Siedlungen	Eigentümer	Berge	Gewässer
Tānepéi	Zāu uil läpalāp	Pōn tōl läp'	Pil en máluk
Tamarōi	Lāmpói läpalāp	Tōl en pāiton	Tapukā
Jupāl	Nālāim		Kapīn šēn
Roijá	Nānekīn		Kamorora
Pālāp	Nān'péi en Šököš		Ounōnpéi
Sōlezí	Nālīk läpalāp		Pōn īn pār
Péizīer	Šāulīk en Sōlezí		Pil läp' kaup
Kapítāu	Nān mataū en ǝre		Tšepišák
Kapīnaram	Lāp en Šököš		
Móluk	Nōš		
Lōp'	Uaršái		
Eir	Tāuk		

Flurnamen, āti tšīk en pāli en tšap, der Siedlungen, pāli en tšāp.

Tānepéi: Lupūr, Ziēkōtš, Pōn pāip, Ōnōnpālāp

Tamarōi: Nān imuīn tšāp, Ni kap īn tāu

Jupāl: Kārēp, Tolétsīk, Pānīpāl, Tiaréi

Roijá: Pān muātš, Kap īn puil

Pālāp: Niāš

Sōlezí: Zāuuerīk, Šepijūk, Taḡāile, Lošan

Péizīer: Nān muīn šāup, Nān tū muīn i šāu, Kāmuēlá

Kapítāu: Lišāuounōn, Nān imuīn šéi, Ōtói

Kapīnaram: Šakār a läp

Móluk: Šakār en móluk

Lōp': Tunól

Eir: Pōn péir

Takatik schiebt sich als breite nur mit Mangroven bedeckte Insel zwischen den Lānār- und Tšököš-Hafen. Die sumpfige, wenige Fuß hohe Insel ist unbewohnt.

Tšöputīk liegt wie Lānār und Parām jenseits des Lānār-Hafens. Die kleine Insel ist an den Händler ETSCHIET zu Pflanzungszwecken verpachtet.

Lānār (*Langar, Langa*) ist eine etwa 40 m (*Tol en Lānār*) hohe Basaltinsel, deren eine Hälfte weggebrochen und abgesunken zu sein scheint. Sie hat einen Um-

<sup>①</sup> Es war beabsichtigt, eine umfassende Aufnahme der Einzelgaue Ponapes in landes- und siedlungskundlicher Beziehung durchzuführen. Die ungünstigen Verhältnisse verhinderten es; nur für einige wenige Bezirke wurde der Plan eingehalten.

21 Hambruch, Ponape.

fang von rund 1 1/2 km. Auf ihr befindet sich die wichtigste Handelsstation der Ostkarolinen, die in den Händen der Jaluit-Gesellschaft liegt, zugleich ist sie als Kohlenstation von Bedeutung. Zwei Festmachetonnen im Hafen ermöglichen den Verkehr großer tiefgehender Schiffe. Die Eingeborensiedlungen, eine Art Einzelhöfe verbreiten sich auf den schmalen begrüntem Strandsaum; nur zwei kleine Wasserbäche, der Kapil und Kĩš ĩn pil e tik bewässern die kleine Insel.

Siedlungen (*pāli en tšāp*)

Pā Lañār  
Pān éišāu  
Nĩ pokĩl  
Peĩn māli  
Pān kapĩl  
Pān méitsi  
Nĩ imuĩn tšāp  
Péi i tšrĩk  
Likĩn šet  
Ti e takāi  
Tāu šon  
Laköt

## Eigentümer

Lāp en Tšāputĩk  
Nān keróu'n Lañār  
Nān uéi tšo  
Tšóu mataū en Lañār  
Šāulĩk en Lañār  
Nānšāu rĩrĩn  
Lóuān Lañār  
Šāulĩk en Tšāputĩk  
Nānpéi en Lañār  
Šāulĩk en Mutök  
Nanáua en Lañār  
Keróu'n Lañār

Eine flache Wasserstraße Kapās trennt Lañār von Parām. Parām ist etwa viermal so groß wie Lañār. Es ist ebenfalls eine Berginsel; ein nordöstlich verlaufender dicht bewaldeter Bergzug mit zwei etwa 100 m aufragenden Kuppen, den Töl en Parām und Pōn mālf, zwischen welche sich ein tiefes, breites Tal schiebt, füllt den größten Teil der Insel aus; an der NW-Seite erstreckt sich ein breites, ebenes Gelände, das an der SO-Seite zu einem schmalen Uferstreifen zusammenschrumpft.

## (Aufnahme von Parām)

Siedlung	Eigentümer	Hohe Berge	Gewässer
Parām			
Nĩn töl	Lāp en Parām	Töl en Parām	Malāute
Nān'péi	Kerái'n Parām	Pōn mālf	Tělūr
Uār lirāu	Āu'n en Parām		Ōep'
Tšóu káp	Šāulĩk en tšāpāuāš		Pil en Kartĩn
Uāréi	Šāulĩk en Parām		Uār arāu
Zāupét	Āu'n pōn Parām		
			Straße zwischen Lañār und Parām:

Siedlung	Eigentümer	Hohe Berge	Gewässer
Parām			
Ié tšik	Tšoutěl		Kapäs
Šakār	Tšóu mataû en Parām		
Lăp lõn	Lóuăn en Parām		
Nān uõ	Lónăn en Mõm		
Nān pōn ō	Nāno en Parām		
Nān šāu išõ	Nān keróu en Parām		

Mant. Die Mant-Gruppe besteht aus zwei größeren, dicht begrüneten, basaltischen, durch steil abfallende Hänge ausgezeichneten Inseln, der größeren Mant a péitak und der etwas kleineren Mant a péiti; zumal diese zeichnet sich durch das streckenweise Vorkommen von Säulenbasalt aus. Mant a péitak wird von einem klippenbestandenen, etwa 100 m hohen Hügelzug durchsetzt, der zwei kleine Aufragungen besitzt. Beide Inseln sind nur mäßig besiedelt und unterstehen Ū (?). Auf dem Wallriff der Mant-Einfahrt liegt hoch auf dem Riff als Wahrzeichen für Schiffer das Wrack der im Juli 1890 hier gestrandeten englischen Segeljacht »Nyanza«.

Tepək und die ihr benachbarte Insel Takaiu sind durch ein breites Mangroven-dickicht, durch das ein schmaler Kanal hindurchführt, miteinander verbunden. Beide sind basaltische, hügelige Inseln, die allerdings spärlich bewohnt sind.

Auatik und Mutok o lõš sind winzige Basaltinselchen, die beide besiedelt sind; die erste liegt am Eingang der Aru-Einfahrt, durch einen kleinen Kanal von der Hauptinsel getrennt, die andere, die Händlerstation, auf der ein natürlicher Sohn Napoleon III. sein Leben verbringt, auf dem Querriff, das den Oa-Hafen vom Matolenim-Hafen trennt.

Tiañ erhebt sich als hügelige Insel aus dem Mangrovendickicht, das die Halbinsel Matip von Měšišā scheidet.

Tšamuin ist eine große, ebene, etwa 10 — 20 m über dem Wasser aufragende, von breiten Mangrovenwäldern umsäumte Insel an der Südseite des Hafens von Matölënim. Ein schmales Riff, auf dem man zur Ebbezeit trockenen Fußes nach der Hauptinsel gelangen kann, legt sich zwischen Tšamuin und die Hauptinsel. Sie ist dicht bewaldet; an der Südostseite lehnen sich die Bauten von Nan Matöl an, deren Bewohner sich hier aus einer Quelle mit Süßwasser versorgten; auch das Steinkammergrab des Eroberers von Ponape, des Išõ Kälakäl, ist als einziger Steinbau auf Tšamuin errichtet. An der Nordseite liegt bei Šāulõn die protestantische Missionsstation und der Sitz des Oberhäuptlings von Matölënim.

Mutök. Mutok, die Tenedos-Insel LÜTKE's, ist eine 50 — 60 m hohe Berginsel, die der Mutok-Hafen abschließt; ein Mündungsarm des Pil en Uõna trennt sie vom Mangrovendickicht der Landschaft Pok en Kiti. Sie hat zwei an Kamelhöcker erin-

nernde Aufragungen, zwischen welche ein kleiner Sumpfsee eingebettet ist, der zur Regenzeit reichlich Wasser hat. Mutok gegenüber, durch ein seichtes Riff von ihm geschieden, liegt die flache, mangrovenumstandene, unbewohnte Insel Nān Kiti o pu.

Die Süd- und Westseite Ponape's ist arm an vorgelagerten Berginseln, was z. B. auf der MOISEL'schen Karte von 1909 die Schummerung von Berginseln zeigt, wie z. B. Panian, ist eine Koralleninsel. Ebenso sind Nālap en Lot, Roš, Natik, Laiap, Tāuäk Koralleninseln und keine Berginseln. Eine kleine flache Berginsel ist Toletik am Hafen von Rōi en Kiti und ist der Sitz des Nanamariki's von Kiti. Ausgeschlossen ist es nicht, daß die genaue Aufnahme der nahezu undurchdringlichen Mangrovegebiete der Landschaften Pök und Palik a lāu Kerne von Berginseln werden erkennen lassen. Scheinen doch weite Mangrovedickichte an der Süd- und Westseite Ponapes den Schutz der Hauptinsel zu bilden, der an der Nord- und Ostseite von den vorgelagerten Berginseln geformt wird. So bleiben nur an der Westseite die 10—20 m hohen, kahlen Basaltinseln Ešil, Kepar i tik und Kepar a läp und die Doppelinsel Māñ a péi<sup>①</sup> und Māñ a pāilōn.

Die Hauptinsel Ponape. Die Unwegsamkeit der Insel, zumal nach den Zerstörungen des Taifuns von 1905, erschwerte 1910 eine genaue Aufnahme, die überdies von dem 1909 nach Ponape berufenen Landmesser DULK in Angriff genommen war.<sup>②</sup> So ließ sich während meines 5 1/2 monatigen Aufenthaltes nur ein ungefährer Blick in die Gliederung und den Aufbau der Insel tun. Hohe Bergzüge durchziehen die Insel, von denen die drei Hauptzüge durch ihre relativ gleiche Höhe, doch verschiedene Richtung ausziehen. Sie haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt, den etwa 300 m hoch gelegenen, stark versumpften See Ni pītš, im Südosten der Insel, in der Landschaft Nān Uōna; er liegt hart an der Grenze des Staates Matōlēnim. Von hier strahlen nach SW., NNO. und NW. die drei vornehmsten Leitlinien des Ponape erfüllenden Gebirges aus. Der nach SW. sich erstreckende Zug ist kurz; er ist etwa 6 km lang; nach Süden fällt er sanft ab, nach Norden hin steil; ein tiefeingeschnittenes, schmales Tal, das vom Kāp en pīlāp en Kiti durchflossen wird, trennt ihn vom nach NW. verlaufenden Zug, der sich durch Tšōkeš nach Pālikīr hinzieht und am schartigen Tāmātām ěn šakīr zum Meere abfällt. Der nach NO. verlaufende Gebirgskamm grenzt Matōlēnim gegen Tšōkeš und Nöt ab; er ist stark zerklüftet, vielfach eingeschnitten, zweimal senkt er sich auf halbe Kammhöhe zum Meeresniveau herab, um auf längere Strecken hin die gleiche Höhe beizubehalten; er hat in Ū seine höchsten Erhebungen und fällt dort schroff und steil zum Meere hin ab.

Diese drei Hauptbergzüge haben die gleiche mittlere Höhe von etwa 400 m; auch ihre höchsten Aufragungen sind ungefähr gleich; der SW.-Zug gipfelt im Tōl o tōm, der NW.-Zug in dem Nana-Bergstock (Nānā kāp, hohe Berge neu) mit dem Tōl o kōl

<sup>①</sup> Gelegentlich eines Festschmauses auf Māñ a péi wurde der Verfasser im Juli 1910 vom Lāp en Palikir mit dieser Insel belehnt und erhielt den Titel Šāulik en Māñ a péi.

<sup>②</sup> Seine Kartenaufnahmen sind vor der japanischen Besetzung in Sicherheit gebracht, aber unzugänglich.

(Monte Santo), der NO.-Zug im Kupūr'išo; der Töl o tōm mag einiges über 600 m hoch sein, der Töl o köl und der Kupūr'išo erheben sich über 700 m; die Angabe von 872 für den Töl o köl ist zu hoch gegriffen; der Kupūr'išo in Ū überragt ihn und mag 750 m hoch sein. Daneben haben die Hauptbergzüge noch eine Reihe anderer charakteristischer Aufragungen, die sämtlich von den Eingeborenen benannt sind (vgl. die Karte). Von allen drei Gebirgskämmen gehen Seitenarme aus, die dem Kartenbild ein sternartiges Aussehen verleihen; sie bedingen die stark zerrissenen Küstenformen mit ihren weit ins Land hineinreichenden fjordartigen Einschnitten. Vom Töl o tōm-Zug erstreckt sich nach SO. das wellige Bergland von Lot, aus dem der charakteristische, als Landmarke so auffallende Šileu (150 m) (La Guérite) sich erhebt; der Nana-Bergstock entsendet die Seitenkämme von Tšālapūχ (205 m hoch) und Tamorotōn, den Zug der Palikir-Berge mit dem Töl en pēiš und dem Takāi en pēiš samt dem Zuge von Nān pon Māl, dem hügeligen, heidebegrüntem Bergland, das in dem hohen Bergzug der Insel Tšōkeš seine Fortsetzung findet; der Kupūr'išo-Zug entsendet als Nebenzüge: das Bergland von Sēnipēn, Letāu und Mātip, von Měšišo und Nōt. Die Inseln Takāiū, Tepek, Mānt, Tarām und Lānār sind Teile der heute z. T. versunkenen Nebenzüge dieses NO.-Gebirgskammes. Ein weiter nach Norden hin geöffneter Talzirkus erstreckt sich zwischen dem NW.- und NO.-Zug; ihn füllen Erhebungen und Ebenen verschiedensten Ausmaßes und Höhe aus; der pyramidenähnliche Töl en Eirēka<sup>①</sup> ist darunter die höchste und charakteristischste Aufragung.

Recht romantisch sind diese Bergzüge, voller enger steiler Schluchten, oft riesenhaften Steinbrüchen gleichend mit wild durcheinander geworfenen Felsblöcken, zu Füßen der steilen Wände mehrere hundert Meter weit aufgeschüttete Felsgerölle, dann Höhlen über Höhlen, tief, mit weit überhängenden Rändern, über die vielfach Staubbäche herabstürzen, das Innere mit Fledermauskot ausgefüllt, meterhoch, in den man tief einsinkt, Milliarden von Chitinpanzern gefressener Insekten. Wer durch die Insel wandert, dem tun sich überall unbeschreibliche Schwierigkeiten auf. Die Pfade, welche einst hindurchführten, sind nicht mehr benutzt, z. T. sind die Verbindungswege den Eingeborenen selbst nicht mehr bekannt; sie gingen unbenutzt im Urwald unter und wurden unkenntlich. Die steilen Pfade wurden ohnehin auch in den Jahren, als Ponape stärker besiedelt war, nur ungern benutzt; mit ihrem Verschwinden erlosch auch der Ortssinn der Eingeborenen. Bei den Wanderungen im Busch muß man auf eigene Faust marschieren; nur der Kompaß und charakteristische Bergformen geben Anhaltspunkte; Felsschlucht folgt auf Felsschlucht, den Berg hinauf, den Berg hinunter; nur selten kann man einen gestürzten Baumriesen als Brücke über eine Schlucht benutzen und so den Weg abkürzen. Rauschende Gebirgsbäche durchheilen die Schluchten, Wildbäche, wenn es geregnet hat, die aus einem harmlosen wenige Zoll tiefen Wasser

<sup>①</sup>Erstmalig erstiegen im Februar 1900 vom Marinestabsarzt Dr. Hansen.

in einer halben bis ganzen Stunde zu metertiefen, reißenden Strömen anschwellen, Geröll, Baumstämme usw. zu Tal wälzend, hier dann weites fruchtbares Land anschüttend; doch nicht alles Wasser vereinigt sich zu Abflüssen; vieles wird in den Bodensenken zurückgehalten, mit dem Geröll, mit dem heruntergeschwemmten Erdreich breite, weite Sümpfe bildend, die nahezu unpassierbar für den Menschen bleiben. Die schroffen Bergwände und Spitzen sind kahl; die Bergkämme mit einer Arekpalmenart, moos- und farnbewachsenem Krüppelholz bestanden; sie sind steinig, unfruchtbar; wilde Tauben, Hühner, Schweine sind in den entlegenen Gebirgswäldern, die mit ausgedehnten Heiden abwechseln, zahlreich. Die hohen Berge üben eine starke Anziehungskraft auf die Wolken aus. Nur wenige Tage im Jahr ist Ponape wolkenfrei; meist lagern schwere Wolkendecken über den Bergen. Bei ihrem Vorübergange über die Insel entledigen sie sich der in ihnen enthaltenen Wassermengen; es regnet reichlich, ca. 6 m Regen fallen alljährlich auf der Insel. So ist es verständlich, daß ein reiches Netz von Wasseradern sich über das Land breitet und im Laufe der Zeit ein Gewirr von großen und kleinen Tälern in die Bergzüge eingeschnitten hat. Wie reich das Wassernetz ist, offenbart sich nach Regenfällen, wo die ganze Insel wie mit einem Spinnnetz aus Wasserfällen überzogen erscheint, das nach wenigen Stunden dann wieder verschwindet; doch führt eine Reihe Wasserfälle dauernd Wasser; einige erreichen wie in Ū oder dem Sattel zwischen dem Töl o méir und Töl o köl Höhen, die an 100 m heranreichen. Die Talbildung verrät, daß Ponape ein recht junges Land ist. Nirgendwo ist ein ausgereiftes Tal; überall begegnet man Erosionsrinnen, mehr oder minder tief; kein Fluß, kein Bach gelangt ohne starkes Gefälle, Wasserfälle, Schnellen bildend ins Meer. Ein weiches, von Steinen freies Flußbett gibt es nicht, überall findet sich Geröll, von kleinen bis zu vielen Zentnern schweren Blöcken. An den Mündungen der Wasserläufe ins Riffwasser liegen Barren, die nur bei Hochwasser passierbar sind. Wo wie im Westen und Süden der Insel die Wasserläufe kurz sind, die Gebirge hier in stärkeren Böschungen zum Meere hin abfallen, die Wasser mehr Erdreich hinunterbringen und am vorgelagerten Strand anschütten, bilden sie das Gelände, in dem die Mangrove vortrefflich gedeiht und in weiten Wäldern sich ausbreiten kann. Die Ostküste, die ein sanfteres Gefälle hat, ist davon freier. Von den größeren Wasserläufen Ponapes: Kāp en pil läp en Kiti<sup>①</sup>, Pil en Pök<sup>②</sup>, Pil en Uōna<sup>③</sup>, Pil en Löt<sup>④</sup>, Pil läp en Letāu<sup>⑤</sup>, Tāu en Tšōkola<sup>⑥</sup>, Pil en nī pil läp<sup>⑦</sup>, Pil en Tāu en nālān<sup>⑧</sup>, sind nur der fjordähnliche Tāu en Tšōkola und der Pil läp en Letāu auf größere Strecken hin befahrbar; alle andern der zahllosen, doch sämtlich benannten Wässer — viele tragen in ihren verschiedenen Abschnitten verschiedene Namen — sind weder mit Booten noch Kanus befahrbar.

① Kiti

② Matōlēnim

③ Nöt

④ Pālikir



Vulkanische Kräfte erzeugten das Land. Als im Osten des asiatischen Festlandes die tiefen, bogenförmigen Grabeneinbrüche erfolgten, wurde die einem 2000 m tiefen, gemeinsamen, untermeerischen Sockel aufsitzende Inselwelt der Karolinen in die Höhe gepreßt, unter denen Ponape die höchste und größte ist. Vulkane, wie z. B. auf Yap, trifft man auf Ponape nicht an; doch machen die unterirdischen Gewalten durch Erdbeben sich bis in die jüngste Zeit hinein bemerkbar. Die Eingeborenen wissen auch sehr wohl von Feuer zu erzählen, das aus den Spalten der Erde hervorquoll (vgl. Text 212).

(Text 212)

*Košoi pen kštn iei me mia Pōnpēi.*

*Tēna takāi ēu me kš tn iei mi ya māš  
o; ā mia nī tšāp en Pōipōi, uaša, me  
atanki Īlōl. Ari tēna takāo āp ūmpūm-  
pūl nī rān o nī pūn. Ari re āp māšakatar  
pue a te korōŋota Pōnpēi. Ari tēna ōl  
amēn me mi Kipār me atanki Šāu mūm  
āp āle mām akēi me atanki letapuēl,  
āp kouēi kašeti an pōn takāi o. Ari āp  
takāi o āp kūlā, solār mia lēl metš.*

(*Nanapaš en Kiti*).

Vom Feuer in Ponape.

Es gab seit altersher einen Fels, in dem war Feuer; der befand sich in der Landschaft Pōipōi an der Īlōl<sup>①</sup> genannten Stätte. Aus diesem Fels brach Tag und Nacht das Feuer heraus. Man fürchtete sich sehr und glaubte, daß es ganz Ponape verbrennen würde. Da nahm ein Mann aus Kipār, namens Šāu mūm etliche letapuēl-Fische und warf sie auf den Fels hinauf. Da ging das Feuer im Felsen aus und ist bis heute nicht wieder erschienen.

Erdbeben<sup>②</sup> wurden zuletzt am 22. September und am 18. Dezember 1902 beobachtet, und zwar im Verlauf des sw.-Bergzuges von Tomorólōn über Uōna, Anipēn nach Rōi en Kiti. Am stärksten ist das Beben, ein unterirdisches Getöse mit Stößen, in der Gegend des Lügāilēn gespürt worden, d. h. in der Gegend, über welche Text 212 berichtet.

Diese vulkanischen Regungen stimmen mit dem geologischen Befund gut überein. Stürmische Eruptionen mit Aschen-, Bomben-Auswurf u. a. fanden nicht statt; es erfolgten ruhige Lavaergüsse, die langsam erstarrten. Nach dem Aussehen und der Zusammensetzung der Gesteine ist dies in mehreren, durch lange Zwischenräume von einander getrennten Ausflußperioden geschehen. Z. T. enthalten die Ergüsse Einschlüsse von Riffkalk. Im Süden scheinen die Gebirgsmassen anders geartet; hier sind die Basalte — nur dieses Gestein ist auf Ponape gebirgsbildend — häufiger, in Ū sogar durchgehend, in säulenförmiger Absonderung zu finden, während im Norden die amorphe Struktur überwiegt. Augit ist der Hauptbestandteil dieser Gesteine; der Säulenbasalt ist nephelin-olivin-haltiger, doch eisenarmer als die gröber gearteten Basaltmassen des Nordens, die stark eisenhaltig (Magneteisen, Titaneisen) und quarz-

① Schlucht, Loch; im — in der Nähe des Berges Lügāilēn in Kiti.

② Ein Wort für Erdbeben ist in der Ponapesprache nicht vorhanden.

reich, doch nephelinarm sind und Olivin nicht beobachten lassen. Diese Massen haben durch Gebirgsdruck teilweise eine schiefrige Struktur erhalten. Die Basaltstruktur verleiht den Bergen und Bergzügen Ponapes ihre eigentümlichen Formen. Die beim ersten Anblick wie scharfe Grate erscheinenden Bergkämme, sind jedoch mehr oder weniger flach, 50 — 60 m, breit um dann zunächst in Stufen, durch die anwachsenden Schutthalden allmählich ein geringeres Gefälle erhaltend, nach dem Meere hin sich abzusenken. In der Aufsicht erscheinen die gleichen Berge, welche von der Seite als Bergzüge erschienen, als Pyramidenberge; die jüngsten Bergformen sind niedrig; sie charakterisieren sich als Kuppen- und Kettenberge wie z. B. das Bergland von Palikir.

Das Gestein an sich ist unfähig eine Pflanzendecke zu tragen. Verschiedene Faktoren mußten erst darauf einwirken, es aufzuschließen, somit den Boden aufbereiten. Im wesentlichen kommen da in Betracht: Wärme, Regen, Bakterien. Der Basalt ist an sich ein recht sprödes Gestein, das nicht allzuleicht sich mit einer Pflanzendecke überzieht. Bakterien müssen vorarbeiten. Wer die Berge Ponapes betrachtet, trifft vielerorts auf die takai bötobö, die weißen Felsen, welche beim ersten Hinsehen Kalkgestein vortäuschen. In der Nähe erkennt man dann, daß Flechten, Algen, Bakterien hier zu einer engen, innigen Gemeinschaft sich verbunden haben, um eine erste Vegetationsdecke vorzubereiten. Auf diesem Substrat siedeln sich bald Gräser, Farne usw. an und beginnen eine filzartige Decke über das Gestein zu weben, eine Decke, die sich gelegentlich wie ein Teppich vom Fels abrollen läßt. Sie halten das Wasser fest, das das Gestein zu zersetzen beginnt; zusammen mit den ähnlich wirkenden Flechten, Algen usw. beginnen sie den Boden aufzulockern. Die Oberfläche löst sich auf, bröckelt ab; Wasser- und Pflanzenkräfte erweitern die in jedem Gestein vorhandenen Risse; die intensive Erwärmung durch die Sonne, die erhebliche Abkühlung in der Nacht tragen dazu bei, aus diesen Rissen Spalten herzustellen; deren Bildung wird obendrein durch die Struktur des Basaltes begünstigt, da der Säulenbasalt horizontal bzw. vertikal, das amorphe Gestein kugelschalenartig spaltet; das alles trägt dazu bei, die Auflockerung, Zerbröckelung und Auflösung des Gesteins zu beschleunigen und seine Umwandlung in Boden zu erleichtern. Wo dieser Zersetzungsprozeß sich hoch in den Bergen an den schroffen Gesteinswänden abspielt, wird allmählich der Gesteinsverband derartig gelockert, daß große Teile abbrechen, abgleiten, abstürzen; sie zerbrechen beim Aufprallen, so daß an den kleineren Stücken die Verwitterungsfaktoren eine leichtere Arbeit haben. Auf dem humusbildenden Vegetationssubstrat faßt nach seiner Anreicherung eine Baumflora festen Fuß. Sie zersetzt die Gesteinsbrocken weiter, denn die feinen Wurzelenden können sehr gut in die Gesteinsrisse und Poren eindringen. Dann hält sie auch zugleich das von oben durch den Regen herabgespülte Gesteinsverwitterungsprodukt fest mit dem Stamm- und Wurzelwerk. Nicht zu vergessen ist die elementare Wirkung des Windes, die heftigen Böen, der Windanprall, der in den Bergen und an den Bergwänden erheblich stärker und kräftiger

ist als man ihn gelegentlich am Strand oder auf den flacheren Gebieten in Ponape empfindet; der Wind, in Böen, in Stürme und gelegentlich in Taifune ausartend, enturzelt dann die Bäume. Dabei wird das Erdreich, der Boden, das Schotterfeld aufgerissen und zu ungangbaren Trümmerfeldern umgestaltet; von den Berghöhen und den Hügeln wird dann durch den nie fehlenden Regen ein großer Teil heruntergeschwemmt und mit diesen Produkten das unten liegende Land, die Täler, angereichert. So sind die Elemente dauernd tätig, die Insel Ponape einzuebnen, aus dem festen Gestein einen mehr oder minder feinkörnigen Boden zu schaffen. Dieser Boden, braungelb oder dunkel- bis rostbraun gefärbt, da das Gestein sehr eisenhaltig ist, ist von sehr verschiedener Güte. Hervorragend ist er an keiner Stelle; er mag an sich vielfach fruchtbar sein, dann aber wird seine Güte, wie bei allen Böden Ponapes, durch die Unmasse Geröll- und Gesteinschutteinlagerungen erheblich herabgemindert. Weiter hängt seine Fruchtbarkeit von der Stärke der Bodenschicht über dem darunterliegenden Gestein ab. Scharf ist diese Grenze selten; langsam vollzieht sich der Übergang. Nirgendwo ist seine Stärke<sup>①</sup> jedoch erheblich, im Durchschnitt ist die Bodenschicht auf Ponape 1 1/2 m stark, sieht man von den Böden in den größeren Flußtälern und Ästuaren ab. Wo allerdings der Boden aus verwittertem Geröll besteht, hat er eine größere Tiefe; hier kommt es sogar zur Bildung eines feingeschlemmten, weißen zähen Tons. Diese Tonböden gibt es allerdings nicht allzuviel. Pflanzen mit tiefgehenden Wurzeln finden hier also wenig Fortkommen; geht man in den Busch, so findet man auch keine Bäume mit tiefgehendem Wurzelwerk.

Die reiche Vegetation beweist, daß die nährenden Eigenschaften der Böden zunächst gut sind, dort ausgenommen, wo große Eisenmengen<sup>②</sup> dem Boden beigemischt sind. Solcher Plätze gibt es genug. Die vielen Heiden, mit Farnkraut bestanden, die von weitem üppige Weiden vortäuschen, nehmen auf solchen Böden ihren Ursprung. Die Eiseninkrustationen ballen sich zusammen, Ort- und Raseneisenstein bildend, Wasser und Wurzeln nicht mehr durchlassend; sind derartige Stellen eingesenkt, lassen sie Moore und Sümpfe entstehen, die ähnlich wie unsere Moore sich weiterbilden, emporwachsen und recht beträchtliche Tiefen enthalten. Die besten Böden liegen in den Ästuarien, leider sind deren in Ponape nur sehr wenige; reine Humusböden finden sich nur in Palañ, Uöna und Lot; so sind auch die Anbaugelände für Erdfrüchte im Innern der Inseln nur ganz vereinzelt zu finden, zur Hauptsache liegen sie, wie die Siedelungen in der Küstennähe der Insel.

Die Siedelungen beschränken sich wegen der Bodenbildung auf den Küstenstreifen, soweit diesem nicht breite Mangrovenwälder vorgelagert sind, und die Täler der größeren Wasserläufe. Je bergiger und steiniger das Gelände wird, je weniger anbaufähiger Boden vorhanden ist, umso spärlicher werden die menschlichen Siedelungen, zumal es ohnehin keine geschlossenen Dörfer gibt, sondern nur Einzelhöfe. So ist im

① Stärkste beobachtete Bodenschicht an Gehängen über dem Gestein 3 m.

② Magnetische Störungen werden an der NW-Küste zwischen der Täüak- und Palikir-Einfahrt beobachtet.

großen und ganzen Ponape im Innern heute unbewohnt. Am höchsten und zugleich am tiefsten landeinwärts liegen die Höfe von Tšala pūχ in Kiti und Nānepil bzw. Nānkiöp in Nöt.

Fünf Staaten, nicht unter einem Oberhaupt stehend, teilen sich in die Insel: Matölenim, Kiti, Tšökěš, Nöt, und U; früher ebenfalls selbstständige Staatsgebilde wie Palikır, Palāñ oder Pelāñ, Uöna, Löt sind in andere Staaten aufgegangen wie Pelāñ und Uöna in Kiti, Löt in Matölenim oder stehen im Vasallenverhältnis zu einem andern Staate, so Palikır zu Tšökěš. Die Bedeutung dieser Staatsnamen wurde mir in folgender Weise benannt, nähere Erläuterungen konnten nicht gegeben werden.

Tšökěš	=	kein Fischhaken
Palikır	=	Rücken
Pelāñ	=	Trockenfisch
Kiti	=	Hund
Löt	=	Vielfresser
Matölenim	=	Zwischen den Häusern
U	=	Reuse

Die Gliederung der Einzelstaaten sehe man ein in Band III Gesellschaft. War es auch beabsichtigt, eine Gesamtaufnahme der Siedlungs-, Flur-, Gewässer- und Geländebezeichnungen durchzuführen, so reichte dafür nicht die Zeit; diese Aufnahme konnte nur in ausgewählten Gebieten erfolgen, wie in Nöt und Pälikir.

### Nöt

#### Die Gauvorsteher

Landschaft	Vorsteher	Gau	Vorsteher
Nöt	Lăp en Nöt	Tolóniēr	Šău Kamār
Gau	Vorsteher	Tšăputık	gibt es nicht mehr (Kolonie)
Méitık	{ 1. Lăp en Parăm 2. Lăp en Méitık	Lăñār	Keróu'n Tarapăp
Eirėká		Parăm	Lăp en Tšăputık
	Tšóumataū en Tšăpalăp	Kamār	Lăp en Lăñār (Tšókön)
		Měšeniēñ	Lăp en Parăm

Die Gauvorsteher werden vom Oberhäuptling ernannt; es können Adlige, aber auch gewöhnliche Leute sein.

#### Die Siedelungen

##### Nöt

Siedlung (pāli en tšăp)	Eigentümer z. Z.	Siedlung	Eigentümer
1 Pān imuin' tšăp	Tšóultık en Tomara	3 Těpuăñ	Šău Kamār
2 Pāliăš	Tšóultık en Āiś	4 Nān pōn tšăp	Lăp en Nöt

Siedlung (pāli en tšáp)	Eigentümer z. Z.	Siedlung	Eigentümer
5 Kopō (Lehen)	Tšoušet	11 Šakār en k̄aṅki	Tšou en Nöt
6 N̄in tšuketšük (Lehen)	Nān matau en Šökěš	12 Nān kōmon rān <sup>Q</sup>	Lāp en Nöt
7 Tšāṅ' n̄ int̄in		13 Pān iäl <sup>Q</sup>	Lěp en Nöt
8 Te muēn o puil	Uaršái en Nöt	14 Arēké	Nān mataū en kipār
9 Tamorōi	Nānšāu	15 Pōn péil	Šāulík en Nöt
10 P̄inlāp	Lāp en Lānār	16 Péila	Keróu' n̄ rōi

Siedlung (pāli en tšáp)	Eigentümer	Hohe Berge (nāna)	Bäche, Gewässer
-------------------------	------------	-------------------	-----------------

Lañar Tšaputik  
Tolónier

Nin tšük	Lap en Torapáp	Nantöl en Tolónier	Pil löl
Péi nit	Keróu' n̄ tñi		Pil en ipāt
Kěpār en niān	Tšou uil en taḡoḡo		Pil en n̄in tšük
Ipāt	Keróu' n̄ Tarapáp		
Rěkišóu	Tšou' n̄ kó		
Ni k̄apikāp	Loāre		

Méit̄ik

Siedlung (pāli en tšáp)	Eigentümer	Hohe Berge (nāna)	Hügel (töl)	Bäche
Lěpetāke	Nānua en Méit̄ik	Nān en Parām	Nān tšáp iu	Pil en māš
Nānue péi	Lāp en Méit̄ik	Pān takāi bōtobōt	Nān tšomün	Pil en katšáp
Nān kōputá	Keróu Kāp	Nān tšáp en Méi-		Nānāiš
Nāniūp'	Nāno	[t̄ik]		Pil en pān parātō
Nāntōka	Lāp en Parām			Pil en namaūarík

Eireka

Nān lapöt	Tšou tšapēta	Tol en Eirēka	Pōn töl läp	Óur' n̄ āni
Pōn šakaralāp	Tšou en mataū		Tšap en telūr	Pil en tolokōi
Lēn pālinki	Šāulík en telūr		Pōn p̄il péi	Nān p̄ilōn
			Pōn tāpirēr	Pil a réiréi
			Nān šokātšo	
			Lūk a pās	

<sup>Q</sup> Sitze des Lāp en Nöt

Siedlung (pāli ěn tšāp)	Eigentümer	Hohe Berge (nāna)	Hügel (töl)	Bäche	
Kamār					
Nān tšēpetsšēp	Šau Kamār	Nān tšāpenKamār		Tō kǎp'	
Ni pāip	Išo lǎp	Nān kǎuat		Lōui	
Tāu en Kamār	Nanāua enKamār				
Nīn tūp'	Nānpēi enKamār				
Palikir					
Siedlung	Eigentümer	Hohe Berge	Hügel	Heiden	Gewässer
Pāniōp'					
Āumār	Keróu'n Pāni- ōp'	Tamatamen šǎkīr	Töl en Pāniōp'	Lōn ěn Nime- rāu. Ukālek	Fluß urūr en āl
Tamarōi	Keróu liki iāk			Pānipō	
Likiīr					
Likiēr lapeloñ	Māt		Töl en Pālikīr	Nān por āš	Utúta
Likiēr lapelēi	Keróu ěni uen			Mālenporūp'	
Mān riāu					
Mān a pāiloñ	Nōš, aber Ei- gentum seiner Frau Nanato		Töl en Mān a pāiloñ		
Mān a pāiē	Nanāua		Töl en Mān a pāiē		
Tšāpāuāš					
Iöl	Mataū	Péipuē			Pil kōrōni
Petāue					
Töl on öt	Keróu'n Šǎkīr		Töl en kāle- pāk	Töl ěn öt Töl en kālepāk	Por āu lān
Tamarōi					
—	Tšóu en Pā- niop		Töl en Pālikīr Lōn en Mānār	Polōn	Kapetakāi
Nālōn					
Tekene	Nālīk			Nāpān Pālōn kǎp	Mašāui Kapōtš
Lāuatīk					
Ponāu	Nānuāi				Numōnatöl
Matōle	Kānēki en Pā- likīr				
Anūš	Lāpen Pālikīr				Pīl en nipi lǎp
Insel Tāuāk					
—	Lāp en Pālikīr				

Die Geschichte Ponapes  
von Anfang ab.

Früher ist Ponape durchaus nicht das heutige Ponape gewesen. Es war ein Fels, der im Meere lag, über den bei stürmischem Wetter die Wogen hinwegbrachen. Da kam ein Kanu aus einem fernen Land, von einem Lande, daß Uaiju heißt; eine Frau und ein Mann fanden da Ponape; sie dachten darauf, daß daraus ein Wohnplatz gemacht werden könne; sie kehrten wieder in ihre Heimat zurück, holten Erde, taten sie in einen Korb, brachten die Erde herbei und schütteten sie auf den Stein, um ihn höher zu machen. Die Wogen kamen aber bis dahin und wuschen sie weg; da gedachten sie außerhalb von Ponape die Riffe zu erbauen; und sie pflanzten eine Menge Mangroven außerhalb Ponapes, um die Wogen abzuhalten, doch vergeblich, denn die Wogen kamen trotzdem und floßen zwischen den Mangroven hindurch und wirkten zerstörend. Nun machten sie auch die Brandung, um sie vom Lande abzuhalten. Und da war alles gut, Ponape wurde nicht mehr zerstört, sie machten nun den Platz schön eben und dachten alsdann daran, auch hohe Berge zu machen, um das Land zu erhöhen.

So machten sie die hohen Berge und höhten das Land schön auf. Sie benannten dann das Land: Ponape und setzten eine Frau ab, um Kinder zu gebären und Menschen zu machen.

Die Frau gebar nun auf Ponape, bis sehr viele Menschen da waren, und fuhr darauf wieder in ihre Heimat zurück. Als

*Kōžō en Pōn'pe'i n̄n tāpi. [1]*

*Tēna Pōn'pe'i kāūtēn šap en Pōnpe'i. Takaī ēu me mimi nān mātaū, me ilūk k̄tn gatupuālzi ni ānšōu en anian. Ari tēna uār apot me kōtošan šap en l̄ki k̄n, šap ēu, me atānki Uaiju; li o dl irāil ap' ziař Pōnpe'i; irāil ap' lēmēta, me a pān uiāta šap'; irāil purālan šāup' arāil, ap' āle puēl kion nān kian ap' uarto puil kitian pēuē, puē en ilē ilēla. Ari iluk me kōto lēl ap' kāuuela; ari irāil ap' lēmēta irāil en uiāta māta kan lik̄n Pōnpe'i; irāil ap' batokezi āk akān lik̄n Pōnpe'i, puē en perela iluk, šor, puē iluk k̄n p̄l kōtošē p̄l uēit nan i āk p̄l kāuuela. Ari irāil ap' p̄l uiāta p̄inā, pue en p̄l perela šap'. Ari ap' māula, tšota ola Pōnpe'i ap' uiāta šap' batabāt kaželēl, irāil ap' p̄l lemēta irāil en p̄l uiāta nāna, puē šap' en ilēila. Ari irāil p̄l uiāta nāna ap' ilēila šap' o kaželēl. Irāil ap' kian et en šap': Pōnpe'i, o irāil p̄l puil' k̄zi emēn li, pue en nē'itsik o uiāta aramaš.*

*Ari li o me nē'itsik Pōnpe'i ap' toťolār aramaš, ā me tšē ikō purālan tšap' arāil. Ari li o ap' kaparapār lau toťolār aramaš Pōnpe'i, irāil ap' batokezi tšuka karōš mēn māna āpe o tipu'itšāu karuš me ni Pōnpe'i. Ari aramaš o tipu'itšāu karuš me toťolār Pōnpe'i. Ari irāil me tšota nōn lōlekoñ, irāil k̄n ličk tororpēne nānpun*

die Frau eine Menge Menschen auf Ponape geboren hatte, pflanzten sie alle Nahrungspflanzen und gründeten alle Sippen in Ponape.

Und die Menschen und Sippen wurden in Ponape sehr zahlreich. Aber sie waren noch nicht gebildet, sie hielten nichts voneinander unter sich, sie lebten nicht zusammen, die einen töteten die anderen, sie machten sich Götter aus Steinen oder Bäumen und Fischen, sie verstanden viele Arbeiten nicht zu machen, sie konnten nicht fischen und kein Kanu bauen, sie konnten weder kleine noch große Arbeiten verrichten und auch keine Häuser bauen.

Aber Ponape gedieh gut und alles wuchs schön heran, bis die Sintflut auch nach Ponape kam; zur Zeit, als die Sintflut kommen sollte, bereitete ein Ehepaar sich darauf vor, daß die Flut kommen würde. So fertigten die beiden etwas an, was sie: gatauk en Pon'pe<sup>Ⓢ</sup> nannten; und sie sammelten viele Kokosnüsse ein, banden sie zu vier Bündeln zusammen und befestigten diese an den Ecken des gatauk. Als nun die Flut Ponape überschwemmte, setzte sich das Ehepaar in den gatauk und konnte sich so lange über Wasser halten, weil sie mittels der vielen Kokosnüsse schwimmen konnten. Als die Flut Ponape überschwemmte, da tötete sie alle Menschen, nur das Ehepaar allein blieb übrig, weil es sich vorbereitet hatte. Und die beiden trieben zehn Nächte und zehn Tage im Meere umher, bis nach dem zehnten Tage die Wasser auftröckneten. Da kehrten die beiden wieder an ihren Ort zurück und stiegen aus dem gatauk aus, weil ihre Heimat wieder erschienen

*arāil, kin bekaī muñpešan, akoī kin kamela akoī, o irāil kin uiaāniki takāi te tšuka o māām, o irāil tšota nōn eše uiāta tāuk' toto, irāil tšota nōn eše lait āp' o uiāta uār, irāil kin uia tāuk' tšiketšik uia tšapatšap' o im āpe.*

*Ari Pōnpe'i māulār me karuš pucitar, lau lel en nolik lapalap me lel Pōnpe'i; ni antšou en nolik me pān koto, papaut eu me onopata me nolik pān koto. Ari ira me uiāta mekōts, me re kian atā: gatāuk' en Pōnpe'i, o re ira pil onopata mañās toto, ira āp' tunapēne tüntün páiju o pirāian ni kām en gatāuk'o. Ari lau nolik koto āp' katapuāl'ti Pōnpe'i papaut āp' karata nān gatāuk' āp' kāk pē'ipē'iki kō'alap', pueki mañās toto me mekak pē'ipē'iki. Ari nolik me katupaltier Pōnpe'i āp' kamela aramaš karuš, ā papaut o tša me pitila, pueki ira me onopata. Ari ira me pē'ipē'iki nānšit puñ e'isāk o rān e'isāk, lau mur en rān e'isāk pil āp' nalarialēzi. Ari ira me pil purezion pōn tšāp' āp' kerezisān nān gatāuk, pue tšāp' pueratār. Ari papaut o me pitila šan Pōnpe'i ntn nolik o ā karuš melār mur in nolik, papaut eu me lou'e Pōnpe'i.*

<sup>Ⓢ</sup> Dieser gatauk sieht genau so aus wie ein Bootshaus auf einem der Hochseekanus in den Central-Karolinen.



war. So entkam das Ehepaar in Ponape aus der Sintflut; und als alle anderen in der Flut starben, blieb nur das eine Ehepaar in Ponape übrig.

Und beide machten sich ans Werk, Kinder auf Ponape zu zeugen, bis viele Menschen wieder da waren; und einige kamen in einem Kanu aus dem Ausland, Orten, die man früher kannte: Jāp und Gatau<sup>o</sup>; und andere von Gegenden namens: Paiti und Eir. Das sind Orte, welche man früher kannte.

So kamen denn etliche Kanus aus Paiti, Eir und Gatau an. Und sie blieben ebenfalls in Ponape wohnen. Nach der Flut kamen alle Sippen nach Ponape und blieben da wohnen, und es gibt viele Sippen auf Ponape: Tip en men, Naniak, Lipitan, Lätak und Tip en päpä; sie alle blieben in Ponape nach der Sintflut wohnen.

Aber sie liebten einander nicht, sie hatten immer miteinander Streit, denn es waren viele Sippen. Und in den Zeiten nach der Sintflut gab es auch keinen Namariki in Ponape, sondern es gab Familienoberhäupter und einen Großhäuptling mit dem Titel: Schautelur, der ganz Ponape beherrschte; mehr Großhäuptlinge gab es nicht, denn Schautelur war der einzige. Und er blieb es bis er starb und ein anderer folgte ihm dann. Auch in der Zeit nach der Sintflut war man noch nicht gebildet, denn einige Schautelur pflegten Menschen zu fressen und waren große Tyrannen; und wenn er irgendwo einen Menschen fressen wollte, dann befahl er ihm, schnell herbeizukom-

*Ari ira āp' ut kaparapār' zi on Pōnpe' i laū pīl totōlār aramaš; o pīl akē' i uār me pīl kōtošan nīn tšap' en liki kān tšap me irāil kīn ēša māš: Jāp o Gatāu; o tēna pīl akē' i me atān' ki Pāi' i zi o E' ir. Ari i tšap' me irāil ēšia māš.*

*Ari tēna akāi uār me pīl kōtošan nīn tšap' Pāi' i zi o E' ir o Gatāu. Ari tēna irāil me pīl ian tšauela Pōnpe' i. Mur en nōlik šāu karuš me kōton Pōnpe' i āp' tšauēlār, pue šāu totō me kīn mia Pōnpe' i: Tip en mēn o Nāniāk o Lipitān o Letāk o Tip en pepe, šāu karuš me tšauuelār Pōnpe' i mur en nōlik.*

*Ari irāil tšota kīn pōkepōk' pēne, irāil kīn pē' irēnpēne, pueki arāil šāu tšotšo. Ari ni āntšou en mur en nōlik pīl tšota nān' mareki pīl mia Pōnpe' i, pue šāu māš en kānāk me mia, o mōntšap' emēn mia māre: Tšāutēlūr me tšapue' nki Pōnpe' i karuš; tšota emēn mōntšap' mia, pue Tšāutelūr tše mešemēn. Ari mā a laūr melār ā pīl emēn pān pīl uāliēne. Ari ni mur en nōlik irāil tšota pīl lōlōkōn, pue akōi tšāutelūr kīn kān aramaš, o lāmāi kāu' ālap; ma ā pān mēn kānāla emēn aramaš ni ēn tšap', ā pān ilak lañ, ā pān pitšepitš kōto. Ari āntšou en Tšāutelur tšota aramaš pīl kīn kānāla mān o pīl muām kalāimon, pūt tšāutelūr pān makār o kāmeirāila; ma aramaš emēn pān*

<sup>o</sup> Jap bedeutet schlechthin: Fremde; Gatāu ist vielleicht: Kusae. Pāi' i im Sinne des Erzählers ist: Westen, E'ir der Süden.

men. In den Zeiten der Schautelur pflegten die Menschen keine Vögel oder große Fische zu essen, denn der Schautelur wurde dann böse und tötete sie; und wenn jemand selbst eine Laus auf dem eigenen Kopfe erwischte, durfte er sie nicht weg- tun oder aufessen, damit Schautelur nicht erzürnt würde, weil man sie nicht zu ihm gebracht hatte.

Der Schautelur tyrannisierte ganz Ponape. Und viele Schautelur gab es in alter Zeit, es waren siebenzehn. Und einige Schautelur pflegten früher Menschen zu fressen, und andere faßen später keine Menschen, aber waren roh gegen die Menschen; und zur Zeit der menschenfressenden Schautelur gab es auf Ponape noch eine Art Wesen, welche Lietsch heißen; sie pflegten ebenfalls Menschen zu fressen.

Nun folgte ein Schautelur, welcher keine Menschen fraß, als Herrscher, der behandelte die Lietsch schlecht, weil sie Menschen fraßen und vertrieb sie von Ponape.

Sie zogen von Ponape ab und kamen in eine Gegend im Ausland, die die Ponapeleute Paiti nennen. Dort blieben sie und vermehrten sich. Sie fressen Menschen bis zum heutigen Tage.

Einige Schautelur herrschten später und fraßen keine Menschen, und es blieben auch keine Lietsch in Ponape, um Menschen zu fressen; aber die Schautelur waren roh und grausam, einige Schautelur wurden wegen ihrer Grausamkeit getötet, andere starben eines natürlichen Todes und andere wurden sozusagen zu mächtigen Geistern. So starben sechszehn Schautelur, und dann folgte der siebenzehnte, der auch böse und tyrannisch war.

*pe'in tien linkarak nān pe'in māna, ā tšota pān katšela te kañala, puē tšāutelūr te makār, pueki irāil tšota uāton re.*

*Tšāutelūr bātik Pōnpe'i karuš. Ari Tšāutelūr tšotšo me mia māš, o irāil me ekisimēn. Ari akoī tšāutelūr mēn māš me kēn kān aramaš, a akoī men mur me tšota kañ aramaš, ā re āp' pīl lēmē'i oñ aramaš; ni āntšou en Tšāutelūr en māš me kān aramaš šon en aramaš ēn pīl mia Pōnpe'i, me ātan'ki Lietš; irāil pīl kēn kañala aramaš. Ari emēn Tšāutelūr me tšota kēn kān aramaš āp' ut tšāpuil'ta āp' šuel'ki lietš, pueki arāil kañ aramaš, āp' kāsāre irāil šan Pōnpe'i. Irāil āp' kōšaniēr Pōnpe'i, āp' kōlan tšap' en likēn kān, me men Pōnpe'i kian āta Paī' igi. Re āp' kōušonla ia, o kapara-pārļa. Irāil kañ aramaš lēl āntšou mētš.*

*Akoī Tšāutelūr me tšāpuil'ta mur, me tšota kañ aramaš, o šolār lietš mia Pōnpe'i en kañ aramaš; ā Tšāutelūr tše āp' lēmē'i o tšākon, akoī Tšāutelūr me kamekila ar lēmē'i, a akoī pe'in mela, akoī irāil me tuētša āni me manaman. Ari Tšāutelur ekuon emēn nekiēr melār, ā kāšimēn āp' ut tšāpuil'ta āp' pīl lēmē'i o šakon.*

Da kam ein Mann aus Gatau in einem großen Kanu angefahren und dreihundert-dreiunddreißig Leute mit ihm, die im Kanu fuhren. Als sie ankamen, ankerten sie in einer Kanal-Einfahrt von Matolenim, die Au en kiep heißt, denn der Schautelur wohnte stets auf einer Insel in Matolenim namens Pankatra. Das ist der Ort, wo die Schautelur alle von Anfang an wohnten bis sie starben.

Der Mann, welcher nun von Gatau gekommen war, um den Schautelur zu töten, ankerte in der Riffeinfahrt von Au en kiep; sie stiegen alsdann aus dem Kanu heraus und blieben auf der Insel: Nanehi. Und sie wohnten auf Nanehi viele Tage. Schautelur freute sich darüber, denn er gedachte sie sich untertan zu machen, er war freundlich zu ihnen und schickte ihnen alle Tage Essen. Und sie blieben auf Nanehi eine lange Zeit.

Dann zogen sie weiter hinein nach Nan Matol, um daselbst ebenfalls zu bleiben, und sie wohnten auf einer Insel namens: Kalapuel. Und sie bekriegten den Schautelur. Alle kämpften miteinander. Aber Ischokalakal und seine Leute waren stark. Da flüchteten sich Schautelur und seine Leute in die hohen Berge. Ischokalakal und seine Begleiter verfolgten sie, fingen den Schautelur und töteten ihn. Da gab es keine Schautelur mehr in Ponape, als den Ankömmling namens Ischokalakal.

Er tötete den Schautelur und übernahm die Herrschaft über Matolenim; dann schuf er die Würde der Nanamariki. So entstanden die Nanamariki und blieben fortan in Ponape.

*Ari ol emen me koto san Gatau me take uar laut me aramas silipuki silikan silimen, me take uaro. Ari irail me koto pautekegi ni kapetau en Matolenim eu, me atanki Au en kiep, pue Tsauteleur kin kousoh ntn take en Matolenim, me atanki Pankat'ra. I uaso, me irail karus kin kousoh ia san ntn tsaptn Tsauteleur lel i melar.*

*Ari ol o, me kotosan Gatau, pue e men kamela Tsauteleur, ap' pautekegi on nan kapetau en Au en kiep; re ap' keretisan pon uar o kousoh ntn take: Nanehi. Ari irail me kousohner Nanehi ran toto. Ari Tsauteleur me perenkita, pue tena a pan neinek in irail ap' ki gatir on irail kishn-maha ran karus. Ari irail me kousoher Nanehi antshu uarei. Ari irail ap' pil tau'lulan Nan Matol, pue irail en pil kousoh ia, irail ap' kousoh ntn take eu, me atanki: Kalapuel. Ari irail me mauuentioner Tsauteleur. Ari irail karus me mauuenta. Ari Ischokalakal o ian akan me kelaal. Ari Tsauteleur i ian akan me tanala ntn nana. Ari Ischokalakal o ian akan, mo pueki irail, ap' kaloueti Tsauteleur okamela. Ari solar Tsauteleur mia Ponpe'i, pue ol me koto, me atanki: Ischokalakal*

*Ari i me kamela Tsauteleur, ap' ut tsapunkila Matolenim; ap' uiata Nana-mareki. Ari nanamareki ap' ut mielar Ponpe'i.*

So wurden die Ponapeleute befreit, denn es gab keine Schautelur mehr, der sie beherrschte.

Und so war die Zeit des Ischokalakal verschieden von der Zeit der Schautelure, denn es gab nur vier Nanamariki in Ponape, die nun selber ihre Sitten und Gebräuche einrichteten. Zur Zeit des Ischokalakal waren die Leute in Ponape klüger, denn sie bauten schöne Kanus und auch schöne Häuser.

Sie beteten stets zum Nan Dschapue, denn er ist ein mächtiger Geist; und sie beteten auch zu Bäumen und Steinen, sogar Fischen; sie opferten allen ihren Geistern alle möglichen Dinge, auch Kanus und ebenfalls Essen.

Und wenn jemand erkrankte, so trugen sie viel Kawa herbei und töteten viele Hunde; sie flehten dann zum Nan Dschapue, daß er den Kranken genesen lasse, oder beteten auch zu den untergeordneten Geistern, die folgendermaßen heißen:

Ischo<sup>1</sup>pau, Ischo schau, Ischo lampoi, Ischo kaneki, Ischo monschir und Tau Katau; das sind die Geister, an welche sie sich wenden, wenn ein Mensch krank ist; diesen Geistern gehorchen und vertrauen sie, weil sie sehr zaubermächtig sind.

Und solche Gedanken pflegen die Ponapeleute über die Seelen der Menschen zu machen; wenn Großhüptlinge im Sterben liegen, gehen ihre Seelen zum Himmel zu Nan Dschapue, und die der gewöhnlichen Menschen und kleinen Hüptlinge kommen in die Unterwelt. Die Unterwelt ist eine schöne Gegend, eine große und schöne Stadt. Es gibt auch

☉ *Išp* = Fürst

*Ari mēn Pōnpe'i āp' māiaūta, pueki šolār mi šokōne irāil, pue šolār Tšāutelur. Ari ni muñn Išokalakal tōror a šan ni muñn tšāutelur, pue Nānamāreki pāmēn, miēr Pōnpe'i, irāil āp' pē in uiaua arāil lāmālām. Ari ni āntšou en Išokalakal mēn Pōnpe'i me mūr lölokon, pue irāil kēn uiāta uār māu āpe. Irāil kin kākākāp on Nān Djāpue, pue tēna i me āni lapalap, o irāil pīl kēn kākākāp on tšuka o takāi o pīl māu āpe; irāil kin mēiřonki on arāil āni kēn kapuē koruš, uār āpe o pīl kišinmana.*

*Ā ma emēn tšomāula, irāil pān uārto tšakāu lāut o kamela kizi lāut, re āp' kākākāpki on Nān Djāpue, pue en kakelata aramaš, me tšomāu, te irāil pīl kākākāp on āni tiketik kan, me irāil kian āta: Iš<sup>☉</sup>pāu o Iš<sup>☉</sup>šāu o Iš<sup>☉</sup>lampoi o Iš<sup>☉</sup>kāneki o Iš<sup>☉</sup>nān mōnšir o Tāu kātāu; i irāil āni, me irāil kēn ālu rerāil, mā aramaš kēn tšomāu, āni pukātš me irāil kēn pułisān o kēporopuorēki, pue tēna irāil me mānamān.*

*Iēt tu ēn ēn mēn Pōnpe'i arāil lām' lām on pāli nēn en aramaš; tēna mōntšap' akān pān mēla, o nēn 'rāil pān kōla nālān rēn Nān Djāpue, ā aramaš o mōntšap' tiketik kēn pān kōla pāšēt. Tēna pāšēt tšap' kašelēl ā kēntm lapalap o māu. Tēna ekeo uātša pīl miā pāšēt, me atānki kēn kēpīr, me ro pān kašēti on aramaš šuēt kan löle, pue ren roñkēla kisiniē i. Ari*

noch einen andern Platz in der Unterwelt, der Kan kapir heißt, wohin man die schlechten Menschen verbannt, damit sie im Feuer verbrennen.

Und wer ins Kan kapir gerufen wird, wird im Feuer vor Schmerzen brennen; dann werden sie singen. Und welcher Mensch viel und mit schöner Stimme singt, wird aus Kan kapir befreit werden und in die Unterwelt eingehen. So denken die Ponapeleute über die Seelen der Menschen.

Und von einem andern Platz machen sich die Ponapeleute folgende Vorstellung: sie denken, daß es nur eine Stelle gibt, wohin sie zur Zeit des Ischokalakal auf dem Meere gelangen konnten, das soll Yap (die Fremde) sein. Sie kennen also Yap, aber sie haben es nicht immer gesehen.

Und nach dem Tode des Ischokalakal hat es viele Nanamariki gegeben. Und es kam die Zeit der großen Hungersnot, die nach dem Tode des Ischokalakal sich einstellte; ein gewaltiger Wirbelwind fuhr über Ponape hinweg, vernichtete alle Bäume und tötete manchen Menschen; kein Baum blieb in Ponape stehen, und alle Stämme verkrochen sich in der Erde.

Und nach dem Wirbelwinde entstand eine große Hungersnot und tötete viele Menschen, denn es gab nichts mehr zu essen; während der Hungersnot in Ponape aß man Wurzeln der Bananen, denn die waren allein übrig geblieben. Und als man damit am Ende war, wurde mancher wahn-sinnig, und von allem entblößt töteten die Menschen einander bis nur wenige noch übrig waren. Danach erschienen wieder alle Bäume, es wuchsen Bananen und auch Brotfrüchte, und sie hatten wieder zu essen.

*tena irail me pešikēnti on kankapir, irail pān roñeronki kišiniē i o lokolok; ari irail pān kakāula. Ari tena aramaš emēn me katēk kaul o nil māu, ā irail pān kīta iān nān kankapir, āp pān tāulūlan pāšēt. Ari i en mēn Pōnpe' i arail lam' lam on pāli heñ en aramaš.*

*Ā iēt tuēn en mēn Pōnpe' i arail lām' - lām on tšāp', irail kīn lam' lam ā me tšāp' ta ēu, me kāk koqošili nān mātau ni āntšōu en Īšokälakäl, tēna Iāp'. Ari irail kīn ēšia Iāp', ā irail tšota kīn kīlan tšāuē.*

*Ari Īšokälakäl lau mēla nān' mareki toto mur en Īšokälakäl. Ā lēlēr āntšōu en lēk ēu, me kōto mur en Īšokälakäl mēla; mēlemēl lau me lēlēr Pōnpe' i kāmēla tšūka karuš o kamēla akōi aramaš; tšota tšūka' pōt me lū' uā Pōnpe' i o tīp' karuš me kōšan nān puēl.*

*Ari mur en mēlemēl lēk lau me kōto kamēla aramaš tšotšo, puē šolar kišīn-māna; lēk lēlēr Pōnpe' i irail kīn kan tšēpīn ūtš, puē i tša me lū' eti. Ari alāu nēkieř irail āp' puipuitār, o kilitšāu akōi kīn kamēla akōi lau mēlaulāulār aramaš. Ari tšuka karuš me pīl puroñ uošatā ūtš o pīl māi āpe, re āp' pīl kan. Ari akāi me kanēř āp' māuretā ā akāi mēlār.*

Mancher aß und wurde wieder gesund, andere starben.

Nach der Hungersnot vermehrten sich die Menschen wieder, bis es wieder sehr viele waren. Und sie waren klüger und gescheiter geworden, denn sie vertrugen sich miteinander, und einige meinten, daß ein großes Kanu nach Ponape kommen würde. Und so verstrich die Zeit, bis ein Schiff vor Ponape erschien, da bekamen sie Angst.

Und so meinten sie vom Schiff, als es zuerst erschien und sie bange wurden, daß es Leute aus der Fremde wären.

Und einige bestiegen die Kanus und fuhren auf das Meer hinaus zum Schiffe; die Mannschaft war zu ihnen freundlich und forderte sie auf, auf das Schiff zu klettern. Doch sie wollten nicht, denn sie hatten Angst, weil sie Zeug trugen und Pfeifen rauchten.

*Mur en lek irāil pīl kaparapāreē ara-  
maš āp' pīl tšotšōlār. Ari irāil lōlokoñ  
me pīl lāūt lār, pue irāil me limpōk' pene,  
ō akāi irāil kēn lēmēta mē uār lāūt pān  
puāratōñ Pōnpe' i. Lēloñeē āntšou me  
tšōp' 'pōt puāratōñeē Pōnpe' i, irāil āp'  
mašakatār. Tuēn arāil lām' lām' on tšōp'  
apūtšēn puāroto, irāil āp' mašāk, pue  
irāil lemē'ian, me tēna mēn Jāp'.*

*Ari irāil me tāke uār akān āp' šēilan  
nēn tšōp' nān mātāi tōn tšōp' āp' gātēk  
on irāil o intān, irāil en karata on pōn  
tšōp'. Ari irāil kañ, pue irāil mašāk  
pueki arāi mi nān tikāu ō arāil kin kan  
pāp'.*

*L. u. R. Kehoe, Roi en Kiti.*

### Die Kolonie.

Zur Zeit der ersten Berührungen der Europäer mit den Eingeborenen waren die Verkehrszentren die Häfen von Roi en Kiti, Lot und Matolenim; bis zur spanischen Zeit hatten sie die Vorhand. Die Spanier jedoch suchten sich zur Verwaltung der Insel eine andere Stätte aus: die Halbinsel Meš en i e ñ (Antlitz des Ostwindes), ein Landstück, das von Lap en Not erworben wurde, und auf der neben einem Grundstück der amerikanischen Boston Mission die Pflanzung Mpomp des ethnologischen Forschers Jan Kubary lag. Der Llói-Bach bildet zwischen beiden die Grenze. Zur größeren persönlichen Sicherheit wurde das Verwaltungsgelände befestigt, das Fort Alfons XIII. angelegt. Hohe Mauern und Bastionen nebst kleinen Batterien schließen einen weiten Hof ein, in dem sich die Wohn- und Verwaltungsgebäude befinden. Nach der Seeseite hin war die Befestigung offen. Nach der Landseite zu umschloß ein ziemlich weit ausgedehntes Glacis die Festungsmauern, um eine heimliche Annäherung der Eingeborenen aus dem damals bis an die Mauern reichenden Busch unmöglich zu machen. Nach der Übernahme der Verwaltung durch die Deutschen wurde ein großer Teil der Mauern und Bastionen geschleift; nur wenige Mauerreste zeugen von ihrem Vorhandensein. Auch von den spanischen Verwaltungsbeamten-Wohngebäuden steht

nichts mehr. Sie gingen im Taifun 1905 nebst den außerhalb der Mauern gelegenen Gebäuden der protestantischen und katholischen Missionen zugrunde und mußten völlig neu aufgebaut werden. Heute präsentiert sich die Kolonie folgendermaßen: Kommt man mit dem Dampfer durch die Nordwest-Einfahrt einlaufend in den Nordhafen und hat an einer der beiden großen Bojen festgemacht, die unmittelbar vor der Insel Lañar (Lañer, Langer), dem Hauptsitz der deutschen Handelsgesellschaft (Jaluit-Gesellschaft), liegen, erblickt man im Süden, im innersten Winkel der Bucht unter Palmengrün versteckt, die Kolonie von Ponape. Lustig blinken und funkeln die roten Wellblechdächer der wenigen weißen Europäerhäuser zum Beschauer herüber, und stolz flattert die schwarzweißrote deutsche Reichsflagge mit dem kaiserlichen Adler auf dem Verwaltungsgebäude des Bezirksamtmannes. Boote kommen längsseits, den Besucher zum Festlande herüberzuholen. Ein verzwickter, vielfach gewundener, durch Baken und Priggen gekennzeichneter Weg führt durch das Wirrsal der Korallenriffe zur Kolonie hinüber. Die Spanier hatten versucht, durch einen gesprengten, künstlichen Kanal die Entfernung zwischen den Bojen und der Lände abzukürzen; sie blieben bei den Versuchen stecken; die Deutschen setzten sie nicht weiter fort. Die Lände der Kolonie ist ein etwa 50 m weit ins Wasser sich erstreckender und 6 m breiter Steinwall, an dessen Kopf ein etwa 6 m breiter gleicher Damm im rechten Winkel angebaut ist. Auf ihm befinden sich Signaleinrichtungen. In diesem Damme, nahe dem Ufer, liegen die beiden großen Geschütze begraben, die einst die Eingeborenen von der Kolonie abhalten sollten. Steigt man aus dem Boote, führt die Lände auf eine breite, gut erhaltene Uferstraße hin. An dieser Straße liegen nach der Wasserseite hin die Bootsschuppen und das große Lager- und Vorratshaus des Bezirksamtes und die Geschäftshäuser der Japanischen Handelsgesellschaft Murayawa u. Co., die für die Jaluitgesellschaft eine nicht zu übersehende Konkurrenz bildete; auch vor und während des Aufstandes 1910/12 spielte sie eine zweifelhafte Rolle; behaupteten doch die Eingeborenen, von dieser Firma mit neuen Gewehren und frischer Munition versehen worden zu sein. Das westliche Ende der Uferstraße schließt mit dem geräumigen, modern eingerichteten Eingeborenenhospital »Tivision«. Dieser Name stammt noch aus der spanischen Zeit. Macht man hier kehrt und geht die Uferstraße unter den Kokospalmen zurück, führen zwei Wege auf eine nur wenige Meter höheres Plateau hinauf. Zwischen den beiden Wegen liegen an der Straße die schmucken Häuser des Arztes GIRSCHNER und des Kaufmanns ETSCHERT; am Hause des Arztes lernt man zum ersten Male die mächtigen, in ihrem Typ von den Kokospalmen so abweichenden, mehr an Dattelpalmen erinnernden Steinnußpalmen kennen. An dem zweiten Wege, der an dem ETSCHERT'schen Hause zum Plateau hinaufführt, liegt unten im Winkel diesem Hause gegenüber das Haus des Nanpéi en Kiti, der hier wohnt, wenn seine Geschäfte seine Anwesenheit in der Kolonie erfordern. Mächtige Mangobäume lassen das Haus in ihrem Schatten liegen. Geht man die Uferstraße weiter hinunter, so trifft man nach einigen Minuten auf einige Eingeborenenhäuser, die krampfhaft einen

europäischen Stil vortäuschen möchten, indem sie mit Brettern die Wände und mit Wellblech das Dach nachzuahmen suchen. Wenige Schritte weiterhin bringen uns an die Stätte der ehemaligen DOANE'schen Missionsstation, heute Sitz der Liebenzeller Mission, ein einfaches Schul- und Kirchengebäude. Weiterhin verläuft sich die Uferstraße in einen einfachen Eingeborenenpfad, der in die Pflanzungen Mpomp von KUBARY führt. — Das Plateau, waagrecht und künstlich eingeebnet, war der Exerzierplatz der spanischen Garnison und wird heute von der melanesischen Polizeitruppe benutzt. Nach Süden hin ist dieser weite Platz durch die mächtigen Mauerreste des ehemaligen Forts abgegrenzt. Die Brustwehren und die Geschützauffahrten sind noch heute deutlich sichtbar. Von den Toren ist eins noch leidlich erhalten. Die übrigen sind eingerissen. Die alten Wassergräben sind zugeschüttet, die Zugbrücken verschwunden. Auf diesem Platze, ihn nach Norden hin abschließend, stehen die Amtsgebäude. Hier befindet sich das Bezirksamt; hier liegen, von freundlichen Gärten und Hecken umgeben, die schmucken im Bungalow-Stil erbauten Dienstwohnungen des Polizeimeisters, Wegebauaufsehers und Sekretärs. Den Platz schließen im Osten die Gebäude der schwarzen Polizeisoldaten und das Gefängnis ab. In unmittelbarer Nähe der Kaserne erhebt sich ein ungefügter steinerner Turm, das Waffen- und Munitionsmagazin. Außerhalb der Mauern erstrecken sich nach der Jokaschseite hinüber die Gebäude der katholischen Kapuziner-Mission, eine Reihe schön, gesund und luftig gebauter Häuser. Eine Abteilung ist den Patres und dienenden Brüdern vorbehalten, eine andere den Nonnen und der Schule. Unten am Wasser liegt ein schöner Werft- und Zimmermannsplatz. Hier arbeitete man 1910 eifrigst daran, die Steine für die neu zu erbauende Kathedrale zu formen, die ihren Platz am westlichen Ende des Plateaus einnehmen sollte. Die Anzahl der Gläubigen war viel zu groß geworden, als daß sie in der kleinen Kapelle, welche nach dem Taifun 1905 neu errichtet worden war, hätten alle Platz finden können. Neben ihrer seelsorgerischen Tätigkeit wandten die Missionare ihre ganze Liebe der Zucht von einheimischen und europäischen Gemüsen und Früchten zu, die ihnen zu manchem schönen Ergebnis verhalf. Nicht weit von den Gebäuden der Mission entfernt, liegt vor dem nordwestlichen Festungstor der Friedhof. Kokospalmen umschatten ihn. Groß ist die Anzahl der Gräber, eigenartig ist ihr Aussehen. In langen Reihen ruhen hier die spanischen Offiziere und Soldaten, die ihr Leben in den Kämpfen gegen die aufständischen Eingeborenen lassen mußten. Es sind unansehnliche Grabstätten, einzementierte, sarkophagähnliche Hügel, geschmückt mit Bierflaschenscherben. Ihnen gegenüber ruhen deutsche Beamte und Soldaten in Einzelgräbern, die sauber mit schmiedeeisernem oder hölzernem Gatter und einem eisernen, steinernen oder hölzernen Kreuz geschmückt sind. Zwischen beiden Grabstätten ragt ein hohes Denkmal empor. Es ist zweieinhalb Meter hoch, ruht auf einer mit Erde verdeckten Untermauerung, auf der sich fünf Stufen aus Basaltprismen erheben, die oben in einem Basaltblock eingelassen, das in Gladenbeck bei Berlin hergestellte Bronzebildnis JAN STANISLAUS KUBARY'S tragen. Neun Jahre



hat KUBARY auf Ponape gelebt, unermüdlich seinen Forschungen nachgehend, deren Aufzeichnungen leider verloren gegangen sind.<sup>①</sup>

Weite Kokosplantagen umgeben die Kolonie. Sie sind an die Stelle des ehemaligen Festungsglaciis getreten. Ein breiter Weg führt durch sie landeinwärts auf eine kleine Anhöhe hinauf. Mit einem prächtigen Rundblick auf die hohen Berge von Matolenim, Kiti, Palañ, auf die Insel Jokasch mit ihrem Wahrzeichen, dem gewaltigen Basaltblock Paip a lap, den Hafen von Ponape, die Insel Langar, dem fjordähnlichen Einschnitt des Tau en Tšokola und die Berge von Not, erhebt sich der Regierungssitz Péi läpaläp, ein geräumiges, luftig gebautes, weißes Bungalow; in der Nähe ist für Taifunbesuche, die in wenigen Augenblicken das leichte Haus vom Hügel herabwehen würden, ein geräumiges, festes Gebäude aus Stein und Zement errichtet. Daß die Kolonie für die dunklen Nächte sogar eine Straßenbeleuchtung besitzt, die sich allerdings mit Petroleum behelfen muß, sei hier nachgetragen.

### Die Missionen.

(Über das Wirken der seit dem 6. September 1852 auf Ponape niedergelassenen Boston Mission und ihren Einfluß auf die äußere Lebensgestaltung der Eingeborenen ist genugsam auf den vorhergehenden Seiten gesprochen worden. Niemand weinte dieser Gesellschaft, der es mehr auf den Dollar ihrer Glaubensschüler als auf christliche Nächstenliebe ankam, eine Träne nach, als sie 1907 von der evangelischen Liebenzeller Mission aus Württemberg (Deutscher Jugendbund für entschiedenes Christentum) abgelöst wurde. Wengleich die Missionare dieser Gesellschaft meist dem Handwerkerstande entstammen und ohne besondere Vorbildung hinauskommen, so überragen sie ihre Vorgänger an echtem christlichem Gefühl und gutem Willen. Sie haben große Mühe aus den von der Boston Mission bekehrten Talmi-Christen echte Christen zu machen. Die 1887 auf Ponape durch die spanischen Kapuziner eingeführte katholische Mission wurde 1905 durch deutsche Patres desselben Ordens aus Ehrenbreitstein fortgeführt. Auch die katholische Mission hatte keinen leichten Stand weder unter der spanischen noch unter der deutschen Herrschaft. Ihr ist zur Hauptsache die Missionierung der Nordstaaten zugefallen, in der sich als heidnische Enklave das

<sup>①</sup> Ob seine Halbblutfrau Anna sie verschleudert, ob sie, die später Kinderfrau des Regierungsarztes GIRSCHNER gewesen ist, diesem einen Teil der Aufzeichnungen ihres Mannes mitgeteilt hat, ist unbekannt. KUBARY hatte in seinen letzten Lebensmonaten einen Teil der Aufzeichnungen gegen Bargeld an Nanpéi in Kiti verpfändet. Dem sind diese Aufzeichnungen während des Taifuns von 1905 abhanden gekommen. . . . Jeden Ethnologen und Wissenschaftler berührt recht unangenehm der Mißbrauch des Namens Kubary. Nach einem ziemlich lockeren Leben mit spanischen Offizieren heiratete die Witwe einen Jokaschmann, der im Aufstande zu trauriger Berühmtheit als »Kubary« gelangte und wegen Mord und Leichenschändung erschossen wurde. Dieser Mann hatte einen eingeborenen Namen, und es ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit, daß der Name der Witwe, die im Hause GIRSCHNERS bedientet war, hier auf ihren zweiten Mann übertragen wurde und dieser in den Gerichtsakten des Aufstandes auch als — Kubary — anstatt mit seinem eigenen Namen Keröün en Tol e tik bezeichnet wurde. Es wäre die Pflicht Herrn GIRSCHNER'S gewesen, das Gericht, das von dem Namen und der Bedeutung KUBARY nichts wußte, rechtzeitig aufzuklären, um nicht nachträglich den Toten mit der Schande seines Nachfolgers zu belasten. . . . .

Land Palikir bis 1910 hielt. Die ausgezeichnet vorgebildeten und geschulten Missionare verstehen es, ihren Zöglingen ein Christentum im wahren Sinne des Wortes zu bringen und in ihnen zu vertiefen.<sup>9)</sup>

### Die Handelsstationen.

Der Handel ist stets klein und bescheiden gewesen. Handelsstationen wurden erst spät gegründet. Vorher herrschte ein wilder Tauschhandel. Ponape teilte mit vielen Südseeinseln das Schicksal, Überwinterungshafen für die Walfänger zu sein. Sie liefen in großer Zahl während der Zeit des Nordostpassats in den Monaten November bis April die verschiedenen Häfen an, vor allem Roi en Kiti, Mutok, Lot und Matolenim. Hier wurde neuer Proviant, Brotfrüchte, Yams, Taro, Bananen, Schweine, dazu Brennholz und Wasser eingenommen. Die Eingeborenen erhielten dafür Tabak, Eisenwaren, Feuerwaffen, Schnaps. Eine begehrte Tauschware war Schildpatt, an dem Ponape damals reichlich Überfluß hatte. Sehr rege war der Verkehr zwischen Schiffsmannschaften, die sich aus Angehörigen aller Länder und aller Rassen zusammensetzten, und der weiblichen Bevölkerung; es war Gesindel, der übelste Ausschluß von Menschen, die ihre Spuren nur allzu reichlich in der Ponapebevölkerung hinterlassen haben, und den ursprünglich sanften Charakter in das Gegenteil verkehrten. Die im geschichtlichen Teil gegebenen Beispiele erläutern zur Genüge, was die Walfänger in Ponape gesündigt haben. Geordnete Handelszustände bildeten sich erst heraus, als in den siebziger Jahren das Hamburgische Handelshaus J. C. GODEFFROY von Samoa aus auch die Karolinen in ihr weitgedehntes Handelsnetz einbezog. 1874 ließ sich als erster deutscher Händler A. CAPELLE nieder und richtete auf der Insel Langar die erste deutsche Handelsstation ein. Nach dem Zusammenbruch des Hauses GODEFFROY übernahm das Haus HERNESHEIM den GODEFFROY'schen Anteil an der Ponapestation, der dann 1887 an die Jaluit-Gesellschaft übertragen wurde. Ist diese Gesellschaft doch hervorgegangen aus der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg (GODEFFROY) und der Firma ROBERTSON und HERNESHEIM, die beide ihre gesamten Interessen in den Marshall- Gilbertinseln und Karolinen in die neugegründete Gesellschaft einbrachten. Kopra bildete den Hauptaustuhrartikel nicht nur von Ponape, sondern auch aus den Zufuhren der Ponape umgebenden Inseln. Dazu werden Früchte von der Steinnußpalme (vegetabilisches Elfenbein), etliches an Perlmuscheln und Trochusschnecken ausgeführt. Große Umsätze werden nicht getätigt. Im Jahre 1909/10 wurden aus dem Gesamtgebiet der Ostkarolinen nur 707 Tonnen Kopra ausgeführt, in deren Export sich die deutsche Jaluit-Gesellschaft und die japanische Handelsgesellschaft Murayawa teilten. Unter den eingeborenen Händlern,

<sup>9)</sup> Die törichten Angriffe des ehemaligen Bezirksamtmannes Geh. Rat FRITZ gegen den Katholizismus als Erwecker und Förderer der Aufstandsbewegung in Jokasch entbehren jeglicher sachlichen Grundlage. Nicht anders ist es bestellt mit der in Deutschland seinerzeit weit verbreiteten Novelle von Hildegard Daiber 'Was ist Wahrheit?', Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape.

deren sich eine ganze Zahl auf Ponape betätigte, standen Nanpéi en Kiti und Jomatau en Jokeš an der Spitze. Letzterer betätigte sich für den Kaufmann ETSCHERT. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten auf Ponape sind größer gewesen. Das Vorkommen der Hanfbanane in einer ganz ausgezeichneten Qualität hätte in dem zum Anbau geeigneten Lande gelohnt und den Wettbewerb mit Manila-Hanf aussichtsreich gestaltet. Dazu kam es nicht. Die Anbauversuche von Baumwolle, Kaffee, Kakao, Kautschuk schlugen fehl; nicht anders ging es den Bemühungen, den Tierbestand aufzufrischen. 1904 wurden 4 Stück Rindvieh, 37 Schafe, 36 Ziegen, 1 Zuchthengst eingeführt. Dazu wurden 3 Saipanhirsche, 11 Fasanen und 21 Wachteln aus Hongkong im Busche ausgesetzt. 1909 war von diesen Tieren nichts mehr vorhanden, nur das Rindvieh schien sich einzubürgern.

### Das Klima.

Um die Unterlagen zur Beurteilung des Klimas ist es schlecht bestellt. Vor 1899 d. h. vor der Inbesitznahme der Insel durch das deutsche Reich wurden keine meteorologischen Aufzeichnungen gemacht. Dr. GULICK hatte damit begonnen; nach seinem Fortgange schiefen die Beobachtungen ein. In der deutschen Zeit übernahm der Regierungsarzt GIRSCHNER die Beobachtungen. Leider sind sie nicht ununterbrochen fortgesetzt worden. Seine Beobachtungen wurden von Dr. P. HEIDKE bearbeitet und in den »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten« veröffentlicht. Da die Aufstellung und Korrektur des Thermometers unbekannt ist, können die Ergebnisse von Ponape nicht als absolut sicher hingestellt werden. Ponape verzeichnet eine mittlere Temperatur von 27,2°; die Höchsttemperaturen liegen im März und August: 27,7°; mit 25,9° sind November und Dezember die kühlest Monate. Als Höchsttemperatur wurde im Beobachtungsjahr 1899/1900 33° gemessen, als geringste 20°. Die Karolinen als westlicher Teil des Stillen Ozeans sind, soweit sie von wechselnden Winden, Nordwestmonsun und Südostpassat beherrscht werden, sehr regenreich. Die höchsten Regenmengen sind für die südlichen Marshall-Inseln und die Ostkarolinen nachgewiesen worden. In Jaluit ergibt sich aus den Jahren 1892/1896 und 1898 der Durchschnitt 4386 mm bei 304 Regentagen. In der Regenhöhe wird es noch übertroffen von dem benachbarten Ponape, das 1902/03 bei 259 Regentagen eine Niederschlagsmenge von 5024 mm hat. Kein Monat ist ohne Regen, und nur selten ist die Regenmenge monatlich unter 100 mm geblieben. Die trockenen Monate verteilen sich auf die Zeit von November bis März. Der Anteil der einzelnen Jahreszeiten an den Jahressummen der Regen und der Lage der regenreichsten und regenärmsten Zeit wirkt sich dahin aus, daß in Ponape also die mittlere Jahresamplitude sehr klein, der Gang der Niederschläge recht einfach ist. Schwankungen finden wohl statt, jedoch so, daß die Lage des Maximums und Minimums in jedem Jahre anders ist. Die jährliche Kurve ändert sich je nach den Jahren mit den Schwankungen der Windverhältnisse. Bei stark wehendem Nordostmonsun, gewöhnlich von Dezember bis April, ist der Regen-

fall gering, bei schwachen Winden stark. Die unregelmäßigen Winde aus dem östlichen Quadranten und aus Südwesten bringen Regen; bei durchstehendem Südostpassat pflegt die Witterung mehrere Wochen hindurch anhaltend schön und trocken zu sein.

Ponape liegt im Gebiet der Taifune, jener Wirbelwinde, die unvermutet auftreten und dann unsägliche Verheerungen über Länder und Inseln bringen. Ihr Entstehungsgebiet soll das Meer zwischen Marianen und Karolinen, eingengt, die Gegend zwischen Guam und Yap sein. Ihr Auftreten ist recht verschieden. Einige sind von einer überaus zerstörenden Gewalt gewesen, so daß sie in der Erinnerung der Eingeborenen deutliche Spuren hinterlassen haben. Während der deutschen Verwaltungszeit trat am 20. April 1905 ein derartiger Taifun auf. Seine Spuren waren noch fünf Jahre später überall auf der Insel zu spüren. Wie die Eingeborenen mir erzählten, wäre dies ein Taifun von solchen Ausmaßen gewesen, wie er in der Zeit, seit Weiße auf der Insel waren, nicht vorgekommen ist. Der stellvertretende Vizégouverneur BERG berichtet darüber im »Deutschen Kolonialblatt« von 1905 S. 407—409. Ich entnehme daraus folgendes: BERG befand sich beim Ausbruch im Westen Ponapes auf der Insel Keparalap und beobachtete dort folgenden Barometerstand:

19. April etwa 9 Uhr nachm.	— wenig unter 760 mm
20. „ „ 6 Uhr vorm.	— „ über 755 „
20. „ „ 11 „ „	„ „ 750 „
20. „ um 1,45 Uhr nachm.	730 „
20. „ „ 2 „ „	724 „
20. „ „ 2,10 „ „	720 „
20. „ „ 2,20 „ „	719 „

Abflauen des Taifuns, der hauptsächlich von Norden zu kommen schien, bis zur gewöhnlichen Windstärke.

Dabei	2 <sup>h</sup> 30 .....	718 mm
	3 <sup>h</sup> .....	717 „

Kaum merkbarer Übergang des Windes nach Südosten, wo eine mächtige dunkelgraue Wolkenwand sichtbar wird, und mit dieser nach Süden, von wo 3<sup>h</sup> 30' nachm. 718 mm bei nahezu höchstem Wasserstande stärkstes Wiedereinsetzen des Taifuns, — der mit dem aus Regen und Seewasser gemischtem Gischt schneidend wie Hagelsturm in das Gesicht schlug — derart, daß ich anfangs annahm, er werde die Brandung über die nur wenige Meter hohe Insel Keparalap und ihre gestürzten Bäume treiben.

3 <sup>h</sup> 45'	730 mm	4 <sup>h</sup> 15'	740 mm	4 <sup>h</sup> 45'	748 mm	5 <sup>h</sup> 15'	750 mm
4 <sup>h</sup>	735 „	4 <sup>h</sup> 30'	745 „	5 <sup>h</sup>	749 „	5 <sup>h</sup> 30'	752 „

Auf den Ant-Inseln waren Verwüstungen erkennbar. \*

Dieser Taifun machte aus der gartengleichen Insel in wenigen Stunden ein ödes Trümmerfeld. Von seiner Wucht zeugt am eindringlichsten der Stumpf einer Kokos-

palme, die von einer 50 cm breiten Wellblechplatte glatt durchschnitten wurde. Die Wellblechplatte war auf der Insel Langar losgerissen und in die Luft geschleudert worden, hatte mehrere hundert Meter in der Luft zurückgelegt und in der Kolonie die Palme abgeschnitten. Einem Eingeborenen wurde durch eine solche Platte der Kopf abgeschlagen. Überhaupt forderte der Taifun fünfzehn Menschenleben, Farbige; Weiße kamen nicht zu schaden.

Auf der Ostseite Ponapes wurden die Inseln Na, Nanini, Mal u. a. überflutet, die Insel Napali in zwei Stücke zerrissen. Im Hafen wurden der Regierungsschoner ›Ponape‹ und der Schoner der Jaluit-Gesellschaft ›Diana‹ aufs Riff geworfen; die Regierungsbarkasse ›Fliege‹ versank bei Keparalap und nahm drei Leute mit in die Tiefe. Der Gebäudeschaden der Regierung, der Privaten und der Missionen war sehr groß. Er wurde auf zusammen etwa RM. 500 000.— geschätzt.

Da an diesem Gründonnerstag der Sturm aus Nordosten kam, sind die größten Verheerungen an der Nord- und Ostseite der Insel zu verzeichnen. Der Süden und Westen litten weniger. Gewaltige Verheerungen richtete der Taifun in den Wäldern und Pflanzungen an. Das frühere tiefe, satte Grün wich einer gelblichgrauen Färbung. Die Bergkonturen traten allenthalben klar und scharf hervor. Die mächtigen Baumriesen waren niedergelegt worden und hatten beim Fallen die auf ihnen wachsende Vegetation niedergerissen, so weite Lücken und Lichtungen in den vorher einheitlichen Busch gelegt. Überall Zerstörungen; auch die vorgelagerten Mangrovenwälder, die in zähem Schlick und Schlamm wachsen, wurden zerstückelt und zerzaust. Unter den Fruchtbäumen litten am meisten die Brotfruchtbäume; sie wurden umgeworfen, ihrer Früchte beraubt und zugleich die Yams, die zur Hauptsache an den Brotfruchtbäumen gezogen werden, vernichtet. Taro und Kokospalmen litten am wenigsten; die Kokospalme wohl deswegen, weil sie in ihrer Schmiegsamkeit dem Winde nur eine sehr geringe Angriffsfläche bot. Schaden hatte der Eingeborene in der Koprernernte zunächst nicht, da die reichlich abgeschüttelten reifen Nüsse sofort verarbeitet werden konnten. Die nähere Zukunft sah allerdings betrüblich aus. Die Blütenstände und die jungen Früchte waren vernichtet worden. Ähnlich stand es um die Bananen. Trotzdem die Eingeborenen in erster Linie Vegetarianer sind, war eine Hungersnot nicht zu befürchten, da die europäischen Lagerbestände an Reis für einige Monate ausreichten. Im übrigen boten das Meer, die Flüsse Fische und andere Tiere reichlich an; auf dem Lande Schweine, Ziegen, Hunde, dazu vereinzelt Hühner und Tauben, daß von einem Nahrungsmangel nicht gesprochen werden konnte. An wildem Yams, der sehr reichlich auf der Insel vorkommt, hatten die Eingeborenen zunächst einen Ersatz für ihre vegetabilische Nahrung. Taro, Pfeilwurz, Zuckerrohr, Ananas litten keinen Schaden.

Die Wirkung des Taifuns auf die Tierwelt schildert BERG: ›Große Möwen, die ich sonst in Ponape gelegentlich einzeln beobachtet habe, schwebten nach dem Austoben des Nordtaifuns zahlreich über Keparalap. Als dann der stärkere Südtaifun vorüber

war, lagen sie in Massen tot oder ermattet in den nahen Mangroven. Von den wilden Tauben sind viele umgekommen; die übriggebliebenen flattern suchend um die Bäume, die ihnen ihre Früchte nicht mehr darboten, und sie nähern sich ohne ihre sonstige Scheu wie Hilfe suchend den menschlichen Wohnungen. Die kleinen Vögel haben sich noch nicht erholt; man kann manche noch ohne Schwierigkeit mit der Hand fangen. Tote Fische trieben auf den Wellen. Die Mücken sind lästiger denn je zuvor; ihrer Brutstätten beraubt, beziehen sie in Mengen die wenigen windgeschützten Räume.

Nach wenigen Wochen war das Bild ein anderes. Die Insel überzog sich wieder mit Grün, wenn auch noch auf den Bergen und an den Abhängen die umgestürzten Baumriesen lange weit sichtbar waren. Es geht wohl zu weit, daraus zu schließen, wie der amtliche Bericht es tut, daß Ponape in den letzten 500 Jahren keinen ähnlichen Taifun erlebt hat. Die Eingeborenen erzählen es anders. Von Interesse ist, daß die Bäume auf den exponierten Kämmen der Höhen den Orkan besser überstanden als die am Fuße und an den Abhängen wachsenden. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß der Orkan am Bergfuße Widerstand findend und sich stauend, eine um so verheerendere Gewalt entwickelte. Die ihrer Blätter und teilweise ihrer Äste beraubten Bäume, ja selbst Baumstümpfe entwickelten eine staunenswerte Lebenskraft. Manche Brotfruchtbäume, die vollständig kahl und verstümmelt ihre Äste gen Himmel reckten, waren nach noch nicht zwei Monaten nicht nur vollkommen wieder grün, sondern zeigten bereits wallnußgroße Früchte; Kokospalmen, die nur noch wenige Wedel besaßen, entfalteten diese weiter und trieben Blütenkolben aus; erfreuliche und wichtige Tatsachen zur Beurteilung des Kulturwertes des Ponape-Bodens.

(Wie der Verlauf eines Taifunes in früheren Zeiten war und welche Folgen er hatte, schildert

#### Geschichte vom Taifun und der Hungersnot.

Es war nach der Weißen Nacht als Šaum prophezeite, daß ein Taifun kommen würde, und er benachrichtigte alle seine Leute davon, damit sie sämtliche Vorbereitungen trafen. Dann kam der Taifun, er währte sehr lange, alle Bäume wurden auf Ponape vernichtet, so daß der nackte Steinboden zum Vorschein kam. Da hatten die Ponapeleute nichts mehr zu essen. Alle sammelten sich und suchten, was sie nur essen konnten.

Es gab keine Eintracht mehr unter allen Leuten; wenn etliche etwas gefunden

*Kožoi pën mēlemēl ō lek. (202).*

*Tēna mūr in puñ bōtobōt Šaum, me pīl kotōp', me mēlemēl pān kōto, āp' kārēki nā 'kān rēn kāunōpata me karuš. Ari tēna mēlemēl āp' uiaui; tēna me uarēi kāuālap, tšuka karuš laū nēk pōn Pōn' pēi a laū perōu en tšāp' puaratā. Ari tēna aramaš karuš āp' tupekelār. Ari re āp' kīn kōkošili raparapāki tāme re pān kān. Ari šolār līmpok rēn aramaš karuš; ma akōi tiār mekōtš, pui irail en kān, ā me kelail akan pān kō uēi kīšan irail o ka-meiraila.*

hatten, was sie essen konnten, dann kamen andere stärkere, nahmen es ihnen weg und töteten sie.

So starben viele Leute; doch allmählich schlugen die Wurzeln der Brotfruchtbäume wieder aus und wuchsen empor. Dann bekamen sie Früchte; doch als sie noch nicht reif waren, holten die Leute sie herab, taten sie ins Feuer und aßen sie. Und viele starben daran; auch waren einige Bäume übrig geblieben, Kokospalmen, deren Früchte sie auch genossen und ebenfalls daran starben. Und es dauerte lange Zeit, ehe sämtliche Frucht-bäume wieder wuchsen, und sie selbst pflanzten dazu noch Bananen. So hatte man wieder zu essen, etliche Leute wurden gesund, und sie vertrugen sich wieder, weil man Essen hatte. )

*Ari tēna aramaš toto me melār; ari tēna katakateo kalaū ēn māi kañ laū ošata laū laūtela. Ari āp' uā; ari tēna akaiketa māla, a aramaš akēn kin tolūn ō kiañ nān kīš in iēi, re āp' kān. Ari me toto pil mekilār; o pil apōt tšūka pil mia me atanki niu, me re pil kañ uā, re āp' pil mekila. Ari uarēilār tšūka en māna karuš, āp' ošata, ō pil pēn ir batūketi ūt āpe. Ari māna āp' mialār, akoī aramaš āp' māuretār ō ir pil pokepēne, pue maña mia.*

*(Nānāpāš en Kiti).*

### Die Pflanzenwelt.

Die Insel erfreut sich eines üppigen Pflanzenkleides. Vom Strande bis zu den höchsten Bergspitzen ist sie über und über begrünt. Dunkelgrün der Wald, gelblichgrün die darin eingelagerten kleinen und großen Heiden; nacktes Gestein tritt nur an wenigen Stellen zu Tage. Die Botanik ist ziemlich unbekannt. 1913 untersuchte der Botaniker LEDERMANN die Flora Ponapes, in der er manche Neuigkeiten entdeckte. Leider ist das ziemlich ansehnliche, von ihm gesammelte Material noch nicht veröffentlicht. So muß man sich auf eigene Beobachtungen und das bisher herausgebrachte spärliche Material beschränken. Die einzelnen Landschaften haben ihre charakteristische Flora. Ein breiter Mangrovengürtel umzieht die Insel und reicht z. T. an den Flüssen aufwärts weit in das Land hinein. Sonneratia, Barringtonia, Bruguiera, Lumnizera bilden die Hauptvertreter, dazu in den Sumpfniederungen die Nipapalme. Scharfe, hohe Gräser, wildes Zuckerrohr, Schilf, Hibiscus, Bambus umsäumen die Fluß- und Bachränder und kennzeichnen Sumpfland. An den höher gelegeneren Stellen stellt sich die Kokospalme ein. Sie ist im Niederlande verbreitet, und zwar im Küstengebiet. Z. T. charakterisiert sie alte, verlassene Siedelungen. Ein bis zwei Kilometer landeinwärts wird man sie vergeblich suchen. Ob der Wald in den mittleren Höhenlagen Primär- oder Sekundärwald ist, läßt sich schwer entscheiden. Der Taifun von 1905 hatte 1910 den Wald zu einem so undurchdringlichen Durcheinander werden lassen, voller Moose, Farne, Schlingpflanzen, welche die gefällten Baumriesen dermaßen

überwucherten, daß ein Marsch hindurch nur mit den allergrößten Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Unsere Marine hat während des Aufstandes genügend betrübliche Erfahrungen darin machen können. Welche Bäume hier den Hochwald zusammensetzten, ließ sich nicht feststellen. Auffallend sind die vielen Brotfruchtbäume *Artocarpus*, z. T. in vielen Arten vorkommend und z. T. kleine Haine und Wälder bildend. Ferner *Calophyllum*, *Barringtonia*, *Inocarpus*, *Pangium edule*, verschiedene *Ficus*arten, *Terminalia*, *Garcinia*, *Dipterocarpus*, *Abrus*, *Erythrina*, *Premna*, *Laurus*, dazu auf den Berggraten eine noch unbekannte Palme, die im Typus der Betelpalme ähnelt, und die Steinnußpalme (*Coelococcus caroliniensis*). Das Unterholz ist ein einziges Gewirr von *Hibiscus*; in den höheren Lagen wird er durch wilde Bananen, Baumfarne, Krüppelholz usw. abgelöst. An Blumen und Blüten ist Ponape arm, sieht man von den roten und gelben *Hibiscus*blüten, den weißen *Calophyllum*blüten und einigen anderen ab. Die Farbenfreudigkeit unserer Flora wird man in Ponape vergeblich suchen. Das Gleiche gilt von dem Vorkommen eßbarer Früchte und Beeren. Wie gesagt, sind die Grenzen zwischen Primär- und Sekundärwald verwischt worden; es ist nicht mehr klar zu unterscheiden, welcher Teil des Urwaldes von den Eingeborenen niedergelegt wurde, um für Wirtschaftszwecke in Benutzung genommen zu werden. Bei der erheblichen Bevölkerungszahl, die Ponape einst hatte, müssen große Teile der Insel urbar gemacht worden sein, die heute wieder verwildert sind; z. T. mögen sie sich auch in die unfruchtbaren Heiden umgewandelt haben. Diese Heiden zeichnen sich durch hartes, niederes Gras und niederes Farndickicht aus, das kümmerlich auf diesem roten Lateritboden fortkommt. Einzelne *Hibiscus*sträucher und häufigere *Pandanus*palmen bringen etwas Abwechslung in diese öden Gebiete.

An Kulturpflanzen besitzt der Eingeborene die Kokospalme und den Brotfruchtbaum, dazu die Banane und die Plante; an Feldfrüchten werden von ihm Yams und Zuckerrohr gezogen. Taro, Süßkartoffel spielen eine ganz untergeordnete Rolle und werden kaum mehr genossen. Dazu sind manche Kulturgewächse eingeführt worden, die z. T. zu wahren Unkräutern verwilderten, beispielsweise der spanische Pfeffer (*Capsicum minimum*) und der aus Brasilien stammende Melonenbaum (*Carica papaya*); hinzu kommen die Ananas und einige wohlschmeckende Orangen und Zitronen. Eingeführt wurde unter den Spaniern der Mangobaum (*Mangifera*), *Ylangylang* mit betäubend duftenden gelben Blüten, der Durian, (*Durio zibethinus*), dazu eine Staude, die lilafarbene Blüten besitzt und grünliche Früchte, die als eine Art Seifenersatz zu dienen vermögen (*Achras sapota*).

Die Riffinseln um Ponape zeigen die typische Vegetation der niederen Koralleninseln, die größeren sind mit Kokospalmen bestanden; wo sich ein Strand entwickeln konnte, besitzt er die typische Strandvegetation aus *Ipomoea pes caprae*, *Vigna lutea*, *Morinda citrifolia*, *Tournefortia argentea*, die als Fischgift gern benutzte *Derris* u. a.

CHRISTIAN, der gute botanische und zoologische Kenntnisse besitzt, gibt in seinem Reisebuch 'The Caroline Islands' auf S. 328 ff. eine ausführliche Liste der Bäume, Pflanzen, Sträucher auf Ponape, die ich hier im Auszuge mit Zusätzen wiedergebe:



## Ponape-Pflanzennamen.

(z. T. nach CHRISTIAN)

áio	Feigenbaum, Bañianen-Baum ( <i>Ficus indica</i> )	kämp en iäl	Eugenia
áis	Parinarium-Nuß ( <i>Parinarium laurinum</i> )	kanáu	Cynometra
āk	Mangrove; allgem. Name	kanepāp	hoher Baum (?)
alēk	Schilfrohr	kānepūl	Dracontomelum
áulōñ	Wilder Ingwer mit rosa-farbenen Blüten ( <i>likáitit</i> )	kāññit	Mangifera
šēr en uāi	Ylang-Ylang, <i>Cananga odorata</i>	kep	Yams
tšakāñ	<i>Aleurites triloba</i>	Arten Sonderverzeichnis	
tšakāu	Kawa ( <i>Piper methysticum</i> )	kōra	hoher Waldbaum, weißes Holz, hart, schnell an der Luft rot werdend
tšatak	<i>Elaeocarpus</i>	karára	Muskatuuß ( <i>Betelersatz</i> )
tšāua, uōt	Taro	karamat	Taubnessel
tšēntšūl	<i>Ipomea pes caprae</i>	karāt	Plante
tšéu	Zuckerrohr, Arten siehe CHRISTIAN S. 330	karēr	Limone
tšéu ntā	blutrotes Rohr	kotšöp, katai	Speerpalme, Arekapalmenart
tšéu puōt	geflecktes Rohr	katēr	Baumfarn
tšéu en uāi	braunes Rohr	katerēñ	Basiliuskraut
tšéu en éir	gesprenkeltes Rohr	katiu	<i>Ixora</i> (Speerschäfte)
tšéu réi	gebändertes Rohr	katöl	Maulbeerbaum ( <i>Broussonetia papyrifera</i> )
kóio	Hartholz, weiß, Färbemangrove	káua	<i>Kandelia Rhoedii</i> (Brackwasser)
išāk	Kalabassenpflanze ( <i>Cucurbita</i> )	kéiuálu	Winde
itsāu (?)	<i>Calophyllum inophyllum</i>	kēñ	Brackwasserbaum
ikóik	braunrotes Holz, scharlachfarbene Blüten	kerari	Strauch mit roten Blüten
ikōl	Binse	kiöp	Lilie
inķñ	Compositacea	kepār	Pandanuspalme
inōt	<i>Scaevola Koenigii</i>	kirikéi	<i>Morinda citrifolia</i>
ióio	Ingwerähnliche 2 m hohe Pflanze	kerāk en uäl	Malaiischer Apfel
iōl	Riesen- <i>Convolvulus</i>	kētáu	<i>Polypodium</i> farn
ita'n uēl	Rotang	kiti	<i>Cerbera lactaria</i> , Giftpflanze
ka en Mānt	<i>Cinnamum</i>	kōm	Seegras
kālak	hoher Baum (?)	konök	Betelpfeffer
kalāu	<i>Hibiskus</i>	koröm	<i>Sida retusa</i> , Flachsseide
		koto	Mangrovenart
		kupu'n Tanepéi	<i>Osmunda regalis</i> -Farn
		lämpa	Mehltau

likām	Convolvulus-Art	oio	Banienbaum
lim	Seeschwamm	oliöl	Buschpflanze
lim en tūtū	Badeschwamm	olöt	Seegras
lim en kāualik	roter Schwamm	on	Ingwer
lim en átār	brauner und blauer Schwamm	ör	Buschwinde
lim en tšūka	Moosflechte	oramāi	Ramia- od. Kleinhovia-Art
lim pār	Farnart	öt, uöt	Riesentaro
luāk	Calophyllum-Art	pāi	Baumfarn
māi	Brotfrucht	para-péin ♀ } para-man ♂ }	Erythrina indica, zwei- häusig
Artens. Sonderverzeichnis		parām	Nipa-Palme
maikön	Strauch mit blauen Blüten	pāri	Bambus
makiäk	Buschstrauch	peapea	Waldbaum
mān	Sumpftaro	péipéi ani } péipéi aramäs }	Farne Götterhaar Menschenhaar
marasāu	Baum, Dysoxylum oder Aorrhoea?	peläk	Kürbisart
maräk	gemeiner Farn	pōna	Thespesia populnea
maräp	Inocarpus edulis	parān	Limone
maräp en šet	Heritiera littoralis	pīnipīn	Kürbisart
matai	Grasart	pōke	Pandanuspalme ohne Stelzwurzeln
matal	Freycinetia	puäk	Tulpenbaum, Hernandia peltata
matal en iäk	Grasart	pulök	Carapa Moluccensis, Hartholzbaum
mātu	Sarsaparilla	putoput	Strauch, Sponia timoriensis
matil	Farnart	rara	Freycinetia-Art
mekei	Polypodiumfarn	ratl	Riesenfarn, Angioptera erecta
mökomök	Tacca, Pfeilwurz	réi	Gras
mömiäp'	Carica papaya	re tšäp	Binsengras
mpāi	Baumfarn	rō	Riedgras, Schilf
muerk	Psychotria	táip	Pandanuspalme (allgem.)
nān karú	Orchidee	táip en uäl	Buschpandanus
nān tap	Zuckerrohr (Wort nur in Palikir gebräuchlich für das hier tabuierte šeu)	táip en ūai	Strandpandanus, fremder Pandanus, weil eingeführt
ni	Kokospalme	talik	Hirschzungenfarn
nīn	Feigenbaum	tikāp	Hanfbanane
nī	Salzwasserbusch, Metro-sideros	tiñ	Dracæna terminalis
nkāu	Komposite mit gelben Blüten	tip	Winde (allg.)
oš	Steinnußpalme ?		



- 5 keḗp in töl en Pōnpéi  
 6 keḗp in töl en Uâi  
 7 keḗp in tōmará  
 8 keḗp in lúpū  
 9 keḗp in paniâu I.  
 10 keḗp in paniâu II.  
 11 keḗp po māu  
 12 keḗp en pōn tänki  
 13 keḗp tarān  
 14 keḗp en Pidži  
 15 keḗp en šel  
 16 pašān puḗk  
  
 17 keḗp en namú bōtobōt  
 18 keḗp en namú uéitsatša  
 19 keḗp en muāli  
 20 koši en mūr  
  
 21 keḗp in néi  
 22 keḗp méir kálik  
  
 23 keḗp in nān pelān  
 24 keḗp in kipār  
 25 lūk en muižer  
  
 26 keḗp en kuām  
 27 au'n töl en nāpřk  
 28 ōpōtš  
 29 keḗp peini  
 30 keḗp pomkīn  
 31 tšokolá mōue  
 32 tōlemāu  
 33 keḗp en pelān  
 34 keḗp pālai  
 35 keḗp uétsatša  
 36 nein elias  
 37 keḗp en ant  
  
 38 kaitš
- bessere Qualität  
  
 aus Luptūr eingeführt  
 weiß  
 rot  
 wohlriechend  
 von einem russischen Schiff erhalten  
 aus Fidji, auch genannt:  
 von Weißen erhalten, rotbraune Haut  
 aus Fidji  
 Name des Mannes, der diese Art zuerst  
 von Amerikanern erhielt  
 weißer Edelyams  
 roter Edelyams  
 runde Knollen  
 Riesenyams; die Knollen werden so groß,  
 daß ein Einzelner sie nicht zu tragen  
 vermag  
 klein, handförmige Knollen  
 langsam wachsend, wird als letzter Yams  
 geerntet  
  
 große schwere Knollen, Totenname des  
 Einführers  
 aus Guam eingeführt  
 Name des Einführers  
 lange Pfahlwurzel, weiße Blätter  
 wie Palmblätter sich verzweigende Knollen  
 kürbisähnlich  
 lange Pfahlwurzel, Name des Einführers  
 fünf Knollen an einem Stengel  
 in Pelān gezogen  
 zuckersüß, Knollen über der Erde  
 roter Yams  
 vom Schiff Elias gekauft  
 Ant soll stellenweise vulkanisches Gestein  
 haben

39 kēp en eîr

wilder Yams; nur diese Art ist in Ponape heimisch. Alle anderen Arten wurden eingeführt.

## Die Bananen- und Planten-Arten.

- |                      |                                                                                       |
|----------------------|---------------------------------------------------------------------------------------|
| 1 ūt en iăp          | Plante, weißliche Schale, Fleisch rötlich                                             |
| 2 mǎnnătš            | Banane, groß, weißliches Fleisch                                                      |
| 3 ūt šöm             | Banane, kleine Frucht                                                                 |
| 4 i pǎli             | Banane, große Frucht, bis 60 cm lang                                                  |
| 5 kiñitš             | Plante, kurz gedrunge, rotes Fleisch                                                  |
| 6 ūt i yák           | Banane, große Frucht, schwärzliche Schale, gelbes Fleisch                             |
| 7 ūt i yák en uāi    | Banane, winzige Frucht, große Traube                                                  |
| 8 tjāme              | Plante, Fleisch weiß                                                                  |
| 9 yāp' en mǎn        | Banane, braune Schale, gelbes Fleisch, große Traube                                   |
| 10 iăp en uēl        | wilde Banane, kleine Frucht, sehr wohl-schmeckend                                     |
| 11 ūt en stroñ āilen | Kusae-Banane, sog. Apfelbanane, dorthin von Hawaii durch Missionare eingeführt        |
| 12 yāp' pūnéi        | Banane, Früchte werden gegessen, Fasern des Stammes für die gewebten Gürtel verwendet |
| 13 karātš            | Plante, rötliche Schale, gelbes Fleisch                                               |
| 14 kuz ūt            | Ladyfinger-Banane                                                                     |
| 15 ūt en ūāi         | Banane, aus Kusae eingeführt                                                          |
| 16 karāt en iăp      | Plante, große Frucht, schwarze Schale, gelbes Fleisch                                 |
| 17 ūt i töl          | Plante, schwarze Schale, rotes Fleisch                                                |
| 18 pelóu             | Banane, klein, weißliche Schale                                                       |
| 19 brisl             | Banane, aus Brasilien eingeführt                                                      |
| 20 ti kǎp            | wilde Bergbanane, Hanfbanane                                                          |
| 21 ūt ĩnéi           | Banane, große Frucht, braune Schale, gelbes Fleisch                                   |
| 22 tsǎp tēřǎñ        | Banane, hellgelb                                                                      |
| 23 karāt             | Plante, kleine birnförmige Frucht                                                     |

## Die Taroarten.

1 pānta	klein, Blätter mit roten Flecken
2 takú	kleinblättrig, weiße Blattstengel
3 tjāuk	große Pflanze, weiße Blattstengel
4 ani tšou petök	kleiner Sumpftaro, schwarze Blattstengel
5 uöt	Riesentaro, Colocasia esculenta
6 bāmerú	kleine Blätter, schwarze Blattstengel mit weißen
7 mořĩāp	Bergtaro, große Blätter [Streifen]
8 māñ	Sumpftaro, großblättrig, Riesenknollen
9 tšāu āu uā leböł	Sumpftaro, Blattstengel lilafarben

## Die Palmenarten.

1 ni töł	Kokospalme, reife Nuß klein, graue Hülle; Bergpalme
2 ni uētša	Kokospalme, reife Nuß klein, rotbraune Hülle; Niederungspalme
3 ni uělāk	Kokospalme, reife Nuß groß, aus Truk, Mortlok und Nukuor eingeführt
4 kōtop	Bergpalme, betelpalmenähnlich. Früchte genießbar
5 öš	Steinnußpalme
6 parām	Paranußpalme, Sumpfpalme, Nipapalme

## Andere genießbare Pflanzen.

1 pāinėpěl	Ananas	12 šuriēn	Netzmelone
2 kañt	Mango	13 pūmkñ	Kürbis
3 seĩ	Soursöp	14 mākemāk	Pfeilwurz
4 uāter mēloñ	Melone, rotfleischig	15 kōn	Mais
5 lemon	Limone	16 tšēü	Zuckerrohr
6 bēřān	Orangen	17 křpār	Pandanus
7 kařer		18 renta	Schilf- und Ried- gräser, für Medi- zinern bestimmt
8 bāteto	Süßkartoffel	19 rentäke	
9 maniök	Maniok	20 řepátł	
10 rāis	Reis	21 tšākāu	Kawa
11 mömiēpěl	Papaya		

## Die Tierwelt.

Über die Tierwelt sind wir fast ebenso unzulänglich unterrichtet wie über die Pflanzenwelt. KUBARY und FINSCH beschäftigten sich eingehend mit der Ponape eigenen Vogelwelt. KUBARY sammelte und beschrieb 32 Arten, von denen FINSCH während seines kurzen Aufenthaltes 30 sammelte und beobachtete. Eine Anzahl davon (KUBARY: Vögel von Ponape im »Journal Mus. GODEFFROY« Heft XII, 1876, S. 15—40) sind Ponape allein eigen. Dahin gehören die Taubenarten *Ptilopus Ponapensis*, *Phlogoenas Kubarii*; der Fliegenfänger *Rhipidura Kubarii*, der Brillenvogel *Zosterops Ponapensis*,

ein kleiner Zwergpapagei *Eos rubiginosa* und die Sumpfohreule *Otus brachyotus*. Die übrigen Vogelarten sind entweder kosmopolitische Vögel oder den Karolinen eigen. Ihre Namen sind unten aus den Aufstellungen ersichtlich. — An Reptilien ist Ponape artenarm. Bekannt geworden sind nur *Mabouia cyanura*, *Lygosoma smaragdina* und der kleine graue Gecko *Platydaktylus lugubris*, der gern in den Häusern gehalten wird. FINSCH bestätigt ebenfalls die Artenarmut der Insektenwelt, von denen Fliegen und Mücken gelegentlich zur Plage werden können. An Tagfaltern sammelte er die weitverbreiteten Arten *Danais erippus* L., *Hypolimnas Bolina*, *Junonia vellida* und zwei schöne Arten Ordensband (*Ophideros spec.*).

An Säugetieren scheinen nur drei Arten auf Ponape heimisch zu sein: die Ratte, der Flederhund (*Pteropus molossinus* Tmm.) und der Hund. Von dem auf Ponape einheimischen Hunde berichtet schon O'CONNEL; eine ausführliche Beschreibung geben LÜTKE und v. KITTLITZ; im Jahre 1910 war kein Vertreter mehr vorhanden, nur Bastardhunde waren bei den Eingeborenen anzutreffen. Der Haushund steht nach der Beschreibung dem in Neu-Guinea einheimischen Hunde nahe. Ob das Schwein heimisch gewesen ist, bleibt dahingestellt. O'CONNEL kennt es nicht. Das gleiche gilt vom Huhn, das ebenfalls auf die Insel eingeschleppt worden zu sein scheint und dann im Busch verwilderte; jedenfalls trifft man selten Hühner auf den Eingeborenengehöften an. Die Ponapeleute schätzen nur die Federn. Fleisch und Eier sind allein zum Verkauf an die Weißen bestimmt.

CHRISTIAN beschäftigte sich während seines Aufenthaltes ebenfalls sehr eingehend mit der Tierwelt. Seine Ergebnisse lege ich folgenden Aufstellungen zugrunde und ergänze sie nach meinen Beobachtungen.

### Übersicht der auf Ponape vorkommenden Tiere

(z. T. nach CHRISTIAN).

#### Säugetiere.

puok, puək	Flederhund	puik	Schwein
kiti, kizi	Hund	kaū	Rind
kitik, kitšik	Ratte		

#### Vögel

##### a) Landvögel

šerēt, tšerēt	Papagei ( <i>Eos rubiginosa</i> )	baluš, baluz	kleine violettbraune Taube ( <i>Phlogoenas Kubary</i> )
mūroī	große graue Taube		
kīnkīn	kleine graue Taube	malëk	Huhn
	( <i>Ptilopus Ponapeensis</i> )	šiaūk	Star ( <i>Aplonis</i> )
kinütēt	Taube, Abart von <i>Ptilopus</i>	pūliet	rotbrüstiger Honigsauger ( <i>Myzomela rubrata</i> )

kūtar, tiróu	Eisvogel	lūkot, likot	Sumpfohreule
kūikūi	Fliegenfänger (Rhiphidura Kubary)	li maliel en takai	(Otus brachyotus) kleiner brauner Buschvogel
likapišř	Kuckuck (Eudynamis Tai-tiensis)	li māti li porók	kleiner grüner Vogel schwarzweißer Nachtvogel

## b) Seevögel

kūlū } tšákř }	Regenpfeifer	kl. Art gr. Art	pārat	braune Seeschwalbe mit weißer Haube
akiāk	weiße Möwe		tšik	Bootsmann
karakar	graue Möwe		kāualřk	Reiher

## Reptilien

kiěl	große, schwarze, rotpunktierte Eidechse (Scincus)	li téitéi pāni	grüne Eidechse	} an Kokospalmen
lamuār	Gecko	Nān šelān	gelbe Eidechse	
li páirř	} Perocheirus articulatus, Eidechsen	mān tāu oš	hellgrüne Eidechse	}
li mėnimėnen } tšėri }		māšo	grüner Seeaal	
		na lřpū loiloi uė	Seeschlange (Pelomis) Schildkröte [bicola]	

## Fische und Seesäugetiere

ukair	goldgelbe Cyprinus-Art		tem, flachem Kopf. Reihe
kamėik	Papageifisch		Dornen auf dem Rücken;
kapai, kipai	Kofferrisch (Ostraceon bicus)	litāk	scharfe Zähne Kletterfisch
palāt	Forelle (?), rosafarben	roš, rāš	Wal
bařo	Hai	pūp, liqli	Riffisch
a	Seebarbe	pai koř	Fisch mit flachem Kopf und plumpem Körper mit
karañāt	Bonito		weißen und olivfarbenen
ki	Delphin		Zickzackbändern
tāt	Ballonfisch, sehr giftig		fliegender Fisch
pulak	großer, rundlicher, dunkelgrüner Leib	māñār tāk	Hornhecht
tšara	rosenroter Fisch mit kleinem Körper und brei-		



tóik	kleiner roter Fisch	Korallenfische		Rauten gemusterter Fisch, Flossen u. Rücken dunkelbraun. 1 1/2 Fuß lang
potarār	kl. schwarz und weiß gemusterter Fisch			
mām'tík	kl. kobalt-, orange-farbener Fisch		mařeř, meřa	gr., blauer Fisch, dessen weiches Fleisch roh genossen wird
ūākap	blaufarbener Fisch m. schwarzen und gelben Reihen		li er puāteř	Chaetodon sp.
křr	leuchtend roter Fisch, Rückenflossem. Dornen besetzt. 1 1/2 Fuß lang	lipār li kant en káp kamiřík, it	lipār li kant en káp kamiřík, it	Scholle Rochen Aal (auch im Süßwasser)
kořikōř	mit weißen und braunen			

## Niedere Tiere

rökūm	Krebstier	li ulūl	blauer Seestern
alimōñ	große braune Krabbe	rār	braunroter Seestern
parū	Strandkrabbe	křř	Tintenfisch
karāχ	Brachyura	li mařamař uéi	Trepang, genossen
ōmp'	Kokosnußkrabbe (Birgus latro)	pūl máin	
li motāl en iāk	kleine Sumpfkra- bbe mit großer roter Schere	li māř	
ūmp'	Einsiedlerkreb	li kap iři ño	
mařāt	purpurbraune Krabbe, im Brackwasser und in Flüssen lebend	li kēnikēn katūp', matūp'	Trepang, nicht genossen
urána	Hummer	loñūn	
inřāñ	Languste	kamet	
tapāp	Languste	manet	
li katōp en řet	Squilla	ūarēr	Trepang, nicht genossen
li katōp en pil	Süßwasserkrebs	třaparañ	
lit	Seeanemone	kaka ūl a lap oñ	

## Insekten

lāñ, lōñ	Fliege	kat en lāñ, mūř	Raupe
ēm en uál	Sandfloh	kakaliř	große schwarze Ameise
ōm	Mücke	lóiporō	große braune Ameise

kāt	kleine rote Ameise	man en kalip	schwarzrote Libelle
li karāk, tīl	Floh	li parúru	Schmetterling
kūl	Käfer	tantār, tenter	Grille
li kǎn	große schwarze Spinne	li karāk	Laus
tšila pān ēm, na-	kleine Spinne	iki mañ	Skorpion
lūk		man en rān (pūñ)	Tausendfüßler

### Die Sprache.

Zur Kenntnis der Ponape-Sprache liegen verschiedene Arbeiten vor. Die umfassendste und gründlichste ist zugleich die älteste. Sie ist von einem der gelehrten und ersten Boston Missionare auf Ponape niedergeschrieben worden, vom Rev. LUTHER H. GULICK, M. D.: *Vocabulary of the Ponape Dialect. Ponape — English and English — Ponape with a grammatical Scetch.* Die Arbeit ist abgedruckt im »*Journal of the American Oriental Society*« 1882. Die ausgezeichnete kleine grammatische Skizze geht auf eine ältere, heute sehr selten gewordene Arbeit zurück: L. H. GULICK, M. D.: *Notes on the Grammar of the Ponape Dialect.* Honolulu 1858. Die Boston Missionare ließen es sich angelegen sein, zur Hauptstütze ihrer Unterweisungen einmal an die Übertragung des Neuen Testaments in die Ponape-Sprache zu gehen, zum andern für den Schulgebrauch besondere Lehrbücher zu verfassen. Die Übersetzung des Neuen Testaments geschah nicht in einem Zuge; zunächst wurden die einzelnen Evangelien übertragen, an die sich ausgewählte Briefe Pauli schlossen, bis endlich 1887 nach fast dreißigjähriger Arbeit das Neue Testament vollständig vorlag. Die Übersetzer waren A. A. STURGES und E. T. DOANE. Sie veröffentlichten: *Puk en Jojua, me kajirauik joñ ni lokaia uta ipru; ap kapara ki toñ ponape.* [Nu Jok.] *En Amerika joupenepan Paipel.* 1882. (Buch Josua.) Der Übersetzung des Neuen Testaments von 1887 folgte *at o ari en puk en Jamuel ka; me kajirauik joñi ni lokaia uta ipru, ap kapara ki toñ ponape.* [Nu Jok.] *En Amerika joupenepan Paipel.* 1889. (Bücher Samuelis), und *at o ari en puk en kajoipan nanamariki kan; me kajirauik joñi ni lokaia uta ipru ap kapara ki toñ ponape.* [Nu Jok.] *En Amerika joupenepan Paipel.* 1889. (Bücher der Könige.) Die dritte Ausgabe des Neuen Testaments erschien 1905: *Katete Kap pan atail Jioua Kamaur Jijoj Kraij, me Kajirauik Joñ ni lokaia uta krik; ap kapara ki toñ Ponape. Me ren en Amerika joupenepan Paipel, me tapi tar nu iok 1816, kapara eu uet.* 1905. An Lehrbüchern wurden veröffentlicht 1. *Puk en matanatan, Rechenbuch,* 2. *Puk en kak akan iran lamalam, Biblische Geschichten,* 3. *Puk en kajanjal eu, Fibel und erstes Lesebuch.* Dieses kleine Schriftchen enthält Beiträge der Eingeborenen, die darin einzelne Ponape-Sagen und -Märchen erzählen; dazu ist das Buch mit Holzschnitten ausgestattet, die dem Kinde einen Begriff europäischen Kulturlebens, römischer Geschichte, fremden Tieren, z. B. vom Tiger, Löwen,

Bären, Pferde usw. vermitteln sollen; nur sind die Abbildungen dermaßen schlecht, daß kein Ponape-Kind in irgendeinem zoologischen Garten nach diesen Abbildungen irgendeines der Tiere erkennen würde. 4. Puk en Kaul, ein Gesangbuch. 5. Puk en Peutial, Geographiebuch, das allerdings zur Hauptsache auf Nordamerika Bezug nimmt. Die Schreibweise der Ponape-Worte in diesen Büchern ist recht unzulänglich. GULICK verwendet 14 Buchstaben, um die Ponape-Laute wiederzugeben. Er gibt diese mit englischen (bzw. angloamerikanischen) Lauten wieder, ohne sie einer genaueren phonetischen Untersuchung zu unterziehen, wodurch naturgemäß Unzulänglichkeiten entstehen. Die Vokale werden genauer erfaßt und beschrieben durch Verwendung diakritischer Zeichen; die Konsonanten jedoch bringt er nur unzureichend zum Ausdruck; z. B. schreibt er j für die englischen Laute j, ch, ts usw. Stimmhafte und Stimmlose gelten ihm gleich »t« wie engl. t, d; p wie engl. p, b usw. Dazu muß freilich bemerkt werden, daß die Ponape-Leute ein und dasselbe Wort bald mit stimmhaftem, bald mit stimmlosem Laute sprechen. Ebenso schwankt die Aussprache der rein frikativen und der affrizierten Laute: man findet nebeneinander bei einem Worte die Aussprache š, ž, dž, tš.

Als die spanischen Kapuziner ihre Arbeit aufnahmen, legten auch sie sich ein Vokabularium an. Sie arbeiteten gänzlich unabhängig von der Boston Mission. Nicht zu ihrem Vorteil; denn die Umschrift, die sie in ihren Veröffentlichungen benutzten, ist sehr umständlich und kommt der Wirklichkeit wenig nahe. Erst in der deutschen Zeit versuchten sie sich der seit Jahrzehnten eingeführten Boston-Umschrift anzupassen, die mehr oder weniger zur Grundlage der Schriftsprache geworden war und es bis heute geblieben ist. Die spanischen Missionare veröffentlichten für ihren Missionsgebrauch folgende Werke: 1. Diccionario Hispano-kanaka ósea Modesta Colección de las voces más usuales y conocidas de esta lengua de la Ascensión o Ponapé. Tambobong 1892. 2. Devocionario kanaka. Te puk me pataki tuen tiak en choulang katek kan. 3. Catecismo de doctrina Christiana Hispano-kanaka. Auch die deutschen Kapuziner brachten für ihren Gebrauch für ihre Gemeinde einen Katechismus heraus: Katekijmuj te Patak en lamalam katolik on Joulan en Ponape kan. Freiburg i. Br. 1909. Die protestantische Mission arbeitete ein Gesangbuch aus: Puk en Kâul Jarai en Muein Krijt. Liebenzell 1912. Die ersten deutschen Arbeiten über die Ponape-Sprache entstammen der Feder Dr. HAHLS: »Ein Beitrag zur Kenntnis der Umgangssprache von Ponape.« Es ist ein kurzes Vokabularium in Deutsch-Ponape und Ponape-Deutsch, das durch den Beitrag des Arztes MAX GIRSCHNER eine wertvolle Ergänzung erhielt. Dieser sammelte vor allem Ausdrücke für den Körper und seine Einrichtungen und Krankheiten und dazu die zur Krankenuntersuchung nötigen Begriffe und Redewendungen. Die Arbeit ist abgedruckt in den »Ostasiatischen Studien des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin« 1904. Eine ausführliche Grammatik, eine sehr feinsinnige Arbeit, legte GIRSCHNER zwei Jahre später in derselben Zeitschrift vor: Grammatik der Ponape-Sprache. GIRSCHNER's phonetische Umschrift erfaßt die Vari-

anten und Feinheiten des Ponape-Lautbestandes bedeutend genauer als es GULICK gelang. In meinen Texten benutze ich die von MEINHOF eingeführte phonetische Umschrift. Die Widersprüche, die sich in meiner Wiedergabe finden, erklären sich dadurch, daß ich die individuelle Aussprache zu erfassen versucht habe, d. h., daß ich mich in der Niederschrift der Texte genau an die Aussprache des jeweiligen Gewährsmannes gehalten habe. Wie schon gesagt, schwankt nicht nur die Aussprache derselben Laute bei den einzelnen Personen, sondern auch häufig von Mal zu Mal bei einundderselben Person. Dazu kommen noch dialektische Unterschiede, die größer zu sein scheinen, als man gemeinhin annimmt. Im allgemeinen spricht man die Vokale in den Nordstaaten offener aus als im Süden, wo die Vokale geschlossener sind. Auch die affrizierten Laute sind im Norden häufiger vertreten als im Süden.

Bei der Umschrift der Ponapelaute bediene ich mich folgender Zeichen zur Bezeichnung der

#### Vokale

- a, e, i, o, u, Vokale mittlerer Qualität  
 a, e, i, o, u, weite offene Vokale  
 ̣a, ̣e, ̣i, ̣o, ̣u, enge geschlossene Vokale  
 u, o, abgerundete Vokale (dem ü und ö entsprechend)

#### Semivokal

y

#### Diphthonge

ou̇, au̇, oi̇, ai̇, au̇, aō, eȯ lassen die Bestandteile erkennen und unterscheiden sich durch den Bogen  $\frown$  von den getrennt zu sprechenden Vokalen au = a-u, oi = o-i usw.

Gespannte Vokale werden mit einem Balken über denselben, also ā, ē, ī, ō, ū, ungespannte Vokale mit einem Häkchen bezeichnet, also ä, ë, ï, ö, ü, usw.

Der dynamisch betonte Vokal wird mit einem ´ versehen.

#### Konsonanten

	Explosivae	Frikativae	Liquidae	Nasales
Velares	k, g	ʒ, j	ř	ñ
Palatales	ǵ			ń
Alveolares	t, d	s, z	l, r	n
Interdentales		ʒ		
Bilabiales	p, b	w		m
Rauschlaute		š, ž		

l- und r-Laute und Nasales werden, wenn gespannte Laute, mit dem Längenzeichen versehen: ĩ, ř, m̄, ñ usw.

Die affrizierten Laute werden durch ihre Bestandteile Explosivae und Frikativae bezeichnet.

Laute mit nachfolgendem Kehlverschluß sind mit darauf folgendem Spiritus lenis ' versehen: b', p' usw.

Die Ponape-Sprache gehört zu den austronesischen Sprachen und ist verwandt mit den übrigen mikronesischen Sprachen; enge Beziehungen bestehen zu den Zentral-karolinischen Sprachen und der Kusae-Sprache, auch zeigen sich viele Beziehungen zu der Marshall-Sprache. Trotzdem ist es den Eingeborenen der genannten Inseln nicht möglich, sich ohne weiteres glatt in ihrer Sprache mit den Ponape-Leuten zu verständigen und umgekehrt. Bei den Sprachaufnahmen auf Faraulip hat mir ein Wörterverzeichnis von Ponape ausgezeichnete Dienste geleistet.

Die Ponape-Sprache wird nicht nur auf Ponape, Ant und Pakin gesprochen, sondern ebenfalls mit dialektischen Abweichungen auf Pingelap, Mokil und Ngatik, insgesamt von rund 5000 Menschen.

Nach den Ständen, bzw. Klassen der Eingeborenen gliedert sich der Wortschatz. Auch wird durch bestimmte Präfixe eine Unterscheidung zwischen den hohen und den niederen Sprachen vollzogen. Die einzelnen Klassen sind streng an den Gebrauch der einzelnen Standessprachen im Verkehr mit Höherstehenden, Ranguntergeordneten und untereinander gebunden, wenn sie nicht gegen Anstand und Sitte verstoßen wollen. So werden unterschieden:

1. katito-Rede im Verkehr mit dem hohen Adel, z. B. Nanamariki, Uartšai, Taük, Nöš, Nalaim.
2. apeto-Rede im Verkehr mit dem niederen Adel, z. B. Nanaüa, Nánpei, Nánkéröu
3. kōto-Rede im Verkehr mit den Freien, áramaš
4. tañato-Rede im Verkehr mit dem niederen Volk, áramaš muäl

Beispiele:

	1	2	3	4
Kopf	gotö en mañ	tšapuí	möña	moña
Mann	šañoró, uärtšai läpaläp	išo	ol, aramaš	ol
Frau	likänd	li e likänd	li a popäut	li

Die Verben der katito-Sprache erhalten ein Präfix, das Wörtchen »kati«, z. B. heißt »geben« in der koto-Sprache »kito«, in der katito-Sprache »katikito«.

Daneben sind auf Ponape eine Reihe von Epen erhalten, die von den Leuten rezitiert, gesungen, aber nicht mehr verstanden werden. Sie sind in der »lokaia en maš« erhalten, »der Sprache von früher«, die in vielem einzelnen Ponape-Worten ähnelt, aber im ganzen nicht mehr verstanden wird. Die gleiche Sprache ist mit einzelnen Worten noch in anderen Südseesprachen heute lebendig. Manche samoanischen Worte erscheinen darin, andere wiederum sind in Paramikronesien heimisch. So bedeutet das Wort »pařara« in Alt-Ponape wie heute noch in Wuwulu und Aua (Paramikronesien) den Donner, der in Neu-Ponape »Nanzápue« heißt. Für die Ausmerzungen von Worten aus dem Sprachschatz mag auch der Umstand verantwortlich gemacht werden,

daß bestimmte Worte, die zur Bezeichnung von hochgestellten Eingeborenen als Eigennamen dienten, nach dem Tode des Trägers verschwinden mußten, um den Totengeist nicht zu kränken und zu zitieren. Z. B. darf man in Palikir das Wort »puik« Schwein, nicht aussprechen, weil ein früherer Oberhäuptling, ein Lap en Palikir diesen Namen als Eigennamen hatte. Nach seinem Tode bezeichnet man das Schwein seither als »mān teitei« — das »Tier, das mit der Nase im Boden gräbt«.

Hinsichtlich der Grammatik, die von GIRSCHNER ausgezeichnet bearbeitet worden ist, ist nur das Wesentliche mitzuteilen. Für die Hauptwörter ist ein Geschlechtswort nicht vorhanden. Die Einzahl wird durch Hinzufügung des Zahlwortes, die Mehrzahl durch Zahlwörter oder die Mehrzahl ausdrückende Eigenschaftswörter gekennzeichnet. Eine Deklination in unserem Sinne gibt es nicht. Sie wird durch vorangesetzte selbständige Wörter, etwa im Sinne unserer Verhältniswörter ersetzt. Eine Ausnahme bildet der Akkusativ, der eines solchen Wortes enträt und durch seine Stellung im Satze kenntlich ist.

Es gibt in der Ponape-Sprache gewisse Wörter, die zu grammatischen Formelementen erstarrt sind und dazu dienen, um die Wörter, mit denen sie verknüpft werden, ihrem Inhalte, Wesen und Bedeutung nach zu bestimmen. Man unterscheidet zum Beispiel solche Formelemente für Menschen und Tiere; lange Gegenstände; Bündel; quergespaltene Gegenstände, längsgespaltene Gegenstände usw. Diese Bestimmungswörter werden ebenfalls bei der Bildung der bestimmten Zahlwörter verwendet und ersetzen den unbestimmten Artikel.

Es gibt zwei Arten persönlicher Fürwörter: das erste in Verbindung mit dem Verb gebrauchte Verbalpronomen, das zweite das alleinstehende absolute Fürwort. Dazu treten die Objektformen. Das Pronomen unterscheidet Einzahl, Mehrzahl und Dual. Bei der ersten Person der Mehrzahl unterscheidet man die exclusive und inclusive Form. Dazu tritt eine Höflichkeitsform. Die Verbalpronomina stehen stets vor dem Verb. Die Objektformen treten hinter das Verb, von dem sie abhängen; bei bestimmten Verbalsuffixen werden sie zwischen Verbalstamm und Suffix eingeschoben.

Von besitzanzeigenden Fürwörtern gilt bezüglich der Form das gleiche wie eben. Dies besitzanzeigende Fürwort wird auf dreierlei Weise verwendet: Als Suffix wird es an das Ende des betreffenden Wortes angefügt, wenn die Zugehörigkeit als eng und untrennbar aufgefaßt wird, z. B. bei Körperteilen, bei untrennbaren Eigenschaften, bei Gegenständen, die ein unveräußerliches Eigentum bilden. Wird die Zugehörigkeit als locker empfunden, so wird das besitzanzeigende Fürwort vorangesetzt, z. B. bei der Kleidung, Hausgeräten, Esswaren usw. Ist die Zugehörigkeit nicht ohne weiteres erkennbar und muß sie besonders gekennzeichnet werden, so wird das aus »na« und dem Fürwort »ñai, òm« usw. gebildete »nai«, »nom« (naom), na, naitail (natail), noumail (naomail), nairail (narail) vor den zugehörigen Begriff gesetzt; es bedeutet: mir, dir usw. gehörig.

Das Eigenschaftswort steht für gewöhnlich hinter dem Hauptwort. Bei besonders charakterisierenden Eigenschaftswörtern wird die Stammsilbe verdoppelt.

In der Sprache unterscheiden sich Grund- und Ordnungszahlen. Die Grundzahlen werden auf zweierlei Weise verwendet: als reine Zahlbegriffe, ohne Berücksichtigung der Gegenstände. Die zum Abzählen gebrauchten Zahlwörter müssen mit den für die zu zählenden Dinge bestimmten Formelementen verbunden werden, die dem Zahlwort suffigiert werden. Die Ordnungszahlen werden aus den Grundzahlen mit Hilfe des Kausativpräfixes ka- gebildet. Sie müssen gleichfalls stets mit dem zum gezählten Dinge gehörigen Formelement verbunden werden.

Beim Verbum sind Stamm und Endung zu unterscheiden. Die Person wird ausgedrückt durch das hinzugesetzte Verbalpronomen, falls das Nomen fehlt. Die Verbform selbst jedoch bleibt unverändert. Es werden folgende Zeitformen unterschieden:

1. einmalige Handlung	i intiñ	ich schreibe (schrieb)
2. wiederholte Handlung	i kin intiñ	ich pflege zu schreiben (pflegte zu schreiben)
3. vollendete Handlung	i intinier	ich habe geschrieben
4. zukünftige Handlung	i pan intiñ	ich werde schreiben
5. in der Zukunft vollendete Handlung	i pan intinier	ich werde geschrieben haben

Die vollendete Handlung wird durch die Endung er (ier) gebildet. Das zwischen Nomen (Pronomen) und Verb eingeschaltete »pan« drückt die Zukunft aus. »kin« drückt das Gewohnheitsmäßige der Handlung aus. Aus obiger Aufstellung geht hervor, daß der Eingeborene ein Imperfekt nicht kennt. Will er die Vergangenheit der einmaligen, bzw. wiederholten Handlung ausdrücken, so geschieht dies mit Hilfe eines Adverbs.

Es ist nicht möglich, aus einer aktiven transitiven Verbform das Passiv zu bilden. Doch weisen bestimmte transitive Verben entsprechende passive Formen auf. Eine feste Regel gibt es nicht. Häufig zeigt die passive Form gegenüber der aktiven Reduplikation des Verbalstammes. Vielfach weisen die aktive und passive Form ganz verschiedene Verbalstämme auf.

Die Umstandswörter stehen hinter dem Verbum, gelegentlich zwischen Subjekt und Prädikat.

Verhältniswörter scheiden sich in zwei Gruppen. Die eine wird unmittelbar mit dem zugehörigen Begriff verbunden, die andere bedarf noch eines zweiten Verhältniswortes zur Verbindung mit dem zugehörigen Begriff.

Für die Satzbildung gilt folgendes: Voran steht das Subjekt, gefolgt von Attribut und Apposition; dann schließt sich das Prädikat, an dieses das Objekt.

### Die Eingeborenen.

Es kann nicht genug betont werden, daß im Jahre 1909 gelegentlich meiner Erkundung Ponapes die ursprünglichen Verhältnisse nicht nur in Sitten und Gewohn-

heiten, Verfassung, Soziologie usw. sich in heller Auflösung befanden, sondern ebenfalls das Erscheinungsbild der Eingeborenen in den achtzig Jahren seit ihrer Entdeckung sich dermaßen verändert hatte, daß es sehr schwer hält, aus dem Wust der fremden Einflüsse das ursprüngliche Bild wiederzugewinnen. Die Photographien reden in dieser Beziehung eine deutliche Sprache. Ein Vergleich meiner Photos mit denen KUBARY'S<sup>1</sup> aus den siebziger Jahren veranschaulicht dies recht deutlich. Bereits unter den KUBARYSchen Aufnahmen fällt das Mischblut auf; erheblich stärker ist es unter den Eingeborenen von 1909 vertreten, so daß man ernste Zweifel hat, ob 1909 mit Ausnahme Palikirs, das sich stets abgeschlossen und rein hielt, noch wirklich reinblütige Eingeborene auf Ponape vorhanden waren. Man darf doch nicht vergessen, daß seit 1830 die Insel ein Hauptanziehungspunkt für die Walfänger mit ihren Besatzungen aus aller Herren Länder und in allen Farbenschattierungen bildete. Die leichte Zugänglichkeit der Frauen und Mädchen, die uns FINSCH noch aus den achtziger Jahren berichtet, tat ein übriges, eine Verbastardierung in größerem Ausmaße herbeizuführen. Während der spanischen Zeit traten darin keine Änderungen ein. Erst die deutsche Verwaltung führte in dieser Beziehung geordnete Verhältnisse herbei; sie war aber nicht imstande, den weit fortgeschrittenen Zersetzungsprozeß zum Stehen zu bringen und die ursprüngliche Bevölkerung rein zu erhalten.

O' CONNELL spricht bereits davon, daß sich auf Ponape zwei deutlich voneinander verschiedene Rassen befinden: eine olivenfarbene Rasse, die für Nachkommen von Malaien gehalten werden und die Südseeneger, die vielleicht die Ureinwohner bilden. Er beobachtete sehr richtig, daß die hellere Rasse die herrschende, die Neger, wie er sie nennt, das gemeine Volk und die dienende Klasse bilden. Bemerkenswert bleibt auch seine Angabe, daß beide Rassen nicht untereinander heiraten. Das muß sich nach der Entdeckung der Insel sehr gründlich geändert haben. So krasse Unterschiede, wie sie O'CONNELL bemerkte, fand man 1909 nicht mehr. (Allerdings begegnete man in Palikir (Vergl. Tafel Kawa, 2. Teilband) einzelnen Individuen, die in ihrem Aussehen stark von den übrigen Ponape-Leuten abweichen. Ein derartiger Vertreter ist z.B. bei dem »Auswringen der Kawa« dargestellt. Er ist kleinwüchsig, von tief dunkelbrauner Hautfarbe, krausem schwarzem Haar, das vorn in einer kleinen Wolke getragen wird, breitgesichtig mit starker Prognathie und niedriger Stirne. In der Gruppe hebt er sich als etwas Fremdartiges ab, zumal gegen seinen linken Nebenmann, welcher der höchsten Adelsklasse angehört und ganz hellfarben ist. Diese zwei Rassen werden auch vom Volke bestätigt. So erzählte man mir — den Text sandte ich seinerzeit an Herrn von LUSCHAN — daß bis in die achtziger Jahre hinein noch in der Landschaft Palañ etliche Eingeborene gelebt haben, die danach ausgestorben sind, welche sich durch Kleinwüchsigkeit, sehr dunkle Hautfarbe, sehr große, krause Haarwolken und eine hohe,

<sup>1</sup> Ein glücklicher Zufall und die Liebenswürdigkeit des Herrn SCHARF der Firma SCHARF & KAYSER in Hamburg haben die Originalplatten als Geschenk an das Museum für Völkerkunde gelangen lassen, so daß es möglich ist, diese Typen nach den Originalen wiederzugeben.



helle Stimme auszeichneten. Das wären Reste der ältesten Bewohner auf Ponape gewesen. Palañ ist Palikir benachbart. So ist es sehr gut möglich, daß in einzelnen Fällen sich auch in Palikir und in den anderen Staaten, wenn nicht reine Vertreter, so doch Bastarde der alten Bevölkerung erhalten haben. — Wenn O'CONNELL schreibt, daß die Negerrasse schlichtes Haar hat, meint er vielleicht damit, daß es nicht kurz und wollig ist, wie das des afrikanischen Negers. Was er als Neger bezeichnet, wird in der oben angegebenen Type dargestellt; das entspräche auch den Schilderungen LÜTKE's, dem ebenfalls diese beiden Typen auffielen. Er vergleicht die Negerrasse richtig mit den Papuas, den Bewohnern Neu-Guineas und sagt: »Sie haben ein breites und flaches Gesicht, eine breite und plattgedrückte Nase, dicke Lippen und krauses Haar (les cheveux crépus)«. Dieser Typ scheint in Palañ am meisten beheimatet gewesen zu sein, denn noch heute nennen die Leute von Jokasch die Palañ-Leute scherzhafterweise »meš en paikop« d.h. »paikop-Gesicht«, da sie ein besonders breites flaches Gesicht haben, das dem Kopfe des paikop-Fisches gleicht.)

Zur Bevölkerungsstatistik sei bemerkt, daß genaue Angaben nicht gemacht werden können. Zählungen wurden nicht vorgenommen. Im Jahre 1910 schätzte man die Gesamtbevölkerung auf etwa 3200 Köpfe. Wie diese Zahl in Einklang zu bringen ist mit den Angaben, welche die Vereinigten Staaten in ihren Segelanweisungen für die Südsee vermerken und 1927 über 7000 Individuen angeben, entzieht sich meiner Kenntnis. Vielleicht sind hier japanische Kolonisten mit eingerechnet. Sicher ist, daß Ponape zur Zeit seiner Entdeckung überaus reich besiedelt war. Liegen heute die Siedlungen größtenteils in der Nähe der Küste, so trifft man doch bei Wanderungen quer durch die Insel vielerorts auf verlassene Wohnplätze. Nur die Fundamente der Gebäude sind noch erkennbar. Um 1835 lebte ein Herr PUNCHARD ein Jahr lang auf Ponape. Er schätzte die Bevölkerung damals auf etwa 15000 Eingeborene; was wohl zutreffen mag, wenn ein verhältnismäßig kleiner Staat wie Not in dem Feldzuge gegen U, wie ihn O'CONNELL beschreibt, 1500 waffenfähige Männer aufstellen konnte. Seitdem in den fünfziger Jahren Pocken, Masern, Scharlach, Tuberkulose usw. eingeschleppt wurden, trat ein rapides Sterben ein, das in wenigen Monaten die Bevölkerung auf 1000 bis 2000 Individuen zusammenschumpfen ließ. Seither hat sie sich nur langsam erholen können. Das ist auch einer der Gründe, daß die alten Typen unter den Bastarden so sehr zurücktreten. Hinzu mag ferner kommen, daß diese Bastarde gegenüber den europäischen Krankheiten bessere Widerstandskraft besaßen.

(Anthropologische Messungen wurden nicht vorgenommen. Einerseits war in den unruhigen Zeiten keine Gelegenheit dazu, zum anderen trat die Anschauung hindernd dazwischen, daß die Berührung des Hauptes als schwere Beleidigung gilt. Einwandfreies Schädelmaterial konnte ebenfalls nicht beschafft werden. In dieser Beziehung ist man auf die spärlichen Angaben angewiesen, die KUBARY im »Journal des Museums GODEFFROY« Heft 6 und R. KRAUSE in der »Ethnographisch-anthropologischen Abteilung des Museums GODEFFROY« S. 655 ff. mitteilen. Die vier Schädel-

decken, welche KUBARY in den Ruinengräbern fand, reichen nicht aus, um daraus irgendwelche Schlüsse ziehen zu können, wie es KUBARY tut. Nämlich, daß die Bauten von einer, von den heutigen Bewohnern verschiedenen Rasse ausgeführt wurden; daß dieselben zur Negerrasse gehörten und daß die heutigen Eingeborenen eine Mischlingsrasse wären. KUBARY hat FINSCH später mündlich die Unhaltbarkeit dieser Thesen zugegeben. Und heute wissen wir, daß die Bewohner Ponapes die Nachfahren der Erbauer der Bauwerke von Matolenim sind.

KRAUSE hatte acht von KUBARY gesammelte Schädel aus Ponape zu vermessen, vier männliche und vier weibliche. Hierüber teilt er folgendes mit:

#### I. männliche Schädel:

- Schädel Nr. 15942      Inhalt 1190 ccm, Höhe 134, Länge 189, Breite 130,  
Längenbreiten-Index ~~86,7~~ 111  
Alter 40 Jahre, dolichocephal, Nähte zum Teil in der Verknöcherung begriffen. Torus occipitalis, hohe arcus superciliares. Beide foramina condyloidea fehlen, rechte spina angularis weit ausgezogen. Unterkiefer vorhanden.
- Schädel Nr. 15940      Inhalt 1300 ccm, Höhe 139, Länge 183, Breite 131,  
Längenbreiten-Index 71,5  
Alter ca. 40 Jahre, dolichocephal, Pfeilnaht in Verknöcherung, die übrigen Nähte gut erhalten, stark alveolare Prognathie, Unterkiefer vorhanden. Beide foramina ovalia außergewöhnlich groß, Torus occipitalis, verhältnismäßig niedrige processus mastoidei, rechte apertura jugularis größer als die linke.
- Schädel Nr. 15943      Inhalt 1400 ccm, Höhe 143, Länge 184, Breite 134,  
Längenbreiten-Index 72,8  
Alter 30 Jahre, dolichocephal, in dem linken Scheitelbein ein großes Loch, dessen Ränder verheilt sind; anscheinend von einer Verwundung herrührend. In der Lambda-Naht mehrere Schaltknochen. Alveolarer Prognathismus.
- Schädel Nr. 15941      Inhalt 1380 ccm, Höhe 144, Länge 184, Breite 135,  
Längenbreiten-Index 73,3  
Alter 30 Jahre, dolichocephal, Nähte gut erhalten, Unterkiefer vorhanden, schöne Zähne. Rechts foramen spinosum und foramen ovale nach innen nicht geschlossen, beide foramina condyloidea fehlen, statt dessen zwei große foramina hinter den processus mastoidei.

## II. weibliche Schädel:

- Schädel Nr. 15938      Inhalt nicht meßbar wegen Defekts des Schädelgrundes, Höhe 134, Länge 174, Breite 126, Längenbreiten-Index 72,4  
Alter ca. 25 Jahre, dolichocephal, Knochen stark verwittert, Nähte gut erhalten, Schädelbasis stark defekt. Unterkiefer vorhanden.
- Schädel Nr. 15936      Inhalt 1240 ccm, Höhe 138, Länge 183, Breite 127, Längenbreiten-Index 69,3  
Alter 25 Jahre, dolichocephal, Nähte gut erhalten, breit ausgezogen, rechts ein großer Schläfenfontanellknochen Processus mastoidei klein. Unterkiefer vorhanden.
- Schädel Nr. 15939      Inhalt 1080 ccm, Höhe 132, Länge 176, Breite 125, Längenbreiten-Index 71,0  
Alter 25 Jahre, dolichocephal, gut erhaltene, breitausgezogene Nähte, in der Lambda-Naht mehrere Nahtknochen. Alveolare Prognathie. Unterkiefer vorhanden.
- Schädel Nr. 15937      Inhalt 1240 ccm, Höhe 131, Länge 175, Breite 133, Längenbreiten-Index 76,0  
Alter ca. 20—25 Jahre, mesocephal, Weisheitszähne eben durchgebrochen, Nähte gut erhalten, beide foramina spinosa nach innen offen. Unterkiefer vorhanden.

CABEZA Y PEREIRO beschreibt in seinem Buche eine Reihe von Schädeln aus Mikronesien, vier von den Marianen und einen von Ponape. Er gibt umständliche und ausführliche Maße der einzelnen Schädel, ebenso eine eingehende Beschreibung. Anzufangen ist damit nicht viel. Die Höhe des männlichen Ponape-Schädels beträgt 131, die Länge 184, die Breite 140, der Inhalt wird auf 1570 ccm angegeben. Das sind spanische Maße, deren Gewinnung von der Frankfurter internationalen Verständigung abweicht. Damit erklärt sich auch das Abweichen dieser Zahlen von den KRAUSE'schen Ergebnissen. — Sicher geht das eine aus den KRAUSE'schen Schädelmaßen hervor: daß die Eingeborenen langköpfig sind, einen relativ schmalen und hohen Schädel haben.)

Der Ponape-Eingeborene ist im allgemeinen mittelgroß, untersetzt und von kräftiger Muskulatur; Fettleibigkeit ist selten. Die Frauen sind klein, schlank, sehr zartgliedrig und die Mädchen in der Jugend ansprechend und hübsch; sie altern aber schnell. Von einem typischen Gesichtsschnitt ist eigentlich nicht zu sprechen, obwohl der reinblütige Ponape-Mann ohne weiteres in der Bevölkerung der gesamten Karolinen herauszufinden wäre. Auffallend bleibt immer das schmale, lange Gesicht und die hohe Stirne; der Gesichtsschnitt der Frauen paßt sich dem Durchschnitt der Frauen

der Zentralkarolinen an. Die Hautfarbe weist alle Schattierungen zwischen gelb und dunkelbraun auf; (die einzelnen Berichterstatter über Ponape schildern die Eingeborenen als weniger braun als die Eingeborenen von Kusae (v. Kittlitz) oder kupferbraun (Michelena y Rojas) oder dunkelrot (Virgin). Das Haar ist schwarz und überwiegend schlicht und langgewellt; doch fehlt es nicht an leicht gekräuseltem, zuweilen sogar sehr krausem Haar. Diese Eigenschaft sollen zumeist die Mischlinge besitzen; das stimmt nur zum Teil. Einen gewissen Anteil an dem krausem Haar, das ja nicht auf Ponape allein beschränkt ist, sondern auch auf anderen zentralkarolinischen Inseln vorkommt, hat sicherlich auch die Urbevölkerung, die als papuaähnlich beschrieben wurde. Bartwuchs trifft man nur bei einzelnen ›zivilisierten‹ Eingeborenen. Nach alter Sitte wird sonst das Gesichtshaar sehr sorgfältig ausgezupft, oder mit Glasscherben rasiert und entfernt. Auch die Behaarung des übrigen Körpers wird sorgfältigst entfernt, mit Ausnahme der Schamhaare bei den Männern. Bei den Frauen bleibt nur ein pinselartiger Überrest oberhalb der Schamspalte stehen; die übrige Behaarung geht während des Tatauierprozesses zu grunde. Das Haupthaar wird heute kurz abgeschoren. Ehemals wurde es von beiden Geschlechtern lang getragen. Das Auge ist dunkel, unruhig und feurig.

Männer und Frauen sind sehr reich tatauiert, zumal die Frauen (siehe 2. Teilband). Körperlich sind die Leute sehr reinlich. Sie baden täglich — ein Schwamm ist der unzertrennliche Begleiter der Frauen — und salben den Leib mit Kokosöl, dem aromatische Pflanzenauszüge beigemischt sind. Der Brauch, sich mit Gelbwurz zu färben, ist in Abnahme gekommen. Man beobachtet die Färbung eigentlich nur bei den Festtänzen. Doch wird dazu nur der ausgepreßte Saft frischer Wurzeln verwendet, nicht wie sonst auf den Karolinen die umständlich hergestellte, mit Kokosöl verriebene Paste.

FINSCH, der mit HERNESHEIM zusammen 1880 kurze Zeit auf Ponape Gast von KUBARY war, veröffentlichte in der Zeitschrift für Ethnologie 1880 S. 301 einen Bericht, der unter frischen Eindrücken im März desselben Jahres an Bord des Schoners ›Franziska‹ niedergeschrieben wurde. FINSCH lernte nur die Bewohner von Not, zu einem kleinen Teil, und die Häuptlingsfamilien von Jokeš und Matolenim kennen. Trotzdem entwirft er von den Eingeborenen ein recht ungünstiges Bild. Es stimmt durchaus nicht. Die wenige Jahre vorher aufgenommenen Photos von KUBARY widerlegen seine Anschauungen. Auch meine Beobachtungen, die dreißig Jahre später gemacht wurden, wo allerdings ganz andere Verhältnisse vorlagen, sprechen dagegen. Es stimmt nicht, wenn FINSCH von den Ponape-Leuten sagt, ›daß sie nicht allein zu den nicht so schönen, sondern zu Menschen, die im Durchschnitt eher als häßlich bezeichnet werden können‹ gehören. Sie haben keine ›ziemlich niedrige und schmale Stirn, nicht sonderlich hervortretende Jochbogen, eine flache, breite Nase, mit breiten Flügeln und großen Nüstern, große, volle Augen mit stark entwickelten Brauen, großen, langgezogenen Mund, mit dicken Lippen, von denen häufig die obere stärker entwickelt ist und ein kurzes, rundes, volles Kinn‹. Wie ein Blick auf die beigegebenen Photos von KUBARY

zeigt, ist mit Ausnahme der Beschreibung des Kinns überall das Gegenteil der Fall: die Stirn ist hoch, allerdings schmal, breit erscheint sie nur bei den Mischlingen. Die Jochbogen treten überall hervor, selbst bei gut genährten Individuen. Die Augenbrauen sind weder bei Männern noch bei Frauen stark entwickelt, gewulstete Lippen trifft man eigentlich nur bei Mischlingen, der Mund ist kaum als langgezogen zu bezeichnen. Die Nase ist z. T. schmal bis mäßig breit, der Nasenrücken, zumal bei den Männern leicht gebogen. Die Ohren sind großmuschelig, das Läppchen vielfach durchbohrt und gelegentlich zu einer Schlinge ausgezogen.

Wie FINSCH dazu kommt zu behaupten ›der Ausdruck ihres Gesichtes zeugt meist von Dummheit, Stumpfheit oder Sinnlichkeit‹ entzieht sich schlechthin meiner Kenntnis. Eine etwas nähere Bekanntschaft hätte ihn sehr bald erkennen lassen, daß davon, die letztgenannte Eigenschaft vielleicht ausgenommen, bei Ponape-Leuten schon ganz und garnicht die Rede sein kann. Die Werturteile FINSCH' sprechen für den Wert seiner Beobachtungen und Kritik!

In jüngster Zeit verunstaltet man, — namentlich die Jugend scheint daran ein Vergnügen zu finden, — sich den Körper durch häßliche Narben; sie werden wahllos an allen Körperteilen angebracht. Ein alter ›Schmuck‹ ist die hier in Ponape wie auf Tonga geübte einseitige Kastration. Wie diese Operation vorgenommen wird, schildert der folgende Text:

Wie der Schmuck des Mannes  
hergestellt wird.

*Koʒoi pen uia kapuats en ol. [170].*

Ein Brauch des alten Ponape führt den Namen *läkeläk* (Kastration). Kastriert sein bedeutet den Ponapeleuten ein männlicher Schmuck. Früher, als man noch keine Messer in Ponape hatte, nahm man Bambusstreifen oder Perlmutter und kastrierte. <sup>①</sup>Dann begab man sich an einen Bach und massierte, damit alles Blut herausfloß. Dann ging man ins Haus. Im Hause stand eine mit Wasser gefüllte Holzschale, in der er nun immerwährend Tag und Nacht die Wunde waschen mußte; kein Schlaf wurde ihm vom Abend bis zum Morgen; und man badete sich dreimal, am Tage einmal, anders in der Nacht, damit er nicht einschlief.

*En tsriak en Pōn' péi māš me atanki läkeläk. Tēnaenmēn Pōn' péi ar kapuats en ol ar kapuats läkeläk. Ari māš o nīn tōkoñ tšota nāip Pōn' péi, re kīn āle tēn pilik te puāi, āp' läkeläkeki. Ari re āp' koon nān pil āp' eliēl, pue intša karuš en kōšan. Ari re āp' koto on nān im. Ari tēna kasāx ēu pān mi nān im, me aūteki pil, pue ā pān ūtan ānšou karuš nin rān o nī puñ, tšota méirela lāu uaša rān lāu ni menšan aramaš āp' pil kōon ni pil tūtū pān šilipāk, ni rān ēu ā nī puñ, me toʒoʒ, pue ā pān pepētela.*

<sup>①</sup> šau en läkeläk — Kastrierer

Dann bereitete man auch Medizin und rieb damit die Wunde ein<sup>②</sup>; auch gab man ihm Medizin zu trinken<sup>③</sup>; alle Tage bekam er Gekochtes zu essen und die Frauen mußten ein Seetier sammeln, die lipuoi, die mußte er essen, damit die lipuoi auf die Kastrationswunde wirkte. Man durfte keine Fische essen, auch kein Kokoswasser trinken, man durfte auch nicht aus der Flasche trinken, sondern nur aus Taroblättern. Nach 8 Tagen wurde die Wunde gewaschen. Dann legte man Schmuck an und salbte sich. Nun wurde ein großes Fest gegeben, an dem sich alle beteiligten. So bekam der Mann seinen Schmuck. (Der Jugendliche wird kastriert, der Alte zum 2. Male, wenn er an Elephantiasis erkrankt).

*Ari tēna re pīl kian ūni a eleki uāša me lākelāk, ō re pīl pān kian apōt ūni en nim; a tēna re pīl pān ūm kian ni rān karuš o pīl li akan pān uarto ēu manika, me atanki lipuoi, pue en tšunōle, pue pīl en lipuoi en kouei nān lākelāke. Ō tēna re tšota pān tšunōle mām o pīl pīl en ū, ō re tšota pān nim pīl šaŋ išak, pue nān inketša. Ari lau puŋ ōuālu puŋ re āp' katēputēpāta. Ari re āp' kapuetāla o kēila. Ari re āp' koon nān pokoi en kamātip', pue aramaš karaš en utiāl. Tū en ar uiaer ēu en ol ā tataūk.*

(Noš en Palikiv).

FINSCH berichtet, daß die Kastration bei den Knaben vom 7—8 Lebensjahr vorgenommen wird, entfernt wird der linke Hoden. Was die Leute zu dieser Operation veranlaßt, wurde mir verschwiegen. Denn die Einrede, mit beiden Hoden könnten sie keine Kinder zeugen, ist m. E. nur eine vorgeschobene Erklärung, ebenso wie die FINSCH gegebene, daß mittels dieser Operation ein für alle Mal einer Orchitis vorgebeugt würde; außerdem würde kein Mädchen einen Mann heiraten, der zwei Hoden besäße. CABEZA Y PEREIRO's und meine Erkundungen ergaben, daß diese Operation erst im 16.—20. Lebensjahr vorgenommen wird; sie wurde vereinzelt auch noch 1910 ausgeübt. Bei der Operation versammeln sich die Freunde und Verwandten und führen den Jüngling in eine Hütte, die möglichst an, unbedingt aber in der Nähe fließenden Wassers gelegen ist. Die Hütte wird besonders erbaut und liegt abseits im Busch; und die Operation wird im Geheimen vorgenommen. Bestimmte erfahrene alte Männer, die šau lākelāk operieren; meist sind drei bis vier Leute daran beteiligt.

CABEZA Y PEREIRO teilt über die Operation in seinem Buche (S. 130—132) das Nähere mit:

• Wenn die Stelle im Inneren des Waldes oder im Hause ausgesucht ist, wird die Operation folgendermaßen ausgeführt: die Person liegt auf dem Boden auf der Seite und zieht die Schenkel und Beine so an, daß die Hoden am Gesäß hervorragen. Der Operateur kniet sich auf den Patienten, ergreift den Hodensack mit der linken Hand,

① inarūn paini — Mark des jungen Palmwedels wird als Medizin auf die Wunde ausgewrungen

② kopūte en alek — Jüngster Schuß des alek, wird eingenommen. alek = Rohr.

wobei er nur den Hoden unter der gestrafften Haut hervortreten läßt, der operiert werden soll (im allgemeinen ist es der linke) und, indem er mit der rechten Hand ein Matrosenmesser nimmt, macht er einen Einschnitt in zwei Zeiten, oben und unten, schnell und geschickt; der Hoden zeigt sich dann in dem (so entstandenen) Schlitz, und indem der Arzt drückt, damit er nach außen tritt, zerteilt er ihn sofort und wirft ihn weit weg.

Nach Beendigung der Operation, die höchst schmerzhaft ist und den Kranken Schreie ausstoßen läßt, geschieht nichts, um die Blutung zu stillen, die sich immer einstellt; man begnügt sich damit, von Zeit zu Zeit die blutige Stelle auszuwaschen. Wenn der Operierte dann allein gehen kann, schleppt er sich, ohne einen Verband erhalten zu haben, nach Haus, wenn die Freunde ihn nicht führen; dort legt er sich sofort auf die Schlafmatte und bleibt drei Tage auf dem Rücken liegen, wobei er jegliche, auch die geringste Bewegung möglichst zu vermeiden sucht. Kommt eine Entzündung hinzu, tritt mehr oder weniger schnell eine Eiterung auf, dann schleppt sich der Operierte zu einem Wasserlauf, der in unmittelbarer Nähe ist, hockt sich niedergekauert mitten in die Strömung und empfängt an der Wunde eine halbe Stunde lang einen Wasserstrahl, der aus einer Röhre läuft, die etwa ein Meter lang und aus dem Zweig des Arrowroot gemacht ist. (In der Ponape-Sprache mokemok genannt.) Diese Spülung wird zweimal am Tage vorgenommen, bei Sonnenauf- und untergang. In der Zwischenzeit legen sie sich wieder hin. Das währt etwa acht bis zehn Tage, nach deren Ablauf die Wunde vernarbt ist. Die Operation ist nicht gefahrlos; manchmal, wenn sie schlecht ausgeführt worden ist, oder der Patient sich nicht geschont hat, wie er soll, indem er sich vorzeitig überanstrengte, muß die Entzündung wiederkommen; Schüttelfrost und hohes Fieber treten auf, und der Betreffende stirbt.

Schließlich muß man feststellen, daß die Eingeborenen, wenn sie sich zu der Operation entschließen, sich ein neues Gewand d. h. einen Schurz bestellen, den ihnen die Braut, die Schwester oder die Frau anfertigt; an dem Tage, an dem er wieder gesund ist, legt er den neuen Schurz an, setzt sich einen Kranz auf, salbt sich, bemalt sich gelb und geht wohlgemut hinaus, um seine Freunde zu besuchen und ihnen mitzuteilen, daß er wieder hergestellt ist; auch besucht er die Häuser der jungen Mädchen, die nach dem Aussehen des Jünglings sein Erlebnis erraten; zweifelt aber eine von ihnen, die der Partei des heiligen Thomas angehört, an dem Mute des Jünglings, dann schiebt er die Fasern des Schurzes zusammen, und zeigt ihnen die Verstümmelung mit der noch frischen Narbe, damit die Ungläubige sich überzeuge und nicht mehr zweifelt.

Als »Schmuck« der Frau gelten besonders verlängerte, heraushängende, kleine Schamlippen und eine möglichst große Clitoris. Um beides zu erreichen, bedient man sich verschiedener Mittel. Die Operation wird vor der Pubertät vorgenommen; einmal werden impotente alte Männer angestellt, durch Ziehen und Klopfen mit den Händen und durch Saugen bei den Mädchen die Schamlippen zu verlängern; auch werden große, schwarze Ameisen an die Schamteile gesetzt, die durch Stiche die Lippen und vor

allem die Clitoris stark zum Schwellen bringen. Durch Wiederholungen dieser Prozeduren erzielt man die gewünschten Erfolge.

Der Coitus geht in zweierlei Weise vor sich: entweder in der Art der Weißen; oder die Frau hockt sich über den Mann. Wesentlich ist, daß der Orgasmus so lange wie möglich hinausgeschoben wird, und ebenso notwendig ist die sinnliche Aufpeitschung der Frau; wozu vielfach zu widernatürlichen Mitteln gegriffen wird. Was FINSCH berichtet, ist die unter den Eingeborenen meist geübte Art des Verkehrs: »Sie bedienen sich zur größeren Aufreizung der Frauen nicht allein der Zunge, sondern auch der Zähne, mit welchen sie die verlängerten Schamlippen fassen, um sie noch länger zu zerren, und einige Männer gehen, wie Herr KUBARY versicherte, so weit, der Frau ein Stück Fisch in die Vulva zu stecken, um dasselbe nach und nach hinauszulecken. Solche widerlichen und abscheulichen Experimente werden mit der Hauptfrau, mit welcher der Mann ein Kind zu erzeugen wünscht, so weit getrieben, bis dieselbe zu urinieren anfängt und hierauf erst zum Coitus geschritten.«

Für das Studium des Bastardproblems bietet Ponape vortreffliches Material. Bei der Lebendigerhaltung der Stammbäume in der Tradition sind in allen Fällen lückenlos die Voreltern zu erhalten nach Namen und Herkunft. 1910 habe ich mich nicht darum bekümmert, sondern nur die Bastardierung festgestellt. Die Tafeln 14, 17 und 19, dazu 10 und 12 geben Photos von Bastarden wieder. Europäer (Deutsche, Engländer, Irländer), ferner afrikanische Neger, westindische Neger, Neu-Pommern-Leute, Philippinen-Leute und sogenannte Portugiesen aus Indien sind an der Vermischung beteiligt. Die Kreuzungen erfolgten stets in der Weise, daß fremdrassige Männer sich mit reinblütigen Ponape-Frauen vermischten.

Ihre Bastarde pflanzen sich auf dreierlei Weise fort. Erstens vermischen sie sich untereinander; zweitens vermischen sich die Bastarde mit reinblütigen Individuen der Elternrasse; drittens heiraten die weiblichen Bastarde Angehörige einer anderen Rasse, z. B. der Mischling aus einer Ehe zwischen Weißem und Ponape-Frau einen Malaien u. a. Diese Angaben beziehen sich nur auf Bastarde ersten Grades. Verwickelt werden die Verhältnisse bei Bastarden zweiten und dritten Grades, da sie bunt durcheinander heiraten, gelegentlich auch wohl wieder zurückkreuzen, sodaß eine Typenmannigfaltigkeit entsteht, die es schwer macht, ein klares Bild von dem ursprünglich reinen Rassetypus zu gewinnen. Den Bastarden ist es durchaus nicht verwehrt, reinblütige Eingeborene zu heiraten, vorausgesetzt, daß die Standesklassen beachtet werden, die mütterlicherseits vererbt werden. Auf den Tafeln sind Beispiele der verschiedenen Bastardierungen gegeben: Auf Tafel 10 ein Neger-Bastard, Tafel 12 ein Neupommern-Bastard, Tafel 14 ein Negerbastard, ein westindischer Negerbastard, ein Negerbastard zweiten Grades, ein Europäerbastard (Engländer), ein Europäerbastard (Deutscher), ein Europäerbastard zweiten Grades (Irländer). Tafel 17: ein Europäerbastard (Engländer), Tafel 19 dieselbe und ihr Sohn (Vater Amerikaner), derselbe mit seiner Frau, ein Bastard (Vater Tagale). Zu dem Irländerbastard



auf Tafel 14 ist zu bemerken, daß dieser Mann ein Bastard zweiten Grades ist und trotzdem durchaus europäisches Aussehen hat, helle europäische Gesichtsfarbe, blondes, krausgelocktes Haar, blaue Augen, dunkelbraunen Schnurbart; der Vater ist reinblütiger Ponape-Mann. Zu den Kindern des auf Tafel 19 dargestellten Bastardes zweiten Grades und seiner Bastardfrau ersten Grades ist zu bemerken, daß die beiden Söhne körperlich und geistig nach der Mutter schlagen.)

An Krankheiten ist Ponape nicht arm. Einheimisch sind Ringwurm (rip) und eine Bläschen bildende Hautkrankheit (tinon), dazu Lepra (tükettük), Framboisie, Elephantiasis (liangemät), Dysenterie, Schnupfen (tói), Ektropium (likare naita); dazu leiden die Eingeborenen seit altersher an der Hakenwurmkrankheit (limangemang), die schwere Schäden unter der Bevölkerung anrichtet. Rheumatismus, Bronchialkatarrh sind ebenfalls einheimisch. Eingeführt wurden die Pocken (kilitop), Masern, Geschlechtskrankheiten, Tuberkulose und Grippe; diese fordert nach jedem Besuch eines Schiffes, z. B. des Kursdampfers oder eines Kriegsschiffes regelmäßig eine Reihe Opfer.

(Über die Psychologie der Eingeborenen ist wenig zu sagen. Die Leute selbst lernt man in einem halben Jahr nicht so kennen, um Stichhaltiges über ihren Charakter aussagen zu können. Allgemeiner Werturteile will ich mich enthalten, um nicht in den Fehler von FINSCH zu verfallen, der der Ansicht ist: daß sie nach KUBARY »die miserabelsten aller Karoliner wären«. — »Wie bei allen Mikronesiern ist ihr Intellekt wenig entwickelt und es fehlt ihnen an jener Auffassungsgabe, die bei anderen Nichtkulturvölkern oft so schlagend hervortritt. Mit Indolenz und Dummheit, meist schon ihren Physiognomien aufgedrückt, paart sich eine gewisse Schwäche des Geistes und körperliche Faulheit.« Das stimmt ganz und gar nicht. Genau das Gegenteil darf man von den Eingeborenen behaupten und die Ausbeute des Materials, das ich in einem halben Jahre bei ihnen gewinnen konnte, spricht für eine ausgezeichnete Begabung und Intelligenz. Sie sind liebenswürdig, gastfreundlich, entgegenkommend, wo sie einen Vorteil erwarten dürfen, gern zu Dienstleistungen bereit, dabei verschlagene, listige Händler. Jähzorn ist ihnen nicht fremd; an Affekthandlungen fehlt es nicht, die sie unbeherrscht zur höchsten Grausamkeit steigern können. Im Aufstande 1910/11 haben sie Beispiele dafür gegeben. CHRISTIAN nennt den Eingeborenen wegen der großen Gegensätze und der plötzlichen Änderungen in seinem Charakter ein »moralisches Chamäleon«. Fleiß und Faulheit wechseln miteinander ab; scharfer, logischer Überlegung steht gelegentlich stoische Gleichgültigkeit insbesondere für sie nicht interessierende Vorgänge gegenüber, selbst wenn es ans Leben geht. Als die Aufriührer von 1910 erschossen werden sollten, gingen sie mit großer Gelassenheit und hohem Mute dem Tode entgegen. Trotzdem das Christentum seit 1852 auf sie eingewirkt hat, sind sie zumeist in ihrem alten Glauben befangen geblieben, was wir schlechthin Aberglauben nennen. Der Einfluß der Religion ist rein äußerlich gewesen, selbst bei den Eingeborenen, die zu Missionaren ausgebildet und auf andere Inseln gesandt wurden. Diese kehrten nicht selten als »Heiden« wieder zurück (Opataia).

Die ganze Natur und Umwelt sind nach dem Glauben der Ponapeleute voller Geister und Dämonen; kein Eingeborener wird nach Dunkelwerden ohne Not das Haus verlassen, ebenso wenig getrauen sich die Leute in das für sie unwegsame und damit unbekannte Innere ihrer eigenen Heimat.

Die Berührung mit der Zivilisation war, wie wir oben gesehen haben, ein Danaergeschenk für die Eingeborenen. Schnell gingen heimische Sitten und Bräuche zugrunde, z. T. wurde mit unnötigem Eifer seitens der Missionen dagegen eingeschritten. Sie führten einen Vernichtungskampf ohne Nachsicht, selbst gegen harmlose Bräuche, wie Tanz, Gesang der alten Lieder, den Kawagenuß, das Rauchen und versuchten ihre Temperenzbestimmungen wenigstens bei den ihnen ergebenden sogenannten Christen durchzuführen. Vielen meiner Erkundungen wurde die Antwort: »das ist schlecht, me šúet«. Der bequeme Erwerb europäischer, materieller Kulturgüter, wozu sie sich überwiegend der Prostitution ihrer Frauen und Töchter bedienten, verkümmerte den einst vorhandenen Arbeitsfleiß, ihre Schaffens- und Lebensfreude. Vieles ist verschwunden: die Mattenbereitung, die Rindenstoffherstellung, die Weberei, die Herstellung der kunstvollen Intarsien an Booten und Häusern, die kunstvollen Bindungen mit farbigen Mustern, die Herstellung des einst prächtigen Körperschmucks für Hals, Ohren und Leib aus Muscheln und Schnecken und manches andere. Von Ponape gilt dasselbe, was KARL SEMPER in seinem Buche »Die Palau-Inseln« schreibt: »Das Bewußtsein, leicht etwas erreichen zu können, ertötet nicht bloß bei Wilden die Begierde nach dem Besitz. Das Eisen des Europäers folgte zu rasch auf den Stein der Wilden: so mußte notwendig das kommen, was für sie vorgeblich ein Segen werden sollte, sie krank machen an Seele und Leib.«)

## CHAPTER VII

*Mr. O'Connell ships in barque John Bull.—Embarkation of missionaries for Strong's Island.—Vessel strikes a reef.—Deserted by crew.—Mr. O'Connell, five others of the crew, and the wife and daughter of the missionary, escape in one boat.—Lose sight of their comrades.—Sufferings from cold and heat.—Death of the females.—Make land after three days.—Find landing.—Caution of the islanders.—Their attack.—Non-resistance of Mr. O'Connell and his comrades.—Their names.—Conducted to canoe-house.—Hospitable conduct of islanders.—Fear of cannibalism.—Jig by Mr. O'Connell.—Delight of his audience.—Baked dogs.—Jagow.—Arrival of chiefs.—Distribution of the strangers among them.—Jane Porter.—Cut up and sewed into blankets.—Washed away by rain.—Looking-glass a great curiosity.—Smashed to catch the spirits in its back.*

In or about the year 1826, I shipped in the barque John Bull, whaler, Capt. Barkus. The common incidents of a whaling voyage, which I have already declined recounting in another place, it is unnecessary to repeat here. After we had been from

Sydney about four months, we put in at the Bay of Islands, New Zealand. Bishop Marsden, at that time on a visit to New Zealand, from his residence at Paramatta, put on board of us a missionary who was appointed to Strong's Island,<sup>3</sup> one of the Caroline Archipelago, with his wife and daughter. We were to cruise among the islands towards Japan, with the intention to reach the shores of Japan at a particular season, when whales were supposed to frequent the Sea of Japan. At eight months out we had taken about eight hundred barrels of oil, and were endeavoring to make Strong's Island to leave our passengers. At nightfall we had made no land, but knew from observation and the ship's log that we were within a day's sail of our destination. We were bowling along under easy sail, the wind on our quarter, when, at about eight o'clock in the evening, the vessel struck on a concealed coral reef, which is not laid down on the charts. Capt. Barkus was, as usual, drunk on the hen-coop when the vessel struck. In the presence of the master, the mates can assume with success no authority which it is his peculiar province to exercise; consequently, with a drunken, stupid sot for a master, every one followed the promptings of his own experience or inclination. The boats were lowered, but notwithstanding the necessary precipitation with which we prepared to leave the vessel, the boat in which I escaped was furnished with provisions and arms, and we were able, also, to take away some ammunition and little portable articles. In the boat with myself were five seamen, and the wife and daughter of the missionary. He was in the boat with the captain. In the four boats the whole crew escaped from the vessel. For five or six hours we kept together, but when the morning dawned there was only one of the other boats discernible, and that but faintly, a long distance astern, as we crested a wave! Even in a latitude which must have been within fifteen degrees of the equator, a night passed without sleep or food, in an open boat, washed by the continual breakings of the sea over it, chilled our whole frames; we were faint, cold, weak, jaded and dispirited. But the sufferings of the ladies engrossed more of our care than our own situation. We had a sail in the boat, and kept her away before it, both because of the comparative comfort of such a course, and our indifference as to what point we stood for. As I sat steering, I folded

<sup>3</sup> Kusaie, the easternmost of the Caroline Islands.

the shivering, sobbing daughter to my body with my left arm, while two of my shipmates assisted in protecting her by placing themselves on each side. The mother was similarly cared for by the other seamen. We tendered them parts of our clothing, but could not persuade or induce them to accept any thing of the kind. Oh, such a horrid night! The women had much more to endure than ourselves, for, beside the natural weakness of their frames, and the delicacy which is woman's suffering in misfortune as her ornament in prosperity, they suffered acute pain from the excoriation they had received in descending to the boat by the davit tackles; the salt water rendering poignant the smarting pain of their wounds. But in all their affliction they bore holy testimony to the efficacy of that religion whose messengers they were; their fortitude might have put even some of their male associates in misfortune to the blush. If ever true practice as well as profession of religion existed, it was exemplified in this family. On shipboard, before our misfortune, the discreet and feeling manner in which they strove to impress upon rude sailors the truths of religion, had convinced all of their *sincerity*, at least. In the boat we had more affecting proof. They prayed frequently and fervently, and there were none to scoff.

Boiling heat succeeded the chills of night; the wind abated, flattened, at noon we were becalmed; dying with heat and fatigue upon a sea whose dead swell was so tranquil that its glassy, slimy smoothness was not ruffled. Toward night we had a breeze again, through the night the wet chills, and the same heat and calm upon the next day. After two days and three nights' exposure, the daughter died about ten o'clock on the third day. For some hours before she had been apparently unconscious of her situation; she had talked in her wanderings of her father, of her home, and of the island to which she was destined on an errand of mercy: the happy end of her pilgrimage was attained without the toil to which she had in her youth devoted herself to reach it. The mother was by suffering so far bereft of sensibility, that the death of her child hardly moved her. She scarcely appeared to understand us when we informed her of it; or, if she did, the announcement was received with a sort of delirious joy. With as much attention to the forms of civilized society as our situation would permit, we committed the body to the ocean. We at first intended to wrap the corpse in our sail; but the prudence of a portion of the crew, who objected to exposing the

living to save a form for the dead, prevailed. The mother, in her weak state, hardly uttered a comment, and in a few hours followed her daughter. Her body was also consigned to the deep.

Upon the next morning after these melancholy duties to the two martyrs to the holy religion they professed, we made the land. We had been in the boat three days and four nights, but, rejoiced as we were to make the land, no immediate prospect of profiting by it appeared, for it was circled with a coral reef, in which it was past noon before we discovered an opening. Effecting a passage we entered a smooth basin of water, and saw hundreds of canoes launching and putting off to us. They would approach within a short distance, then suddenly retreat, and at length commenced showering stones, arrows,<sup>4</sup> and other missiles upon us. We threw ourselves in the bottom of the boat; and when they had satisfied themselves that we could or would offer no resistance, they were emboldened to make a rush upon the boat, which they towed to the beach. After we were landed they stripped us of our clothing, and took every thing out of the boat, whale irons, tubs, muskets, etc. The boat was then hauled upon the beach, and our company, six in number, were led to the canoe-house. In the hope that this publication may be the means of conveying intelligence to their friends, I shall here insert the names of my comrades, and their birthplaces, so far as I remember them. George Keenan, an Irishman, belonging to Dublin; John Johnson, an Englishman; Edward Bradford, of Bristol; John Thompson, of Liverpool; and John Williams, of London. Of the native places of the two last-named persons I am not positive.

We were seated in the centre of the canoe-house, upon mats; and yams, bread fruit, plantains, bananas, fish, bits of cold game of some sort, the class of which we could not at first decide, were brought to us. The building was filled in every chink by natives, seated, the men with crossed legs, like Turks, and the women on their heels. A constant buzz of conversation ran through the assembly, each talking to his next neighbor and gesticulating vehemently. The interjection or sound indicative of pleasure or

<sup>4</sup> Modern Ponapeans say that the bow and arrow were never a weapon but only a child's toy. Perhaps the spear is meant here. The major weapons were the spear, club, and sling. Small knives were also employed.

surprise among these Indians is a cluck,<sup>5</sup> and of this sound there was abundance, but we were at that time at a loss how to interpret it. Parties of two or three would come down to where we sat, walking with their bodies bent almost double. They took hold of our persons very familiarly, women and men, and gave frequent clucks of admiration at the blue veins which were marked through our skins, on parts of the body which had not been usually exposed to be bronzed by the sun. My comrades feared the Indians were cannibals, and that this examination was to discover whether we were in good roasting case: a horrible supposition, which was strengthened by the building of two or three wood fires, covered with small stones.<sup>6</sup> Their fear was so excessive that they gave themselves up as lost; but as I had been somewhat acquainted with the manners of the inhabitants of other islands, I reasoned, from the apparent good humor of these people, that they intended us no harm.

In a sort of desperate feeling of recklessness, I determined to try the experiment of dancing upon our savage audience. I proposed it to my comrades, and they endeavoured to reason me out of what they esteemed criminal, thoughtless conduct in the view of a horrid death. The prospect was none of the most agreeable, certainly; but I was determined on my experiment despite their remonstrances. I accordingly sprung to my feet and took an attitude; a cluck of pleasure ran through the savages, and one of them, readily understanding my intention, spread a mat for me. I struck into Garry Owen, and figured away in that famous jig to the best of my ability and agility; and my new acquaintances were amazingly delighted thereat. There was no loud acclamation, but anxious peering and peeping over each other's shoulders, the universal cluck sounding all over the house. Before my dance was finished the cause for which the

<sup>5</sup> This is identical to the click-sound which among ourselves expresses disapproval, or commiseration. In 1947 it could be heard when a boy admired the long beam cast by a new flashlight, or when a man witnessed the operation of an ice-making machine.

<sup>6</sup> This is the stone oven, made by heating a pile of stones in a shallow depression, then raking out the wood ash, placing the food to be cooked on a layer of the glowing stones, heaping more hot stones over the food, and covering finally with leaves, to hold in the steam. It differs from the Polynesian earth oven in that the latter is usually made in a pit and covered over with earth.

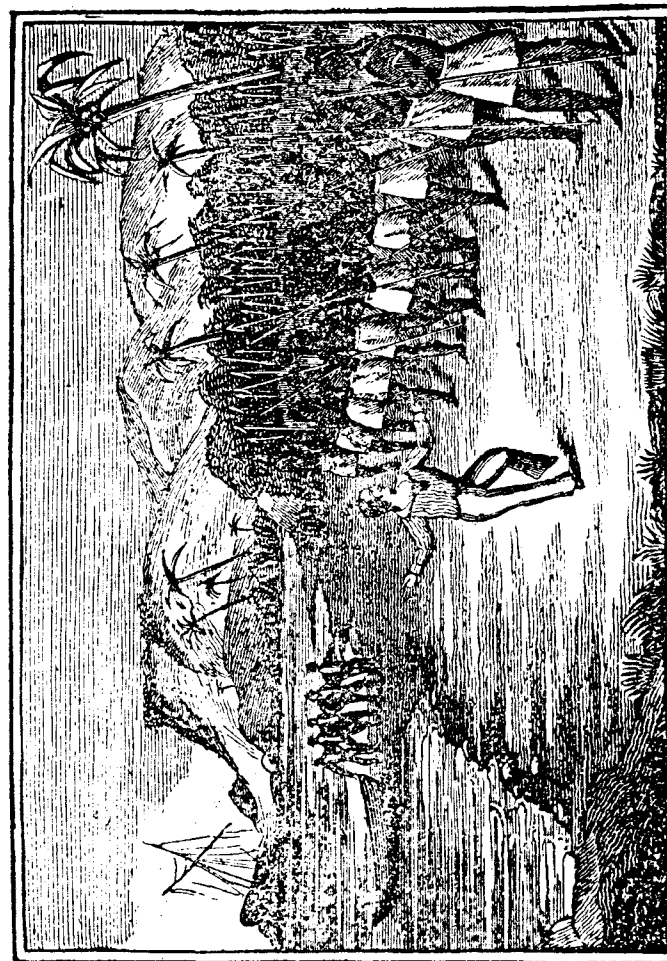


Fig. 7. O'Connell saves his life by dancing for the Ponapeans. This illustration appears in the pamphlets which were sold at circuses to accompany O'Connell's performances. In the original book the John Bull, shown wrecked on Ponape's shore in the background, is said to have been lost a distance of four days by boat from Ponape, and the dance is done not on the beach but in a canoe house. O'Connell's five shipmates are shown in the background at the left.

fires were built became apparent, to the no small relief of my comrades. It was ascertained that the roasting preparations were made, not for us, but for some quadrupeds, which we afterwards found were dogs.<sup>7</sup> Other preparations, such as the pounding of jagow [*sakau*],<sup>8</sup> (cava in the Sandwich Island language,) roasting of game, etc. were making for a feast. In three or four hours all was ready. After my dance was concluded we were separated from each other, each of us making the nucleus of a group of natives, who could not sufficiently admire and examine him. Food was sent us, and jagow. Of the latter I could not drink; it was unpleasant in taste, and a very strong narcotic in effect.

We were now all completely reassured; the conduct of the natives to us was all that uncultivated kindness and hospitality could prompt. At night we slept in the canoe-house, having each half a dozen bed, or perhaps I should say mat fellows. Upon the first day we were each supplied with the mat<sup>9</sup> which is a part of the native costume. For three or four days it was with us a continual feast, islanders crowding from all directions to see the white strangers. Some people claiming to be civilized might take a lesson from the humanity of these people to shipwrecked mariners.

Upon the fourth day after our landing there was an arrival of a fleet of canoes, the head and other chiefs. We were again inspected by the new comers, and it was my fortune to be selected, with my shipmate George Keenan, by the principal chief. The other four of my comrades were also appropriated; and our property and the articles we brought on shore in the boat were also divided. I was astonished at the perfect peace in which, among savages, all these arrangements took place. On the morrow, my new friend, or master, or owner,—I do not know exactly how he considered himself,—left the island upon which we landed, taking with him Keenan and myself. Eight or nine

<sup>7</sup> See fig. 10. Dogs were the only domestic animals.

<sup>8</sup> Ponape and Kusaie are the only Micronesian islands where kava drinking was practised, and only Ponape today clings to it. The root is prepared by pounding, as O'Connell says, the Polynesian custom of mastication being absent.

<sup>9</sup> What is meant is a kilt consisting of coconut leaves suspended from a waist cord and hanging to the knees. This is the men's costume.

hours carried us to his island,<sup>10</sup> where new feasting and *lionizing* awaited us.

A grand feast celebrated the return of the chief to his house, at which I repeated the Irish jig which had taken so well upon my first landing. I have no doubt that in my heels was found the attraction which led the chief to select me from among my comrades. Upon the next day after his return he restored to George and me our "ditty bags," the only property I had preserved from the wreck. In that bag were two odd volumes of Jane Porter's *Scottish Chiefs*, and a little shaving-glass. These articles were great objects of curiosity, and I may as well relate their history and ultimate fate here as elsewhere.

God bless Miss Jane Porter! I have so good an opinion of the lady that I doubt not it will add to the pleasure which the composition of her *Scottish Chiefs* afforded her, to know that two odd volumes of the work were pleasant companions in our exile on the Carolines. Intimately acquainted, as we soon necessarily became, with the *Scottish Chiefs*, I must do the armor-cased warriors the justice to say, that far from tiring, they improved upon acquaintance, and being the only persons to whom we had access who asserted any claim to civilization, we spent hours in their company. I had nearly the whole by heart; every word and every period was recognised upon each reading as an old acquaintance; every leaf was as familiar as the milestones to a coachman. The natives noticed our devotion to the books and shared in it; they supposed printing was the English method of

<sup>10</sup> Here and repeatedly later O'Connell speaks of islands, and gives the impression that Ponape consists of a cluster of small islands. Actually there is one large island of 124 square miles, and about 40 small islands, in the lagoon and on the surrounding reef, all of them together making up 5 square miles in area. Since the place at which O'Connell and his shipmates landed is evidently the tribal area of Net, on the north side of Ponape, he may be referring here to the two islets in the lagoon belonging to Net called Parem and Lenger. It is also possible that he thought of Net Peninsula as an island. Whatever is the case it would have taken at the very most, and with contrary winds, no more than two hours to travel between any of these places. The shore line of Ponape consists in large part of mangrove swamp, intersected by many narrow passages and cut through by streams, used by people in canoes in travelling from one place on the main island to another; perhaps these passageways gave O'Connell the impression that they cut off bodies of land from one another.

tattooing, and Miss Jane Porter was in as much demand among them as she ever could have been among the patrons of a village circulating library. I was careful not to permit the volumes to go out of my sight, but allowed the natives to examine and admire it in my presence. A little Cupid with a scroll upon which was inscribed "Finis" was one particular object of the women's admiration; "jeree but a but maco ja-le-le [*seri puwetpuwet me kaselel!*]" a nice little white child. In one of the volumes was a frontispiece—a portrait of some female body or other, which likewise came in for its share of attention. At length, upon an unlucky day, after the books had been with me nearly two years, I was careless enough to leave them exposed while I went upon some excursion. When I returned, the leaves were torn out and sewed into blankets, under which half a dozen women were strutting in all the pride of peacocks. In addition to the beauty which the article thus manufactured possessed as a "lagow [*likou*]," (blanket), it had another charm in the tattooing. The wearers imagined themselves connected with the English chiefs while thus wearing the white man's tattoo. Regrets were useless; so I made none, but amused myself with the complacent carriage of my yellow *chere amies* under their new lagows. Their gratification was, however, soon turned to vexation, and then my turn to be pleased came. Situated so near the equator, rains are frequent and violent upon the Carolines. The Jane Porter bedecked belles were surprised in a shower, and their new garments washed off their backs. They were very much chagrined at this, and protested that the white man's tattoo was good for nothing, it would not stand. That the islanders' tattoo will stand, my body is witness.

The shaving-glass did not survive so long. While it lasted I kept it sacred to the eyes of the island aristocracy, never permitting plebeian gazers access to it. To have permitted all who wished to look into it would have converted me into a mere exhibitor of facial panoramas. I carried it with me on all my rounds of visits to the chiefs, and the exclamations of those who were favored with a peep at the magic glass were amusing enough. As many as could look in at once would peep over each other's shoulders, twisting their features into the most grotesque expressions, and *clucking* with delight. They imagined the reflection of their visages was caused by animan [*enih-men*] (spirits) behind the glass; consequently some awe was mingled

with their delight. It is, however, a curious fact for the student of mental philosophy, that their respect for those genii did not prevent their destroying the frame of the glass one day in my absence, and scraping off the quicksilver, to detect the animan in their hiding-place, and meet them all at once!

## CHAPTER VIII

*Mr. O'Connell and Keenan put on board a canoe.—Reach an uninhabited hut.—Unsatisfactory guesses.—Arrival of persons indicating no equivocal purpose.—First impressions of tattooing tools.—Process.—Keenan's outcry.—Ungrammatical swearing.—Application of oil and charcoal.—Dinner.—More tattooing by way of dessert.—Borrowed comments upon mats and rose blankets.—Gratifying reflections upon their previous durability.—Return of operators on the morning following.—Entreaties, unavailing on the part of Mr. O'Connell, but more successful in George's case.—Extraction of hair.—Month in healing.—Flute and violin.—A digression upon poets and poetry.—Return to head-quarters.—Farther impressions.—Music and dancing.—Feasting.—Discovery at the end of second day.—Mr. O'Connell's father-in-law.—His wife, and her charms.—Her jointure.—Her capacity as a teacher.—Her father's practical jokes.—Excursions.—Music and dancing.*

We had been about three days at our new residence, when some of the natives began showing us their tattooed arms and

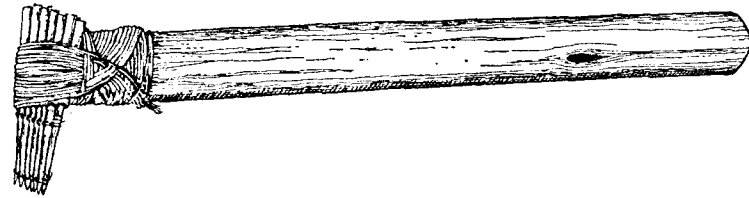


Fig. 8 A tattooing implement used on Ponape. Drawing by Edward G. Schumacher of the Smithsonian Institution.

legs, and making signs, not entirely intelligible to us at first, though their meaning became afterward too painfully marked. On the fourth or fifth day, George Keenan and myself were put on board of a canoe with six natives. They paddled a short distance along the shore of **the island**, and then turned into a creek, wide at the mouth, but soon narrowing till there was not room for two canoes abreast. It was completely arched over with dependent branches of trees; and altogether the scene was romantic, and would have been pleasing, if we had not been so utterly in the dark as to the purpose of the journey. At length we reached a hut on the banks of the creek, landed, and entered it, directed by our conductors, who remained outside. No person was there to receive us, and for half an hour George and I busied ourselves in guesses and speculation as to the end to which all this was tending. There was nothing in the building to give us a clue to the purpose for which it was erected; it was evidently not a dwellinghouse, and was too defenceless and fragile for a prison. At length our suspense was relieved—ended, I should say—by the arrival of five or six women, bearing implements, the purpose of which we were soon taught. George was made to sit in one corner of the room, and I was seated in another, half the women with me, and the residue with my comrade. One of my women produced a calabash of black liquid; another took my left hand, squeezing it in hers so as to draw the flesh tight across the back. Then a little sliver of bamboo was dipped in the liquid and applied to my hand, upon which it left a straight black mark. The third beauty then produced a small flat piece of wood with thorns pierced through one end. This she dipped in the black liquid, then rested the points of the thorns upon the mark on my hand, and with a sudden blow from a stick drove the



thorns into my flesh. One needs must when the devil drives; so I summoned all my fortitude, set my teeth, and bore it like a martyr. Between every blow my beauty dipped her thorns in the ink.<sup>11</sup>

I was too much engaged in my own agreeable employment to watch my comrade, but George soon let me hear from him. He swore and raved without any attention to rule; the way he did it was profane, but not syntactical or rhetorical. He wished all sorts of bloody murder and plagues to light upon his tormentors, prayed that the islands might be earthquake sunken, hoped forty boats' crews from a squadron of armed ships would land and catch the blasted savages tormenting the king's subjects. All this availed nothing but to amuse the women; and even I could not forbear a smile at his exclamations. The operators suspended their work to mimic him; mocked his spasmodic twitches of the arm and horrid gestures. He was a standing butt for it long afterwards, and when the natives wished to revile him, they would act the tattooing scene, ending with the exclamation, "Narlic-a-Nutt mucha purk [*Nahliken Net masa pwehk*],"—Narlic-a-Nutt (his name) is a coward; "Jim Aroche ma coo mot [. . . *me kommwoad*],"—Jim Chief brave!

After my executioner had battered my hand awhile, she wiped it with a sponge. I hoped she had finished; but no! She held my hand up, squinted at the lines, as a carpenter would true a board. Then she commenced again, jaggng the thorns into places where she thought the mark was imperfect. The correction of the work was infinitely worse than the first infliction. In about an hour and a half the hand was finished, and the women left us, taking away their tools. Before they left us, however, they smeared the tattooed part with cocoa-nut oil, and then patted pulverized coal upon it. This was repeated often, till there was a thick crust of coal and oil, completely concealing the flesh.

<sup>11</sup> The description of tattooing given here and in the following pages is in close accord with that related by modern Ponapeans who have endured the same operation (although young people are no longer being tattooed). The designs would ordinarily have been applied by the female tattooing specialists by or during early adolescence. The dye is made from candlenut soot. The tattooing implement is a kind of rake, consisting of a short piece of hibiscus wood to the end of which is lashed, at right angles, a row of wild orange thorns or sometimes a flat comb of bird-bone with one edge filed to a row of points. See Fig. 8.

The healing properties of charcoal are familiar to chemists. The reader has noted, perhaps, that it will delay the putrefaction of butcher's meat; and, indeed, some over economical housewives know how to restore tainted meat by an application of it. The women gone, something was sent us to eat, and we flattered ourselves that our punishment for the day was over. However, the afternoon brought a fresh bevy of these tender ladies, who continued operations upon the left arm. At night we were pointed to some mats and informed that we must sleep there. As Logic says in the play, ours were any thing but rose blankets; and we had the farther gratification of reflecting that they were fixtures of this tattooing hospital, and had probably encased the limbs of at least two generations of Indians. I refused at first to accept the embraces of *such* clothing; but, not yet quite used to going nearly naked, I was fain to seek some protection among the mats from the bamboo floor.

On the next morning the gout-puffed hand of the canon of Gil Blas would not have been a circumstance in size to mine; though the color of my flesh, matured, and grimed with charcoal, hardly looked so aristocratic as a delicately swelled gouty limb. Another squad of these savage printers followed our breakfast. George was outrageous in his protestations, and howled and gesticulated earnestly against a repetition; and I did not spare entreaty. The prayer of his petition was granted, but my reluctance availed nothing. For a reason of which I then knew nothing, they made gestures that I *must* stand it—there was no escape. George was let off, but not without unequivocal expressions of disgust at his cowardice and effeminacy. He was indeed incapable of enduring it; his blood was bad; but physical disability, among all savages, is quite as much a disgrace as a misfortune.

After finishing the left, operations were commenced upon my right arm. George, a blockhead! not only jeered at me for enduring it, instead of begging out of it like himself, but assisted to hold my flesh for the women. It is unnecessary to go into details; eight days were occupied in the process upon different parts of my body. My legs, back, and abdomen, were marked also, and to enable them to operate I was compelled to lay extended upon a mat. The hair upon my body was twitched out with sea-shells—a process which was performed as expeditiously upon my person as the same ground can be cleared of

pin-feathers on geese by a dexterous cook. I often thought I should die of these apparently petty, but really acutely painful inflictions. George was compelled to remain with me, not only during the eight days the tattooing was going on, but for the month afterward that I was obliged to remain at this hut for my flesh to heal. During this time the application of the oil and charcoal was continually repeated, till I resembled in skin, if not in shape, the rhinoceros.

A long, dreary month that! We were not absolutely confined to the hut, but peregrinations, to a man in my sore situation, would have been sorry amusement; nor were we allowed to stroll far. To relieve time of some of its weariness, George made a rude fife of a piece of cane, and with his knife he manufactured a very tolerable fiddle from light wood, stringing with the fibres of the plantain tree and whale sinews from his "ditty bag." Had we been poets, we might, taking the dreams of those gentry for truth, have vastly enjoyed this rural retreat, romantic as it was, with a beautiful rill running by our door, mountainous and variegated scenery about us, and, in addition to our music, flocks of parrots<sup>12</sup> squawking. But we soon tired of the scene, and of the faces of our keepers; we saw nothing of the women after the tattooing was finished. Every thing became dull and monotonous—the same dull routine of sunning and shade by day, the same notes from the same birds, and the same nightly howling of dogs at a distance. Never did men in quarantine sigh more earnestly for deliverance. At length it came.

We were heartily rejoiced when the canoe was manned to carry us back to the war canoe house. I came from the tattoo hospital a bird of much more diversified plumage than when I entered, being tattooed on my left hand, on both arms, legs, thighs, back, and abdomen.<sup>13</sup> George had escaped with a few stripes on the left arm, and those unfinished. Upon our return a feast awaited us, and, to give it eclat and variety, George astonished

<sup>12</sup> The Ponape lory, *Trichoglossus rubiginosus*.

<sup>13</sup> Perhaps this is a variant style of tattooing. Traditionally both sexes tattooed the hands, arms, legs, and thighs, and women in addition the abdomen, *mons veneris*, and buttocks, but neither sex the back. If O'Connell or H.H.W. is being prudish and using 'back' as a euphemism for 'buttocks' he has essentially described on himself the feminine tattooing pattern, which, if it was indeed done on men must soon after O'Connell's time have become obsolete.

the natives with tunes upon his rude instruments,<sup>14</sup> to which I danced.

I had supposed that my tattooing was over, but I had not been ashore three hours, before, by the chief's direction, one of his daughters prepared to mark me still more. She tattooed a ring upon my right breast, another upon my left shoulder, and two about my right arm. This was but the prick of a needle to the extensive printing business which had been prosecuted upon my body at the tattoo-house, and I made no complaint. The feasting continued during the day; many dogs barked their last; jagow in abundance was mauled to express its juice; and my comrade for his fife, and myself for my heels, were in excellent odor with the natives.

The singing and dancing was protracted into the night of the first day. Upon the second, after bathing, their daily morning custom, the natives recommenced the rejoicing; feasting, jagow, and frolic were the order of the day. Canoes with chiefs and petty chiefs were continually arriving from the other islands, and George and I were paraded and examined at each fresh arrival. As when we first landed, the blue veins, showing through our comparatively white skin, were particular objects of admiration. I enjoyed this parading much better than my comrade, fell into the spirit of it, and danced like mad upon every visit from strangers, George supplying the music, and the spectators clucking, or breaking out into an unsuppressed laugh of delight. George's music saved him much contumely, which he would otherwise have received for his cowardice in the tattoo-house.

So wore the second day. It was not until night that I began to suspect to what it all tended. At night I learned that the young lady who imprinted the last-mentioned marks upon my arm and breast was my wife! that last tattooing being part of the ceremony of marriage.<sup>15</sup> Upon the third morning my bride led me away to the bath, and the day was spent in feasting and dancing, as upon the two days preceding; only that the third, being the climax, was more of a day of rejoicing than the two

<sup>14</sup> Both the fife and the fiddle were foreign to Ponape, although a nose-blown flute existed.

<sup>15</sup> The descriptions of the rings on the arm, breast, and shoulder and their supposed connection to a marriage ceremony, when repeated to modern Ponapeans, are mystifying to them.

preceding. There was, however, no quarrelling or disturbance, no uproar or disorder. The liquor expressed from jagow (cava) is a tremendously powerful narcotic, and drinking it in large quantities produces deep and stupid sleep.

George also was provided with a wife; but his unwillingness to submit to the process of tattooing wedded him to a woman of no rank. She, however, proved a good woman to him.

My father-in-law was Ahoundel-a-Nutt [*Oundol en Net*, 'watchman of the mountain of Net'], chief of the island of Nutt [Net], and the most powerful chief on the group of islands inclosed by the reef, set down on the charts as one island, Ascension, but called by the natives Bonabee [*Pohnpei*, 'Ponape', lit. 'on the stone structure'].<sup>16</sup> He did not have the grace to give me a separate establishment however, for, during the whole time I remained upon the island, I resided under the same roof with him. He gave me his own name, Ahoundel, but I was oftener called Jem-aroche. George Keenan's island name was Narlic [*Nahlik*, 'Lord of the exterior'].

I never had more reason to complain of my wife than the majority of people in civilized countries have. I can say more than the don in "The Wonder;" had my wife died, I should not only have been far from rejoicing at it, but should have regretted it exceedingly. She was only about fourteen years of age, affectionate, neat, faithful, and, barring too frequent indulgence in the flesh of baked dogs, which would give her breath something of a canine odor, she was a very agreeable consort. During my residence upon the island she presented me with two pretty little demi-savages, a little girl, and a boy, who stands a chance, in his turn, to succeed his grandfather in the government of the island.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Oundol ('Ahoundel'), the title of O'Connell's father-in-law, is and was apparently at that time also only the twelfth title in the first line of chiefly titles in most of the Ponapean tribes. The title series in Net was different from those of the other tribes in O'Connell's time, the highest title being Lepen Net, and the title Oundol being far down the political ladder. There is no island of Net; the area known by that name lies mostly on the mainland, and the tribe which occupies it is a small and weak one compared to the others on Ponape.

<sup>17</sup> The missionary Albert Sturges, writing in the 1850s, says that O'Connell's wife was still alive then and describes her as a fearful

Although my father-in-law never permitted me a house distinct from his, but kept me as one of his own household, with a host of other connections—a knight of his majesty's bed-chamber—for there was no division wall in the hut, and I slept on a mat next him; my wife's dower in canoes, Nigurts [*Naikat*, 'my people here'], (slaves,) and other Caroline personal property, with the improvement of real, was far from inconsiderable. She assumed a task new to her, and one of course which she could have had no idea of before—that of an instructress in the language. I was a tolerably apt scholar, but my teacher had a very critical ear, and the least deviation from the island pronunciation created vast merriment both for her and others present.<sup>18</sup> It was a long time before I was sufficiently acquainted with the language to know what property I held in my wife's right; and when I had learned I cared little to be exactly acquainted. Covetousness is almost unknown among the Carolines.

My wife accompanied me in my walks and in my canoe excursions; always at my side, and looking up to me as affectionately as ever a novel-schooled miss could, and with twice the sincerity. Her father, who was a practical joker, contrived, in the excursions in which he accompanied us during the lengthened honeymoon, to pop upon places where he knew that, although my name and fame had preceded me, the residents had never seen me. He would direct me to enter a house suddenly, with a howl, and strike an attitude. It would invariably send all the occupants, usually women, flying out at every place of egress. The sight of Ahoundel on the outside, enjoying a hearty laugh, would remove fear, and this rude method of introduction supplied both parties, the visitors and the visited, with rare amusement. Imagine the effect which would be produced on a party of American or European ladies by the sudden apparition of an Albino under such circumstances, and you will have some idea of the fright of the islanders.

---

monument of depraved lust. (Records of the American Board of Commissioners for Foreign Missions, Vol. III, No. 268, p. 3, Houghton Library, Harvard University.)

<sup>18</sup> O'Connell may have viewed himself as 'a tolerably apt scholar' but his knowledge of Ponapean was elementary. This matter is discussed in the Introduction.

To excursions without him Ahoundel was very averse. He would, in answer to my inquiries about the other islands, tell me they were inhabited by cannibals, and assure me, that if I ventured away from him I should certainly be eaten. George and I, if we took excursions, did so in a canoe borrowed of fishermen, because we could not launch our own unperceived. Afraid of being eaten, our trips were at first confined altogether to Nutt, the island upon which we resided; circumnavigating it, and paddling up the creeks. When we were near a settlement, George would take his fife and make its shrill notes echo in the still valleys and mountains. "Narlic! Narlic! Narlic! Narlic!" we should soon hear the natives shouting, as they came running down to the creek side, "Narlic, cudjong [*keseng*]! cudjong!" Cudjong was the name which the natives had bestowed upon George's fife. The shore would soon be lined with breathless listeners, and while I kept the canoe just in motion enough to avoid the banks, George would play some of his sweetest tunes. We were always invited to land, and usually did so. As soon as I left the boat came my turn; I was besieged to dance, and as I always refused to land except when intending to astonish the natives with a reel which might have passed for clever, even

—"at the fair of nate Clogheen,"

I usually complied with their request.

## CHAPTER IX

*Castes.—Moonjobs.—Jerejohs.—Nigurts.—Respect to chiefs.—Succession to authority.—Number of islands.—Names of chiefs.—Condition of Jerejohs.—Of Nigurts.—Houses—description and mode of building.—Gaudy exterior.—"House warming."—Canoe-houses.—Estates.—Relations between landholders and their dependents.—Power of petty chiefs.—Revenue of head chiefs.—Tools.—Twine and cordage.—Mats and sashes.—Weaving.*

There are on the Caroline group the same two distinct races of people that are common to almost all the islands of Oceanica,—the olive race, judged by geographers to be descendants of Malays who emigrated at a date which it is impossible to fix, and the ocean negroes, probably the original inhabitants. The whiter race upon the islands of Bonabee are divided into two classes,—the MOONJOBS [*mwohnsapw*], composed of chiefs and their blood connections, and the JEREJOHS [*seriiso*], or free whites. The negroes form one caste, and are known under the name

NIGURTS. A similarity between this word and the Philippine Nigritos is obvious.<sup>19</sup>

Jerejohs and Moonjobs intermarry with each other, but seldom or never with the Nigurts. When intermarriages take place between the Jerejohs and Moonjobs, the issue takes the rank of the mother. The children of chiefs by Jerejoh mothers may become petty chiefs, but can never reach the rank of supreme chiefs. The respect paid to chiefs is extreme, no person of less rank approaching them in an erect posture. In a house, where a chief is present, all persons keep in a sitting position, or, if they walk about, it is done with the body inclined forward almost at right angles with the legs. Should a person unapprized of the presence of the chief enter the house, the exclamation "Agai! moondie! Aroche nanname [*ekei! mwohndi! . . . nan-ihmw!*]!"—"Ah! sit down, chief (is in) the house!" rises from many voices at once.

The Moonjobs are the distant and immediate connections, or family of the chief, and are in number to the whole population as one to twenty. The term *moonjob* is also applied to the skies; and the chiefs claim some affinity or connection with the sun and moon.<sup>20</sup> The succession to the supreme authority is very orderly, and no confusion ever takes place. It does *not* descend directly from father to son, but when the head chief dies the next chief in rank—probably his brother—takes his place. The new incumbent's vacated place is filled by the next below him in rank, and his again by the next; thus causing a promotion from grade to grade through the whole, leaving a vacant place at the foot of the scale, into which the deceased chief's eldest son steps, if his mother is a Moonjob; if not, the eldest son by a

<sup>19</sup> This description of racial castes is completely unfounded. Modern Ponapeans say that high-ranking people, because they did little outdoor work in former times, were less exposed to the sun than commoners, hence were lighter in skin colour. Andrew Cheyne, describing conditions on Ponape in the early 1840s, gives virtually the same explanation of differences in pigmentation. As for any cognation between the words 'nigurts' and 'Nigritos', this is of course sheerest amateur philology. See p. 124 n. 25 for an explanation of 'nigurt'.

<sup>20</sup> The word moonjob (*mwohnsapw*) means literally 'first of the land', referring to those entitled to receive first fruits. It does not mean sky, nor do chiefs, at least today, claim any connection with the sun or moon.

Moonjob mother; and if the chief leaves no Moonjob sons, the vacancy is filled from the family of the new incumbent. It often happens that deaths of chiefs between the highest and lowest grades create vacancies, which are filled by the head chief's sons before the death of their father; and sometimes the head chief's family is not sufficient to fill vacancies; in which case the next chief's family is drawn upon. Each chief has an estate, the size and fertility of which determines his rank. The group inside the reef consists of about twenty inhabited islands, varying in size from twenty miles to half a mile in circuit.<sup>21</sup> The largest island is called Nutt,<sup>22</sup> and the head of this primitive oligarchy always has to his name the addition Nutt, connected by a sort of particle, thus, Ahoundel-a-Nutt. Nothing else is necessary to designate his rank, though the general term Aroche lap-a-lap [*lapalap*]—very great chief, is sometimes applied to him. The following is a list of some of the principal islands,<sup>23</sup> and the names of their chiefs in 1833; the word after the particle being the name of the island. The native name for the whole group is Bonabee.

Ahoundel-a-Nutt, [*Oundol en Net*]  
Wajai-a-Matalaleme, [*Wasai en Madolenihmw*]  
Namatha-a-Chaba, [*Nahnmadau en . . .*]  
Roun-a-Kitti, [*. . . en Kiti*]  
Na-anaho-a-Palaga, [*Nahnawa en Palikir*]  
Wajai-a-Chocoich, [*Wasai en Sokehs*]  
Ahoundel-a-Param, [*Oundol en Param*]  
Nanamoraki-a-Hoo, [*Nahnmwarki en Uh*]  
Lecunjoni-a-Jounaboo, [*?*]  
Tuccaree-a-Hand, [*. . . en Ant*]  
Ajongajangkee-a-Corrapin. [*?*]

<sup>21</sup> See p. 109 n. 10. The main island is actually about 40 miles in circumference.

<sup>22</sup> No island is called Nutt (Net). That word is used in two senses: 1) Net Peninsula; and 2) the entire tribe of Net, which includes the Net Peninsula, other parts of the mainland, and some small islands, principally Lenger and Param.

<sup>23</sup> Of the identifiable place names given in this list, only Sokehs and Param are islands within the surrounding reef of Ponape. Sokehs Island is part of the tribe of Sokehs, the rest of which is on the mainland and bears the same name. Param belongs to Net. Ant is a completely separate atoll, 8 miles distant and belonging to the tribe of Kiti. All five tribal names are given by O'Connell in this list: Kiti, Net, Madolenihmw, Uh, and Sokehs. Palikir is part of the Sokehs tribe, on the mainland. Of the

The head chief sometimes takes the title Bonabee, but more usually that of Nutt. On each of the islands are petty chiefs, taking their titles from the districts which they own. We find it difficult to determine where the title *chief* ceases, as every landholder takes the title of his property; and all under Moonjobs and very prominent Jerejohs are known by the general title "Aroche<sup>24</sup> ticatic [. . . tikitik],"—very small chiefs. Perhaps aroche might as well be translated freeman as chief; but then there would be no word in the language signifying chief.

The JEREJOHS, the next class, are all landholders, but never rise above the rank of petty chiefs. They are less noble and independent in their carriage, a bearing evidently the effect of habitual submission.

The NIGURTS are, in effect, slaves. They are of the race of Oceanic negroes, not jet black, but much darker than the higher classes. The hair is not short and curly, but long and straight. The skin is rough, and very unpleasant to the touch. They perform not only the labor of fishing, but nearly all the labor done on the islands. They own no land, and are attached to the estates of the Moonjobs and Jerejohs, who assert a vague claim of property over them. They are the executioners—the butchers—the only species of cattle killed,—dogs,—and the cooks.<sup>25</sup>

---

identifiable titles, which precede the place names, only the Nahnwarki of Uh is correctly given as the highest title of that tribe. Wasai is the second highest title in both Madolenimw and Sokehs, though in the case of Sokehs there was a period of time, which probably included the time of O'Connell, when the highest title, Nahnwarki, was not issued. This was because of certain misfortunes which befell the holder of that title. Nahnawa is the fifth ranking title in each tribe. Oundol (O'Connell's father-in-law's title) is twelfth or lower, and Nahnmadau is even lower.

<sup>24</sup> See p. 151 n. 64 regarding this word.

<sup>25</sup> O'Connell has only partially understood the chiefly system, as set forth in the preceding paragraphs. His use of the word 'chief' confuses matters. There are two lines of titled persons (or chiefs) in each of the five tribes. These are what O'Connell calls Moonjob and Jerejoh. A more generic term which includes the higher titles in both lines is *soupeidi*, a term not given by O'Connell. The higher titles of one line belong to the men of one particular clan, those in the other line to another clan. Members of all other clans (there are about twenty) are commoners (*aramas mwahl*, literally 'common people'). These commoners apparently are what O'Connell calls slaves, 'nigurts', which is probably to

The houses upon the Bonabee group are simple in construction, but by no means rude, answering every purpose of shelter and convenience. The erection of a house is not considered a servile task; it is an honorable employment, in which the future occupant is assisted by his friends and their dependents. The first step is to build a regular and neat stone wall for a foundation, averaging four feet in height, but regulated to the inequalities of the ground, so as to present a level at its top. The inside is then filled with smaller stones, and squared timbers of about a foot in thickness are placed upon the foundation wall. Into these timbers are inserted squared uprights, about five feet apart, and upon these are placed the horizontal timbers upon which the eaves rest. In a word, a very creditable frame is erected. The sides of the dwellinghouses, between the roof and the foundation, are generally only four or five feet in height, but the roof has a very steep pitch, and is supported at its centre by tall posts, and thatched with cocoanut leaves, overhanging the walls about a foot at the eaves.

The upright posts of the walls are netted with twine, and the space between the posts is filled up with small cane or bamboo, fastened together with twine, which is used in such abundance as to conceal the wood. The twine is of variegated colors, red,

---

be read as *naikat*. Horatio Hale writes it thus too, and it would mean only 'my people here', referring to relatives, dependants, etc.

The two titled clans are different in the different tribes, so that people who are chiefly in one tribe might be commoners in another. Clan exogamy prevails, and the two titled clans in each tribe formerly intermarried exclusively. Since descent is matrilineal, a man's sons would be in their mother's clan and would have titles in the line opposite to his.

The men of each of the two titled lines, being mostly of the same clan, receive their titles and are promoted roughly in accordance with the rules of clan seniority. The two lines are essentially equal, contrary to what O'Connell indicates, the highest title in the first line being Nahnwarki in each tribe, often translated as 'King', and that of the second line, Nahnken, often called 'Prime Minister'. It is the Nahnwarki whom O'Connell seems to mean when he refers to 'head chief'. Because of the rules of intermarriage between the two lines just explained, the Nahnwarki and Nahnken can be and often are father and son or, conversely, son and father.

There is a similar political structure involving ranked titles on the sub-tribe (section) level. These lesser titles are given out to commoners, along with parcels of land formerly, as O'Connell indicates.

black, blue, and is so woven as to form figures upon the outside walls; which, with the assistance of tassels and other decorations, make the house present a very gaudy appearance. The floor is laid of bamboo upon the stone platform, and is also covered with twine. In the centre of the floor a hole four or five feet square is left for the fire, the smoke from which finds its way out through crevices in the roof and in the wall. The entrances are about three feet in height, serving alike the purpose of doors and windows.<sup>26</sup>

The dwellinghouses vary in size and in shape, according to the taste and rank of the proprietor. The sites usually selected are those sheltered by trees, and near streamlets. The erection of a house is an occasion of feasting—a sort of pic-nic party, to which those who assist in building bring not only articles for the feast, but materials for building. The time occupied in building is usually about ten days. Newly married couples seldom build, but remain with the parents of one of the parties, or are quartered upon some chief; “house-keeping” forming no essential part of a bride’s privilege.

After the house is completed the priests hold a sort of ceremony of consecration in it, which occupies about three or four hours. The friends of the intended occupants, the chiefs of his district, and other chiefs if they be present, are seated in the house, according to their rank, but no women are allowed to enter. Jagow, dog meat, yam, bread-fruit, etc., are served to the guests, while the priests keep up a sort of song, incantation, or invocation. One sings a sort of recitative song, same and monotonous, and when he has howled himself out of breath the tune is taken up and continued by another.<sup>27</sup>

<sup>26</sup> This description of the native dwelling house (*ihmw*) is important, for the structure has long since vanished. The modern house bears little resemblance to it. Nowadays the thatching (increasingly replaced by corrugated metal) is of ivory-nut palm leaf, and Ponapeans assert that this was true also in ancient times, in contrast to O’Connell’s description of coconut-leaf thatch; they are probably correct, for the very word for thatch (*oahs*), current also according to Cheyne in the early 1840s, is also the word for the ivory-nut palm. The so-called bamboo in O’Connell’s description is actually a kind of cane, *Saccharum spontaneum*, called *ahlek* by the Ponapeans. Blue-colored twine seems doubtful; native dyes do not include that colour.

<sup>27</sup> House dedications, very much modified, are still occasionally held, but any religious elements in them are Christianised.

Dwellinghouses seldom exceed forty feet by twenty, and Nigurts are sometimes contented with ten by six, and less. But the war canoe houses, which serve also the purpose of council rooms and halls for feasting and other ceremonies, are often a hundred feet in length, and forty to fifty wide. They are built like dwellinghouses, except that they are always on level ground, near the beach or upon it, and the floor is not all covered with bamboo. Along the sides is a raised bamboo passage-way, as high from the ground in the centre as the top of the foundation wall, and at one end of the house is a raised platform, which is occupied by the chiefs and Moonjobs upon feast occasions. During two or three months, in the hottest season of the year, the chief with his family and suite occupy this part of the canoe-house as a residence. Upon the ground in the centre of the house the canoes are finished, and upon feast occasions the fires are built for cooking dogs. At the sides of the house the canoes, when finished, and not in use, are suspended. The canoe-house has at one end a large entrance.<sup>28</sup>

Estates all descend from the parent to the eldest son. His is the paternal mansion, his the canoe-house, and his the Nigurts. A large landholder has quite a village about him. The most prominent object in the settlement is the dwellinghouse of the proprietor, always standing in the best situation, and always larger and more tastefully ornamented than the rest. About him are houses, less in dimensions, but also neat, the abodes of younger brothers, connections, and dependents, whom he permits to build upon his territory, and allows the use of a portion of his land and bread-fruit trees; but he never relinquishes his ownership in the soil. Real estate is never passed from hand to hand except by inheritance, and thus is perpetuated the distinction of castes.<sup>29</sup>

<sup>28</sup> These structures (*nahs*), known variously in English as community houses, meeting houses, canoe houses, and feast houses, serve all the functions inferred from those names. In contrast to the dwelling houses they persist today and except for the substitution of building materials are essentially as O’Connell describes them. There is a central ground-level area; there are three walls, the front being left open; the ‘passage-ways’ are the two raised platforms along the sides, and at the back is the still higher platform where persons of high rank sit.

<sup>29</sup> Inheritance was basically matrilineal until the German land reform of 1912. Land belonged ultimately to the highest chief in each tribe, the Nahnmwarki, and was held in fief by lower-ranking chiefs who in turn

These dependents pay a sort of voluntary rent in presents of fruit, yams, and jagow, if they have it. At a greater distance are the huts of the Nigurts—the slaves of the proprietor of the soil, who till the land for the white tenants and their landlord; fish, cook, pound jagow, and, in fine, do all the servile work. There are some descriptions of employment, as I have already noted, which are honorable; such as the manufacture of twine, the building of houses, and decorating of canoes, by the men; and the weaving of wywies [*weiwei*], and manufacture of mats, by the women.

Canoes may belong to people who hold no land, being a description of personal property. Over every thing else the proprietor has control, and exerts over his tenants and slaves a patriarchal power. He can punish minor offences, but being in his turn subject to the head chief of the island, he reports flagrant crimes at head-quarters, where he also pays a tribute, not a stated one, but regulated in quantity by his means and will.

The principal chief upon an island has a similar clan of his immediate connections and slaves about him, and a large landed estate. Every thing is similar to the establishment of a petty chief, except that his dwellinghouse is larger, his canoes more in number, larger and better decorated, and the canoe-house calculated for numerous assemblages. Beside the direct products of his own land, he is in the continual receipt of tribute from the petty chiefs upon his island, and, if he be chief of Nutt and head of the group, of presents from the chiefs of the inferior islands.

The principal mechanical tool is of course the hatchet. It is made of a hard white stone,<sup>30</sup> found on the beach, broken to something the shape of a hatchet, and rubbed to a very good edge on rough rocks. A native will be sometimes two or three months preparing his hatchet, working at intervals upon it, before he fastens it to the handle. The piece of wood selected for a handle is a small branch of a tree, in which there is an

---

parcelled it out to still lesser people. On the death of a land-holder the land reverted to the Nahnmwarki, who usually confirmed the normal matrilineal inheritor in possession, but he could and sometimes did interfere with the normal succession. With land was inextricably bound the system of titles, a title being associated with each parcel. Only the title-system persists.

<sup>30</sup> The material is not stone but the hinge of the giant clam, *Tridacna gigas*. Adzes, not hatchets, were the principal tools.

elbow. One part of this elbow is cut off; the other left long forms the handle. The back of the stone rests against the angle, and round the stone and wood are passed strong bands of bark, hemp, or twine. The hatchet is so fitted upon the handle that its blows are like those of a cooper's adz, but it will at once be perceived that with such an instrument no deep blows can be struck. For smaller work sea shells are used, and coral forms their rasps. They have also dogfish skin for polishing. With these simple tools they are very dexterous, and turn out work which would reflect credit on some European and American craftsmen, who bungle, with every advantage upon their side.

Vines supply much of their cordage for common purposes, made to their hands. They manufacture very neat twine from hemp, the silk or fibres of the plantain tree, and the shells of cocoa nuts. The hemp and cocoa-nut bark is soaked, beaten, and dried before twisting. It must be cleared with the fingers, and is twisted between the knee and the palm of the hand. The fibres of the plantain and banana tree are very fine and soft, and are used only in the manufacture of sashes. They are drawn from the pith of the tree, and after washing, are woven into a texture which much resembles silk.<sup>31</sup>

Men make the twine, and use it, in the finishing of houses and canoes. Women plat the mats for sails, for clothing, and for the beds. The sails are very neatly woven of split rushes; the mat worn about the body is made of the tuft of leaves which crowns the cocoa-nut tree; they are bleached, and then strung together by the women. The mats upon which they sleep are made of rushes. The mat worn by the women is made of the bark of the cocoa-nut tree.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Twine is made principally from the inner bark of the hibiscus tree and from coconut husks—hardly from the coconut shell or bark, which produce no fibres. It was still made by the ancient technique of rolling on the thigh by hand in 1947, largely for fishing lines and nets and for lashing together the parts of the outrigger canoe. The so-called hemp and plantain twine (actually several varieties of *Musa textilis*) was not really a twine, the fibres being very loosely twisted together and used for the manufacture of the loom-woven sashes to which O'Connell refers. These sashes are no longer made but are common in museums.

<sup>32</sup> The so-called rushes for sails and sleeping mats are actually pandanus leaves. The men's 'mat' is a kilt of young coconut leaves suspended from a waist cord. It was still worn in 1947, having experienced a revival



For preparing sashes, or wywies, the women have a rude process of weaving. To a sailor it will be description enough to say it is something like weaving spunyarn mats; but for the ladies, a more particular account is necessary. The web, or threads which run longitudinally of the belt, are fastened to a post at one end, and at the other about the weaver's body, who thus keeps it straight. A stick is then passed over and under alternate threads across the web, and, turned upon its edge, opens them to permit the shuttle to be passed. With the same stick the weaver drives the thread to its place. In this way are manufactured narrow belts to wear beneath the mat, and gaudy sashes for ornament.<sup>33</sup>

---

because of the shortage of cloth in the post-war years. The woman's 'mat' was a wrap-around, waist to knees, made not from the coconut tree as O'Connell says but of either banyan or breadfruit bark; it was manufactured in the same way as Polynesian *tapa*.

<sup>33</sup> O'Connell describes here the horizontal belt-loom, widespread in the Carolines but no longer used on Ponape. The warp was wound in a continuous spiral around both beams, measured lengths of different colours being knotted on at predetermined intervals to produce varicoloured panels on the face of the cloth—a surprisingly sophisticated technique which occurred only on Ponape and Kusaie. The weaver kept the warp taut by means of the back-strap. Omitted from O'Connell's description are the heddle, shed-roll, pattern sticks, and the warp-winding bench. The intricately woven and often beaded articles were primarily the loin-cloth, worn as O'Connell says under the kilt, and the sash, worn by men around the waist. (Incidentally, in Hambruch's translation the word 'sash' is given as 'Vorhänge', and in another place Hambruch refers to these articles as jalousies, then adds that they no longer existed in his time, 1910. Of course they never existed at all.)

## CHAPTER X

*Canoe-building.—Selection of a tree.—Finishing.—Construction of outrigger.—Platform for passengers.—Nigurt mariners.—Ornaments of canoe.—Sails.—Mode of navigating.—Paddles.—Paint.—Preservation of state canoes.—Periodical returns of building seasons.—Feasts on such occasions.—Trials of the new craft.—Fishing.—Walking in the water.—Nets, and dexterity of the natives in their use.—Respect to chiefs.—Fish majorhowi, or tabooed.—Native sophistry.—Eels.—A feast upon them.—Discovery of the bones by the natives.—Awful hubbub.—Sage resolution, and an allusion to the shad and alewives in Taunton River.*

The first care in making a canoe is to select a straight, clear tree. Then five or six persons attack the base at once with their axes, and fell it. If intended for two small canoes the trunk is divided, or if for one long one, trimmed only. The branches are lopped off, and the trunk hollowed out, rudely at first, the principal object being to lessen the weight. Vines are fastened to the

trunk, and taking hold of these, the laborers haul it to the nearest creek or shore, and it is towed to the canoe-house.

The first rough work of felling and transporting is done by the Nigurts. At the canoe-house the work falls into more skilful hands; petty chiefs, Moonjobs, and Jerejohs being the canoe builders. The outside is first made to assume something of the form and comeliness of a canoe, then the inside is carefully hollowed out. Four or five hands generally spend about a week upon a canoe; and after the shape is given, and the rough wood taken off, it is carefully and elegantly polished. This latter is done with coral; as many as can get about the canoe working at once, and lightening labor with a song. After the polishing is completed, a coat of red paint is rubbed inside and out with a piece of cocoa-nut bark, and the boat is placed in the sun to dry. Then a coat of cocoa-nut oil is put on over the paint, giving it quite a high varnish and polish. After the oil is completely dry, the thwarts and outrigger are fitted. The thwarts (seats) are all neatly worked with twine. The outrigger is made of two pieces of wood, extending over the side of the canoe about three feet, and three feet apart; these things regulated of course by the size of the boat. At the outer end of these pieces is fastened a long pole, parallel with the boat, and extending its whole length. Between the ends of the outriggers and the pole are stanchions, adapted in length to the depth of the canoe, in order that the outriggers may be as near horizontal as possible. Upon the two pieces is laid a platform, covered with mats, and protected from the sun by an awning, under which the chiefs sit or lie down. The platform does not cross the canoe; consequently the passengers are as little in the way of those who propel the boat as if they were on shore. On common occasions and excursions Nigurts manage the boat, but when they go to war no people of different castes are allowed in the same boat. The platform is capable of bearing from one to half a dozen persons, according to the size of the canoe, and the mariners, if I may so designate them, are in number from two to eight. Canoes are made in length from five to thirty feet. The canoes of the Nigurt fishermen are less finished, and the platform is barely large enough to carry a basket; being confined more to its original intention—the support of the outrigger. All the joints of this frame are ingeniously secured with twine.

A canoe is the islander's pride. They are very highly finished, pearl shell being worked in about the gunwhale, and the heads,

as each end of the boat is the head by turns, are ornamented with a neatly carved billet of wood. The state canoes are always kept in the house, which opens toward the water; the boats of the Nigurts, and a few hacks, being the only ones constantly afloat. The wood of which all canoes are made is a strong white tree, bearing no fruit, and called in the native tongue *kyup* [*kiop*]. The sails are triangular, such as are called in the sailor's vernacular, shoulder-of-mutton sails, and are platted by the women of split rushes. A yard and a boom at the foot secures two sides of the sail, and the third side has no leach rope, the strength of the material rendering it unnecessary. In putting about, it is only necessary to shift the craft end for end, and make that her bow which was before the stern, as the outrigger must of course always be kept on the windward side.<sup>34</sup>

The paddles are made of the same wood as the canoes, stained red, and polished in the same way. Paddles made for use are plain, and kept in the canoe-house; but every man has one or more fancy paddles which he sports in processions and dances. These are carved and ornamented, and are never dipped in the water, but are kept in the owners' houses during their lives, and buried with them.<sup>35</sup> The platform of a chief's canoe is generally painted white, with lime made by burning coral rock. Mixed with cocoa-nut oil this makes a very good paint, extremely white and tenacious of its hold. The same mixture is an excellent cement for cracks in the bottom of a canoe.

Uneven as is the bottom of the basin inside the reef, frequently changing from very deep water to shallows of a few inches, the canoes, notwithstanding the labor bestowed upon them, are short-

<sup>34</sup> This is an excellent description of the Ponapean canoe and its manufacture, which is still followed. The 'pole' is the outrigger float. The red paint, now often replaced by commercial paint, was made from a red earth. The varnish was not coconut oil but oil from the nut of the *ais* tree (*Parinarium glaberrimum*). Pearl shell worked into the gunwale is unknown today and the ornamental end-pieces have disappeared. 'Kyup' (*kiop*) is not a tree but a spider lily; the most frequently used trees for the canoe hull are breadfruit, *Campnosperma*, *Elaeocarpus*, *Myristica*, and *Terminalia*, but other woods are used for other parts of the canoe. The sail was platted from pandanus leaves; nowadays it is of cloth but retains the same lateen shape. Putting about is still done as O'Connell describes.

<sup>35</sup> These dance paddles are still used but are mostly made as curios for sale.

lived, seldom lasting more than a couple of years, the coral bottom grinding them through. The largest, used only on state occasions, last, indeed, longer, and decay of dry rot. Even then they are preserved, as are the regalia of royalty among civilized nations; but the canoes are infinitely more safe, because the reverence of the islanders for them is universal, and there is no cupidity to tempt to their conversion to cash, were it possible. There were canoes hanging in the house at Nutt, the origins of which were almost lost in tradition, and the age of which it was impossible to fix.<sup>36</sup> The smaller and more useful, when worn too much for the chief's pride, are passed to the Nigurts, who divest them of their ornamental frippery, as a gentleman's spar of horses may be degraded to a barkmill.

The need for building returns periodically about once in two years. Three such jubilees—for jubilees they are—occurred while I resided upon Nutt. The permission of the chief first obtained, all the petty chiefs upon the island went to work, each at the canoe-house in his own district. When the building was finished, all the new canoes were brought to the head chief's quarters. The natives paddled them about, performing skilful evolutions to test the behavior of their new craft, Ahoundel, the head chief, alone standing erect. After an hour or so spent in this way, the canoes formed a line to the number of hundreds, and each chief, on his own platform, danced and flourished his fancy paddle, the whole assembly singing and keeping perfect time. Such are among the few occasions upon which any but women and priests sing. The day was wound up with a feast, and the usual draughts of jagow. The whole scene—the decorations of the canoes, the chiefs in their gala dresses, and the women on shore with their heads dressed with flowers—formed a pageant which I thought seldom, if ever, surpassed among civilized nations.<sup>37</sup> Then the universal hilarity and good order, the absence of all jealousy and quarrel-

<sup>36</sup> The large state canoes are no longer made nor are canoes preserved in this manner today.

<sup>37</sup> The canoe ceremonies, now long in abeyance, seem actually to have been held annually, not every two years. In each tribe every section, about January, became completely absorbed in the building of a new canoe of the large, elaborately decorated state type. The local section chief directed the work. People worked on the hull, outriggers, and end-pieces, and others prepared the vari-coloured twine for the decorative lashings. Still others formed bands of singers and dancers and practised

ling, for precedence, rendered impossible by the established order of castes and standing, is a feature in their rejoicings which the pomp of civilization never possesses. No individual distress or inconvenience follows them; there is nothing in the customs of the Indian to make it necessary that he should

————— *Defraud his daily cheer*  
*To boast one splendid banquet once a year.*

The belt of coral reef about the Bonabee group incloses a comparatively still basin of water. The canoe navigation of this is the most quiet and beautiful motion conceivable; much of the time the canoe is propelled by putting the end of the paddle against the coral floor, which is distinctly visible through the clear water. Fish are sometimes speared with great dexterity by the natives, the stillness and transparency of the water permitting the perfection of skill in thrusting the spear. This is the amusement of amateurs, the fish caught for food being taken in nets by the Nigurts. There are within the reef many places where the water suddenly deepens to many fathoms—interregna in the coral bottom, of various circumference. As well acquainted with the floors of their fishing places as with the floors of their houses, the Nigurts divide themselves into two parties, one party stealing noiselessly to the edges of this deep water, and there holding their nets. A method of walking in the water, peculiar to the natives, is worth description. The leg is lifted up straight and quick, bringing the foot almost to the surface of the water; then, the toe pointed as gracefully as that of a danseuse, the foot is planted again some two or three

for weeks, under teachers, and prepared the dance paddles, costumes, and other paraphernalia for the performances. In April the canoes were launched, with religious ceremonies. Any canoe not ready on the appointed day had to be abandoned where it lay, or destroyed, and the delinquent section chief was punished.

Despite the idyllic description given by O'Connell, there was a strong element of competition in the canoe races and canoe dances held between the people adhering to the two highest chiefs in each tribe, the Nahnmwarki and the Nahnken, to whom all the canoes were given, some to keep and some to re-distribute. The canoe ceremonies seem to have been in large part a form of prestige competition between the highest chiefs, the lower chiefs gaining merit, and favour in title promotions, in proportion to their success at the canoe building, racing, and dance performances, just as they still do in the modern feasts and other forms of competition.

Canoe  
competition

feet in front of its first position. This method of progression offers next to no resistance to the water; consequently very rapid progress is made, without any splashing and splatter. The net holders stationed, the others, if possible, surround them in a circle, if not, as near as may be, and with their spears and legs create as much hubbub as lies in their power. The frightened fish make for the deep water, and are intercepted by the nets.<sup>38</sup> Fishing with lines is seldom attempted; as the natives are very unsuccessful with their rude tortoise-shell hooks.<sup>39</sup> I made some very tolerable hooks from the ramrods of the muskets preserved from the wreck; but it was necessary when a bite was felt to keep the line taught, as, there being no barb, the fish would otherwise escape.

So servile is the respect paid to chiefs, that a party of fishermen immediately suspend their work upon the appearance of a chief's canoe, scramble into their boats, cross their arms, and incline their heads in obeisance till the chief has passed them, then follow, and offer him a selection from their fish, if they have taken any. A neglect of this observance would subject them to severe punishment, probably death.<sup>40</sup>

Fish are plentiful, and a main source of subsistence; but I am neither Billingsgate woman nor naturalist enough to specify the varieties. The skin of the dogfish and shark supply the natives with a means of polishing wood and cocoa-nut shell utensils, and the shell-fish furnish utensils for cutting. The shark is seldom captured, and when captured it is in shoal water with spears. Upon every island some species of fish is *majorhowi* [*me sarawi*], or tabooed; and it is not unfrequently the case that different families upon the same island have each a species of fish which they may not eat.<sup>41</sup> The reason for this will appear in the account of their religion. As a proof that sophistry in reasoning upon religious points does not require a knowledge of the technicals of the science of logic, it is not esteemed wicked for a man to furnish another with food the consumption of which he esteems

<sup>38</sup> O'Connell describes here only one form of fishing. Many others are known.

<sup>39</sup> But trolling with a line was done anciently, using the bonito hook, a two-piece device made of clam-shell.

<sup>40</sup> These are but a few of the many forms of deference which must be shown to social superiors.

<sup>41</sup> This is a reference to clan totems—most, but not all of which are fishes.

profanity. When the spoil of a fishing excursion is landed, it is divided by species; he who cannot lawfully eat a particular fish turning it over to one who has no such scruples. Thus, as the indefinite restriction of Mahomet, who, in stating that

*"There is a part in every swine  
No friend or follower of mine  
May eat,"*

neglected to specify the particular portion, has left his followers to go the "entire animal," all the finny salt-water tribe are devoured by the Bonabeeans. Even parts of the shark are eaten upon one island.

There is one species of fish universally held sacred by the islanders, a species of eel, inhabiting the fresh water. Keenan and myself had resided upon Nutt, and eaten at many feasts, beside the regular domestic fare, but in all this eating no eels had furnished their share. To our inquiries why this fish enjoyed such a peculiar and universal exemption, the only answer had been "Majorhowi!" This we knew was a partial defence for all fish, and not being aware that the respect for eels was more strenuously insisted upon than that shown their cousins the dwellers in salt water, we determined upon indulging ourselves in a feast upon them; taking the precaution, however, not to invite any of our copper friends to be of the party.

We selected for the occasion a fine night, and with elbowed sticks poked the fish out of the water at a sudden bend in a brook. Unlike the eels which were used to being skinned, these were not so much as used to being caught, and having enjoyed an immunity from the snares of the fisher from time immemorial, our trouble was in avoiding to take too many, rather than in catching enough for our purpose. Building a fire and broiling them in an unoccupied house, we had a sit down alone, and demolished them with an appetite which was not abated by the circumstances under which we feasted—the wise man having recorded his opinion that "stolen waters are sweet." Our feast finished, we wiped our mouths, as beseems those who have committed a secret crime, and returned to our island friends with all the conscious rectitude of rogues undiscovered.

Murder will out. We had neglected the precaution of concealing the bones, and, with an aptitude for detecting sin like that which characterizes some civilized people, who are supposed to

be innocent even of the knowledge of iniquity, some of the natives recognised in the bones the fragments of the forbidden fish. Our first intimation of the discovery was taken from seeing the natives repairing to the house, and, not at first understanding the reason of it, we fell in upon the tide. When we reached the hut, we found men, women, and children kneeling or completely prostrate, beating their breasts, and rocking to and fro, or rolling on the floor. Of the noise they made, we had been, of course, apprised by our ears before we reached the house, and had concluded that some accident or sudden death was the reason of the outcry. Nothing was there however—no broken bones but the bones of the eels; the pyramid of which, as George and I had left it, might indeed have caused cries of surprise that two persons could have left such testimonials of appetite; but as the aspect of affairs looked like an expression of something more than surprise, we esteemed it prudent to keep our own counsel. For two or three days was the lamentation continued; it flew from place to place and from hut to hut; on every side was weeping and lamentation. George and I thought we saw some looks indicative of suspicion, and when the bones were fairly buried by the chief's orders, and the hubbub ceased, we felt relieved from a load of fear which had been sufficient to give us a distaste for eels; which operated better for their safety, as far as we were concerned, than all the acts passed by the legislature of Massachusetts have done for the shad and alewives in Taunton River.<sup>42</sup>

<sup>42</sup> The logbook of the *Gypsy*, a Sydney vessel (microfilm in Dept of Pacific History, Australian National University), at Ponape in March 1841, states that the river eels 'are worshipped by the natives, and in such veneration are they held, that should they be caught and cooked on board ship and the natives get knowledge of it, every soul would directly abandon her with the greatest abhorrence'. The taboo against consuming the fresh water eel persists today, but at least some Ponapeans say it is because of the horrid, frightening appearance of the fish.

## CHAPTER XI

*Marriage.—Approbation of a chief necessary to unequal matches.—Marriage celebrated in canoe-houses.—Arrangement of the guests.—Preparations for feast.—Pounding jagow with peculiar ceremonies.—Expressing the juice.—Order of drinking.—Women averting faces.—Mode of building fires to cook dogs.—Mode of dressing and cooking them.—Serving up.—Carving.—Day ends with dance.—Paddles and music.—Breaking up.—Ceremonies of next day.—Priest's mummery.—Polygamy.—Connubial bonds.—Tattooing one cause of wives' fidelity.—Its meaning.—Different in different castes.—Conjugal spat between Mr. O'Connell and his wife Laowni.—Cause of it.—Manifestation of grief and rage on her part.—A disagreeable visit.—A relenting wife.—A vindictive husband.*

If a man affects a woman, the rank of the parties being equal, he has only to obtain the consent of herself and her parents. Women are never compelled to accept as husbands persons whom they dislike. When a match is proposed between a Moonjob and a Jerejoh, the approbation of the chief is necessary, before the

[ ] = omit  
[ ] = insert

## CHAPTER VII

*Mr. O'Connell ships in barque John Bull.—Embarkation of missionaries for Strong's Island.—Vessel strikes a reef.—Deserted by crew.—Mr. O'Connell, five others of the crew, and the wife and daughter of the missionary, escape in one boat.—Lose sight of their comrades.—Sufferings from cold and heat.—Death of the females.—Make land after three days.—Find landing.—Caution of the islanders.—Their attack.—Non-resistance of Mr. O'Connell and his comrades.—Their names.—Conducted to canoe-house.—Hospitable conduct of islanders.—Fear of cannibalism.—Jig by Mr. O'Connell.—Delight of his audience.—Baked dogs.—Jagow.—Arrival of chiefs.—Distribution of the strangers among them.—Jane Porter.—Cut up and sewed into blankets.—Washed away by rain.—Looking-glass a great curiosity.—Smashed to catch the spirits in its back.*

In or about the year 1826, I shipped in the barque John Bull, whaler, Capt. Barkus. The common incidents of a whaling voyage, which I have already declined recounting in another place, it is unnecessary to repeat here. After we had been from

Sydney about four months, we put in at the Bay of Islands, New Zealand. Bishop Marsden, at that time on a visit to New Zealand, from his residence at Paramatta, put on board of us a missionary who was appointed to Strong's Island,<sup>3</sup> one of the Caroline Archipelago, with his wife and daughter. We were to cruise among the islands towards Japan, with the intention to reach the shores of Japan at a particular season, when whales were supposed to frequent the Sea of Japan. At eight months out we had taken about eight hundred barrels of oil, and were endeavoring to make Strong's Island to leave our passengers. At nightfall we had made no land, but knew from observation and the ship's log that we were within a day's sail of our destination. We were bowling along under easy sail, the wind on our quarter, when, at about eight o'clock in the evening, the vessel struck on a concealed coral reef, which is not laid down on the charts. Capt. Barkus was, as usual, drunk on the hen-coop when the vessel struck. In the presence of the master, the mates can assume with success no authority which it is his peculiar province to exercise; consequently, with a drunken, stupid sot for a master, every one followed the promptings of his own experience or inclination. The boats were lowered, but notwithstanding the necessary precipitation with which we prepared to leave the vessel, the boat in which I escaped was furnished with provisions and arms, and we were able, also, to take away some ammunition and little portable articles. In the boat with myself were five seamen, and the wife and daughter of the missionary. He was in the boat with the captain. In the four boats the whole crew escaped from the vessel. For five or six hours we kept together, but when the morning dawned there was only one of the other boats discernible, and that but faintly, a long distance astern, as we crested a wave! Even in a latitude which must have been within fifteen degrees of the equator, a night passed without sleep or food, in an open boat, washed by the continual breakings of the sea over it, chilled our whole frames; we were faint, cold, weak, jaded and dispirited. But the sufferings of the ladies engrossed more of our care than our own situation. We had a sail in the boat, and kept her away before it, both because of the comparative comfort of such a course, and our indifference as to what point we stood for. As I sat steering, I folded

<sup>3</sup> Kusaie, the easternmost of the Caroline Islands.

the shivering, sobbing daughter to my body with my left arm, while two of my shipmates assisted in protecting her by placing themselves on each side. The mother was similarly cared for by the other seamen. We tendered them parts of our clothing, but could not persuade or induce them to accept any thing of the kind. Oh, such a horrid night! The women had much more to endure than ourselves, for, beside the natural weakness of their frames, and the delicacy which is woman's suffering in misfortune as her ornament in prosperity, they suffered acute pain from the excoriation they had received in descending to the boat by the davit tackles; the salt water rendering poignant the smarting pain of their wounds. But in all their affliction they bore holy testimony to the efficacy of that religion whose messengers they were; their fortitude might have put even some of their male associates in misfortune to the blush. If ever true practice as well as profession of religion existed, it was exemplified in this family. On shipboard, before our misfortune, the discreet and feeling manner in which they strove to impress upon rude sailors the truths of religion, had convinced all of their *sincerity*, at least. In the boat we had more affecting proof. They prayed frequently and fervently, and there were none to scoff.

Broiling heat succeeded the chills of night; the wind abated, flattened, at noon we were becalmed; dying with heat and fatigue upon a sea whose dead swell was so tranquil that its glassy, slimy smoothness was not ruffled. Toward night we had a breeze again, through the night the wet chills, and the same heat and calm upon the next day. After two days and three nights' exposure, the daughter died about ten o'clock on the third day. For some hours before she had been apparently unconscious of her situation; she had talked in her wanderings of her father, of her home, and of the island to which she was destined on an errand of mercy: the happy end of her pilgrimage was attained without the toil to which she had in her youth devoted herself to reach it. The mother was by suffering so far bereft of sensibility, that the death of her child hardly moved her. She scarcely appeared to understand us when we informed her of it; or, if she did, the announcement was received with a sort of delirious joy. With as much attention to the forms of civilized society as our situation would permit, we committed the body to the ocean. We at first intended to wrap the corpse in our sail; but the prudence of a portion of the crew, who objected to exposing the

living to save a form for the dead, prevailed. The mother, in her weak state, hardly uttered a comment, and in a few hours followed her daughter. Her body was also consigned to the deep.

Upon the next morning after these melancholy duties to the two martyrs to the holy religion they professed, we made the land. We had been in the boat three days and four nights, but, rejoiced as we were to make the land, no immediate prospect of profiting by it appeared, for it was circled with a coral reef, in which it was past noon before we discovered an opening. Effecting a passage we entered a smooth basin of water, and saw hundreds of canoes launching and putting off to us. They would approach within a short distance, then suddenly retreat, and at length commenced showering stones, arrows,<sup>4</sup> and other missiles upon us. We threw ourselves in the bottom of the boat; and when they had satisfied themselves that we could or would offer no resistance, they were emboldened to make a rush upon the boat, which they towed to the beach. After we were landed they stripped us of our clothing, and took every thing out of the boat, whale irons, tubs, muskets, etc. The boat was then hauled upon the beach, and our company, six in number, were led to the canoe-house. In the hope that this publication may be the means of conveying intelligence to their friends, I shall here insert the names of my comrades, and their birthplaces, so far as I remember them. George Keenan, an Irishman, belonging to Dublin; John Johnson, an Englishman; Edward Bradford, of Bristol; John Thompson, of Liverpool; and John Williams, of London. Of the native places of the two last-named persons I am not positive.

We were seated in the centre of the canoe-house, upon mats; and yams, bread fruit, plantains, bananas, fish, bits of cold game of some sort, the class of which we could not at first decide, were brought to us. The building was filled in every chink by natives, seated, the men with crossed legs, like Turks, and the women on their heels. A constant buzz of conversation ran through the assembly, each talking to his next neighbor and gesticulating vehemently. The interjection or sound indicative of pleasure or

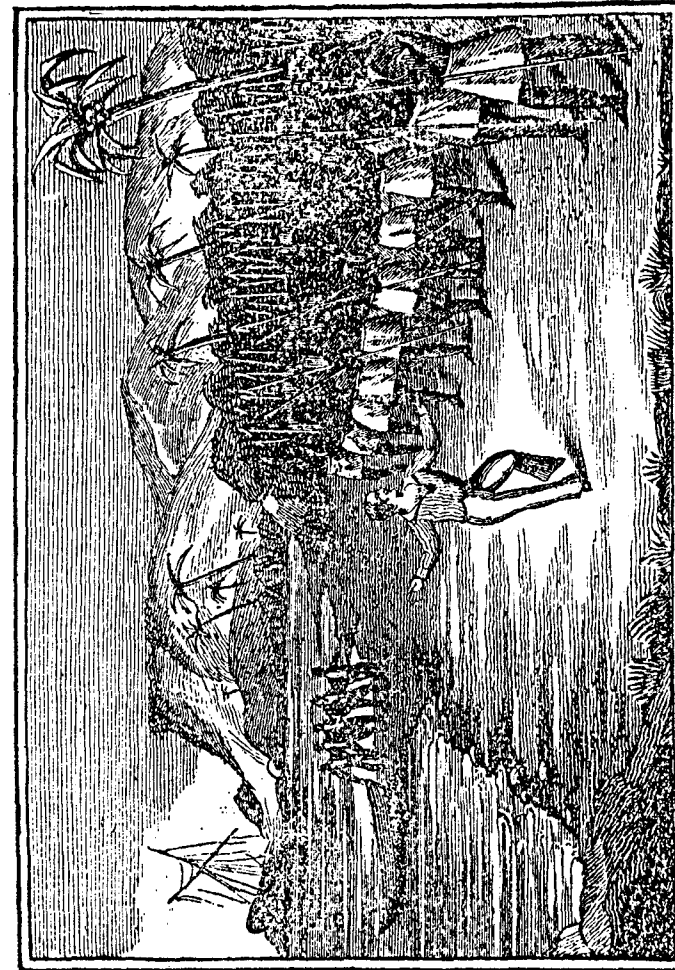
<sup>4</sup> Modern Ponapeans say that the bow and arrow were never a weapon but only a child's toy. Perhaps the spear is meant here. The major weapons were the spear, club, and sling. Small knives were also employed.

surprise among these Indians is a cluck,<sup>5</sup> and of this sound there was abundance, but we were at that time at a loss how to interpret it. Parties of two or three would come down to where we sat, walking with their bodies bent almost double. They took hold of our persons very familiarly, women and men, and gave frequent clucks of admiration at the blue veins which were marked through our skins, on parts of the body which had not been usually exposed to be bronzed by the sun. My comrades feared the Indians were cannibals, and that this examination was to discover whether we were in good roasting case: a horrible supposition, which was strengthened by the building of two or three wood fires, covered with small stones.<sup>6</sup> Their fear was so excessive that they gave themselves up as lost; but as I had been somewhat acquainted with the manners of the inhabitants of other islands, I reasoned, from the apparent good humor of these people, that they intended us no harm.

In a sort of desperate feeling of recklessness, I determined to try the experiment of dancing upon our savage audience. I proposed it to my comrades, and they endeavoured to reason me out of what they esteemed criminal, thoughtless conduct in the view of a horrid death. The prospect was none of the most agreeable, certainly; but I was determined on my experiment despite their remonstrances. I accordingly sprung to my feet and took an attitude; a cluck of pleasure ran through the savages, and one of them, readily understanding my intention, spread a mat for me. I struck into Garry Owen, and figured away in that famous jig to the best of my ability and agility; and my new acquaintances were amazingly delighted thereat. There was no loud acclamation, but anxious peering and peeping over each other's shoulders, the universal cluck sounding all over the house. Before my dance was finished the cause for which the

<sup>5</sup> This is identical to the click-sound which among ourselves expresses disapproval, or commiseration. In 1947 it could be heard when a boy admired the long beam cast by a new flashlight, or when a man witnessed the operation of an ice-making machine.

<sup>6</sup> This is the stone oven, made by heating a pile of stones in a shallow depression, then raking out the wood ash, placing the food to be cooked on a layer of the glowing stones, heaping more hot stones over the food, and covering finally with leaves, to hold in the steam. It differs from the Polynesian earth oven in that the latter is usually made in a pit and covered over with earth.



*Fig. 7 O'Connell saves his life by dancing for the Ponapeans. This illustration appears in the pamphlets which were sold at circuses to accompany O'Connell's performances. In the original book the John Bull, shown wrecked on Ponape's shore in the background, is said to have been lost a distance of four days by boat from Ponape, and the dance is done not on the beach but in a canoe house. O'Connell's five shipmates are shown in the background at the left.*



fires were built became apparent, to the no small relief of my comrades. It was ascertained that the roasting preparations were made, not for us, but for some quadrupeds, which we afterwards found were dogs.<sup>7</sup> Other preparations, such as the pounding of jagow [*sakau*],<sup>8</sup> (cava in the Sandwich Island language,) roasting of game, etc. were making for a feast. In three or four hours all was ready. After my dance was concluded we were separated from each other, each of us making the nucleus of a group of natives, who could not sufficiently admire and examine him. Food was sent us, and jagow. Of the latter I could not drink; it was unpleasant in taste, and a very strong narcotic in effect.

We were now all completely reassured; the conduct of the natives to us was all that uncultivated kindness and hospitality could prompt. At night we slept in the canoe-house, having each half a dozen bed, or perhaps I should say mat fellows. Upon the first day we were each supplied with the mat<sup>9</sup> which is a part of the native costume. For three or four days it was with us a continual feast, islanders crowding from all directions to see the white strangers. Some people claiming to be civilized might take a lesson from the humanity of these people to shipwrecked mariners.

Upon the fourth day after our landing there was an arrival of a fleet of canoes, the head and other chiefs. We were again inspected by the new comers, and it was my fortune to be selected, with my shipmate George Keenan, by the principal chief. The other four of my comrades were also appropriated; and our property and the articles we brought on shore in the boat were also divided. I was astonished at the perfect peace in which, among savages, all these arrangements took place. On the morrow, my new friend, or master, or owner,<sup>10</sup>—I do not know exactly how he considered himself,—left the island upon which we landed, taking with him Keenan and myself. Eight or nine

<sup>7</sup> See fig. 10. Dogs were the only domestic animals.

<sup>8</sup> Ponape and Kusaie are the only Micronesian islands where kava drinking was practised, and only Ponape today clings to it. The root is prepared by pounding, as O'Connell says, the Polynesian custom of mastication being absent.

<sup>9</sup> What is meant is a kilt consisting of coconut leaves suspended from a waist cord and hanging to the knees. This is the men's costume.

hours carried us to his island,<sup>10</sup> where new feasting and *lionizing* awaited us.

A grand feast celebrated the return of the chief to his house, at which I repeated the Irish jig which had taken so well upon my first landing. I have no doubt that in my heels was found the attraction which led the chief to select me from among my comrades. Upon the next day after his return he restored to George and me our "ditty bags," the only property I had preserved from the wreck. In that bag were two odd volumes of Jane Porter's *Scottish Chiefs*, and a little shaving-glass. These articles were great objects of curiosity, and I may as well relate their history and ultimate fate here as elsewhere.

God bless Miss Jane Porter! I have so good an opinion of the lady that I doubt not it will add to the pleasure which the composition of her *Scottish Chiefs* afforded her, to know that two odd volumes of the work were pleasant companions in our exile on the Carolines. Intimately acquainted, as we soon necessarily became, with the *Scottish Chiefs*, I must do the armor-cased warriors the justice to say, that far from tiring, they improved upon acquaintance, and being the only persons to whom we had access who asserted any claim to civilization, we spent hours in their company. I had nearly the whole by heart; every word and every period was recognised upon each reading as an old acquaintance; every leaf was as familiar as the milestones to a coachman. The natives noticed our devotion to the books and shared in it; they supposed printing was the English method of

<sup>10</sup> Here and repeatedly later O'Connell speaks of islands, and gives the impression that Ponape consists of a cluster of small islands. Actually there is one large island of 124 square miles, and about 40 small islands, in the lagoon and on the surrounding reef, all of them together making up 5 square miles in area. Since the place at which O'Connell and his shipmates landed is evidently the tribal area of Net, on the north side of Ponape, he may be referring here to the two islets in the lagoon belonging to Net called Parem and Lenger. It is also possible that he thought of Net Peninsula as an island. Whatever is the case it would have taken at the very most, and with contrary winds, no more than two hours to travel between any of these places. The shore line of Ponape consists in large part of mangrove swamp, intersected by many narrow passages and cut through by streams, used by people in canoes in travelling from one place on the main island to another; perhaps these passageways gave O'Connell the impression that they cut off bodies of land from one another.

154  
tattooing, and Miss Jane Porter was in as much demand among them as she ever could have been among the patrons of a village circulating library. I was careful not to permit the volumes to go out of my sight, but allowed the natives to examine and admire it in my presence. A little Cupid with a scroll upon which was inscribed "Finis" was one particular object of the women's admiration; "jeree but a but maco ja-le-le [*seri pwetepwet me kasele!*]" a nice little white child. In one of the volumes was a frontispiece—a portrait of some female body or other, which likewise came in for its share of attention. At length, upon an unlucky day, after the books had been with me nearly two years, I was careless enough to leave them exposed while I went upon some excursion. When I returned, the leaves were torn out and sewed into blankets, under which half a dozen women were strutting in all the pride of peacocks. In addition to the beauty which the article thus manufactured possessed as a "lagow [*likou*]," (blanket), it had another charm in the tattooing. The wearers imagined themselves connected with the English chiefs while thus wearing the white man's tattoo. Regrets were useless; so I made none, but amused myself with the complacent carriage of my yellow *chere amies* under their new lagows. Their gratification was, however, soon turned to vexation, and then my turn to be pleased came. Situated so near the equator, rains are frequent and violent upon the Carolines. The Jane Porter be-decked belles were surprised in a shower, and their new garments washed off their backs. They were very much chagrined at this, and protested that the white man's tattoo was good for nothing, it would not stand. That the islanders' tattoo will stand, my body is witness.

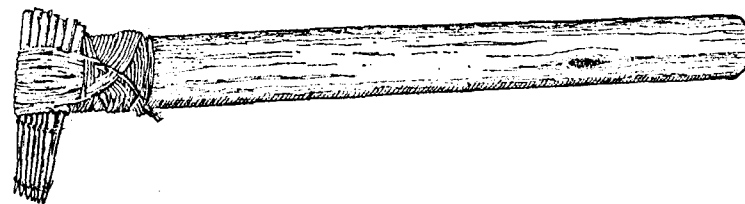
The shaving-glass did not survive so long. While it lasted I kept it sacred to the eyes of the island aristocracy, never permitting plebeian gazers access to it. To have permitted all who wished to look into it would have converted me into a mere exhibitor of facial panoramas. I carried it with me on all my rounds of visits to the chiefs, and the exclamations of those who were favored with a peep at the magic glass were amusing enough. As many as could look in at once would peep over each other's shoulders, twisting their features into the most grotesque expressions, and *clucking* with delight. They imagined the reflection of their visages was caused by animan [*enih-men*] (spirits) behind the glass; consequently some awe was mingled

with their delight. It is, however, a curious fact for the student of mental philosophy, that their respect for those genii did not prevent their destroying the frame of the glass one day in my absence, and scraping off the quicksilver, to detect the animan in their hiding-place, and meet them all at once!

## CHAPTER VIII

*Mr. O'Connell and Keenan put on board a canoe.—Reach an uninhabited hut.—Unsatisfactory guesses.—Arrival of persons indicating no equivocal purpose.—First impressions of tattooing tools.—Process.—Keenan's outcry.—Ungrammatical swearing.—Application of oil and charcoal.—Dinner.—More tattooing by way of dessert.—Borrowed comments upon mats and rose blankets.—Gratifying reflections upon their previous durability.—Return of operators on the morning following.—Entreaties, unavailing on the part of Mr. O'Connell, but more successful in George's case.—Extraction of hair.—Month in healing.—Flute and violin.—A digression upon poets and poetry.—Return to head-quarters.—Farther impressions.—Music and dancing.—Feasting.—Discovery at the end of second day.—Mr. O'Connell's father-in-law.—His wife, and her charms.—Her jointure.—Her capacity as a teacher.—Her father's practical jokes.—Excursions.—Music and dancing.*

We had been about three days at our new residence, when some of the natives began showing us their tattooed arms and



*Fig. 8 A tattooing implement used on Ponape. Drawing by Edward G. Schumacher of the Smithsonian Institution.*

legs, and making signs, not entirely intelligible to us at first, though their meaning became afterward too painfully marked. On the fourth or fifth day, George Keenan and myself were put on board of a canoe with six natives. They paddled a short distance along the shore of the island, and then turned into a creek, wide at the mouth, but soon narrowing till there was not room for two canoes abreast. It was completely arched over with dependent branches of trees; and altogether the scene was romantic, and would have been pleasing, if we had not been so utterly in the dark as to the purpose of the journey. At length we reached a hut on the banks of the creek, landed, and entered it, directed by our conductors, who remained outside. No person was there to receive us, and for half an hour George and I busied ourselves in guesses and speculation as to the end to which all this was tending. There was nothing in the building to give us a clue to the purpose for which it was erected; it was evidently not a dwellinghouse, and was too defenceless and fragile for a prison. At length our suspense was relieved—ended, I should say—by the arrival of five or six women, bearing implements, the purpose of which we were soon taught. George was made to sit in one corner of the room, and I was seated in another, half the women with me, and the residue with my comrade. One of my women produced a calabash of black liquid; another took my left hand, squeezing it in hers so as to draw the flesh tight across the back. Then a little sliver of bamboo was dipped in the liquid and applied to my hand, upon which it left a straight black mark. The third beauty then produced a small flat piece of wood with thorns pierced through one end. This she dipped in the black liquid, then rested the points of the thorns upon the mark on my hand, and with a sudden blow from a stick drove the

thorns into my flesh. One needs must when the devil drives; so I summoned all my fortitude, set my teeth, and bore it like a martyr. Between every blow my beauty dipped her thorns in the ink.<sup>11</sup>

I was too much engaged in my own agreeable employment to watch my comrade, but George soon let me hear from him. He swore and raved without any attention to rule; the way he did it was profane, but not syntactical or rhetorical. He wished all sorts of bloody murder and plagues to light upon his tormentors, prayed that the islands might be earthquake sunken, hoped forty boats' crews from a squadron of armed ships would land and catch the blasted savages tormenting the king's subjects. All this availed nothing but to amuse the women; and even I could not forbear a smile at his exclamations. The operators suspended their work to mimic him; mocked his spasmodic twitches of the arm and horrid gestures. He was a standing butt for it long afterwards, and when the natives wished to revile him, they would act the tattooing scene, ending with the exclamation, "Narlic-a-Nutt mucha purk [*Nahliken Net masa pwehk*],"—Narlic-a-Nutt (his name) is a coward; "Jim Aroche ma coo mot [*. . . me kommwoad*],"—Jim Chief brave!

After my executioner had battered my hand awhile, she wiped it with a sponge. I hoped she had finished; but no! She held my hand up, squinted at the lines, as a carpenter would true a board. Then she commenced again, jaggng the thorns into places where she thought the mark was imperfect. The correction of the work was infinitely worse than the first infliction. In about an hour and a half the hand was finished, and the women left us, taking away their tools. Before they left us, however, they smeared the tattooed part with cocoa-nut oil, and then patted pulverized coal upon it. This was repeated often, till there was a thick crust of coal and oil, completely concealing the flesh.

<sup>11</sup> The description of tattooing given here and in the following pages is in close accord with that related by modern Ponapcans who have endured the same operation (although young people are no longer being tattooed). The designs would ordinarily have been applied by the female tattooing specialists by or during early adolescence. The dye is made from candlenut soot. The tattooing implement is a kind of rake, consisting of a short piece of hibiscus wood to the end of which is lashed, at right angles, a row of wild orange thorns or sometimes a flat comb of bird-bone with one edge filed to a row of points. See Fig. 8.

The healing properties of charcoal are familiar to chemists. The reader has noted, perhaps, that it will delay the putrefaction of butcher's meat; and, indeed, some over economical housewives know how to restore tainted meat by an application of it. The women gone, something was sent us to eat, and we flattered ourselves that our punishment for the day was over. However, the afternoon brought a fresh bevy of these tender ladies, who continued operations upon the left arm. At night we were pointed to some mats and informed that we must sleep there. As Logic says in the play, ours were any thing but rose blankets; and we had the farther gratification of reflecting that they were fixtures of this tattooing hospital, and had probably encased the limbs of at least two generations of Indians. I refused at first to accept the embraces of *such* clothing; but, not yet quite used to going nearly naked, I was fain to seek some protection among the mats from the bamboo floor.

On the next morning the gout-puffed hand of the canon of Gil Blas would not have been a circumstance in size to mine; though the color of my flesh, matured, and grimed with charcoal, hardly looked so aristocratic as a delicately swelled gouty limb. Another squad of these savage printers followed our breakfast. George was outrageous in his protestations, and howled and gesticulated earnestly against a repetition; and I did not spare entreaty. The prayer of his petition was granted, but my reluctance availed nothing. For a reason of which I then knew nothing, they made gestures that I *must* stand it—there was no escape. George was let off, but not without unequivocal expressions of disgust at his cowardice and effeminacy. He was indeed incapable of enduring it; his blood was bad; but physical disability, among all savages, is quite as much a disgrace as a misfortune.

After finishing the left, operations were commenced upon my right arm. George, a blockhead! not only jeered at me for enduring it, instead of begging out of it like himself, but assisted to hold my flesh for the women. It is unnecessary to go into details; eight days were occupied in the process upon different parts of my body. My legs, back, and abdomen, were marked also, and to enable them to operate I was compelled to lay extended upon a mat. The hair upon my body was twitched out with sea-shells—a process which was performed as expeditiously upon my person as the same ground can be cleared of

pin-feathers on geese by a dexterous cook. I often thought I should die of these apparently petty, but really acutely painful inflictions. George was compelled to remain with me, not only during the eight days the tattooing was going on, but for the month afterward that I was obliged to remain at this hut for my flesh to heal. During this time the application of the oil and charcoal was continually repeated, till I resembled in skin, if not in shape, the rhinoceros.

A long, dreary month that! We were not absolutely confined to the hut, but peregrinations, to a man in my sore situation, would have been sorry amusement; nor were we allowed to stroll far. To relieve time of some of its weariness, George made a rude fife of a piece of cane,<sup>1</sup> and with his knife he manufactured a very tolerable fiddle from light wood, stringing with the fibres of the plantain tree and whale sinews from his "ditty bag." Had we been poets, we might, taking the dreams of those gentry for truth, have vastly enjoyed this rural retreat, romantic as it was, with a beautiful rill running by our door, mountainous and variegated scenery about us, and, in addition to our music, flocks of parrots<sup>12</sup> squawking. But we soon tired of the scene, and of the faces of our keepers; we saw nothing of the women after the tattooing was finished. Every thing became dull and monotonous—the same dull routine of sunning and shade by day, the same notes from the same birds, and the same nightly howling of dogs at a distance. Never did men in quarantine sigh more earnestly for deliverance. At length it came.

We were heartily rejoiced when the canoe was manned to carry us back to the war canoe house. I came from the tattoo hospital a bird of much more diversified plumage than when I entered, being tattooed on my left hand, on both arms, legs, thighs, back, and abdomen.<sup>13</sup> George had escaped with a few stripes on the left arm, and those unfinished. Upon our return a feast awaited us, and, to give it eclat and variety, George astonished

<sup>12</sup> The Ponape lory, *Trichoglossus rubiginosus*.

<sup>13</sup> Perhaps this is a variant style of tattooing. Traditionally both sexes tattooed the hands, arms, legs, and thighs, and women in addition the abdomen, *mons veneris*, and buttocks, but neither sex the back. If O'Connell or H.H.W. is being prudish and using 'back' as a euphemism for 'buttocks' he has essentially described on himself the feminine tattooing pattern, which, if it was indeed done on men must soon after O'Connell's time have become obsolete.

the natives with tunes upon his rude instruments,<sup>14</sup> to which I danced.

I had supposed that my tattooing was over, but I had not been ashore three hours, before, by the chief's direction, one of his daughters prepared to mark me still more. She tattooed a ring upon my right breast, another upon my left shoulder, and two about my right arm. This was but the prick of a needle to the extensive printing business which had been prosecuted upon my body at the tattoo-house, and I made no complaint. The feasting continued during the day; many dogs barked their last; jagow in abundance was mauled to express its juice; and my comrade for his life, and myself for my heels, were in excellent odor with the natives.

The singing and dancing was protracted into the night of the first day. Upon the second, after bathing, their daily morning custom, the natives recommenced the rejoicing; feasting, jagow, and frolic were the order of the day. Canoes with chiefs and petty chiefs were continually arriving from the other islands, and George and I were paraded and examined at each fresh arrival. As when we first landed, the blue veins, showing through our comparatively white skin, were particular objects of admiration. I enjoyed this parading much better than my comrade, fell into the spirit of it, and danced like mad upon every visit from strangers, George supplying the music, and the spectators clucking, or breaking out into an unsuppressed laugh of delight. George's music saved him much contumely, which he would otherwise have received for his cowardice in the tattoo-house.

So wore the second day. It was not until night that I began to suspect to what it all tended. At night I learned that the young lady who imprinted the last-mentioned marks upon my arm and breast was my wife! that last tattooing being part of the ceremony of marriage.<sup>15</sup> Upon the third morning my bride led me away to the bath, and the day was spent in feasting and dancing, as upon the two days preceding; only that the third, being the climax, was more of a day of rejoicing than the two

<sup>14</sup> Both the fife and the fiddle were foreign to Ponape, although a nose-blown flute existed.

<sup>15</sup> The descriptions of the rings on the arm, breast, and shoulder and their supposed connection to a marriage ceremony, when repeated to modern Ponapeans, are mystifying to them.

preceding. There was, however, no quarrelling or disturbance, no uproar or disorder. The liquor expressed from jagow (cava) is a tremendously powerful narcotic, and drinking it in large quantities produces deep and stupid sleep.

George also was provided with a wife; but his unwillingness to submit to the process of tattooing wedded him to a woman of no rank. She, however, proved a good woman to him.

My father-in-law was Ahoundel-a-Nutt [*Oundol en Net*, 'watchman of the mountain of Net'], chief of the island of Nutt [Net], and the most powerful chief on the group of islands inclosed by the reef, set down on the charts as one island, Ascension,<sup>16</sup> but called by the natives Bonabee [*Pōhnpēi*, 'Ponape', lit. 'on the stone structure'].<sup>16</sup> He did not have the grace to give me a separate establishment however, for, during the whole time I remained upon the island, I resided under the same roof with him. He gave me his own name, Ahoundel, but I was oftener called Jem-aroche. George Keenan's island name was Narlic [*Nahlik*, 'Lord of the exterior'].

I never had more reason to complain of my wife than the majority of people in civilized countries have. I can say more than the don in "The Wonder;" had my wife died, I should not only have been far from rejoicing at it, but should have regretted it exceedingly. She was only about fourteen years of age, affectionate, neat, faithful, and, barring too frequent indulgence in the flesh of baked dogs, which would give her breath something of a canine odor, she was a very agreeable consort. During my residence upon the island she presented me with two pretty little demi-savages, a little girl, and a boy, who stands a chance, in his turn, to succeed his grandfather in the government of the island.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Oundol ('Ahoundel'), the title of O'Connell's father-in-law, is and was apparently at that time also only the twelfth title in the first line of chiefly titles in most of the Ponapean tribes. The title series in Net was different from those of the other tribes in O'Connell's time, the highest title being Lepen Net, and the title Oundol being far down the political ladder. There is no island of Net; the area known by that name lies mostly on the mainland, and the tribe which occupies it is a small and weak one compared to the others on Ponape.

<sup>17</sup> The missionary Albert Sturges, writing in the 1850s, says that O'Connell's wife was still alive then and describes her as a fearful

23-I  
Although my father-in-law never permitted me a house distinct from his, but kept me as one of his own household, with a host of other connections—a knight of his majesty's bed-chamber—for there was no division wall in the hut, and I slept on a mat next him; my wife's dower in canoes, Nigurts [*Naikat*, 'my people here'], (slaves,) and other Caroline personal property, with the improvement of real, was far from inconsiderable. She assumed a task new to her, and one of course which she could have had no idea of before—that of an instructress in the language.<sup>18</sup> I was a tolerably apt scholar, but my teacher had a very critical ear, and the least deviation from the island pronunciation created vast merriment both for her and others present.<sup>18</sup> It was a long time before I was sufficiently acquainted with the language to know what property I held in my wife's right; and when I had learned I cared little to be exactly acquainted. Covetousness is almost unknown among the Carolines.

My wife accompanied me in my walks and in my canoe excursions; always at my side, and looking up to me as affectionately as ever a novel-schooled miss could, and with twice the sincerity. Her father, who was a practical joker, contrived, in the excursions in which he accompanied us during the lengthened honeymoon, to pop upon places where he knew that, although my name and fame had preceded me, the residents had never seen me. He would direct me to enter a house suddenly, with a howl, and strike an attitude. It would invariably send all the occupants, usually women, flying out at every place of egress. The sight of Ahoundel on the outside, enjoying a hearty laugh, would remove fear, and this rude method of introduction supplied both parties, the visitors and the visited, with rare amusement. Imagine the effect which would be produced on a party of American or European ladies by the sudden apparition of an Albino under such circumstances, and you will have some idea of the fright of the islanders.

---

monument of depraved lust. (Records of the American Board of Commissioners for Foreign Missions, Vol. III, No. 268, p. 3, Houghton Library, Harvard University.)

<sup>18</sup> O'Connell may have viewed himself as 'a tolerably apt scholar' but his knowledge of Ponapean was elementary. This matter is discussed in the Introduction.

To excursions without him Ahoundel was very averse. He would, in answer to my inquiries about the other islands, tell me they were inhabited by cannibals, and assure me, that if I ventured away from him I should certainly be eaten. George and I, if we took excursions, did so in a canoe borrowed of fishermen, because we could not launch our own unperceived. Afraid of being eaten, our trips were at first confined altogether to Nutt, the island upon which we resided; circumnavigating it, and paddling up the creeks. When we were near a settlement, George would take his fife and make its shrill notes echo in the still valleys and mountains. "Narlic! Narlic! Narlic! Narlic!" we should soon hear the natives shouting, as they came running down to the creek side, "Narlic, cudjong [*keseng*]! cudjong!" Cudjong was the name which the natives had bestowed upon George's fife. The shore would soon be lined with breathless listeners, and while I kept the canoe just in motion enough to avoid the banks, George would play some of his sweetest tunes. We were always invited to land, and usually did so. As soon as I left the boat came my turn; I was besieged to dance, and as I always refused to land except when intending to astonish the natives with a reel which might have passed for clever, even

—"at the fair of nate Clogheen,"

I usually complied with their request.

## CHAPTER IX

*Castes.—Moonjobs.—Jerejohs.—Nigurts.—Respect to chiefs.—Succession to authority.—Number of islands.—Names of chiefs.—Condition of Jerejohs.—Of Nigurts.—Houses—description and mode of building.—Gaudy exterior.—"House warming."—Canoe-houses.—Estates.—Relations between landholders and their dependents.—Power of petty chiefs.—Revenue of head chiefs.—Tools.—Twine and cordage.—Mats and sashes.—Weaving.*

There are on the Caroline group the same two distinct races of people that are common to almost all the islands of Oceania,—the olive race, judged by geographers to be descendants of Malays who emigrated at a date which it is impossible to fix, and the ocean negroes, probably the original inhabitants. The whiter race upon the islands of Bonabee are divided into two classes,—the MOONJOBS [*mwohnsāpw*], composed of chiefs and their blood connections, and the JEREJOHS [*seriŋo*], or free whites. The negroes form one caste, and are known under the name

NIGURTS. A similarity between this word and the Philippine Nigritos is obvious.<sup>19</sup>

Jerejohs and Moonjobs intermarry with each other, but seldom or never with the Nigurts. When intermarriages take place between the Jerejohs and Moonjobs, the issue takes the rank of the mother. The children of chiefs by Jerejoh mothers may become petty chiefs, but can never reach the rank of supreme chiefs. The respect paid to chiefs is extreme, no person of less rank approaching them in an erect posture. In a house, where a chief is present, all persons keep in a sitting position, or, if they walk about, it is done with the body inclined forward almost at right angles with the legs. Should a person unapprized of the presence of the chief enter the house, the exclamation "Agai! moondie! Aroche nanname [ekpei! mubohndi! nan-ihmw!]"—"Ah! sit down, chief (is in) the house!" rises from many voices at once.

The Moonjobs are the distant and immediate connections, or family of the chief, and are in number to the whole population as one to twenty. The term *moonjob* is also applied to the skies; and the chiefs claim some affinity or connection with the sun and moon.<sup>20</sup> The succession to the supreme authority is very orderly, and no confusion ever takes place. It does *not* descend directly from father to son, but when the head chief dies the next chief in rank—probably his brother—takes his place. The new incumbent's vacated place is filled by the next below him in rank, and his again by the next; thus causing a promotion from grade to grade through the whole, leaving a vacant place at the foot of the scale, into which the deceased chief's eldest son steps, if his mother is a Moonjob; if not, the eldest son by a

<sup>19</sup> This description of racial castes is completely unfounded. Modern Ponapeans say that high-ranking people, because they did little outdoor work in former times, were less exposed to the sun than commoners, hence were lighter in skin colour. Andrew Cheyne, describing conditions on Ponape in the early 1840s, gives virtually the same explanation of differences in pigmentation. As for any cognation between the words 'nigurts' and 'Nigritos', this is of course sheerest amateur philology. See p. 124 n. 25 for an explanation of 'nigurt'.

<sup>20</sup> The word moonjob (*mwohnsapw*) means literally 'first of the land', referring to those entitled to receive first fruits. It does not mean sky, nor do chiefs, at least today, claim any connection with the sun or moon.

Moonjob mother; and if the chief leaves no Moonjob sons, the vacancy is filled from the family of the new incumbent. It often happens that deaths of chiefs between the highest and lowest grades create vacancies, which are filled by the head chief's sons before the death of their father; and sometimes the head chief's family is not sufficient to fill vacancies; in which case the next chief's family is drawn upon. Each chief has an estate, the size and fertility of which determines his rank. The group inside the reef consists of about twenty inhabited islands, varying in size from twenty miles to half a mile in circuit.<sup>21</sup> The largest island is called Nutt,<sup>22</sup> and the head of this primitive oligarchy always has to his name the addition Nutt, connected by a sort of particle, thus, Ahoundel-a-Nutt. Nothing else is necessary to designate his rank, though the general term Aroche lap-a-lap [lapalap]—very great chief, is sometimes applied to him. The following is a list of some of the principal islands,<sup>23</sup> and the names of their chiefs in 1833; the word after the particle being the name of the island. The native name for the whole group is Bonabee.

Ahoundel-a-Nutt, [*Oundol en Net*]  
Wajai-a-Matalaleme, [*Wasai en Madolenihmw*]  
Namatha-a-Chaba, [*Nahnmadau en . . .*]  
Roun-a-Kitti, [*. . . en Kiti*]  
Na-anaho-a-Palaga, [*Nahnawa en Palikir*]  
Wajai-a-Chocoich, [*Wasai en Sokehs*]  
Ahoundel-a-Param, [*Oundol en Parem*]  
Nanamoraki-a-Hoo, [*Nahnmwarki en Uh*]  
Lecunjoni-a-Jounaboo, [?]  
Tuccaree-a-Hand, [*. . . en Ant*]  
Ajongajangkee-a-Corrapin. [?]

<sup>21</sup> See p. 109 n. 10. The main island is actually about 40 miles in circumference.

<sup>22</sup> No island is called Nutt (Net). That word is used in two senses: 1) Net Peninsula; and 2) the entire tribe of Net, which includes the Net Peninsula, other parts of the mainland, and some small islands, principally Lenger and Parem.

<sup>23</sup> Of the identifiable place names given in this list, only Sokehs and Parem are islands within the surrounding reef of Ponape. Sokehs Island is part of the tribe of Sokehs, the rest of which is on the mainland and bears the same name. Parem belongs to Net. Ant is a completely separate atoll, 8 miles distant and belonging to the tribe of Kiti. All five tribal names are given by O'Connell in this list: Kiti, Net, Madolenihmw, Uh, and Sokehs. Palikir is part of the Sokehs tribe, on the mainland. Of the



The head chief sometimes takes the title Bonabee, but more usually that of Nutt. On each of the islands are petty chiefs, taking their titles from the districts which they own. We find it difficult to determine where the title *chief* ceases, as every landholder takes the title of his property; and all under Moonjobs and very prominent Jerejohs are known by the general title "Aroche<sup>24</sup> ticatic [*ikiitk*],"—very small chiefs. Perhaps aroche might as well be translated freeman as chief; but then there would be no word in the language signifying chief.

The JEREJOHS, the next class, are all landholders, but never rise above the rank of petty chiefs. They are less noble and independent in their carriage, a bearing evidently the effect of habitual submission.

The NIGURTS are, in effect, slaves. They are of the race of Oceanic negroes, not jet black, but much darker than the higher classes. The hair is not short and curly, but long and straight. The skin is rough, and very unpleasant to the touch. They perform not only the labor of fishing, but nearly all the labor done on the islands. They own no land, and are attached to the estates of the Moonjobs and Jerejohs, who assert a vague claim of property over them. They are the executioners—the butchers—of the only species of cattle killed,—dogs,—and the cooks.<sup>25</sup>

---

identifiable titles, which precede the place names, only the Nahmwarki of Uh is correctly given as the highest title of that tribe. Wasai is the second highest title in both Madolenihmw and Sokehs, though in the case of Sokehs there was a period of time, which probably included the time of O'Connell, when the highest title, Nahmwarki, was not issued. This was because of certain misfortunes which befell the holder of that title. Nahnawa is the fifth ranking title in each tribe. Oundol (O'Connell's father-in-law's title) is twelfth or lower, and Nahmadau is even lower.

<sup>24</sup> See p. 151 n. 64 regarding this word.

<sup>25</sup> O'Connell has only partially understood the chiefly system, as set forth in the preceding paragraphs. His use of the word 'chief' confuses matters. There are two lines of titled persons (or chiefs) in each of the five tribes. These are what O'Connell calls Moonjob and Jerejoh. A more generic term which includes the higher titles in both lines is *soupeidi*, a term not given by O'Connell. The higher titles of one line belong to the men of one particular clan, those in the other line to another clan. Members of all other clans (there are about twenty) are commoners (*aramas mwahl*, literally 'common people'). These commoners apparently are what O'Connell calls slaves, 'nigurts', which is probably to

The houses upon the Bonabee group are simple in construction, but by no means rude, answering every purpose of shelter and convenience. The erection of a house is not considered a servile task; it is an honorable employment, in which the future occupant is assisted by his friends and their dependents. The first step is to build a regular and neat stone wall for a foundation, averaging four feet in height, but regulated to the inequalities of the ground, so as to present a level at its top. The inside is then filled with smaller stones, and squared timbers of about a foot in thickness are placed upon the foundation wall. Into these timbers are inserted squared uprights, about five feet apart, and upon these are placed the horizontal timbers upon which the eaves rest. In a word, a very creditable frame is erected. The sides of the dwellinghouses, between the roof and the foundation, are generally only four or five feet in height, but the roof has a very steep pitch, and is supported at its centre by tall posts, and thatched with cocoanut leaves, overhanging the walls about a foot at the eaves.

The upright posts of the walls are netted with twine, and the space between the posts is filled up with small cane or bamboo, fastened together with twine, which is used in such abundance as to conceal the wood. The twine is of variegated colors, red,

---

be read as *naikat*. Horatio Hale writes it thus too, and it would mean only 'my people here', referring to relatives, dependants, etc.

The two titled clans are different in the different tribes, so that people who are chiefly in one tribe might be commoners in another. Clan exogamy prevails, and the two titled clans in each tribe formerly intermarried exclusively. Since descent is matrilineal, a man's sons would be in their mother's clan and would have titles in the line opposite to his.

The men of each of the two titled lines, being mostly of the same clan, receive their titles and are promoted roughly in accordance with the rules of clan seniority. The two lines are essentially equal, contrary to what O'Connell indicates, the highest title in the first line being Nahmwarki in each tribe, often translated as 'King', and that of the second line, Nahnken, often called 'Prime Minister'. It is the Nahmwarki whom O'Connell seems to mean when he refers to 'head chief'. Because of the rules of intermarriage between the two lines just explained, the Nahmwarki and Nahnken can be and often are father and son or, conversely, son and father.

There is a similar political structure involving ranked titles on the sub-tribe (section) level. These lesser titles are given out to commoners, along with parcels of land formerly, as O'Connell indicates.

black, blue, and is so woven as to form figures upon the outside walls; which, with the assistance of tassels and other decorations, make the house present a very gaudy appearance. The floor is laid of bamboo upon the stone platform, and is also covered with twine. In the centre of the floor a hole four or five feet square is left for the fire, the smoke from which finds its way out through crevices in the roof and in the wall. The entrances are about three feet in height, serving alike the purpose of doors and windows.<sup>26</sup>

The dwellinghouses vary in size and in shape, according to the taste and rank of the proprietor. The sites usually selected are those sheltered by trees, and near streamlets. The erection of a house is an occasion of feasting—a sort of picnic party, to which those who assist in building bring not only articles for the feast, but materials for building. The time occupied in building is usually about ten days. Newly married couples seldom build, but remain with the parents of one of the parties, or are quartered upon some chief; “house-keeping” forming no essential part of a bride’s privilege.

After the house is completed the priests hold a sort of ceremony of consecration in it, which occupies about three or four hours. The friends of the intended occupants, the chiefs of his district, and other chiefs if they be present, are seated in the house, according to their rank, but no women are allowed to enter. Jagow, dog meat, yam, bread-fruit, etc., are served to the guests, while the priests keep up a sort of song, incantation, or invocation. One sings a sort of recitative song, same and monotonous, and when he has howled himself out of breath the tune is taken up and continued by another.<sup>27</sup>

<sup>26</sup> This description of the native dwelling house (*ihmw*) is important, for the structure has long since vanished. The modern house bears little resemblance to it. Nowadays the thatching (increasingly replaced by corrugated metal) is of ivory-nut palm leaf, and Ponapeans assert that this was true also in ancient times, in contrast to O’Connell’s description of coconut-leaf thatch; they are probably correct, for the very word for thatch (*oahs*), current also according to Cheyne in the early 1840s, is also the word for the ivory-nut palm. The so-called bamboo in O’Connell’s description is actually a kind of cane, *Saccharum spontaneum*, called *ahlek* by the Ponapeans. Blue-colored twine seems doubtful; native dyes do not include that colour.

<sup>27</sup> House dedications, very much modified, are still occasionally held, but any religious elements in them are Christianised.

Dwellinghouses seldom exceed forty feet by twenty, and Nigurts are sometimes contented with ten by six, and less. But the war canoe houses, which serve also the purpose of council rooms and halls for feasting and other ceremonies, are often a hundred feet in length, and forty to fifty wide. They are built like dwellinghouses, except that they are always on level ground, near the beach or upon it, and the floor is not all covered with bamboo. Along the sides is a raised bamboo passage-way, as high from the ground in the centre as the top of the foundation wall, and at one end of the house is a raised platform, which is occupied by the chiefs and Moonjobs upon feast occasions. During two or three months, in the hottest season of the year, the chief with his family and suite occupy this part of the canoe-house as a residence. Upon the ground in the centre of the house the canoes are finished, and upon feast occasions the fires are built for cooking dogs. At the sides of the house the canoes, when finished, and not in use, are suspended. The canoe-house has at one end a large entrance.<sup>28</sup>

Estates all descend from the parent to the eldest son. His is the paternal mansion, his the canoe-house, and his the Nigurts. A large landholder has quite a village about him. The most prominent object in the settlement is the dwellinghouse of the proprietor, always standing in the best situation, and always larger and more tastefully ornamented than the rest. About him are houses, less in dimensions, but also neat, the abodes of younger brothers, connections, and dependents, whom he permits to build upon his territory, and allows the use of a portion of his land and bread-fruit trees; but he never relinquishes his ownership in the soil. Real estate is never passed from hand to hand except by inheritance, and thus is perpetuated the distinction of castes.<sup>29</sup>

<sup>28</sup> These structures (*nahs*), known variously in English as community houses, meeting houses, canoe houses, and feast houses, serve all the functions inferred from those names. In contrast to the dwelling houses they persist today and except for the substitution of building materials are essentially as O’Connell describes them. There is a central ground-level area; there are three walls, the front being left open; the ‘passage-ways’ are the two raised platforms along the sides, and at the back is the still higher platform where persons of high rank sit.

<sup>29</sup> Inheritance was basically matrilineal until the German land reform of 1912. Land belonged ultimately to the highest chief in each tribe, the Nahnmwarki, and was held in fief by lower-ranking chiefs who in turn

These dependents pay a sort of voluntary rent in presents of fruit, yams, and jagow, if they have it. At a greater distance are the huts of the Nigurts—the slaves of the proprietor of the soil, who till the land for the white tenants and their landlord; fish, cook, pound jagow, and, in fine, do all the servile work. There are some descriptions of employment, as I have already noted, which are honorable; such as the manufacture of twine, the building of houses, and decorating of canoes, by the men; and the weaving of wywies [*weiwei*], and manufacture of mats, by the women.

Canoes may belong to people who hold no land, being a description of personal property. Over every thing else the proprietor has control, and exerts over his tenants and slaves a patriarchal power. He can punish minor offences, but being in his turn subject to the head chief of the island, he reports flagrant crimes at head-quarters, where he also pays a tribute, not a stated one, but regulated in quantity by his means and will.

The principal chief upon an island has a similar clan of his immediate connections and slaves about him, and a large landed estate. Every thing is similar to the establishment of a petty chief, except that his dwellinghouse is larger, his canoes more in number, larger and better decorated, and the canoe-house calculated for numerous assemblages. Beside the direct products of his own land, he is in the continual receipt of tribute from the petty chiefs upon his island, and, if he be chief of Nutt and head of the group, of presents from the chiefs of the inferior islands.

The principal mechanical tool is of course the hatchet. It is made of a hard white stone,<sup>30</sup> found on the beach, broken to something the shape of a hatchet, and rubbed to a very good edge on rough rocks. A native will be sometimes two or three months preparing his hatchet, working at intervals upon it, before he fastens it to the handle. The piece of wood selected for a handle is a small branch of a tree, in which there is an

---

parcelled it out to still lesser people. On the death of a land-holder the land reverted to the Nahnmwarki, who usually confirmed the normal matrilineal inheritor in possession, but he could and sometimes did interfere with the normal succession. With land was inextricably bound the system of titles, a title being associated with each parcel. Only the title-system persists.

<sup>30</sup> The material is not stone but the hinge of the giant clam, *Tridacna gigas*. Adzes, not hatchets, were the principal tools.

elbow. One part of this elbow is cut off; the other left long forms the handle. The back of the stone rests against the angle, and round the stone and wood are passed strong bands of bark, hemp, or twine. The hatchet is so fitted upon the handle that its blows are like those of a cooper's adz, but it will at once be perceived that with such an instrument no deep blows can be struck. For smaller work sea shells are used, and coral forms their rasps. They have also dogfish skin for polishing. With these simple tools they are very dexterous, and turn out work which would reflect credit on some European and American craftsmen, who bungle, with every advantage upon their side.

Vines supply much of their cordage for common purposes, made to their hands. They manufacture very neat twine from hemp,<sup>31</sup> the silk or fibres of the plantain tree, and the shells of cocoa nuts. The hemp and cocoa-nut bark is soaked, beaten, and dried before twisting. It must be cleared with the fingers, and is twisted between the knee and the palm of the hand. The fibres of the plantain and banana tree are very fine and soft, and are used only in the manufacture of sashes. They are drawn from the pith of the tree, and after washing, are woven into a texture which much resembles silk.<sup>31</sup>

Men make the twine, and use it, in the finishing of houses and canoes. Women plat the mats for sails, for clothing, and for the beds. The sails are very neatly woven of split rushes; the mat worn about the body is made of the tuft of leaves which crowns the cocoa-nut tree; they are bleached, and then strung together by the women. The mats upon which they sleep are made of rushes. The mat worn by the women is made of the bark of the cocoa-nut tree.<sup>32</sup>

<sup>31</sup> Twine is made principally from the inner bark of the hibiscus tree and from coconut husks—hardly from the coconut shell or bark, which produce no fibres. It was still made by the ancient technique of rolling on the thigh by hand in 1947, largely for fishing lines and nets and for lashing together the parts of the outrigger canoe. The so-called hemp and plantain twine (actually several varieties of *Musa textilis*) was not really a twine, the fibres being very loosely twisted together and used for the manufacture of the loom-woven sashes to which O'Connell refers. These sashes are no longer made but are common in museums.

<sup>32</sup> The so-called rushes for sails and sleeping mats are actually pandanus leaves. The men's 'mat' is a kilt of young coconut leaves suspended from a waist cord. It was still worn in 1947, having experienced a revival

For preparing sashes, or wywies, the women have a rude process of weaving. To a sailor it will be description enough to say it is something like weaving spunyarn mats; but for the ladies, a more particular account is necessary. The web, or threads which run longitudinally of the belt, are fastened to a post at one end, and at the other about the weaver's body, who thus keeps it straight. A stick is then passed over and under alternate threads across the web, and, turned upon its edge, opens them to permit the shuttle to be passed. With the same stick the weaver drives the thread to its place. In this way are manufactured narrow belts to wear beneath the mat, and gaudy sashes for ornament.<sup>32</sup>

---

because of the shortage of cloth in the post-war years. The woman's 'mat' was a wrap-around, waist to knees, made not from the coconut tree as O'Connell says but of either banyan or breadfruit bark; it was manufactured in the same way as Polynesian *tapa*.

<sup>33</sup> O'Connell describes here the horizontal belt-loom, widespread in the Carolines but no longer used on Ponape. The warp was wound in a continuous spiral around both beams, measured lengths of different colours being knotted on at predetermined intervals to produce varicoloured panels on the face of the cloth—a surprisingly sophisticated technique which occurred only on Ponape and Kusaie. The weaver kept the warp taut by means of the back-strap. Omitted from O'Connell's description are the heddle, shed-roll, pattern sticks, and the warp-winding bench. The intricately woven and often beaded articles were primarily the loin-cloth, worn as O'Connell says under the kilt, and the sash, worn by men around the waist. (Incidentally, in Hambruch's translation the word 'sash' is given as 'Vorhänge', and in another place Hambruch refers to these articles as *jalousies*, then adds that they no longer existed in his time, 1910. Of course they never existed at all.)

## CHAPTER X

*Canoe-building.—Selection of a tree.—Finishing.—Construction of outrigger.—Platform for passengers.—Nigurt mariners.—Ornaments of canoe.—Sails.—Mode of navigating.—Paddles.—Paint.—Preservation of state canoes.—Periodical returns of building seasons.—Feasts on such occasions.—Trials of the new craft.—Fishing.—Walking in the water.—Nets, and dexterity of the natives in their use.—Respect to chiefs.—Fish majorhowi, or tabooed.—Native sophistry.—Eels.—A feast upon them.—Discovery of the bones by the natives.—Awful hubbub.—Sage resolution, and an allusion to the shad and alewives in Taunton River.*

The first care in making a canoe is to select a straight, clear tree. Then five or six persons attack the base at once with their axes, and fell it. If intended for two small canoes the trunk is divided, or if for one long one, trimmed only. The branches are lopped off, and the trunk hollowed out, rudely at first, the principal object being to lessen the weight. Vines are fastened to the

trunk, and taking hold of these, the laborers haul it to the nearest creek or shore, and it is towed to the canoe-house.

The first rough work of felling and transporting is done by the Nigurts. At the canoe-house the work falls into more skilful hands; petty chiefs, Moonjobs, and Jerejohs being the canoe builders. The outside is first made to assume something of the form and comeliness of a canoe, then the inside is carefully hollowed out. Four or five hands generally spend about a week upon a canoe; and after the shape is given, and the rough wood taken off, it is carefully and elegantly polished. This latter is done with coral; as many as can get about the canoe working at once, and lightening labor with a song. After the polishing is completed, a coat of red paint is rubbed inside and out with a piece of cocoa-nut bark, and the boat is placed in the sun to dry. Then a coat of cocoa-nut oil<sup>1</sup> is put on over the paint, giving it quite a high varnish and polish. After the oil is completely dry, the thwarts and outrigger are fitted. The thwarts (seats) are all neatly worked with twine. The outrigger is made of two pieces of wood, extending over the side of the canoe about three feet, and three feet apart; these things regulated of course by the size of the boat. At the outer end of these pieces is fastened a long pole, parallel with the boat, and extending its whole length. Between the ends of the outriggers and the pole are stanchions, adapted in length to the depth of the canoe, in order that the outriggers may be as near horizontal as possible. Upon the two pieces is laid a platform, covered with mats, and protected from the sun by an awning, under which the chiefs sit or lie down. The platform does not cross the canoe; consequently the passengers are as little in the way of those who propel the boat as if they were on shore. On common occasions and excursions Nigurts manage the boat, but when they go to war no people of different castes are allowed in the same boat. The platform is capable of bearing from one to half a dozen persons, according to the size of the canoe, and the mariners, if I may so designate them, are in number from two to eight. Canoes are made in length from five to thirty feet. The canoes of the Nigurt fishermen are less finished, and the platform is barely large enough to carry a basket; being confined more to its original intention—the support of the outrigger. All the joints of this frame are ingeniously secured with twine.

A canoe is the islander's pride. They are very highly finished, pearl shell<sup>2</sup> being worked in about the gunwhale, and the heads,

as each end of the boat is the head by turns, are ornamented with a neatly carved billet of wood. The state canoes are always kept in the house, which opens toward the water; the boats of the Nigurts, and a few hacks, being the only ones constantly afloat. The wood of which all canoes are made is a strong white tree, bearing no fruit, and called in the native tongue *kyup*<sup>3</sup> [*kiop*]. The sails are triangular, such as are called in the sailor's vernacular, shoulder-of-mutton sails, and are platted by the women of split rushes. A yard and a boom at the foot secures two sides of the sail, and the third side has no leach rope, the strength of the material rendering it unnecessary. In putting about, it is only necessary to shift the craft end for end, and make that her bow which was before the stern, as the outrigger must of course always be kept on the windward side.<sup>34</sup>

The paddles are made of the same wood as the canoes, stained red, and polished in the same way. Paddles made for use are plain, and kept in the canoe-house; but every man has one or more fancy paddles which he sports in processions and dances. These are carved and ornamented, and are never dipped in the water, but are kept in the owners' houses during their lives, and buried with them.<sup>35</sup> The platform of a chief's canoe is generally painted white, with lime made by burning coral rock. Mixed with cocoa-nut oil this makes a very good paint, extremely white and tenacious of its hold. The same mixture is an excellent cement for cracks in the bottom of a canoe.

Uneven as is the bottom of the basin inside the reef, frequently changing from very deep water to shallows of a few inches, the canoes, notwithstanding the labor bestowed upon them, are short-

<sup>34</sup> This is an excellent description of the Ponapean canoe and its manufacture, which is still followed. The 'pole' is the outrigger float. The red paint, now often replaced by commercial paint, was made from a red earth. The varnish was not coconut oil but oil from the nut of the *ais* tree (*Parinarium glaberrimum*). Pearl shell worked into the gunwale is unknown today and the ornamental end-pieces have disappeared. 'Kyup' (*kiop*) is not a tree but a spider lily; the most frequently used trees for the canoe hull are breadfruit, *Campnosperma*, *Elaeocarpus*, *Myristica*, and *Terminalia*, but other woods are used for other parts of the canoe. The sail was plaited from pandanus leaves; nowadays it is of cloth but retains the same lateen shape. Putting about is still done as O'Connell describes.

<sup>35</sup> These dance paddles are still used but are mostly made as curios for sale.

lived, seldom lasting more than a couple of years, the coral bottom grinding them through. The largest, used only on state occasions, last, indeed, longer, and decay of dry rot. Even then they are preserved, as are the regalia of royalty among civilized nations; but the canoes are infinitely more safe, because the reverence of the islanders for them is universal, and there is no cupidity to tempt to their conversion to cash, were it possible. There were canoes hanging in the house at Nutt, the origins of which were almost lost in tradition, and the age of which it was impossible to fix.<sup>36</sup> The smaller and more useful, when worn too much for the chief's pride, are passed to the Nigurts, who divest them of their ornamental frippery, as a gentleman's span of horses may be degraded to a barkmill.

The need for building returns periodically about once in two years. Three such jubilees—for jubilees they are—occurred while I resided upon Nutt. The permission of the chief first obtained, all the petty chiefs upon the island went to work, each at the canoe-house in his own district. When the building was finished, all the new canoes were brought to the head chief's quarters. The natives paddled them about, performing skilful evolutions to test the behavior of their new craft. Ahoundel, the head chief, alone standing erect. After an hour or so spent in this way, the canoes formed a line to the number of hundreds, and each chief, on his own platform, danced and flourished his fancy paddle, the whole assembly singing and keeping perfect time. Such are among the few occasions upon which any but women and priests sing. The day was wound up with a feast, and the usual draughts of jagow. The whole scene—the decorations of the canoes, the chiefs in their gala dresses, and the women on shore with their heads dressed with flowers—formed a pageant which I thought seldom, if ever, surpassed among civilized nations.<sup>37</sup> Then the universal hilarity and good order, the absence of all jealousy and quarrel-

<sup>36</sup> The large state canoes are no longer made nor are canoes preserved in this manner today.

<sup>37</sup> The canoe ceremonies, now long in abeyance, seem actually to have been held annually, not every two years. In each tribe every section, about January, became completely absorbed in the building of a new canoe of the large, elaborately decorated state type. The local section chief directed the work. People worked on the hull, outriggers, and end-pieces, and others prepared the vari-coloured twine for the decorative lashings. Still others formed bands of singers and dancers and practised

ling, for precedence, rendered impossible by the established order of castes and standing, is a feature in their rejoicings which the pomp of civilization never possesses. No individual distress or inconvenience follows them; there is nothing in the customs of the Indian to make it necessary that he should

————— *Defraud his daily cheer*  
*To boast one splendid banquet once a year.*

The belt of coral reef about the Bonabee group incloses a comparatively still basin of water. The canoe navigation of this is the most quiet and beautiful motion conceivable; much of the time the canoe is propelled by putting the end of the paddle against the coral floor, which is distinctly visible through the clear water. Fish are sometimes speared with great dexterity by the natives, the stillness and transparency of the water permitting the perfection of skill in thrusting the spear. This is the amusement of amateurs, the fish caught for food being taken in nets by the Nigurts. There are within the reef many places where the water suddenly deepens to many fathoms—interregna in the coral bottom, of various circumference. As well acquainted with the floors of their fishing places as with the floors of their houses, the Nigurts divide themselves into two parties, one party stealing noiselessly to the edges of this deep water, and there holding their nets. A method of walking in the water, peculiar to the natives, is worth description. The leg is lifted up straight and quick, bringing the foot almost to the surface of the water; then, the toe pointed as gracefully as that of a danseuse, the foot is planted again some two or three

—————  
for weeks, under teachers, and prepared the dance paddles, costumes, and other paraphernalia for the performances. In April the canoes were launched, with religious ceremonies. Any canoe not ready on the appointed day had to be abandoned where it lay, or destroyed, and the delinquent section chief was punished.

Despite the idyllic description given by O'Connell, there was a strong element of competition in the canoe races and canoe dances held between the people adhering to the two highest chiefs in each tribe, the Nahnmarki and the Nahnken, to whom all the canoes were given, some to keep and some to re-distribute. The canoe ceremonies seem to have been in large part a form of prestige competition between the highest chiefs, the lower chiefs gaining merit, and favour in title promotions, in proportion to their success at the canoe building, racing, and dance performances, just as they still do in the modern feasts and other forms of competition.

37-I

feet in front of its first position. This method of progression offers next to no resistance to the water; consequently very rapid progress is made, without any splashing and splatter. The net holders stationed, the others, if possible, surround them in a circle, if not, as near as may be, and with their spears and legs create as much hubbub as lies in their power. The frightened fish make for the deep water, and are intercepted by the nets.<sup>38</sup> Fishing with lines is seldom attempted; as the natives are very unsuccessful with their rude tortoise-shell hooks.<sup>39</sup> I made some very tolerable hooks from the ramrods of the muskets preserved from the wreck; but it was necessary when a bite was felt to keep the line taught, as, there being no barb, the fish would otherwise escape.

So servile is the respect paid to chiefs, that a party of fishermen immediately suspend their work upon the appearance of a chief's canoe, scramble into their boats, cross their arms, and incline their heads in obeisance till the chief has passed them, then follow, and offer him a selection from their fish, if they have taken any. A neglect of this observance would subject them to severe punishment, probably death.<sup>40</sup>

Fish are plentiful, and a main source of subsistence; but I am neither Billingsgate woman nor naturalist enough to specify the varieties. The skin of the dogfish and shark supply the natives with a means of polishing wood and cocoa-nut shell utensils, and the shell-fish furnish utensils for cutting. The shark is seldom captured, and when captured it is in shoal water with spears. Upon every island some species of fish is *majorhowi* [*me sarawi*], or tabooed; and it is not unfrequently the case that different families upon the same island have each a species of fish which they may not eat.<sup>41</sup> The reason for this will appear in the account of their religion. As a proof that sophistry in reasoning upon religious points does not require a knowledge of the technicals of the science of logic, it is not esteemed wicked for a man to furnish another with food the consumption of which he esteems

<sup>38</sup> O'Connell describes here only one form of fishing. Many others are known.

<sup>39</sup> But trolling with a line was done anciently, using the bonito hook, a two-piece device made of clam-shell.

<sup>40</sup> These are but a few of the many forms of deference which must be shown to social superiors.

<sup>41</sup> This is a reference to clan totems—most, but not all of which are fishes.

profanity. When the spoil of a fishing excursion is landed, it is divided by species; he who cannot lawfully eat a particular fish turning it over to one who has no such scruples. Thus, as the indefinite restriction of Mahomet, who, in stating that

*"There is a part in every swine  
No friend or follower of mine  
May eat,"*

neglected to specify the particular portion, has left his followers to go the "entire animal," all the finny salt-water tribe are devoured by the Bonabeans. Even parts of the shark are eaten upon one island.

There is one species of fish universally held sacred by the islanders, a species of eel, inhabiting the fresh water. Keenan and myself had resided upon Nutt, and eaten at many feasts, beside the regular domestic fare, but in all this eating no eels had furnished their share. To our inquiries why this fish enjoyed such a peculiar and universal exemption, the only answer had been "Majorhowi!" This we knew was a partial defence for all fish, and not being aware that the respect for eels was more strenuously insisted upon than that shown their cousins the dwellers in salt water, we determined upon indulging ourselves in a feast upon them; taking the precaution, however, not to invite any of our copper friends to be of the party.

We selected for the occasion a fine night, and with elbowed sticks poked the fish out of the water at a sudden bend in a brook. Unlike the eels which were used to being skinned, these were not so much as used to being caught, and having enjoyed an immunity from the snares of the fisher from time immemorial, our trouble was in avoiding to take too many, rather than in catching enough for our purpose. Building a fire and broiling them in an unoccupied house, we had a sit down alone, and demolished them with an appetite which was not abated by the circumstances under which we feasted—the wise man having recorded his opinion that "stolen waters are sweet." Our feast finished, we wiped our mouths, as beseems those who have committed a secret crime, and returned to our island friends with all the conscious rectitude of rogues undiscovered.

Murder will out. We had neglected the precaution of concealing the bones, and, with an aptitude for detecting sin like that which characterizes some civilized people, who are supposed to

be innocent even of the knowledge of iniquity, some of the natives recognised in the bones the fragments of the forbidden fish. Our first intimation of the discovery was taken from seeing the natives repairing to the house, and, not at first understanding the reason of it, we fell in upon the tide. When we reached the hut, we found men, women, and children kneeling or completely prostrate, beating their breasts, and rocking to and fro, or rolling on the floor. Of the noise they made, we had been, of course, apprised by our ears before we reached the house, and had concluded that some accident or sudden death was the reason of the outcry. Nothing was there however—no broken bones but the bones of the eels; the pyramid of which, as George and I had left it, might indeed have caused cries of surprise that two persons could have left such testimonials of appetite; but as the aspect of affairs looked like an expression of something more than surprise, we esteemed it prudent to keep our own counsel. For two or three days was the lamentation continued; it flew from place to place and from hut to hut; on every side was weeping and lamentation. George and I thought we saw some looks indicative of suspicion, and when the bones were fairly buried by the chief's orders, and the hubbub ceased, we felt relieved from a load of fear which had been sufficient to give us a distaste for eels; which operated better for their safety, as far as we were concerned, than all the acts passed by the legislature of Massachusetts have done for the shad and alewives in Taunton River.<sup>42</sup>

<sup>42</sup> The logbook of the *Gypsy*, a Sydney vessel (microfilm in Dept of Pacific History, Australian National University), at Ponape in March 1841, states that the river eels 'are worshipped by the natives, and in such veneration are they held, that should they be caught and cooked on board ship and the natives get knowledge of it, every soul would directly abandon her with the greatest abhorrence'. The taboo against consuming the fresh water eel persists today, but at least some Ponapeans say it is because of the horrid, frightening appearance of the fish.

## CHAPTER XI

*Marriage.—Approbation of a chief necessary to unequal matches.—Marriage celebrated in canoe-houses.—Arrangement of the guests.—Preparations for feast.—Pounding jagow with peculiar ceremonies.—Expressing the juice.—Order of drinking.—Women averting faces.—Mode of building fires to cook dogs.—Mode of dressing and cooking them.—Serving up.—Carving.—Day ends with dance.—Paddles and music.—Breaking up.—Ceremonies of next day.—Priest's mummery.—Polygamy.—Connubial bonds.—Tattooing one cause of wives' fidelity.—Its meaning.—Different in different castes.—Conjugal spat between Mr. O'Connell and his wife Laowni.—Cause of it.—Manifestation of grief and rage on her part.—A disagreeable visit.—A relenting wife.—A vindictive husband.*

If a man affects a woman, the rank of the parties being equal, he has only to obtain the consent of herself and her parents. Women are never compelled to accept as husbands persons whom they dislike. When a match is proposed between a Moonjob and a Jerejoh, the approbation of the chief is necessary, before the



match can be ratified.<sup>43</sup> I have often known instances where this consent was refused, and the match broken off. I never knew a marriage between a Nigurt and a person of either of the two upper classes; and I never knew an instance of the occurrence of incestuous intercourse between the white castes and the black.<sup>44</sup>

It is one feature of the patriarchal government and habits of the islands, that marriages are celebrated in the canoe-house of the district in which the husband resides, and under the patronage and superintendence of the petty chief. The ceremony commences with drinking jagow, while the dogs are roasting and the other preparations making by the Nigurts. The petty chief is seated in the centre of the platform against the wall, and on his right hand are seated the bride and her female friends, their heads dressed with flowers. On the left are seated the bridegroom and his friends, dressed in the holiday decorations.<sup>45</sup> No paint is used upon the body on any occasion. The Nigurts never come upon this dais, except to pound jagow, or present jagow and food to the chief, but remain upon the floor in the centre of the canoe-house, where all the preparations for the feast are made,

<sup>43</sup> It is not political but consanguineous relationships that are here involved. It is still the practice, in modified degree, for parents to ask permission of the senior man of their child's sub-clan for that child to marry. Because the Nahnmwarki of a tribe (which is what O'Connell means by 'chief' here) would ordinarily be the senior man of his sub-clan, he would be the one approached for such permission by the parents of 'moonjob' (*mwohnsapw*) children, since such 'moonjobs' would be in his sub-clan. But permission is asked of him in his role of sub-clan head, not that of ruler of the tribe. Moreover, seniority of descent does not invariably coincide with political seniority. Relative age, military exploits, and expediency could result in a man receiving a title higher than that of a man senior to him by blood. Thus in 1947 the sixth chief of the first line of Net (the Nahnpei) got permission for his daughter to marry not from the Nahnken, who is in her sub-clan and the highest chief of the second line, but from the Lepen Net, who holds a lower title but is the Nahnken's consanguineous senior.

<sup>44</sup> Whatever O'Connell means by the word 'incestuous' here, while it is true that men of both chiefly lines (what he calls Moonjobs and Jerejobs) took their senior wives from the opposite line, it is also true that they did often take 'black' women, that is to say, commoners, as secondary wives.

<sup>45</sup> The reference to right and left hand is to the two side platforms of the canoe house. The couple did not sit on the main platform.

except the jagow pounding.<sup>46</sup> Meanwhile the guests keep up a buzz of conversation, for these islanders are far from being remarkable for taciturnity. All remain seated, the women on their heels, and the men crosslegged.

The jagow\* root is pounded with peculiar ceremony. If either of the contracting parties be of the direct connections of the head chief of the island, the marriage is solemnized in the principal canoe-house. The jagow, whether from his own ground, or from the bridegroom's, or presented by the guests, is brought and laid at the chief's feet. Sometimes also sugar-cane<sup>2</sup> is brought in by the women as they arrive, and placed at the chief's feet, all who approach him walking bent nearly double.<sup>47</sup> The chief then proceeds to cut the root of the jagow from the plant, in which he is assisted by the friends or favorites who are seated nearest him. Nigurts are then called, who take the root and carry it to a large flat stone upon the platform, but as distant from the company as the size of the dais will permit. From six to twelve<sup>48</sup> Nigurts then commence pounding it, the root and the stone having been first washed. Each has a small round stone in his hand, and all strike together. If a head chief be present the blows are given thus, in perfect time: one, two, three,—then a pause,—one,—another pause,—one, two, three. If a petty chief is the highest in rank present, the blows are one, two,—a pause,—one,—another pause,—one, two.<sup>49</sup> Thus carefully are the distinctions of rank

\* *Piper methysticum* is the botanical name.

<sup>46</sup> Kava pounding on the main platform is very seldom seen nowadays. O'Connell describes here the 'early kava', which is prepared before the ovens are cleared away from the central, ground-level area of the canoe house, after which two rows of kava stones are set up to replace the ovens and the main kava preparation begins.

<sup>47</sup> The kava is brought by male bearers, often in singing and conch-blowing procession. If sugar cane is brought it is carried by women as well as men. Both are presented root foremost. The posture described is conventional in approaching persons of high rank, whose heads must always be higher than those of their inferiors.

<sup>48</sup> The number of pounders is usually, at least today, only four or five at each stone.

<sup>49</sup> O'Connell has given only a simplified version of the ceremony. There are other pounding rhythms also, which vary according to kind of feast, tribe, and who is present. The large, flat stones on which the

preserved by all possible means. After the root is pounded fine, water is thrown upon the mass, and it is stirred together with the hands. A quantity of it is then wrapped in a bunch of plant fibres, about a foot in length, resembling hemp,<sup>50</sup> and the juice of the root, or rather the water poured upon it and thus impregnated, is wrung out into a calabash. This is carried up to the chief by a Nigurt, who passes up the aisle between the men and women, and presents it to the chief, kneeling, holding it in both hands. He drinks, and passes it to the next in rank.<sup>51</sup> Every calabash is first presented to the chief, whether he drinks or not.<sup>52</sup> I must do them the justice to say they are generally very temperate; and although jagow forms a liquor very potent as a narcotic, it is seldom drunk in quantities to stupify. When it is, a dead and stupid sleep of three or four hours is the consequence. It makes them loquacious when temperately drunk, but seldom quarrelsome. The women never drink it in public, and while the men are drinking often avert or conceal their faces. It is *majorhowi* to all except Moonjob women, and as even their entire abstinence is considered a virtue, those who do take it do it very privately.

While the root is pounding, the chief distributes joints of the

---

pounding is done are propped up off the ground on coconut husks so that they resonate like bells when they are struck. A large feast, with many stones in use, all being pounded in the same rhythm, is an impressive affair.

<sup>50</sup> Actually *Hibiscus tiliaceus* bast.

<sup>51</sup> The bearer presents the cup, which is not a calabash but half a coconut shell, with only one hand. The hand holding the cup is supported by the crooked elbow of the other arm. This is done in a seated position, both legs bent to one side, the crooked elbow towards the receiver of the cup, the bearer's face lowered and turned away. But, depending on the type of occasion, more often the bearer hands the cup to an attendant, who then gives it to the chief in the conventional posture just described. Passing of the cup from one chief to another is not done. The cup is handed back to the bearer, refilled, then given to the next drinker. The motions of the hands in the use of the wringer, the footsteps taken by the bearer, his posture, the manner in which the cup is received—all are conventionalised and vary in detail according to the kind of feast being celebrated.

<sup>52</sup> It is considered good form to refuse the proffered cup occasionally and to direct that it be given to another.

plant among his favorites. It is eagerly coveted, and it is a mark of great favor to receive it, as the joints, set in the earth, take root. They are, however, ten or twelve months in coming to maturity; and as the culture is barely enough to supply the demand, it is a plant esteemed of great value.

While the jagow is being prepared and drunk, the preparations for the more solid parts of the feast are going on in the area. Fires are built of wood, covered with small round stones, like a pyramid. As the wood turns to coal, the stones fall in, and are heated to a red heat, forming a glowing platform. As soon as it has ceased smoking, the dogs,<sup>53</sup> previously killed, and their entrails extracted, outside the house, are brought in and the hair singed off. They are then scraped and laid upon a floor of the hot stones, and other stones are piled over them, the Nigurts handling them very adroitly with sticks. Over the whole are spread green leaves to prevent the escape of any steam, and in half or three quarters of an hour Pedro comes out of this impromptu oven, delicately cooked.

Baskets of cocoa-nut branches, made expressly for the occasion, and never used afterward, are then brought, into which the dogs are put; and the Nigurts carry one at a time to the chief, with baskets of yams and bread-fruit as condiments. The chief, with a bamboo knife, officiates as carver, distributing bits of the flesh to those present, and modestly reserving the quarter, the best part, to himself.<sup>54</sup> Dogs are seldom cooked in larger quantities than to serve as a bare relish to the yams and bread-fruit; and are usually provided at the expense of the bridegroom. The rest of the material for the feast comes in presents from the guests, every convivial meeting on the islands being a sort of pic-nic. The chief takes his tribute out of every dog, and carries what he cannot eat away with him. The Nigurts may occasionally get a dog's head thrown to them, but their usual share of such a delicacy is only permission to suck their thumbs. There is, however, always an

<sup>53</sup> Nowadays more often pigs than dogs. Dogs are pre-European; pigs were introduced very soon after O'Connell's time.

<sup>54</sup> If O'Connell is here describing 'Ahoundel', his father-in-law, officiating at a feast, that chief did indeed hold a low position, as we have already suggested. At most feasts there is an official food divider, who supervises the butchering and distributes the portions according to various conventions.

abundance of fish cooked. All the eatables pass through the chief's hands in their distribution.<sup>55</sup>

The feast finished, and washed down with jagow, the day winds up with a dance. The males and females stand opposite each other on the raised walk which goes round the house inside, the women upon one side and the men upon the other. The chiefs present remain upon the dais, the bride is in the centre of the line of women, and the bridegroom opposite with the men. In dancing they do not skip, run about, or change places; a foot square is abundant space for each person. They stamp with each foot alternately, bringing the right or left side forward as the foot is moved, and flourishing the arms. All have fancy paddles in their hands, men and women, and as they turn either side of the body to the centre of the building they strike the paddles together in perfect time, shifting them from hand to hand to keep them inside. All sing together, and to aid in the time a person is seated in front of the chiefs, on the dais, with a stick in his hand, with which he hammers time on the bottom of an old canoe.<sup>56</sup>

This dance is the breaking up for the day. What of the fragments of the feast are not carried away by the guests, fall to the Nigurts, who have been spectators from the floor in the centre of the building. The bride goes home to the house of her lord, or the house of the friend upon whom he is quartered. Presents from chiefs and friends, mats, wywies, tappas, etc. follow them, sometimes immediately, and sometimes after the interval of a month.

Upon the next day the newly married couple repair to the great canoe-house of the head chief of the island; not to the canoe-house where the feast was held the day before. There is another gathering of friends and acquaintances, and all seat themselves as for a feast, women and men apart, on the dais. A priest enters the house, and goes to a part of the dais as distant as possible from the company. He then makes a circle of a mat, about four or five feet in circumference, by setting it upon its

<sup>55</sup> O'Connell has in this chapter given a general and rather sketchy description of the feasting pattern. It applies to all feasts, not just the wedding feast, although there is much variation in detail.

<sup>56</sup> This dance is the *kahlek*, written 'gurlic' by O'Connell in the vocabulary, and is the same as the dance he previously described as done aboard canoes. The 'raised walk' refers to the two side platforms of the canoe house. It is surprising to read that women participated in this dance, for it is strictly a masculine dance today. There is another man's dance done without paddles and there are two women's dances.

edge, and walks inside of it.<sup>57</sup> His whole person is thus concealed from those present. The head chief walks up to his side, and a sort of recitative conversation is kept up between them for about a quarter of an hour. It is done in a voice so low, that the words are not distinguishable to the company, a low monotonous sound only reaching them, while they sit in the most subdued silence, their countenances wearing an aspect of deep gravity. I never was able to understand the subject of this mummery by listening to the words, or by inquiry, as all appeared to be in the dark, except so far that they knew it was a part of the marriage ceremony. A draught of jagow concludes it.<sup>58</sup>

The foregoing is a description of the marriage of a Jerejoh. Nigurts are yoked together among themselves with very little ceremony. At the marriage of Moonjobs, the feasting sometimes begins a couple of days before the wedding, and continues a day or two after. The feasting and preparations vary, of course, according to the wealth or standing of the parties.

I have said polygamy is common. A man may have as many wives as he can support, but the largest number I ever knew one man to have was eleven.<sup>59</sup> Concubinage and promiscuous intercourse is common among the Nigurts and lower Jerejohs, but very rare among the Moonjobs. The Moonjobs are morally superior to those beneath—superior in intellect and character, as in standing. Adultery committed by persons of standing is punished by burning, preceded by an infliction of torture upon both

<sup>57</sup> This is not the plaited floor mat but the sewn sleeping mat. This is a long, narrow mat made of two layers of pandanus leaf strips. The strips are laid side to side, the edges of each folded so as to interlock with its two neighbours. Other leaves are used as stuffing between the two layers, which are then sewn together.

<sup>58</sup> This description of the priest and his behaviour applies to all occasions when a priest officiated, not just to weddings. The 'mummery' that puzzled O'Connell was a dialogue in the form of question and answer, the priest, concealed behind the mat, being possessed on such occasions by a spirit, who spoke prophecies through his lips. The questions and answers had mostly to do with the fate of planned enterprises. Classes of diviners other than priests also existed and followed similar procedures. Living Ponapeans who recall witnessing these occasions describe an eerie whistling as the spirit took possession and a shaking and muscular rigidity on the part of its human vessel.

<sup>59</sup> The highest chief of Sokehs, ruling in 1870, is said to have had some thirty women in his harem.

parties too horrid and disgusting to describe. Among the lower castes it is unnoticed. During my stay upon the island I never knew an instance of its commission, by persons of note or standing enough to call for punishment.<sup>60</sup>

Polygamy, as already stated, is allowed, and yet there is no necessity for restraint upon the women, or the exertion of harsh authority over them. A resort to blows is seldom, if ever had, and the same odium that would attend such conduct here, visits it there. Of their children the islanders are remarkably fond. The little beings run naked for the five or six first years of their lives, and are the pets and playthings not only of their parents, but of all. Tattooing is commenced on children at about four years of age, the first marks being upon the back of the left hand. These first marks are made at the residence of the parents; at six or eight years of age the child visits the tattooing hospital, and again at different periods, until at about the age of eleven the tattooing is completed. The reader will recollect that in my case it was necessary to apply all these usually periodical inflictions at once. The art of tattooing Moonjobs and Jerejohs is a profession, confided to a few women—female professors of heraldry, for tattooing is the preservation of a species of heraldic symbols. The marks upon my body have often been read to me, being expressive of the names of deceased chiefs and Moonjobs. At the end of the catalogue the reader almost invariably adds,—“midjila! midjila! midjila- [?!]!”—“dead! dead! dead!”

The introduction of tattooing in this connection is not, as it may at first sight appear, a change of subject. While different methods of tattooing distinguish the two upper castes from each other, and from the Nigurts, who are only permitted to make a

<sup>60</sup> The information in this paragraph is directly contrary to descriptions of conditions in former times related by aged living Ponapeans. According to them a man of very high title could demand the favours of any woman he desired, and none could deny him, whether she was married or not. The Nahmwarki, the highest chief of all, could even take a woman of his own clan, even a parallel cousin (who in the kinship terminology counts as a sister), whereas incest meant death to others. The adulterous wife of a high chief was usually put to death, along with her lover, but a woman of higher rank than her husband had sexual privileges similar to those of the high chiefs. A man of low status who was cuckolded usually had to be content with beating his wife, and punishment of her seducer, which he usually attempted if his clan was strong enough compared to that of the seducer, was in his hands only.

few awkward marks upon the front of the legs, tattooing also serves to bind husband and wife. On a Moonjob man's right arm two rings signify the names of the nearest deceased ancestors of his wife, if she be a Moonjob; and on the wife similar marks preserve the ancestry of the husband. In the case of a man who can afford a half dozen women, the ceremony is not so particularly attended to; but the women make it a point of family pride to cover their shoulders with the family tree of their husband.<sup>61</sup> The reader will perceive that this is a contract incapable of erasure, and could a woman be tempted to desert her husband, she would still wear the recollection of what she had been; the honors and name of his house, no longer a gratification to her vanity, but a memento of her fallen state. The generally kind treatment of her spouse—her fondness for her children—her religion, education, the traditionary lore, of which her body carries an edition, and to the glory of which as wife she is heir in her husband's right, are reasons sufficient why a Bonabeean woman should remain faithful and attached, although her return is but perhaps a decimal part of her husband's affections. Accustomed to polygamy, and unaware that in any country the wife has undisputed and entire possession of her liege lord, the Carolinean woman sees nothing shocking in the system of a plurality of wives. It were nonsense to assert that there is no jealousy and quarrelling—as it would be asserting a position contradicted by reason, and the nature of things. Even in Christian countries we often see that one wife is enough to quarrel with; and although early education had taught me better than to wish for more than one wife, it is not to be imagined that Laowni<sup>2</sup> [probably *Liauni*] (such was her poetical name) and myself had none of the disputes which appear incidental to conjugal life. Upon one occasion, when I was sick,<sup>3</sup> a journey was projected, as was the usual course with invalids. I, however, refused to be cured in such a way, preferring ease and quiet.<sup>62</sup> All the preparations having

<sup>61</sup> Nothing is known today of any connection between tattooing and marriage, except that it was regarded as a prerequisite to marriage to have had the full pattern applied to the body. (O'Connell omits from his description another prerequisite to marriage, namely the excision of one testicle on the part of males and the artificial elongation of the *labia minora* by women.) Nor is there any remembrance of use of the designs as heraldic symbols or of reading them as names of the dead.

<sup>62</sup> Taking sick people to new environments was practised to recent times.

been made for the journey, it was taken without me. I thought my wife might have had the grace to remain at home with her sick spouse, but she chose to accompany her father. Upon her return I had pretty well recovered, and I welcomed her by taking my wedding gift—a few blue beads—from her basket, and breaking them between two stones, before her eyes. As soon as I had done the mischief, Laowni ran from the house to a stone in the edge of the water, where she sat down and commenced crying like an infant. I followed, and endeavored to pacify her, but it was of no use. The only answer she made was to kick like a spoiled child. The tide flowed in, till she was in water to her elbows; then I was enabled to coax her away, but still she ceased not bellowing for her beads. If I had bitten off her finger, it would certainly have grieved her less.

At night I went to sleep and left her weeping. She had refused to eat, though fish and the most delicate bits of canine venison had been offered her. Happening, however, to awake at midnight, I detected her solacing her grief, not, like Mrs. Oakley, on boiled chickens, but like a delicate savage, on a dog's drumstick. I said nothing, thinking the return of her appetite was a good omen; but when I waked again in the morning clouds and darkness still sat upon the countenance of Laowni.

The day long she wore the same sulks, giving me an occasional look of any thing but affection, but not vouchsafing a word. At night I took George with me, and instead of sleeping in the canoe-house, which was then Ahoundel's quarters, went to his house proper. There we built a small fire for its light, and just as we had propounded to each other the sage conclusion that his Majesty of Nutt and family were not in the best humor, we were surprised with a visit from that dignitary himself, accompanied by a native who was particularly indebted to me for detecting him in stealing my knife, and two others, all armed with spears. Without saying a word they sat down at a little distance, biting their nether lips, as is always their custom when vexed or in a passion. I spoke to them, and inquired the reason of the visit, but received not a word in answer. George shivered beside me like a leaf, although I assured him he need fear nothing, as the visit was undoubtedly intended solely for me. At length our agreeable state of suspense was relieved by the appearance of Laowni, who beckoned them outside, and we saw nothing more of them. It was two or three days afterward before the reconciliation between myself

and wife was completed, as I took it upon me, upon the most approved civilized plan, to become sulky when she relented. This lesson, however, taught me better than to trifle again seriously with the property or comfort of a wife, whose father might inflict summary punishment upon me without being amenable for it to any power. Such I afterward ascertained was the intention of the visit. Ahoundel left the canoe-house with a determination to put me to death, and it was the intercession of Laowni, who followed the party, that saved me. Upon the whole, the adventure had a good effect. Ahoundel respected the courage with which I faced him, though God knows it was as much in outward seeming as genuine; and respected the firmness which led me to maintain my ground; even after the threat of death.

## CHAPTER XII

*Priests.—Their rank—power—vocation.—Use of tattooing.—Edyomet a synonyme with Aroche.—Jure divino.—Island worship.—Theory of mind.—Apotheosis of chiefs.—Native notions of English printing.—Animan, or spirits.—Metempsychosis.—Treatment of sick.—Incantation.—Fatal embracing.—Time and mode of interment.—Perambulations of the ghost of the defunct.—Yearly procession round the grave-yard.—Inheritance.—Strength of custom.—Proportion of the castes to each other.—Journeying for sickness.—Cure of elephantiasis.—Cleanliness.—Feeling pulse.—Mr. O'Connell's calls to visit the sick.—Influence of his opinion on the patients.*

The priests upon the Bonabee group are Jerejohs, and rank as petty chiefs.<sup>63</sup> Their profession is hereditary, and their support is drawn from presents, for, though generally landholders, their possessions are small. They are much respected, and are the con-

<sup>63</sup> The now extinct priests seem to have had a title series of their own, like the two series described on p. 124 n. 25. Apparently only the higher priests were 'Jerejohs' (*Seriiso*). The principal priest, the Nahlaimw, suc-

ceeded to the secular office of Nahnken when the incumbent Nahnken died. This title of Nahnken, sometimes called 'Prime Minister', is the highest title in the second series of chiefs. The second highest priest was the Nahnapas. These two priestly titles, which nowadays are secular ones, were in the 1880s fitted into the second series of chiefly titles, in the second and fourth positions in that line. Supposedly it was the Nahnwarki of Madolenihmw, 'King' Paul, who did this after the priestly functions had lapsed. The other four tribes then copied Madolenihmw. Some lesser priestly titles have also continued as secular ones.

<sup>64</sup> These two words do not occur in modern Ponapean, nor are they recognised by present-day speakers of the language. O'Connell is apparently the only person who ever recorded 'Edyomet' for priest. The usual word is *samworau*, and there was a lower level of priests called *leiap*. For 'Aroche', however, there is independent supporting authority. Kittlitz in 1828 noted that Ponapeans, like Kusaiens, called their chiefs *iros*, although the Ponapean form sounded more like *uros* to him (F. H. von Kittlitz, *Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka*, Gotha, 2 vols., 1858, Vol. 2, pp. 69 *et seq.*). Horatio Hale, who interviewed O'Connell in 1837, corrects 'aroché' to read *arōtē*. Hale later recorded information in Honolulu from a man named Punchard, who had lived for a year on Ponape; from him he got *lī'rōtsh* as the word for noblewoman (Horatio Hale, *Ethnology and Philology*, Vol. 6 of United States Exploring Expedition during the Years 1838-1842, under the Command of Charles

ment connect the priest and the chief, as it will be found in tracing all earthly power to its primitive source that the original rulers claimed a direct mission from, or connection with, heaven. The reader will remember that in speaking of the Moonjob chiefs, it was stated that they claimed affinity with the skies; the term which defines their caste being also a term for the heavens. Great as is the power of the priests by their connection with the chiefs, it is but doing them justice to state that they attempt no increase or arbitrary exercise of it, and in their adherence to traditionary form, which it is their interest to press upon the people, is their strength. They are established—their dogmas and their power were never disputed, and it is therefore only necessary to assert their belief, and to permit the silent and almost imperceptible operation of their strength through the nominal, ostensible chiefs.

The whole theology of the island, the most singular imaginable for such a people, appears to be a worship of MIND, intelligence, or life. They appear to have an idea of its action, independently of the body,—to imagine it a separate and superior existence—a guiding genius over the conduct of the body. They have no temples, no idols, no altars, no offerings, no sacrifices; but worship a world of spirits, the disembodied souls, if I may so speak, or, more properly, the exalted minds of their dead chiefs. A chief's apotheosis takes place almost before his death; nay, invocation of his spirit commences before breath has left the body. The spirits of the deceased are supposed to hover in and about the scenes which, alive, they frequented. Aside from the general and universal worship of the ancestors of the chiefs and Moonjobs, each family has the worship of its own ancestry—its household gods or *lares*. When I told them of the Supreme Being they admitted his existence, although they never address prayers to him; but recognising such a power as the *Aroche lapa-lap*, great chief of their world of spirits, they persisted in prac-

---

Wilkes, U.S.N., Philadelphia, 1846, p. 83). These are obvious cognates with the Kusaien word, spelled in a variety of ways, and with the Marshall Islands forms usually spelled *iroij* and *lirioij*, and we may accept 'aroche' as genuine, though obsolete today. (Hambruch and Eilers apparently regard the word as cognate to Polynesian *ariki*, but this is etymologically impossible.)

tically acknowledging only the power of the *animan*,\* as they style their deified progenitors.<sup>65</sup> Of these, as the reader has already seen, the names are preserved by the practice of tattooing, no name of a living person being imprinted on the flesh. I have a vague impression that the surviving friends sometimes tattoo themselves upon the death of a connection, but am positive that it is not an invariable custom. The next marriage of a descendant, however, or the next regular tattooing of a youth, after a chief's decease, is sure to preserve his name. I never learned to read their marks, but imagine they must be something like the system of the Chinese, from this circumstance: before Miss Jane Porter was washed away in a rain-storm, many of the natives had learned the alphabet; that is to say, they "knew the letters by sight," but, counting large letters and small, figures, points of reference, points of punctuation, and every other printer's character, they gave us many more than twenty-four letters. When they saw these repeated, they signified that it was superfluous; they had no clear idea of the combinations, but said there was too much of the same thing, evidently imagining that each letter conveyed in each place one and the same idea.

To the *animan*, vested with absolute power for good or ill, are attributed all the good and all the evil which befall them. Every thing for which it is impossible otherwise to account is attributed to them, and all inquiry into things uncertain or perplexing is barred at the outset by the assignment of the sufficient cause, the agency of the *animan*.<sup>66</sup> Good comes from them in reward for good, and evil for evil. When I told them that worship belonged only to the One God, they asked me "how I knew; if I had been in heaven." Singular as it may appear, they have such an opinion of the whites, gathered from the specimens of their superiority which they had seen, and from the distance which they supposed their white visitors traversed to see them, that they thought the possibility of the whites having visited

\* Upon the Ladrone islands, where a similar worship prevails, the term is stated to be *anita* by geographers.

<sup>65</sup> This paragraph is a fair description of the native religion. But not all gods are ancestral beings. Some, known as *enih-wos*, are said to have existed always.

<sup>66</sup> But there is also a strong belief in witchcraft as a source of ill.

heaven was probable enough to tempt the question. My answer, no, of course, would put us on an equality again as to what we had seen, and when I referred to "the Book" in proof of my assertion, they sneered at once at the admission of such scanty evidence—such repetition of the same letters, such abundant poverty as the doubling and trebling the same marks to infinity, for the sole purpose, as they thought, of display!

Engrafted into their worship of mind is a rude system of metempsychosis. The species of eels, celebrated in chapter ten of this work, furnish the favorite residences of the superior *animan*, and are universally venerated. It must not be supposed that they worship the fish, although a superficial observer might so imagine; and the preservation of the distinction between the worship of the animan and their visible representatives is creditable proof of their sagacity, and of the industry of their priests in their vocation.

As among all savages, the priests are also doctors; and almost all their remedies are spells and incantations.<sup>67</sup> They have, to be sure, as a universal specific, a mixture of cocoa-nut oil and curry. The dose is measured and mixed in the palm of the doctor's hand; and is administered externally as well as internally, the whole body of the patient being smeared with it.<sup>67</sup> This uniform prescription for all diseases serves better for savages, whose ailments are all of a similar type, proceeding from similar causes, than the specifics of the British Hygeian College of Health can possibly serve for the thousand diseases which flesh is heir to under the abuses of civilization. The natives generally attain a good old age; and even if a patient does occasionally slip his wind under the simple quackery of the priest, we must forbear to censure *his* practice, till the civilized world shall cease to build up the fortunes of empirics, by buying one nostrum for all diseases.

The Edyomet sits beside the mat of his patient, with his legs crossed like a Turk or a tailor, rubbing his hands slowly upon

<sup>67</sup> Though the priests are extinct, there are still many healers (*sounwini* and *kedinwini*, male and female practitioners) who know a great number of specifics for different diseases, mostly concocted from plants. The mixture of coconut oil and 'curry' (turmeric powder) described by O'Connell, widely used in the Caroline Islands, is not really a specific but is regarded simply as being healthful and strengthening when applied to the body.

each other, and upon his legs, alternately, after the manner of a "Pease-porridge-hot" solo, with variations. This motion is accompanied with a solemn chanting, the burden of which is a guttural "e-e-e-ah!" "o-o-o-ah!" commenced slow, and snapped off short, as the hands reach the knees, or are taken apart. The subject of their chant is, of course, a particular supplication to the tutelary genius of the sufferer, and to the whole family of genii incidentally.

The sick-room is always crowded with the friends of the patient, and air is carefully excluded. He is pronounced dead as soon as he ceases to notice those about him, but before respiration ceases. As soon as it is supposed that the seal of death is set, a pyramid of bodies is formed upon the dying person, by those present, who throw themselves upon the body, each anxious to embrace, or, at the least, touch some part of it. There is usually a furious struggle, those in the rear catching the first who throw themselves upon the mat by the heels and pulling them back. The poor sufferer, beneath this living hecatomb to his memory, must die of suffocation. During all the time a deafening howl is raised by the whole company, something after the manner of the Irish, only that Hibernians have the grace to wait till a man's breath is out of his body before they commence to "wake him."

After this first rude embracing has ceased, the patient is usually entirely dead; but cases have occurred, I am compelled to believe, when sufferers, still living, have been buried. Before burial, the defunct is made to leave "p. p. c. cards" at the houses of all his connections and friends in the village, being carried from hut to hut on the shoulders. At each house the procession tarries about ten minutes, and the same outcry is made as in the dying room. It is the invariable custom to bury the body before the next sunset; unless death occurs within a very short time of night, in which case the interment is postponed to the next day.

With no other protection for the body than a roll of mats, it is buried about three feet below the surface of the earth. All the persons present, except those who place the body in the earth, remain in a sitting posture, and weep and howl till the body is covered, when they leave the spot. The season of *active* mourning lasts about twelve days. On some of the islands in the group



there are stated places for burial;<sup>68</sup> on others, the dead body is buried near the hut which it occupied while living. If a male, a paddle from his canoe is buried with him; if a female, her spindle or distaff.<sup>69</sup> Over the grave a small hut is built, in which the nearest surviving relative sleeps for five or six nights; after which it is taken down: a beautiful proof of affection in its holiest simplicity! The mourners, male and female, except chiefs and their families, cut off their hair, but do not maim or disfigure their bodies.<sup>70</sup>

Another part of the ceremony is a piece of mummery got up by the priests—no less than a personation of the character of the ghost of the deceased, by one of their number.<sup>71</sup> Be the dead male or female, old or young, his ghost was invariably of the masculine gender, and of years enough not to be frightened should he meet a brother ghost in the night. This personage parades the village for five or six nights after the burial, with a spear in his hand. There is no pretence that the walking gentleman is *indeed* the spirit of the departed; it is a sort of testimony of respect to the memory of the deceased.

There is upon the island of Nutt a grave-yard.<sup>72</sup> It stands upon the shore, so near the water that at high tides it is flowed; it is inclosed by a strong stone-wall, and filled with cocoa-nut trees, the fruit of which is seldom if ever disturbed. It is a custom to plant over each grave a cocoa-nut tree, and, beside the paddles buried with the deceased, to lay one or more near his grave. Once a year, at low tide, these were taken out, each by a descendant of the former owner, and all the inhabitants of the island walked in procession round the inclosure. The procession bore no funeral aspect; the persons forming it were decorated with flowers, and in their gala dresses, and flowers were placed

<sup>68</sup> A number of stone structures containing human remains survive today. They are mostly large rectangular chambers, constructed of basalt prisms, but some are small and dome-shaped.

<sup>69</sup> And other personal belongings.

<sup>70</sup> Part of the mourning behaviour also included the feigning of madness, running about wildly, besmearing oneself with filth, and the loosening of normal inhibitions generally. Virtually none of the practices described by O'Connell survive.

<sup>71</sup> Nothing is known of this custom nowadays.

<sup>72</sup> This does not exist today. The burial practices described in this paragraph are unfamiliar to modern Ponapeans.

upon the graves. This ceremony, like all others, is under the superintendence of the Edyomets, and in the procession they walked next the Moonjobs. Thus does every part of the conduct and observances of the islanders tend to a reverence for ancestry; and the strength of the government is so based on hereditary rank, and perfect order and observance of precedent, that nothing less than an entire change in their religious belief and in their customs can produce a revolution. The custom of burial in yards is only practised upon Nutt and two other islands, in the group; upon all others, and even upon Nutt in isolated instances, the patriarchal custom of laying a man down in his own "field" being preferred. The usual time of mourning is about a month, and during that period there is every day a stated hour for weeping—that upon which the friend died.

The order of succession to the property and rank of the defunct has already been spoken of. With his estate the heir inherits the incumbrance of the maintenance of the former proprietor's wives, children and dependents. No court of probate, no legal quarrels ensue. Where each man is, in a sense, a lawyer, and perfectly acquainted with the condition of the deceased, and the simple rules by which his effects are to be arranged, there is no possible manner in which a person can disguise fraud in attempting to take possession of what is not his by inheritance. It is seldom if ever attempted; being a crime not only against the individual wronged, but against the whole island population; having a tendency to subvert and undermine the institutions over which Moonjobs, Edyomets and Jerejohs watch with jealousy.<sup>73</sup> The proportion of the white or upper classes is as eight in twenty of the population; the other twelve being Nigurts, or slaves. Of the aristocracy one in eight are Moonjobs, and of the Jerejohs one sixth are priests. With the advantage of power, tradition, and superstition on their side, the priests and Moonjobs easily control the Jerejohs, who derive whatever power they possess from the same order of things that places another class still above them. The knowledge that union is necessary to control the

<sup>73</sup> Nevertheless, at least in later times, a state of lawlessness might follow the death of a Nahnmwarki. The missionary reports of the 1850s describe general destruction of coconut trees, yams, and dogs at the place where a high chief had just died, and to some degree elsewhere too. His lands and other property would be taken and divided up among the other chiefs, usually in an orderly way along matrilineal principles, but

slaves, and of the fact that the priests represent their order in the government, makes the Jerejohs assist in maintaining a system, the least infraction of which would set an example to the Nigurts, ruinous to their masters.

To return to the treatment of the sick. It is a common and very judicious mode of commencing the course of island practice, to remove the sufferer from place to place by the canoe, in easy stages, and try upon him the effect of change of air and scenery, while he can yet bear the journeying. This course is, in very many cases, a preventive of fixed disease, and is infinitely better than to wait until a complaint becomes seated, and then travel, when the only object possible to be gained is its amelioration. I am unable to describe the different characters of all the island diseases, or even to enumerate them by their native names. The variety is, however, small. The fevers generally are similar, and of the diseases peculiar to civilized countries they have none, of course. Elephantiasis, or something very like it, is sometimes seen upon the islands, and the remedy the natives universally apply is worse than the disease. It is their practice to pass a stick burned to a coal, and all alive with fire, over the affected limb, keeping it near enough to scorch, but not actually touching the flesh. Eruptions of the skin of the face, and soreness of the mouth, frequent during some seasons, I attributed to their practice of eating bread-fruit, which, deposited in the earth for keeping, had become impregnated with some mineral or other poisonous quality.<sup>74</sup> Their food is simple, and their scrupulously cleanly habits

---

sometimes a rush was made by all to seize whatever movables they could. This was true sometimes after a commoner died too; his balls of twine, his mats, sometimes even his house would be appropriated and the widow turned out. Perhaps these descriptions apply only to the abnormal conditions which prevailed after the smallpox epidemic of 1854, when the population was reduced by half and the power of the chiefs was much weakened. But even in O'Connell's time the dead chief would be buried immediately and in secret and the ordinary people would not learn what had happened until they were summoned to the feast in the canoe house and saw the new incumbent in the place of honour on the main platform; the purpose of the secrecy being to avoid the general anarchy and the excesses of behaviour which might otherwise have followed.

<sup>74</sup> This is preserved pit-breadfruit, eaten when ripe breadfruit is not in season, and prepared in this way in many places in the Pacific. The breadfruit becomes somewhat fermented but as the pit is lined with leaves it is doubtful whether minerals from the soil could affect it.

and frequent ablutions are sufficient almost to insure an immunity from disease. Twice or thrice a day, men, women and children of the upper castes bathe themselves. For cleanliness they bathe in fresh water, each caste having its own bathing place, into which it is a crime for one of a lower order to step. When swimming they do not move in the water like us, but take the dog's short paddling for a model.

After I had some time resided with them, I happened accidentally to feel a sick man's pulse. This was noted by the observant natives, and I was called upon to explain what it meant, and why I did it. I gave them the best illustration in my power, beating time to show them how fast the pulse should beat, and telling them that any thing faster or any thing slower was "no good." The beating of the pulse at the wrists was a remarkable discovery to them; all the old women, and indeed all the young, made a dive at the wrists of every one when first suspected of ill health. Once on the scent, they followed it, and detected the throbbing of the temples; so if there was not room enough at the wrists for all examiners, a portion would settle on his head. It was really amusing to see how like civilized people they could ride a hobby to death. Inquiries ceased. As phrenologists are said to read a man's whole character without other data to proceed upon than the external developments upon his head, so the native professors of the new art of pulse-feeling wished only to find rest for the finger on the patient's body. He or she would find rest only when the tormentors were asleep; the sleep of the patient being of too little consequence to interrupt the medical examinations of the thousand friends.

An islander sick is an object ghastly enough. With the smearing I have described, his original sallow face is resplendent in ghastliness. The accompanying objects, the gloomy visages of the attendants, and their howling and moaning, give such scenes a character gloomy as the most inveterate old-lady lover of sorrow, rendered doubly sorrowful by exaggeration and anticipation, could desire. If possible, I was always called to pronounce whether a patient would live or die; and by caution in pronouncing judgment, and care in forming it, my word, as I gained experience, was considered with the islanders life or death to the patient. By a favorable opinion, confidently pronounced, I question not I saved many lives, as the natives would redouble their efforts when hope was encouraged, and the patient's imagination, thus relieved, would assist the recovery.

## CHAPTER XIII

*Music.—Lightening labor.—No war songs.—Singing in canoe-house.—Subjects of songs.—Connection of music with their institutions.—Instruments.—Time in dancing.—Star-gazing.—War of seldom occurrence.—Punishment of crimes.—Character.—Ex-tenuation of their propensity to pilfer iron, etc.—Persons and features.—Dress.—Ornaments.—Nigurts.—Visit to Hand.<sup>L</sup> To Pokeen, or Wellington Island.—Character and customs of that island.—Visit from comrades.—Attempted excursion.—A spy.—Pursuit.—Canoe smashed.—Unpleasant exception against Mr. O'Connell.—Disagreeable uncertainty.—Inglorious return.—Laowni's joy.—Island kissing.—Ahoundel's half-apology.—Laowni's revenge upon Namadow.*

We have already remarked that the natives have a very accurate ear for music. The priests have their religious howlings, but other men seldom sing, except to relieve labor, or while dancing. In hollowing out a canoe, the workmen/strike together, singing the while; and in polishing there is the same attention to concert in motion. The oarsmen, or rather paddlemen, in canoes move together to songs. There are however no war songs, other than

such as a civilized nation may have, commemorative of the feats of countrymen in arms.

The women are very fond of singing, and do not, like the men, confine their vocal exercises to labor and dances. A favorite arrangement is to seat a hundred or more in the canoe-house, with strips of dry, strong bark from knee to knee, on which, at certain points in the song, they strike their hands together, the men remaining silent auditors.<sup>75</sup> The subjects of these songs were, their ancestors or the *animan*; the stars and constellations, of which the natives are attentive watchers, and for which they have names; their bread-fruit, dogs, fish; and sometimes they would chant for hours a bare catalogue of the names of their chiefs and their possessions. One song I recollect celebrated the barking of a dog on board of some vessel which had visited them. So simple a circumstance was an event, as the reader is already aware of their affection for the canine race. The figure-head of a vessel which had drifted ashore, and was preserved by the natives in the canoe-house at Nutt, was the subject of another song. It was a bust of a female figure, and along with it they had stored the arm of a figure broken, probably, from the stern ornaments of some vessel. Another was the commemoration of a man riding a dog, which, upon my inquiry, proved to be Neptune, or some other ancient worthy, figuring with his establishment on a vessel's stern.

Singing is, like tattooing, an important method of perpetuating the history and fame of the island, ancient aristocracy, religion, and traditions. In general character tending to the perpetuity of their institutions, there are still songs in which the lighter matter of love is introduced; but these are for convivial meetings of a few—private jagow bouts. The musical instruments in use are only two, and rude/in make—a drum, and a description of pipe, or fife. The drum is made by stretching a fish-skin over a hollowed log, and the fife has three finger holes, and is blown by the nostrils, instead of the mouth of the player.<sup>76</sup> For war trum-

<sup>75</sup> In modern times this women's dance consists of a row of women, seated side by side, with a long plank or planks laid across their laps, on which they strike in unison two small sticks, one held in each hand, to accompany their singing.

<sup>76</sup> The drum, now extinct, was made in hour-glass shape, and the head was of shark or ray skin. An identical drum was found also in the Marshalls, Kusaie, and some of the atolls of the eastern Carolines.

pets they use shells, or conches. My comrade Keenan's instruments were, beside these, as a German flute to a penny whistle, and the admiration of the natives at his "execution" was unbounded.

Night dances in the canoe-house were without other light than that of the moon or the stars, entering at the large door. Standing up in rows, as has already been described, their dancing was mere stamping in time to the singing, and the precision with which they struck together their paddles was truly astonishing. Moonlight nights were always improved, if not for dancing, for singing. The natives are passionate admirers of the study of the heavens, and will even sit alone and watch some particular star.

These are indeed a happy people. War, as in all primitive nations, is with them an occasional occupation and a glory, but it is by no means a propensity; occurring less often than among nations who have the technicalities of written treaties to quarrel about. The government, while it is exact and unchangeable in its requirements, being secure and based on the habits of the people, offers them no unwelcome innovations, and finds few bad subjects. Prompt in the visiting of punishments upon all offenders, however powerful, the idea of resistance to it seldom is conceived; but when conceived, the whole strength of the people goes with the chiefs to suppress it. The government is an oligarchy, where the power is so divided and subdivided that some chief can take cognizance of every man's conduct; and minor faults are punished by the petty chiefs as soon as committed. A dig in the flesh with a shell, a blow with a stone from a sling, or a knockdown with a club, the offender daring not to resist, tells the whole story of trial, conviction, and punishment. No petty chief can inflict death; and all the worse crimes, except adultery, are punished by crushing the head with stones, burning the body of the executed malefactor and strewing his ashes to the winds, or by throwing his carcass to the dogs.<sup>77</sup>

In character, after about five years' residence with them, I pronounce them hospitable, sagacious, and benevolent. Vindictiveness of character is no more a universal trait of their character than of any other nation living between or about the same

<sup>77</sup> In later times one or two cases of burning alive occurred, but the customary method of execution was by clubbing or spearing.

degrees of latitude. They are tidy in appearance and in thought, affable and pleasant in manners, delicate in conversation before women and children, and critical in their knowledge, so far as it goes, particularly in their pronunciation of the language. They are accused, in common with other South Sea Islanders, of being thievish. As far as these people are concerned, I can answer for them, that they have not even an idea of barter. The land is parcelled out in "entails," and is nominally the property of its holders, but no person would go hungry by another's food, and, except trinkets and little valuable articles of "personal property," no one would think of withholding his possessions from the needy. They, like all other people, value articles by the estimation in which the owner holds them; and deeming that such things as they most covet are held, on account of their abundance, in least esteem among the English or Americans, they take them, as a miser would appropriate a pin, a button, or a nail, in the street. I have asked them the question why they stole from vessels, and have found it difficult to convince them that such conduct was more than a trifling error—a mere taking of a "liberty." They reasoned that their visitors have every thing in useless abundance, and every thing better than themselves, and could not miss what was taken; judging it no more difficult for ships to replace articles lost, than for themselves to obtain any island commodity. The restitution to myself and comrades of our little property, even to our knives—jewels in their sight—is proof of their honesty where they are sensible of the need and justice of such a virtue. I do not say that there are not exceptions, that they are without exception this excellent, conscientious people, as I had myself a difficulty with one Namadow [*Nahn-madau*, 'Lord of the Ocean'], a Jerejoh fellow, who stole my knife. Ranking as a chief, I took restitution into my own hands, striking him when I saw the knife in his possession. Though he dare not resent the blow, he held the stolen property, till Ahoundel compelled him to restore it.

In person the Moonjobs and Jerejohs are about what we call the "middle size," and erect in their persons and carriage, except when ceremony requires abasement. In features they resemble the Mongolian race, having high cheek bones and broad faces. The hair of males and females is black, long, and flowing, and softer than is usual to Indians. Upon the head

both sexes wear a conical hat, with no rim.<sup>78</sup> The men wear a mat made of bleached cocoa-nut leaves, strung together. Beneath it is a sash of soft fibres wound about the waist and loins, and over it a sash of gaudy red, the quality and arrangement of it denoting rank. The women's dress is a much closer mat, manufactured with care and skill from the cocoa-nut bark. Sometimes a "lagow" or mat is worn, like the "poncho" of the Chilians, on the shoulders, with a hole in the centre through which the head is thrust.<sup>79</sup> Passionately fond of flowers, the women wear them in their hair and in their ears, perforating the latter for that purpose.<sup>80</sup> The only pigment ever applied to the flesh is the oil of the cocoa-nut, with a little of some powder resembling curry,<sup>81</sup> and their very frequent ablutions prevent any thing offensive in this. Like all Indians they are fond of beads, and manufacture them from white stones,<sup>82</sup> found on the beach, spending a day upon one. They chew nothing like the "betel" of the Malays, but keep the teeth white and clean. None of these remarks apply to the Nigurts, who are as filthy as degraded; their dress is coarser, and their skin rough and unpleasant to the touch.

With these people, after George and I had become habituated to their customs, and learned to appreciate their character, we resigned ourselves to circumstances, and were content, in the absence of almost all hope of escape, to be happy. In about a year from our arrival, Ahoundel grew a little less cautious about our wandering; a forced remission of care, as we had become too well acquainted with the people to believe them all cannibals. Still he insisted upon our being frequently in his company. The difficulty with Laowni, detailed in a preceding chapter, my father-in-law's conduct in which he was, I suspect, instigated by Namadow, left my situation not quite so pleasant as before. Ahoundel seemed inclined to repair his harshness with over

<sup>78</sup> This conical hat, made of strips of pandanus leaves sewn together, is widespread through the Caroline Islands. It is usually worn for fishing.

<sup>79</sup> See p. 129 n. 32, p. 130 n. 33, for descriptions of all these items of clothing. *Likou*, a term which was later applied to any kind of cloth, here refers to the bark cloth from which blankets (see p. 110), the woman's 'mat', headbands, and this poncho-like article were made.

<sup>80</sup> Love of flowers persists. Both sexes wear them.

<sup>81</sup> Turmeric.

<sup>82</sup> Actually seashells.

affection, and it was with much difficulty George and I obtained permission to leave Nutt even for twenty-four hours.

Outside the reef which bounds Bonabee are two islands, one called by the natives Hand [*Ant*], about twenty miles distant, the other Pokeen [*Pakin*], about sixty miles distant. The latter, called on the charts Wellington Island,<sup>83</sup> is inhabited; Hand is not. The inhabitants of Wellington Island resemble those of Bonabee, except that they are addicted to cannibalism,<sup>84</sup> a practice which is unknown on Bonabee, except, perhaps, so far as tasting an enemy's heart goes. Hand is visited for its cocoa-nuts, which are very abundant. Keenan and myself visited it once, and found it bounded by a reef, through which there is but one passage. Beche le mer was deposited in large quantities upon the sand at low tide. We were detained by a storm longer than we bargained for, being weather-bound ten days.

Upon Wellington Island we remained nearly six months. The language was essentially the same as at Bonabee, the customs similar; the three castes of people also existed there. It is oftener visited by vessels than Bonabee, as the bits of iron hoop, an officer's coat, and other articles in the possession of the natives proved. Beche le mer and tortoise shell were plentiful; the latter in possession of the islanders, and the former neglected from an ignorance of the method and means to cure it.

The natives of Wellington Island are in the habit of frequently visiting Bonabee, bringing presents of mats, fruit and other articles; and it was upon the return of a party from Wellington that we visited their island. The inhabitants of Bonabee hardly reciprocate these visits, as their canoes are less adapted for the open sea than those of Wellington Island, and they are also less skilful mariners. I did not believe, till my visit, that the natives of Wellington Island were cannibals; then I had ocular demonstration. It seemed with them an ungovernable passion, the victims being not only captives, but presents to the chiefs from parents, who appeared to esteem the acceptance of their

<sup>83</sup> This is a confusion with the atoll of Mokil; see the Introduction. *Ant*, still uninhabited and still visited for coconuts, is part of the tribe of *Kiti*. *Pakin*, inhabited today by a colony of Mortlock Islanders, is part of *Sokehs*.

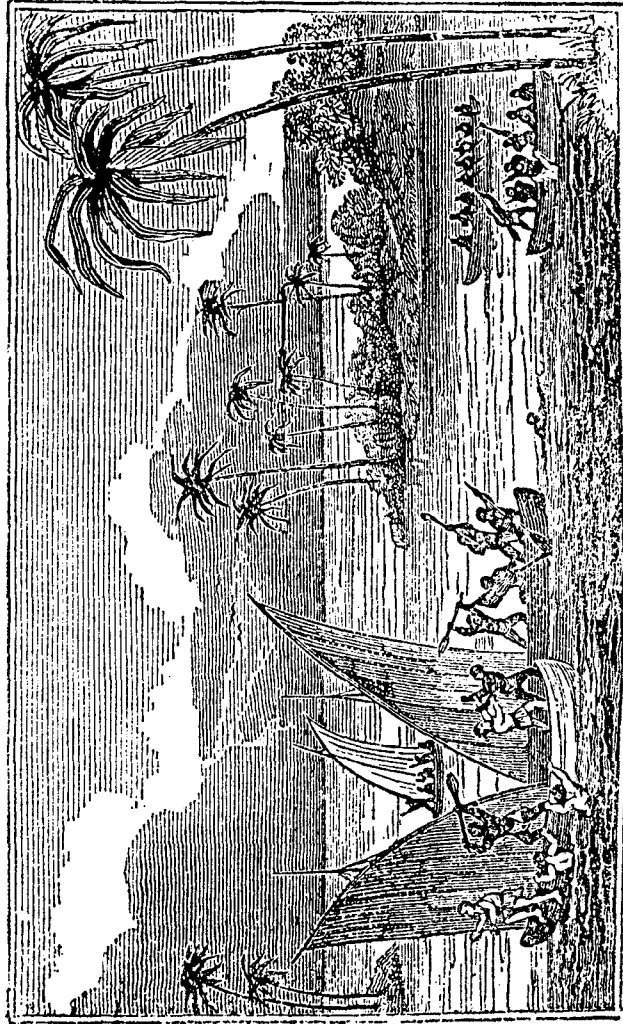
<sup>84</sup> This is a surprising remark. The people of *Pakin* at that time were identical to *Ponapeans* in every respect. Perhaps O'Connell witnessed some extraordinary and highly irregular event.

children, for a purpose so horrid, an honor. Wellington Island, laid down on the chart as one, is, in fact, three islands, bounded by a reef. One of them is inhabited, and the other two are uninhabited spots, claimed by different chiefs, as if to afford pretext for war, and the gratification of their horrible passion for human flesh.

Shortly after our return from Pokeen, or Wellington Island, our four comrades, Johnson, Brayford, Thompson and Williams, paid us a visit, as had been their occasional custom. At these meetings we sparred, danced, sung, and conversed in English, relating to each other our various experience and discoveries in the language of the people, and their character. The reader may well imagine we enjoyed these opportunities to revive old associations, and speculate upon the chances of our escape from Bonabee.

Upon this occasion my comrades proposed to George and me that we should leave Nutt, and spend a twelvemonth with them, dividing the time with the different chiefs with whom they were quartered, and devoting the first month to an excursion from island to island. This proposal was eagerly embraced by us. I had frequently expressed to Ahoundel a wish to the same effect, giving as a reason my weariness of the monotony of an abode upon one island, but he uniformly refused his consent. My visit to Wellington Island was protracted, by the strength of the north-east trades, much beyond his pleasure, and although I was an involuntary absentee, and of course not liable to blame, that long absence had so proved the need of my presence to him, that it made him averse to my going from his sight: a fatherly solicitude that was horribly annoying. Knowing therefore the certain answer to an application for leave of absence, I determined to take liberty without. What I fancied a good opportunity soon offered. Ahoundel and his whole household, and connections, launched the canoes for an excursion or visit. I was excused from the party on account of the presence of my friends who declined accompanying Ahoundel. When they were fairly off, we stepped into the canoe, but had hardly got under weigh, when a rascally Nigurt, who had evidently been watching us, shoved his canoe off, and paddled before us like lightning, showing, or rather poling his canoe over the shallows, and working like a windmill in a gale with his single paddle in the deep water. When he reached a creek or inlet, into which we knew

Ahoundel had turned, he shot up the opening, and we began to see his intention, and the meaning of the hoohooing he had kept up as he preceded us. In a few moments we saw the canoes of Ahoundel in pursuit. We used paddles and sail, and cracked on, esteeming it more a frolic than any thing else. As we had the start, and the canoes of the islands differ but little in speed, it was nearly two hours before they had neared us enough to be within hailing distance. They then commenced fair promises if we would stop, offering us fish, and bread-fruit, and yams, and using all the logic of persuasion of which they were capable. Still we cracked on; but Ahoundel's canoe at length shoved alongside of us, upon the weather or outrigger side, and we gave up the race as useless. My friend Namadow was the first to lay hold of the outrigger, and gave us the first intimation of their rough intentions, by endeavoring to capsize us. We hung to windward to trim the boat, and finding his strength ineffectual to upset it, he had the brazen impudence to climb on the platform with the intention to board us. In the heat of the moment I administered a settler with my fist, which knocked him into the water. Then half a dozen of the Indians laid hold of our outrigger at once, and esteeming it useless to struggle against such odds, we all jumped out of the canoe. Others of Ahoundel's fleet had by this time gathered around us, and the Indians commenced beating us with the flat sides of the paddles whenever we showed our heads. Our canoe was washed to smithereens, and my comrades were allowed to climb into others in the fleet, without much beating; indeed, they were assisted in; but I did not fare so well. Ahoundel made frequent feints with his spear, and so did others, but not one was thrown, nor had any person any such murderous intention; as I afterwards learned their orders were to frighten and beat, but not to hurt: a consoling circumstance, of which I had not then the benefit, but considered myself a case. During all this time my father-in-law was upbraiding me with my ingratitude, reminding me of my rank, connections, wife, and the benefits he had heaped upon me. I protested my purpose was only to make an excursion with the intention to return. The paddle pounding had ceased after the first rude attack, and this conversation was carried on, or rather his scolding, while I was eyeing the spears, and dodging in anticipation of the expected blows. I made several attempts to climb into Ahoundel's canoe,



*Fig. 9 O'Connell and Keenan, having left to visit another of their castaway shipmates on Ponape against the wishes of O'Connell's father-in-law, are pursued and taken captive by Namadow, O'Connell's enemy*

but my particular friend, who had by this time been fished out of the water, rapped my fingers with his paddle as soon as they clasped the gunwale. The fleet, which had received additions from Nutt, of people who came out from curiosity, seeing the fray, now turned toward Nutt again, and Jem Aroche, Moonjob as he was, was fain to crawl into the canoe of a Nigurt, and return to the house of his father. My shipmates accompanied me, and Ahoundel, satisfied that I should not repeat my attempt to escape, proceeded on his excursion. I should have mentioned, that no women accompanied our pursuers, as the precaution was taken to set them ashore before the boats started in pursuit.

Three or four days passed before Ahoundel and his party returned. During that time I had ample opportunity for reflection, and came to the conclusion, that, considering the stealthy circumstances under which I left Nutt, the chief had reason for his jealousy of me. Nay, I could not help acknowledging to myself that my punishment was not altogether undeserved, as my treatment of my father had, to say the least, been unhand-some.

When the party returned, Laowni immediately sought me upon landing, as she had heard vague rumors of my adventure, and was not sure that I was not killed. She was overjoyed to see me, rubbed her nose against mine, (think of that for a method of kissing, ladies!) threw herself on my neck, and fairly wept tears of joy at my safety. Ahoundel himself made a sort of half apology, and excused himself by recapitulating the suspicious circumstances against me. Laowni was clamorous in her complaints of my treatment, and even appealed to her father by asking him how he would like such usage if he was a stranger in London.

Laowni questioned all the particulars of the attack out of me, and worked herself into such a rage with Namadow, the friend who struck my hand, that she ran up to him, and struck him with her codjic [*kesik?*], or small wooden knife. It was a severe blow, too, she dealt him, doing her savage notions of friendship more credit than her sex. He had no refuge but flight, being a Jerejoh; and the others, who had been busiest in abusing me at the time of the encounter, noticing the reconciliation with Ahoundel, did not afterward venture into the canoe-house when I was present, till they imagined they had propitiated me with

presents. Ahoundel was much better pleased with Laowni's attack upon Namadow than I was. He called her "brave" for it; not exactly to her face, but as any father among us would rather commend than regret the pranks of a spoiled child; for such was Laowni, his only daughter.

## CHAPTER XIV

*Kissing,—various methods.—Bonabee custom.—Effect of Laowni's blow on Namadow.—Apology for Laowni by analogy from historical instances and civilized customs.—Visit of our friends.—Conversation with the natives.—Illustrations of geography.—Mode of thinning island population.—White woman.—Names bestowed on chiefs by Mr. O'Connell.—Boxing.—Tobacco.—Imitation.—Raillery.—Mats for beds.—Rats—their troublesome attentions.—Interior arrangement of houses.—Employment.—Recreations.—Messages—how despatched.—Face of the islands.—Fruit.—Flowers.—Animals.—Fowls.—Cock-fighting.—Commercial products.*

Kissing is the universal token of affection, every nation under the sun having some variety of the interesting ceremony; and even the brute creation show some indications that the practice is not the exclusive attribute of reason. The dog kisses his master's hand or face, in his own way; and there are lovers of horseflesh who would challenge one who should assert that there is not a horse-kiss as well as a horse-laugh. The modern Greek belles



kiss with their eyelids; the Spanish coquette kisses her fan from the balcony; our own damsels, British or Yankee, have an honest meeting of lips with the person saluted. The ancients were in the habit of throwing their kisses to the moon or stars; the Laplanders press their noses firmly together; while many of the South Sea Islanders, and among them the Bonabeans, are content with a gentle, titillating, thrilling meeting of the nasal protuberances. Thus it was, as stated in the last chapter, that Laowni saluted me after my escape from the tender mercies of Namadow; but the reader is, perhaps, arguing from her rude treatment of that person that her temper could not have been uniformly gentle. Namadow was so severely wounded by her, that his death, occurring within a couple of months, was attributed to the combined effects of his bodily injury and his shame at being punished by a woman.

"What a savage!" the lady reader will exclaim. Gently, gently, madam; have the charity to suspend judgment till you have heard my plea in extenuation. Let us look for parallel examples among civilized nations; in royal families first, if you please, for was not Laowni a princess? Elizabeth of England boxed the ears of the Countess of Nottingham on her death-bed, for causing the death of a favorite. Shall we say that Christian England, in the days of good Queen Bess, was less civilized than pagan Bonabee? The death of Mary Queen of Scots; the death warrants signed by Mary of England; the female influence in the Massacre of St. Bartholomew; the ladies who formed applauding portions of the spectators of chivalric combats of *outrance*; the ladies who, even now, grace the ring of admirers of the Spanish bull-fights; the women who looked on unmoved at the procession preparatory to an *auto-de-fe*, nay, who even witnessed the horrible immolation of the victims of superstition;—shall we, in view of these historical reminiscences,—not a tittle of what might be quoted,—denounce Laowni for an act which spoke the affectionate wife as clearly as the impetuous Indian girl, unrestrained by the influence of civilization? The same promptings of the heart in its warmth would, among us, only have induced a wife to urge her husband to legal protection and redress. Laowni had the law in her own hands, and only performed summarily what a Christian woman near the throne would have done by *influence*.

Our shipmates lengthened their visit some days after their

capture under the apparently suspicious circumstances of running away with George and me. Ahoundel had the justice to present them with a new canoe, the civility to invite them to prolong their visit, and the delicacy to restore their property so soon after the explanation, that their visit could not seem a detention forced by the lack of means to escape. Not the least interesting among our occupations and amusements on the islands was conversation with the natives, and watching the avidity with which they swallowed whatever we told them, and the dexterity with which they applied the information thus gained to the improvement of their arts; always excepting when it interfered with such part of their customs as were based on their religion. It was a practice with us to impress their minds with an idea of the power of the chiefs of England and America. We told them of musketry and of cannons, but never, with the guns in our hands, could convince them that those guns were the death-dealing engines, of which, from tradition, they had some idea. Our powder was all spoiled in the boat, before we landed.

In illustrating geography to my adult scholars, I drew, upon bark, a rough skeleton outline of America, large, a small spot for England, and to show them the comparative size of their own islands, a small dot. This however would not suffice to make them understand, till they inquired how many days' journey it required to go round America and England. To the first I assigned an indefinite time, very, very long—too many days to be counted. My inquirers would cluck, cluck, in astonishment. England (not to let her appear too insignificant) I bounded by a year's travelling, the name England comprising the three kingdoms. They would then revert to their own speck in the ocean, almost incredulous to the statement that other inhabited spots so much exceeded it in size. Small as is their territory, it is very thickly peopled, however. As it never entered into my head that, uncertain as was my escape from the island, my observations would ever appear in print, on this subject, as on many others, I am unable to give accurate information respecting numbers. *Emigration* is resorted to when the population becomes too dense for comfortable subsistence; a practice which is not peculiar to Bonabee over other South Sea Islands. When it becomes certain that such a step is necessary, a number of the natives, with their wives and children, take to their canoes, victualled as liberally as the boats will bear, and trust to chance for a harbor or a

landing. No such dismissal took place during my residence, but my information was gathered from the statements of the natives, and is corroborated by the fact that canoes have been picked up at sea with natives in them. Upon one of the Bonabee group I saw and conversed with an old man, the last survivor of a party who came to the island, years before, exiles from their original homes. It will be readily supposed that emigrants are always from the lower or poorer classes.

Among other objects of curiosity on the group, we found one no less a miracle with the natives than with ourselves. It was a woman, from some freak of nature's, perfectly white. She was frequently visited by the natives of other islands than that upon which she resided, her fame being spread all over the group. In features she resembled the Mongolian, but her complexion would have been clear beside many European women. Pretty, she was upon that account visited, and, aware of her personal advantages, as proud of them as any regularly trained coquette.

Each of us having an island name, we returned the compliment by dubbing our hosts with titles, which they always remembered, and wore with much pride. My father Ahoundel I called King George, apprizing him of the rank of the potentate for whom I had named him. Wajai, chief of Matalaleme, upon hearing of the new title of his friend, made an implied demand upon my civility for a title also, intimating that, as the name of the great English chief was appropriated, the next in my disposal was that of the chief of America. As the American "chiefs" change periodically, and it was impossible for me, so far from any post-town, to see the newspapers, I christened Wajai, Washington.

Some of the islanders, seeing us at our famed old English sport, boxing, insisted upon an initiation into "the art of manual defence." In this some of them became quite expert, but few were philosophers enough to take a blow with entire good humor. They could never quite learn to love tobacco,<sup>85</sup> a few hands of which article, brought ashore in our bags, served us, with economy, for nearly a year. Fond of imitation, the women and children could imitate some of the most simple sounds of verses of songs which sometimes escaped us; and a few of the most

<sup>85</sup> By the 1850s the natives of Ponape, including children, were inveterate smokers.

common phrases of a sailor's vernacular they learned by their frequent repetition, and would repeat without always knowing their meaning. In sarcasm and the bandying of opprobrious epithets—in a plain word, "blackguarding"—they were very expert; generally, however, in good humor, as a quick perception of the ridiculous is a characteristic of their minds, untutored though they are. Seldom resulting in quarrels, these little altercations sometimes ended in the exchange of a blow or two with the small wooden knife or fish-shell. Chiefs, as before stated, deal summary punishment for all disturbances or infractions of order in their presence. I have more than once seen Ahoundel throw a spear or club at a native for merely standing or walking erect in his presence.

During my whole residence on the island I formed a part of the family of Ahoundel. At night we slept in the same apartment; the houses seldom having any division, except, perhaps, a small apartment for the storing of valuables. Mats were our only bed furniture, and these, removed in the morning, left the floor clean. During the night a small fire was kept alive for its light, in the place left for that purpose in the centre of the floor. By this a young girl slept, who occasionally replenished it. I have many times been awakened by the calls of Ahoundel to the girl when she had permitted it to go entirely down. In the large house the heat was not felt, of course, although it subjected us to some inconvenience from mosquitoes. The islands swarm with rats, which sometimes, but very seldom, are appropriated as an article of food; and the natives appear to have no means of systematically ridding themselves of so great a pest, though, as an amusement, they are sometimes dexterously caught with a noose. The little mischievous quadrupeds, emboldened by such a tacit immunity in mischief, run across the house in the daytime, as familiarly as flies; but at night their gambols were to me annoying, and almost frightful. They would nibble at the tough skin on the soles of the feet, and even essay the fingers. No kicking would purchase deliverance longer than while the foot was in motion; but I must do the little torments the justice to say that they dexterously avoided touching the quick.

Having spoken of the sleeping arrangements, the other furniture of the houses may be despatched in a few words. Beside the mats, there are only calabashes and cocoa-nut shells polished for holding liquids, and impromptu baskets made of leaves and

rushes, and used only once or twice, for holding food. Then there are the baskets which are the exclusive property of individuals, made neatly and permanently, to contain the little et ceteras belonging to their owners—the shell knives, coral and fish-skin rasps of the men, and the beads, knives, bone-tags or needles, etc. of the women. The walls were hung with the paddles, spears, and clubs of the men, and the women's weaving apparatus. These walls are elaborately finished with twine, as is also the floor, the bamboo sticks in the latter being of equal size. No particle of litter is permitted to remain about the house, the cleanliness of the natives in every particular being wonderful. Through the centre of the building runs a row of upright posts to support the peak of the roof, all also grafted or netted with twine. The heavy cooking being done out of doors, or in the canoe-house,<sup>86</sup> there is too little smoke to stain the walls with more than a mel-low brownness; not enough to conceal the variegated colors of the twine.

Day opens with bathing; a neglect of so necessary and healthy a custom being sufficient, if not to deprive the offender of caste, to degrade and subject him to opprobrium. Food is taken lightly and in small quantities, principally at the close of the day. The occupations of the males, beside those already stated, are the manufacture of lime from coral rock, red paint, beads, and other little matters. The weight of the labor, the reader is aware, is done by the Nigurts. Their children in their gambols furnished the natives abundant and interesting amusement, and their instruction, occupation and amusement blended. Night was the season for recreation—the singing of the women; conversation, particularly with us; dancing, or watching those women who are dancers, *par* excellence, almost by profession, being famed for their grace or agility; less however of the latter than the former.

Messages are sent from one chief to another by means of leaves of a particular tree, the points folded in differently to express different messages. I was led to notice this by some of the natives, who, noticing my attention to the Scottish Chiefs, produced a leaf, and folded it, to show me their method of "talking at a distance;" remarking of my book that it was "*lakya toto, miijiwid* [*lokaia tohto me sued*],"—"too much talk, not

<sup>86</sup> Usually in a cook-house.

good;" their single leaf being "*lakya tic-a-tic macojalale* [*lokaia tiklik me kaselel*],"—"little talk, very good."

The leaves, thus folded, I never could learn to read, and in this obtuseness was behind the natives. Their messages would seem at first thought to be very limited in signification, but a reference to the volumes which may be spoken by telegraphic signals will correct such an opinion. Inclosed in a plantain leaf and secured by twine, one of these primitive letters accompanies donations of presents and demands for them, declarations of war and promises of submission; in short, all the state despatches. No earth, or arrows, or other palpable symbols accompany the message, the language of the leaf being systematically arranged and understood.<sup>87</sup>

The face of these islands is mountainous and the land rather rocky, the most common description being a bluish rock of a slatose formation.<sup>88</sup> Brimstone<sup>89</sup> is found in abundance; but of the mineralogical wealth or paucity of the islands I have obtained no data upon which to speak. The islands are well watered and fertile, producing spontaneously the bread-fruit, cocoa-nut, plantain, banana, and mangrove. There are beside a variety of nuts, and an inferior species of lime, or lemon. Agriculture is confined to the cultivation of the yam and jagow, the demand for and value of the latter rendering pains in its production necessary.<sup>90</sup> Naturalists all know how important a fruit is the bread-fruit, and its singular adaptation to the wants of the natives of the countries in which it is found. Fruit may be seen upon the same tree in all stages from the bud to dead maturity. It is gathered with a long stick with a forked end, with which it is twisted from the stem. When it ripens faster than it is consumed, it is gathered, parcelled in leaves, and buried in the earth, being first prepared by the removal of the rind and seeds. It will thus keep for many months, and the natives prefer it to fruit just gathered, kneading it with cocoa-nut oil before baking.<sup>91</sup> Wild flowers are abundant

<sup>87</sup> These messages went out of use during the last century, but a similar utilisation of folded leaves persists for augury.

<sup>88</sup> Basalt.

<sup>89</sup> This is mystifying. There are no sulphur deposits on Ponape.

<sup>90</sup> O'Connell omits from this catalogue of useful plants arrowroot, mango, pandanus fruit, sugar cane, turmeric, and three aroids which are cultivated—*Alocasia*, *Colocasia*, and *Cyrtosperma*.

<sup>91</sup> See p. 158 n. 74.

and gaudy in color, but generally possess little fragrance. There is one, however, a little yellow bell, which is an exception, being very odoriferous.<sup>92</sup> The women string them upon vine tendrils, passing the tendril through the bell, and thus make a wreath for the head or pendants for the ears, alike beautiful and fragrant.

Fruit is common stock, though an occasional wisp of twine or bark about a tree marks it *majorhowi*, not to be touched under the penalty of trespassing;<sup>93</sup> but yams, jagow, and dogs are private property, sacred to the use of their proprietors. The dogs furnish the only article of flesh eaten, save an occasional rat, and are much coveted and cared for. Women nurse the pups at their breasts in case of the death of the natural parents of the little canine infants; nay, I believe, in some cases, to prevent the impoverishment of the mother dog before a feast, when her carcass may be in requisition. Dogs are not valued for their docility or attachment to their masters; familiarity is discouraged; so that they may be pronounced generally most unsocial quadrupeds, and their "howl o' nights" is the most decidedly unmusical I ever happened to hear. These, with rats and mice, form their only quadrupeds, and one common name, with the qualifying adjectives *lapalap*, large, and *ticatic*, small, serves for both.<sup>94</sup> There are millions of lizards, a sprinkling of centipedes, of which latter the natives live in some dread, but I do not recollect to have seen a snake. The reader is not hence to judge that there are none, but that they are not sufficiently numerous, or venomous enough to inspire terror, and thence observation.<sup>95</sup>

Among the birds, parrots and paroquets in untold varieties are the most common. There are few singing birds, and none very musical, the feathered race here, as in other tropical climes, being more gorgeous in plumage than musical in song. A species of pigeons,<sup>96</sup> larger than our wild pigeons, but otherwise re-

<sup>92</sup> *Fagraea*.

<sup>93</sup> This act of tabooing a tree is strictly speaking *inepwi*, taboo. 'Majorhowi' (*me sarawi*) means sacred rather than forbidden.

<sup>94</sup> O'Connell says the same thing in the vocabulary, labelling dog 'kitty' and rat 'kitty-ticatic', but this is an error. Dogs are *kidi* and rats and mice *kiitk*, the qualifying adjectives, large and small, serving to distinguish not dogs from either rodent but rats from mice.

<sup>95</sup> There are no snakes.

<sup>96</sup> *Mwuroi* (*Ducula oceanica*).

sembling them; and common hens are plentiful. The first are, of course, indigenous; the latter the natives state to have sprung from a pair of fowls presented to one of the chiefs by some people with moustaches, who came to the island in a big canoe with one stick. They would seem to mean a sloop. It is possible that such a craft might have visited them from some of the eastern Portuguese or Spanish settlements, but I have concluded from their answers to my questions, unnecessary to repeat here, that it must have been a Portuguese or Spanish schooner. One stick would give a sloop no bowsprit; so that it is quite as likely to have been a schooner as a sloop from the description, and more likely from other reasons. This visit was stated to have been made about forty years before my arrival.<sup>97</sup> The natives will eat no birds of any description, nor will they kill them.<sup>98</sup> They are *majorhowi* to all classes. The cocks and hens are pets, preserved and fed as things of amusement. What is a little singular, we found the natives up to cock-fighting, though they were not civilized enough to make bets upon the fowls, or to supply them with weapons in addition to those nature has given. George and myself often killed and cooked a fowl, but though we sometimes persuaded the natives to put a bit of the flesh in their mouths, they would spit it out again with the greatest expression of disgust in their countenances.<sup>1</sup>

*Beche le mer*, a sort of fish which is found upon rocks and the beach at low tide, and is cured upon other South Sea Islands for the Chinese market; and tortoise shell, form the principal articles for which these islands would be worthy of a visit in a commercial view, although I cannot undertake to say that they are the only available products. The only good harbor for vessels is at Matalaleme, and without a pilot that would be difficult and dangerous to reach. How safe it would be *now* for an unarmed vessel to visit them, the reader will see from a subsequent

<sup>97</sup> Rosamel (in Hambruch, 1932, I, p. 117) and Gulick, Luther H. ('Micronesia', *Nautical Magazine and Naval Chronicle*, Vol. 31, p. 175) both, in later years, refer to this introduction of fowls, occurring about this time but by a Chinese junk wrecked at Ponape. Yet the native name of the fowl, *malek*, occurs in the same or cognate forms westwards all the way to South-east Asia, suggesting a more complicated explanation of the introduction.

<sup>98</sup> Hambruch reported these same restrictions in 1910, but by 1947 many Ponapeans kept domestic fowls and occasionally would eat them.

part of my story. That they had been visited before is evident, both from the fowls and their traditions. That those traditions preserved some ungracious memory of the whites is clear from our first reception; that they are capable of kindness after they are sure their visitors are weak or harmless, our treatment from them can testify. During our residence we had succeeded in giving them a favorable opinion of Europeans and Americans; how that opinion was *corroborated* by the first vessel which had ever anchored in their waters within their memory, I shall not here anticipate my relation to state.

## CHAPTER XV

*Excursion commenced.—Visit to Wajai-a-Chocoich.—Flute—looking-glass—tattooing, serving as letters of introduction.—Wonderful discovery.—Island of Ruins.—Description.—Fear of Nigurt.—The ruins attributed to animan.—Return to Kitt.—Dissuasives of chief against a repetition of the visit.—Farther description.—Speculations and conjecture.—Discovery of dead body in a vault.—Native solution of a heavy problem.—Farther speculation and supposition.—Dissimilarity of the architecture of the Island of Ruins and modern island building.—Final resolutions, in committee of two.—Matalaleme.—Pit full of bones.—Return to Nutt.—Agreeable prospect of life in a row.*

After remaining restricted principally to Nutt for about two years, George and I determined upon an excursion, cost what it might. After an abortive attempt to get away in a borrowed Nigurt's canoe, we obtained a larger one, and started. To avoid suspicion it was borrowed, as launching one of my own would have been attended with a parade that would have led my honored father-in-law to suspect even more than was my inten-

tion. I had taken the precaution to note on a plantain leaf the names of the other islands and their chiefs. Five or six hours brought us to Chocoich [*Sokeh's*], and upon nearing the chief's canoe-house George struck upon his fife, flute, or cudjong a lively tune, while I kept the canoe in motion. When we reached the landing, a host of the natives, many of whom had never before seen us, were ready to receive us. With Wajai, the head chief,<sup>99</sup> we remained one night, and were feasted and entertained. A like reception we met at other islands, which we visited in succession, occupying nearly a month in the trip. Possessed of the names of the chiefs, it was my custom, upon ascertaining the name of an island, to inquire for its chief, to whom I first paid my respects. George's flute and my looking-glass were assurances of good reception, as their fame and ours had preceded us.

Notwithstanding the representations of Ahoundel that we were in danger of being eaten if we ventured out of his sight, nothing but the most courteous treatment was received by us. My tattooing, speaking my relationship to Ahoundel-a-Nutt, was better than letters of introduction. We were frequently accompanied from island to island, and Nigurts were put in our canoe, to save us the labor of propelling it. During a month thus most agreeably spent we met all of our shipmates. These meetings were indeed the most pleasant part of the excursion, as the reader will well imagine. My friends were much diverted at the respect paid me on account of my tattooing; so far was it carried that the natives often insisted upon my shipmates sitting down, as a token of respect to Jem Aroche, *alias* Ahoundel-a-Nutt, *alias* James O'Connell.

But the most wonderful adventure made during the excursion, the relation of which will put my credit to a severer test than any other fact detailed, was the discovery of a large uninhabited island, upon which were stupendous ruins, of a character of architecture differing altogether from the present style of the islanders, and of an extent truly astonishing. At the extreme eastern extremity of the cluster is a large flat island, which at high tide seems divided into thirty or forty small ones, by the water, which rises and runs over it. It differs from the other

<sup>99</sup> The Wasai is the second highest chief in the first line of titles in each tribe, but in *Sokeh's* for a period which included O'Connell's stay there was no Nahnwarki and the Wasai ruled. See p. 123 n. 23.

islands in its surface, which is nearly level. There are no rocks upon it which appear placed there by nature. Upon some parts of it fruit grows, ripens, and decays unmolested, as the natives can by no persuasion be induced to gather or touch it.<sup>1</sup>

My companions at the time of discovering this island were George and one Nigurt, who directed our attention to it, promising us a surprise. And a surprise indeed it proved. At a little distance the ruins appeared like some of the fantastic heapings of nature, but upon a nearer approach George and myself were astonished at the evident traces of the hand of man in their erection. The tide happening to be high, our canoe was paddled into a narrow creek; so narrow that in places a canoe could hardly have passed us, while in others, owing to the inequality of the ground, it swelled to a basin. At the entrance we passed for many yards between two walls, so near each other that, without changing the boat from side to side, we could have touched either of them with a paddle. They were about ten feet high; in some places dilapidated, and in others in very good preservation. Over the tops of the wall, cocoa-nut trees, and occasionally a bread-fruit spread their branches, making a deep and refreshing shade. It was a deep solitude, not a living thing, except a few birds, being discernible. At the first convenient landing, where the walls left the edge of the creek, we landed, but the poor Nigurt, who had seemed struck dumb with fear, could not be induced to leave the boat. The walls inclosed circular areas,<sup>2</sup> into one of which we entered, but found nothing upon the inside but trees and shrubs. Except the wall, there was no perceptible trace of the footsteps of man, no token that he had ever visited the spot. We examined the masonry, and found the walls composed of stones, varying in size from two to ten feet in length,<sup>3</sup> and from one to eight in breadth, carefully propped in the interstices and cracks with smaller fragments. They were built of the blue stone which abounds upon the inhabited islands,

<sup>1</sup> These are the well-known ruins of Nan Madol. They consist of some ninety artificial islets, all square or rectangular, with canals between them. The construction is of coral fill, built up on the shallow reef to above high tide level, with the exposed sides along the canals generally faced with basalt slabs and prisms. On these islands are constructed walls, courtyards, burial chambers, house platforms, etc., again of basalt.

<sup>2</sup> Square or rectangular, in one case L-shaped, but never circular.

<sup>3</sup> Some are much longer.

and is, as before stated, of a slatose formation; and were evidently split, and adapted for the purpose to which they were applied.<sup>4</sup> In many places the walls had so fallen that we climbed over them with ease. Returning to the canoe, we plied our Nigurt with questions; but the only answer we obtained was "Animan!" He could give no account of the origin of these piles, of their use, or of their age. Himself satisfied that they were the work of *animan*, he desired no farther information, and dared make no inspection, as he believed them the residence of spirits.

Before the tide left our canoe aground we returned to Kitti, from which island<sup>5</sup> we had taken the Nigurt. Upon stating to Roan-a-Kitti,<sup>6</sup> the chief, my intention of inspecting the island upon the day following, he told me I ought not, that it was *majorhowi*. My rank, however, superior to his, prevented his assuming authority to forbid it.<sup>7</sup> He then endeavored to frighten me out of it, assuring me that the animan would not permit me to leave the place alive, if I intruded upon their sanctuary. Upon the next morning George and I absolutely struggled away from the natives to our canoe. They set up a howl in concert, "Acoa ban midjila [*O kowe pahn . . .*]! Acoa iningah landjob toto [?!] midjila [*O kowe inengieng . . . tohto!*]"—"You will die! You wish to look too much! You will die!" We pushed from them, and my rank, and their fear of the "majorhowi" spot, prevented pursuit.

Arriving a second time at this deserted Venice of the Pacific, we prepared for a deliberate survey. Having with us no native to annoy us with his superstitious fear and haste to return, we fastened the canoe, and staid upon the island till the next tide. For many successive days we repeated our visits, returning to Kitti at night. No native ever ventured with us after the first day, though one would think familiarity might have lessened

<sup>4</sup> None of the stones are split or otherwise worked. Their prism-like shape is naturally produced, by scaling off cliff walls.

<sup>5</sup> Kiti is not an island; it is almost entirely on the mainland.

<sup>6</sup> Given as Roun-a-Kitti on p. 123. But in neither form does such a title exist. Rohnkiti is the name of a section of the tribe of Kiti, and the high chief of Kiti probably lived there at this time.

<sup>7</sup> O'Connell's title, given to him in Net, would have given him no authority in Kiti, even if it were as high in rank as he pretends it to be.

their awe, as, at low tide, one might walk from Kitti to the haunted spot; indeed, it is considered a part of that island.<sup>8</sup>

These explorations were sufficiently interesting to engross all our thoughts. Nothing during my residence on the Carolines was productive of so much deep yet vague speculation. The immense size of a portion of the stones in the walls, rendered it impossible that they could have been placed there without some mechanical contrivance superior to any thing I met among the natives; and no contemptible degree of architectural skill was manifested in their construction, though their dilapidated state afforded no clue to the purpose for which they were piled. Always nearly circular, they inclosed areas from a quarter of a mile to a mile in circumference, sometimes elliptical, and sometimes a perfect circle, or rather a parallelogram, with swelled sides, conforming in shape to the ground.<sup>9</sup> We seldom found any water inside the walls, as they circumscribed the highest portions of the island, making it present at high tide the appearance of a cluster of small walled islands. At its eastern end the spray, which broke over the reef which bounds the islands, washes one of these walls.<sup>7</sup> It must be visible to vessels passing outside the reef, but, to a person unprepared to expect any such thing, would present nothing remarkable in its exterior.

The largest cluster<sup>7</sup> of these ruins merits a particular description.<sup>10</sup> The outside wall incloses a space about a mile in circum-

<sup>8</sup> It would be quite impossible, by canoe or on foot, to get from Kiti to the ruins and back again in one day. Further, the ruins are not part of 'that island' but of the immediately adjacent tribe, Madolenihmw, to and from which it is indeed possible to wade at low tide. If O'Connell on this long excursion was proceeding around Ponape in a counter-clockwise direction, as he would have done if he had gone, as he says, first to Sokehs, then he would have passed Kiti before he got to Madolenihmw and the ruins. It may therefore be that he thought he was still in Kiti. But it would also bespeak a very limited knowledge of the geography and the political relationships and would reinforce the view, expressed already, that his stay on Ponape was much shorter than he says it was.

<sup>9</sup> The areas are much exaggerated and the shapes are wrong.

<sup>10</sup> This paragraph describes the most spectacular of the ruins of Nan Madol, the one known as Nan Douwas. Most of the details O'Connell gives are inaccurate or exaggerated. For example, the outside wall, which encloses a rectangular area, has a perimeter of 238 metres, not a mile. There are not five or six walls, only two. The front side of the outer wall

ference. This area is not, as in the other cases, empty, but at about twenty feet distance from the outside wall is another, exactly parallel to the first; then at the same distance another, and still another, to the number of five or six. The centre wall incloses a space only about forty feet across, and is perfectly square. The outside wall was, upon one end of the edifice, about twenty-five to thirty feet in height. Upon the other three sides, which had been more exposed to the tide, the walls had become undermined, and had fallen in many places, but the inner walls were all perfect. The standing side of the outer wall had evidently been the front, for square pillars, which had formed a part of some portico, or similar structure, lay across the creek. The entrance, or aperture in the wall, was about four feet in height. Upon entering, no aperture in the next wall presented itself, but after working our way among the brush we discovered an entrance at the corner of the wall, to the right of the first. Passing this, we found an aperture in the next, at the left; and thus, finding doors alternately at the right and left, we penetrated to the inner wall. In walking inside of this, by the accidental falling of a piece of wood, we discovered a vault, into which I descended. My first supposition was that it was a burial place, but all that appeared to sustain such an opinion was one skeleton, which lay at the bottom, its parts scattered to and fro about the ground. This distribution was probably done by the rats. I found no paddle or war-club in the vault. This body was accounted for after my return to Nutt, where I was informed that a chief of Kitti had been buried there. Upon the island of Kitti the natives were unable or unwilling to give me any information. The logs, and the sods which covered them, concealing the top of the vault, must have been placed when the body which I found was deposited there. The fact that the vault was used for a burial place, even in this isolated instance within the memory of the living natives, would seem to speak some vague tradition of the purpose for which the place was built;

---

is completely open at its middle and provides unobstructed passage through a similar entrance in the inner wall and to the central burial vault, corresponding not at all to the labyrinth O'Connell describes. So different are these and other details from the reality that there is serious question whether he did not suffer from some visual defect. This would perhaps also explain his repeated references to mainland places as islands.

but I never could get hold of any more satisfactory tradition than that the ruins were built by animan. In one of the creeks on this island of ruins lay a large square stone, which the Nigurt who accompanied us on the first day assured us an animan had dropped from his shoulders as he was trying to transport it! The person who was buried there was an Edyomet, of high repute. There must have been some extraordinary motive to overcome the repugnance of the natives to visiting the place; probably the request of the man himself.<sup>11</sup>

Brown beche le mer, which may be found on all the islands, having never been disturbed as an article of traffic, is particularly abundant on the Island of Ruins. At low tide the water leaves it in immense quantities upon the bottoms of the inlets. This circumstance will lead, undoubtedly, to future visits and exploration for commercial purposes, and then, as science and mercantile enterprise go hand in hand, a more particular account of this interesting spot will be given to the world. Persons familiar with eastern antiquities will visit it, and may be enabled, by the resemblance of the ruins to those of some ancient nation, to fix the probable origin of this people. Unassisted by any such knowledge, and unaided by the natives, who pettishly avoided inquiries as reflecting discredit upon what they considered a sufficient explanation, I was unable to find even data for a theory. The story that "animan built them, and that they are the abode of *animan*," and *majorhowi* to every body else, appears to have descended from generation to generation. It is evident they are the remains of a people superior to the present inhabitants; nay, I may almost say dissimilar.<sup>12</sup> Conjecture was vague and entirely unassisted. The vault, favoring the idea that the labyrinth was intended for a burial place, was the only feature about them that appeared to betray any purpose in piling these huge stones together; and it is not certain that even

<sup>11</sup> Reluctance to visit the ruins, from dread of the spirits, persists today. Nevertheless, annual religious ceremonies involving large numbers of people were held on certain of the artificial islands as late as the 1850s.

<sup>12</sup> Either O'Connell did not sufficiently persist in his questioning or there was greater reluctance than in later times to discuss the history of the ruins. Many stories, some undoubtedly quasi-historical, are known about events supposed to have occurred among them and about the people who were the actors. There is little doubt that it was the ancestors of the present-day Ponapeans who were the architects and builders.



that vault was not made expressly for the burial of the Edyomet. His bones alone being found there, makes such a supposition probable. Again, the method of building the stone walls on the inhabited islands differs so entirely from the masonry on the Island of Ruins, that the latter are proved the work of another people. Upon the islands, in the walls now made for foundations, etc., though very neatly built, for untutored Indians, stones of all shapes are used; in the Island of Ruins the stones seem broken, if not hewn, for the very places which they occupy. They stand firm, and bid fair to remain everywhere except in places where their foundations have been sapped by the water. The foundation is laid below the surface, while walls now built are commenced upon the face of the earth. I looked in vain, particularly about the entrances, for marks or hieroglyphics; finding nothing of that description.

George and myself, in committee of two, but without authority to send for persons and papers, at the end of about a fortnight rose and reported that the remains were evidently those of some ancient city or settlement, the date of the existence of which, or the cause of its desertion, we could not even guess; and that the creeks or inlets were formerly land passages, which the water had encroached upon, from the contiguity of the island to the reef. We decided, also, that the reason of the comparative height of the inclosed land is owing to the protection afforded it by the foundation of the walls. Where the walls are broken down the water enters the inclosures. Finally and lastly, we paid their ethereal worships, the animan, the compliment to pronounce them better architects than any of the race now extant upon the islands. Before leaving the ruins, I christened the little group "the O'Connell Cluster," after the agitator.

At length I began to tire of exploring and to long for home; for, strange as it may appear, my consort Laowni, savage though she were, by classification, made my island home quite an attractive spot for me. George, too, began to tire of rambling; so we set the head of our canoe toward Nutt. On our way home we touched at Matalaleme, where Wajai-a-Matalaleme hospitably received us. As a curiosity, upon this island we were shown a pit full of human bones, the product, we were told, of a destructive war, years before. The chiefs of other islands sometimes refer their disputes to the chief of Nutt for decision, and submit to

the edicts issued from that island without resistance;<sup>13</sup> but as reference is not always effectual in settling disputes, many old men upon the islands bear what are esteemed honorable scars, the effects of the overboiling of their young blood, and of the quarrels of the chiefs under whom they live.

Upon my return to Nutt I found my wife and father had learned my wanderings, by report from the islands I had visited. Laowni was rejoiced to see me, and Ahoundel pronounced George and me *macoomot*, brave, for venturing as we had among strangers. We soon had a chance to put this recommendation to the test, for we were informed that Wajai-a-Hoo\* had declared war against Ahoundel-a-Nutt, on account of my marriage. It appeared that Laowni was promised to him previous to my arrival. The daughter never much affected the match, as Wajai was old, and the husband already of something like a dozen. It may be to her disgust for that union, quite as much as to my own good looks, that I owed my marriage to her. Be that as it may, Ahoundel, after stating the case, asked me if I was willing to fight, and as I saw no honorable mode of escape, and am a native of a country whose boys have no very decided aversion to a bit of a row, I consented; but George showed the white feather, and positively refused.

\* *Nanamoraki-a-Hoo*, mentioned in the catalogue, was Wajai's successor.

<sup>13</sup> Again O'Connell inflates Net's lowly position, no doubt to enhance his own. Since the semi-legendary times of a culture-hero named Isohkelekel, who was the first Nahnmwarki of 'Matalaleme' (Madolenihmw), his successors in that tribe have held the paramount position among the other tribes, have had a kind of arbitration role in those tribes, and have sometimes assumed authority when the other rulers were unable to solve their problems. Net has never had such a role.

## CHAPTER XVI

*Preparations for war.—Muster of force.—Description of weapons.—Order of sailing.—Formal character of challenge.—Order of reception by Wajai.—Preliminary shout.—Battle opens with slings.—Arrows—spears—hand to hair!—clubbing—knifing—death of Wajai.—Temporary respite.—Renewal of engagement.—A landing forced.—Ground disputed.—Women fled.—Males follow example.—Plunder and burning of the Hoo houses.—Return to Nutt.—Wailing for dead.—Chivalric distinction of castes in fight.—Reflections thereon.—Feast.—Cannibalism, almost.—Nanamoraki's policy.—Fortifications.—Sail ho!—Pleasure of Messrs. O'Connell and Keenan, and pain of Ahoundel and family, thereat.—Promises of return by Mr. O'Connell.—Reluctant consent of Ahoundel.—A disappointment!—Canoe launched.—Swamped.—Escape from drowning, by aquatic skill.—Mr. O'Connell reaches the reef.—Taken off by native canoes.*

Preparations were immediately set on foot to visit Hoo [Uh], and "carry the war into Africa,"<sup>15</sup> by answering Wajai's challenge

at his door. Natives to the number of about fifteen hundred<sup>14</sup> were mustered, from Nutt and two contiguous small islands, called Hand and Param.<sup>15</sup> The order of sailing was thus: Moonjobs to the right, or in the van, Jerejohs next, the Nigurts bringing up the rear. Each canoe was furnished with smooth stones, which were stowed in the bottom, and each native was furnished with a sling, a spear, a bow and arrows,<sup>16</sup> and war-club. The spears are from five feet to eight in length, and barbed with the back bone of a fish, preserving five or six joints, with the protruding bones, like arrow barbs.<sup>17</sup> The clubs are made of heavy wood and notched, similar to the thousand specimens of the war-clubs of the Pacific preserved in museums; except that they are only about eighteen inches or two feet in length.

The natives were dressed in their best savage articles of adornment, their heads dressed with flowers, but no paint was put upon their flesh, except the everlasting smearing with cocoa-nut oil and curry. The castes were kept entirely distinct in the canoes. The Nigurts, who on ordinary occasions navigate the canoes of their chiefs and masters, were by themselves in their own canoes, and the Jerejohs and the Moonjobs each in their own. As war is an honorable enterprise, the labor of paddling the canoes, if the lack of wind or a wrong direction make it necessary, is done by Moonjobs and landholders, and even chiefs, who on no other occasion touch a paddle, except for momentary exercise.

The day and place had been appointed with all the circum-

<sup>14</sup> This seems altogether too large a number. Estimates of the total population of Ponape, made between 1828 and 1854 (the year of the smallpox epidemic) run between 1,000 and 15,000 (Riesenberg, *Native Polity*, 1968, p. 6). Taking the largest figure, 15,000, Net, which has always been one of the two smallest tribes among the five (the other being Uh) could have had at most a total population of 3,000. It is hardly likely that half of that number would have been adult, fighting men.

<sup>15</sup> There are indeed two small islands immediately adjacent to and belonging to Net. They are Lenger and Param. O'Connell names the latter, and perhaps he says 'Hand' instead of Lenger from lapse of memory. Elsewhere he has referred to 'Hand' as an uninhabited island 20 miles distant from Ponape, evidently meaning the atoll called Ant (actually 8 miles away), which belongs not to Net but to Kiti. Or perhaps he meant Mwahnd, also nearby but belonging to Uh.

<sup>16</sup> Bows and arrows existed, but they were not used as weapons of war.

<sup>17</sup> The spear point is not a fish bone but a sting-ray spine.

stance of a duel, or rather of an ancient joust at arms, with the exception that there was no stipulation or limitation as to force on either side; each party bringing all the strength he could muster. Treachery sometimes occurs in island warfare, and attacks by surprise are made; seldom, it is true, but often enough to induce those who are aware that they have enemies to be on their guard. This engagement with Wajai was, however, a fair fight, preceded by a challenge and its acceptance, and of course Wajai was prepared to receive us, though with an inferior force.

His canoes were ranged in the water, in front of his settlement, and as soon as we were near enough to distinguish features, our chief, Ahoundel, and Wajai sprung simultaneously to their feet, upon the platforms of their canoes, and flourishing their spears, set up a shout of defiance, the conches blowing an accompaniment. The inferior chiefs upon both sides then rose and joined in the cry, and the engagement commenced with hurling the stones with slings. These stones are seldom less than a pound in weight, and are thrown with tremendous precision, the parties being from thirty to forty yards apart. Several canoes were broken and sunk on both sides, and many men killed. The stones exhausted, arrows and spears followed, the parties nearing each other, till the battle was canoe to canoe, and hand to hand. The natives would seize each other by the hair, and thrust with a small wooden spear or lance, without barbs, and cut the flesh with sharp shells. In the onset Wajai was killed by one of the party in our canoe. A shout of joy on one side, and a murmur of grief on the other, suspended the battle a moment; but it was soon renewed with unabated fierceness. At length we forced a landing, and the vanquished or broken foe, failing to prevent it, also sprung on shore, and disputed every inch of ground, to the very doors of their houses. The land engagement was fought with the jagged spears and the short war-clubs. It may be necessary here to state that direct thrusts are seldom made with these spears; they are generally used for striking, and inflict mangling wounds in the flesh. The clubs which are worn in the belt, like a North American Indian's tomahawk, are the last resort, but are never hurled.

An hour and a half of hard fighting brought us to the estate of Wajai. The women had long before deserted the houses, taking with them such of their effects as they could conveniently transport, and the men, fairly overpowered, fled to the

interior. No attempt had been made to take prisoners on either side, and the fugitives were not pursued. The natives of Bonabee never slaughter in cold blood after a foe ceases to resist. Our party plundered the houses of whatever moveables were left, set fire to them, and, returning to the beach, broke up the canoes of the foe, and taking with us the spears, mats, and other plunder, we returned to Nutt. We brought back such of our own dead as we could find, and the body of Wajai and other chiefs, who fell upon the other side.

The first duty upon our return was the interment of the fallen. From the lamentation an uninformed spectator would have supposed that the inhabitants of Nutt had suffered a defeat instead of a victory. The number of killed upon both sides was between three and four hundred; of whom one hundred and fifty were of the victorious party.<sup>18</sup> In the engagement no man of one caste attacked another—Moonjobs against Moonjobs, Jerejohs against Jerejohs, and Nigurts against Nigurts. This chivalrous distinction was kept up in the very hottest of the fray, no man daring to aim a blow at a superior, and none descending to strike an inferior. It was like the encounter of three distinct parties.<sup>19</sup>

Here, again, it is worth while to note the admirable system and policy which controls island usages. Even in time of an engagement is the respect for rank chivalrously kept up. If it were permitted to a Nigurt to strike even a free foe in battle, the bonds of their feudal relation to their masters would be weakened, and, in smaller island feuds, the same principle of war would be distorted to apply even to their proper masters, who by circumstances might be placed as foes in relative position to them. The jealousy with which all the grades of society are watched and kept in place would do credit to the policy of high civilized Tories.

<sup>18</sup> Again probably an exaggeration. Informants living in 1947 who had participated in wars recall at most twenty deaths in a single engagement, except against the Spanish. The missionaries, writing in the 1850s, after the introduction of guns, describe military encounters as exchanges of volleys at safe distances, until one side exhausted its ammunition, when the other attacked, killing a handful of people, then destroying or carrying away movables. The result of a foray might be one or two women, boys, or old people killed; the largest number mentioned in any of these accounts is six men.

<sup>19</sup> This segregation by rank during fighting is denied by present-day Ponapeans as ever having existed.

For the credit of a people whose character is generally humane, for uncultivated savages, I should rejoice to stop here; but the truth compels me to speak of a custom differing so entirely from their usual character, that I am at a loss to account for it. Upon the next day after our return there was a feast held. The usual preparations of jagow and dog venison were made, and the bodies of Wajai and his chiefs were burned; but previously to the entire consumption of the bodies by fire, the heart of Wajai was taken out, and presented to the chiefs on a large plantain leaf. Whether it was eaten or even tasted I cannot say, as I was not present at the disgusting ceremony. The presumption, however, is, that eating the hearts of the chiefs killed in war is a custom with them.<sup>20</sup> Of this I can speak only so far as I have spoken, having had but one opportunity for ascertaining. No other part of the body than the heart was eaten, and that rather as a ceremony than a gratification.

No territory is gained by war, as the victors never pretend to hold a vanquished district, but relinquish it to the conquered party, only plundering it, and burning the houses. They never destroy the trees or natural products. Wajai was succeeded by Nanamoraki,<sup>21</sup> the next chief in rank upon his island, according to the rule of succession already noticed; and the first act of the new chief was to invite Ahoundel and his suite to the island of Hoo,<sup>22</sup> to cement a reconciliation over jagow. A feast was had, of course, and a perfect understanding formed between the successor of Wajai and the chief, to whose good offices in removing his predecessor the new incumbent owed his possession of the authority.

Fortified in the traditions and immemorial usages, the island chiefs pay little attention to breastworks and walls of defence. There are, however, on Nutt and some other of the larger islands, works breast high for the shelter of parties when defending the

<sup>20</sup> Ceremonial cannibalism as described here was a frequent custom. It was considered to do honour to a brave dead enemy.

<sup>21</sup> This is a peculiar statement. The 'Nanamoraki' (Nahnmwarki) is the highest tribal title, the 'Wajai' (Wasai) ranking second and normally succeeding him, not the other way round.

<sup>22</sup> 'Hoo' is mostly on the mainland of Ponape, but it also includes four islands in the lagoon, and the battle may have been waged at one of these, giving O'Connell to think that 'Hoo' was an island.

canoe-house. Invading parties are always met at their landing. It would be an impossibility to surprise a settlement on the land side; as some *animan*, walking ghost, or star-gazer would detect the enemy, even in the night.

So far I have described prominent events in the order of their occurrence, and without pretending to fix very definitely their dates or the intervals between their occurrence. The arrival of the vessel in which I left the Bonabee group is, however, an event of the date of which I can speak with more certainty, as one of my early inquiries on board was, how time had progressed. On the island I must acknowledge such disrespect toward the scythe-bearing baldpate, that I did not count the turns of his glass. It was in the early part of the month of November, 1833, that I discovered a vessel from Nutt; the first vessel that I am positive of having seen while on the island of Bonabee. My comrades often said they saw vessels, and I frequently imagined that I did, but none approached near enough for us to distinguish their class.<sup>23</sup> It was about sunrise in the morning when I first discovered her, and I called up George immediately. We ran to the top of the nearest hill, and anxiously watched her, as well as the mist and occasional rain would permit, for it was a dull morning. After we had satisfied ourselves that it was a European or American vessel, we ran down to the chief and informed him that there was a vessel in the offing, and that we wished to board her. He was not half so much elated at receiving the information as we were in imparting it. He eyed me some moments. "What!" said he, "a ship? Cho! cho [*Soh! soh!*]" (No, no.) I repeated my assurance, and led him to the hill. My wife and the whole household followed. George and I bounded about for joy, skipping up the hill, as if our feet could not serve us fast enough. The pace of our companions offered something of a contrast; they were still incredulous, and my wife and father were evidently hoping against the truth of my discovery, as they saw in my joy any thing but a pleasant indication of my feelings respecting remaining upon the island. I pointed out the vessel, and satisfied them that it was not, as they supposed and hoped it might be, a native war-canoe. I repeated my request for a canoe, assuring

<sup>23</sup> At least two Sydney whalers visited Ponape in November 1832, a year before O'Connell's rescue (Riesenberg, *Native Polity*, 1968, p. 4).

Ahoundel that I would make the vessel "*moondie*," literally, "*sit down*," or come to an anchor. At the canoe-house, whither Ahoundel, Laowni, my children, and others, followed me, Ahoundel granted his unwilling consent that I should go off to the vessel, following it up with questions, while Laowni anxiously watched the expression of my face for an answer. "Do you love your wife? your children? Do you love them much, very much? Will you certainly return?" To all this I answered yes, yes; and my heart smites me now, as I recollect the gratified expression of my wife's countenance upon receiving the assurance. No civilized person however, theorized and philosophized though he were into contempt for the shackles of civilization, could content himself with innocent, unsophisticated, natural men forever. Blunt, plain man that I am, I could hardly disguise my joy at the hope of an escape, although at times, as I looked at Laowni and her children, and the thought of Ahoundel's kindness intruded itself, I could hardly conceal my grief at parting. To have betrayed either joy or grief would have revealed my purpose of escape; so I was compelled to hide both; and it was only the bustle of getting ready, and the diversion of the attention of the natives to the vessel, that enabled me to do it.

A large canoe was prepared to launch, but the tide was out. We were obliged to wait for it two full hours! Oh the impatience we felt, the snail-like progress of time! Knowing perfectly well, had we been cool, the time of the tide, still we could not avoid running down every ten minutes to look. Meanwhile I prepared a quantity of tortoise shell, yams, bread-fruit, and cocoa-nuts to take off to the captain. We watched the vessel—she tacked and stood off—our hopes fell—she stood back again—we were reassured—she hove to, and we were happy, till—we recollected we were tide-bound.

At length the tide served us to launch the canoe. Ahoundel and Laowni accompanied me to the boat, the former reminding me of my promise to bring him trinkets, the latter melancholy, and half doubting that she should see me again. There was a fleet of some dozen canoes beside mine. I was accompanied by Keenan, a young chief, and two Nigurts. We went outside the reef, and had neared the vessel so that we could distinguish the men on her decks, when the Nigurt who had the steering oar let the canoe get into the trough of the sea. There was a tremendous sea on, and it was carelessness on my part to let the paddle go

from my hand; the consequence of getting the canoe broadside on to the sea was, that we were swamped. As is usual with the natives, we all jumped overboard, two taking the outrigger side and the others striving to bail out the canoe. There was however too much sea running, and all endeavors to bail the boat proved futile, while the tide and the swell were drifting us toward the reef. The young chief, who was quite a lad, made no ado, but cutting away the twine fastenings with his fish-shell knife, stripped the board off the outrigger, laid his breast across it, and paddled away like a dog, for the reef. Seeing no alternative, I disengaged the pole which formed the fore-and-aft part of the outrigger, and, with one of the Nigurts, made also for the reef, with the pole beneath our breasts. As we reached the crests of the waves I could see the vessel, and the other more fortunate canoes every moment getting nearer to her. The very dress of the men on the vessel's deck was distinguishable. And here, in the very sight of the first white men, except our shipmates, that we had seen for years, George and I were apparently devoted to death, before we could exchange a word with them. I should have mentioned, that before leaving the canoe I fastened my mat to the mast and waved it, but the vessel's crew, imagining us natives, paid no attention to the signal. George, with one of the Nigurts, remained with the canoe, contrary to my advice, as he insisted that a native of the islands must know better how to conduct in an emergency like this than I could. In a few moments I heard him hailing, beseeching me for God's sake to wait for him to overtake me. The Nigurt who was my companion objected, and for a moment I listened to the Indian and paid no attention to the cries of my friend. My better feelings, however, prevailed, and I waited for my shipmate, who reached us panting with exertion, and seized the outrigger just as he was nearly exhausted. I had trembled for him, but it was impossible to turn back and face tide and surf. One moment and I caught a glimpse of his head on the top of a wave, the next he was invisible. My joy at the relief from suspense which his arrival gave was second only to his reaching us:

We had by this time reached the surf. Taught by former experience, I watched the rollers, and when I saw one coming let go of the outrigger, faced the sea, and clasped my hands over my head. Down it came upon us, but my hands and arms broke the force of the water, and I was driven down, but emerged

again, many feet nearer the reef. My companions, George and the native, followed my direction and example, and we rose nearly together. The outrigger was thrown upon the ledge at second or third roller, and had we clung to it we should have been dashed to pieces among the rocks, by the force with which we should have been driven. The young chief had reached the ledge before us, and between our forced plunges we could see him encouraging us by swinging his mat. After being thus swamped five or six times we reached the rocks, more dead than alive, and crawled where the water had least force. Here, taking the pole of the outrigger, which, as before stated, had preceded us, I attached my mat to it, and made signals of distress. On board the schooner they paid no heed to it, although she stood at one time almost within hail of us. Taking us for natives, and supposing us used to such mishaps, her master thought we could manage for ourselves; had he, however, been inclined to assist us, no boat would have lived in the surf. We were two or three hours on the reef before we were discovered by the natives; then some fishing canoes came to us from the inside, where the sea was comparatively nothing, and the reef approachable, and took us off. One of the party, the Nigurt who remained with the canoe, was drowned, his body being picked up a day or two afterward among the rocks which formed the reef.

The rapidity of thought is never better exemplified than in seasons of imminent danger. Years pass in review in moments; but we had ample time for reflection, and that none of the pleasantest. It was over an hour from the time the canoe was swamped before we reached the reef, and that with the tide and swell in our favor. Perhaps the vessel was as near us as the reef, but in endeavoring to reach it we should have been compelled to contend with wind, tide, and swell, while all assisted in drifting us toward the reef. During the last few moments before we landed we considered our death next to inevitable, and the prospect was embittered by the reflection that it would occur just at the moment when we hoped to regain communion with civilized beings again, after a sojourn of years with uncultivated savages.

## CHAPTER XVII

*Return to Nutt.—Astonishment of Ahoundel.—Anxiety.—Despair.—Return of hope.—The Spy returns.—Putting off again.—Canoes alongside.—Invitation on board.—Dinner on board.—The Spy anchors at Matalalemè.—Purchase of a canoe.—Stolen back by the natives.—Fruitless pursuit.—Capt. Knight shoots a Nigurt.—Swivel in the fore-top.—Capt. Knight's fright.—Under way again.—Blazing away at the natives.—One day's retrospections.—A change comes over Capt. Knight's deportment.—Ship's cook left at Matalaleme.—Altercations with Capt. Knight.—Arrival at Manilla.—Irons.—Guard boat.—Agreeable position, enlivened with music.—Landing.—Arrival at a building opposite a church.—Their affectionate care of us, and commendable precaution.*

Upon reaching Nutt, Ahoundel was astonished with the story of our escape, coupled as it was with the loss of the Nigurt. The young chief described our conduct to him, and his astonishment was increased, that two white men should prove better or more fortunate swimmers than a native fisherman. We were weak-

ened, bruised, and sore, as the reader will readily conceive; but our bodily suffering was forgotten in our mental anxiety, as the last light of day showed us the schooner standing off shore.

Would she return? The night long we passed in anxious doubt, and were out with the dawn to look for the sail; but

*"The blue above and the blue below"*

was vacant, vacant. Cloud after cloud we watched, till our eyes ached; they only mocked us, preserving awhile an illusive semblance, then vanishing or spreading into broad, honest vapors, incapable of deceiving even a landsman. The sun was well up, the water calm, compared with the swell of the day preceding, the day bright, and every thing propitious where every thing frowned before, save the slight circumstance that the vessel was not in sight. At length I saw her, just a speck. Heavens! how my heart leaped!

A half hour more and the tide was right. The vessel, standing in, was now fairly visible, and, prepared with a fresh load of tortoise shell and provisions, with George and two Nigurts for companions, I set sail again. As we went out by the reef, we were forcibly reminded of our escape of the preceding day, by a fleet of canoes which were paddling as near the reef as they dared, in search of the body of the drowned man.

When we reached the schooner she was hove to, with her boarding nettings up, and her men mustered, with boarding pikes and muskets in hand, or at hand. Two or three other canoes got alongside at the same time that we did, and others were coming off. Upon the day before no natives had been allowed to board the vessel, though a barter traffic for yams and bread-fruit was opened between the canoes and those on board the vessel. We passed under her stern, and I read the name, "Spy, of Salem." She was brig rigged forward, and schooner aft. Passing round to her weather bow, I sung out, "Shipmates, throw us a rope's end, will you?" There was a bustle on deck, a buzz of surprise, but no answer, and in a moment I heard somebody exclaiming, "Captain, the *natives* on this island speak English!" The anxiety to get a peep at us through the boarding netting was now redoubled, forward and aft. One of the men, after much hesitation, threw us a rope, and the captain came to the gangway and asked us on board, requesting us to keep the natives in the canoe, which we did. The captain did us the

honor to ship the side-ladder for us, and George and I needed no second invitation to come on deck, but, taking up the tortoise shell with us, directed the natives to pass up the yams. To my first question the captain answered that the name of the island was Ascension, the group being laid down as one island on the chart. He inquired particularly into our story, and proceeded, while he did so, to offer us, with a sailor's hospitality, a rummer of grog. It was the first I had tasted for years, of course, and a bare swallow of it burned my throat, flushed my face, and played the deuce with my head altogether. Poor George was even worse flabbergasted than I was. The joy we felt at a prospect of return to England was sufficient to intoxicate us, aside from the liquor.

In answer to Capt. Knight's inquiries, I assured him of the peaceable character of the islanders, and that there was abundance of tortoise shell and *beche le mer* for commerce, and yams, bread-fruit, water, and wood for provision upon the islands. In a short time Capt. Knight expressed a willingness that I should permit my Nigurts to come on board, and we dropped the canoe astern. Other natives were not so fortunate; they huddled about the vessel, and, coveting iron, strove to pull out the iron work under the chains with their hands. The schooner filled away again, and we stood off with a fleet of canoes in tow, dashing and plashing through the water, their outriggers foul of each other, and getting continually carried away.

I dined on board, with George, at the cabin table. The condiments of my own furnishing, with the salt provisions, ship bread and butter of the ship's stores, furnished a more savory meal than I had sat down to for many a day. I undertook to pilot the *Spy* inside the reef to an anchorage, at Capt. Knight's request. At four or five o'clock in the evening she came to an anchor in the harbor of Matalaleme. By the natives who went that night to Nutt I sent Ahoundel a large broad axe and an *adz*, and to Laowni I sent beads, red kerchiefs, and other trinkets; while George and I remained on board, afraid to trust ourselves on shore again.

In the morning the vessel was again surrounded by canoes, and Capt. Knight purchased of the natives, through me as an interpreter, tortoise shell and other articles, and one canoe, which he purposed to carry away as a curiosity. This was dropped astern and fastened by a rope to the counter. In about two

hours from the time of purchasing some of the natives slipped into it, and before we were aware were making off with it, induced probably by some island superstition. Capt. Knight immediately fired upon the thieves, and, lowering a boat, sent some men in pursuit; but it would have been impossible to have overtaken them, even if the water had not been too shallow in places for the keel of the boat. Capt. Knight now began to fear that the natives intended to take his vessel, although George and I assured him to the contrary, and told him that their worst fault was an irresistible propensity to thieve, where they saw articles they so earnestly coveted. We represented to him that harsh treatment might bring about the very event he dreaded, and that, at any rate, the next vessel which came within their reach would suffer for his conduct. Still he was nervous, agitated, and acted like one beside himself, begging me to prevent treachery and keep the natives quiet. Instead of acting like a discreet person, which had he done, he might have lain at Matalaleme weeks, with profit, he blew out the brains of a native who was climbing in at the cabin windows, and threw out the body. Luckily for Capt. Knight, the murdered man was a Nigurt, so that the dissatisfaction of the natives amounted only to a murmur; had he been a Moonjob, or even a Jerejoh, the capture of the vessel and murder of the crew would have atoned for his death. It did not seem long to intimidate them, but after they had clamorously inquired of me the cause of his death, and I told them it was for thieving, they seemed, in a measure, satisfied that it was just. During the time that the Spy lay at Matalaleme no natives were permitted to come upon her deck, but stood in the chains, and in their canoes. No chiefs of note came off to the vessel at all—a precaution adopted by their friends, I presume, and in accordance with the habits and policy of the people; else so simultaneous a measure could not have been carried out by all the islands. In the short time after the native was shot in the cabin, a small swivel was hoisted into the fore-top, charged with nails, slugs, and musket balls. Every fresh arrival of canoes put Capt. Knight in additional perturbation; he had commenced hostilities, and even I began to have fear for the consequences. Constant persuasion, and even the exercise of authority, was necessary, on my part, to prevent a rush upon the vessel by the natives. At about ten in the morning the Spy got under way, and Capt. Knight ordered his crew to

fire upon the natives, and even wished Keenan and myself to take arms against people who had for five years been our friends and protectors. We flatly refused. The musket shots were answered by occasional stones hurled from the canoes, none of which took effect, save one, which struck the mate; but from being spent, or some other cause, it injured him but slightly. During all the time the number of the canoes about us rather increased than diminished, and I was in continual conversation and parley with the natives. They complained of the treatment of the Aroche tic-a-tic (petty chief) of the vessel. I answered that I was not to blame for it, and appealed to them for the fact that I had not taken up arms against them. I was anxious that a good report of my conduct should be carried back to Ahoundel.

As we beat out—for the wind was against us—fleet after fleet of the canoes, nothing daunted by the death of the few natives who had fallen, put off for us, from various parts of the group. The echo of a musket report, in the harbor of Matalaleme, was of itself startling. It rang from rock to rock, and from hill to hill, probably for the first time; that generation of the islanders, at any rate, knew nothing of the use or character of fire-arms. Capt. Knight's perplexity was doubled by his want of that knowledge of the harbor which was necessary to safe conduct of his vessel.

The sight of a fresh fleet putting off toward us made Capt. Knight desperate. He sent a hand with a match into the fore-top, clewed up the sail, and sent the charge of the swivel among the thickest of the fleet. I saw several natives drop like dogs over the sides of their canoes. There rose a howl of mingled rage and defiance among the survivors; but the cruel expedient answered the purpose—the natives fell back, and though they followed us far outside the reef, it was at a great distance. In the passage through the reef we narrowly escaped getting on the rocks. Had the vessel been wrecked, the lives of all on board would have answered the death of the natives. The crew of the next American or English vessel which touches at the islands of Ascension will probably be sacrificed in revenge, should they fall, by any inadvertence, into the power of the islanders.

The shot from the fore-top was not repeated. The mast was strained, and the sailor who officiated as gunner came down the backstays by the run, protesting he would not again fire the swivel.



Nothing which occurred during my connection with the islands affected me so unpleasantly as the butchery of my friends by Capt. Knight. Knowing perfectly the language and character of the people, I knew that, until they were roused to revenge by the death of the Nigurt, no thought of farther mischief than theft was entertained by them. This might easily have been guarded against by mild means; at any rate, the course taken did not answer. I proposed to Capt. Knight, as we entered the harbor, that the vessel should lay there a month or six weeks, informing him of the quantities of *beche le mer* which I proposed to cure for him, taking the requisite tools from the vessel. I did not expect that any thing but peace and good fellowship between the natives and the crew of the vessel would grow out of the visit; but the hasty and cruel conduct of Capt. Knight marred it all. I was grieved at the death of the natives; but I was astonished at the effrontery with which Capt. Knight called upon us to fire upon our friends. We told him we were anxious to get away from the island, but that we should prefer to be set on shore again, rather than purchase our freedom by such an abuse of friendship.

Fairly out of the harbor of Matalaleme, the deportment of Capt. Knight materially changed toward us. He was no longer the supplicant for intercession with the natives, but the master, imposing his authority upon us in every possible manner. In about fourteen days we made Guam, one of the Marian Islands, where Capt. Knight would have left us, but the authorities would not permit it. By the way, I should have mentioned that the ship's cook was set ashore at Matalaleme, with his own consent, and I directed the natives into whose canoe he stepped to carry him to Ahoundel, and treat him well, for my sake. Whether he, and the four comrades whom I left upon the islands, did not fare worse for Capt. Knight's conduct, I had no means of ascertaining; but must do the natives the justice to express the opinion, based upon a knowledge of their character, that they have too much benevolence and perception of right and wrong to abuse known friends for the conduct of strangers, though those strangers were of their color and language. I saw nothing of my four friends during the stay of the *Spy*, although it was my intention, if Capt. Knight had not compelled himself to take such hasty leave, to have carried them away with us.

After leaving Guam I had some altercation with Capt. Knight,

which resulted in no very agreeable consequences to myself. During the whole passage I had been sick, from a cold, exhaustion, fatigue, and derangement of my whole system, from the change of diet. Under my right arm was a large and very painful swelling. One night I had the watch from eight to twelve, the first two hours of which I spent on the top-gallant yard, upon the lookout. When I came down I laid myself on the fore-castle by the heel of the bowsprit, exhausted, and in agony from the swelling under my arm. Capt. Knight came forward, and the first intimation I had of his proximity was a kick. "What business have you here asleep, sir?" I pleaded my weakness and ill health, and the suffering I had already endured by the lookout at the mast-head. He collared me, and I returned his grasp with interest; he freed himself from me, went aft, and returned with a brace of pistols in his hand, threatening to shoot me. I told him to do it; that I was tired of life, and would willingly die. He then let me alone for the night, and indeed we had no more words, but he hove to near the first land we made, lowered the boat, and ordered me into it. George insisted upon accompanying me, to which Capt. Knight at first objected, but afterward consented. He then sent the second mate and two men with directions to leave the two Irish villains (he used a worse word) any where—on a rock, or a sand bank, but not to bring them on board again. This was in the straits of Barnardino. Upon reaching the shore we found bullocks grazing, but saw no house, or shelter of any kind, and persuaded the second mate to take us back. He did so, and upon returning to the vessel told the captain that he could not drive us from the boat, but that we insisted upon coming back.

We were taken on board, and the vessel filled away again. I very foolishly, as the event proved, threatened Capt. Knight that I would represent to the authorities at Manilla his treatment of the Indians at Ascension, and his abuse of me. Upon arrival at that port he anticipated me, making all sorts of charges against us, as runaways from punishment at New Holland, pirates who strove to cause the capture of his vessel by the Indians, and mutineers on board. Upon being boarded by the captain of the port at Manilla, just as we thought we had reached the end of our vexations and were in a way to return home, we were agreeably surprised by a present of leg safety-chains, and were placed, ironed, in the bows of the captain of the port's barge.

Captain Knight soon came down over the side, and seated himself under the awning in the stern sheets, with the captain of the port, the quarantine and custom-house officers; and as we sat, we could perceive we were the objects of the conversation. We bore this *talking at* some time in silence, but tiring of it, I requested George to play his flute; which, by the way, as a memento of his residence on Ascension, he had taken care to keep with him. Accordingly he struck up St. Patrick's Day in the Morning, Garry Owen, and divers other merry Irish tunes, to the astonishment and edification of the boatmen, and, after a while, to the amusement even of the officers in the stern sheets. We were pulled in this way alongside half a dozen vessels which had just entered the harbor, and endured the gratification of being pointed out to their crews as felons;—a story we took every opportunity to contradict. The feelings of the sailors were, of course, with us, and their half-expressed and doubtful sympathy was grateful, when all the rest of the world were disposed to frown.

After being paraded in this way about the harbor for half a day, we were landed, and marched with military honors up the street. We did not pay so much attention to our conductors as the honor they were paying us merited, for, after a half dozen years' absence from every thing like a town, George and I had enough to do to look about us at the buildings, the carriages, foot passengers, and other, to us, novel objects in a city.

We had reached a church—were famished with hunger, having eaten nothing since morning, and faint with exposure to the heat of a broiling sun. "Is it vespers you are taking us to? Well, prayer after fasting." The captain of our escort pointed to the opposite side of the street, and there, fronting the church, stood a less agreeable resort for sinners; one, like the church, not always sought voluntarily,—the calabozo.

They had the impoliteness to fasten the door at our backs when we entered.

## CHAPTER XVIII

*Entrance to prison.—Jailor's album.—Compliments to Capt. Knight.—Correspondence.—Dexterous thieving.—Modes of punishment.—View of the pillory.—Execution by strangulation.—Bones.—Reflections thereanent.—Visit from American consul and Mr. Sturgis.—Amusements.—Quarrel.—Consequence.—Disagreeable chum.—Chances offered, but not accepted.—Cruel treatment.—Discharge of Keenan and O'Connell.—Present from Mr. Sturgis.—Character of prison.—Sufferings there.—Informal detention.—Initials on guard-bed.—Consuls—their responsibilities.—Passage to Macao.—American mate.—Arrival at Canton.—Lionized there.—Trip to Peking.—"Bock agen."—Arrest of the "foreign barbarians."—Passage to Halifax.—Cholera.—Overland journey to St. John.—Consternation at the health office.—Chloride of lime at boarding-house.—Keenan left at hospital.—Mr. O'Connell sails for New York.—His best bow, and last, to the reader.*

Upon entering we found ourselves in a sort of reception room, more convenient for its purposes than genteel or elegantly fur-

## APPENDIX

WE present the reader with an imperfect glossary of the language of the Carolines—we mean that dialect spoken by the Bonabeesans.<sup>1</sup> Not being a written language, its history is of course lost, or can only be assisted by the resemblance of some words, in their sounds, to other languages, particularly to the Spanish. This may be accounted for by the early visits of the Spaniards to the Islands, and their possession of the Philippines, from which group many emigrants may have reached the Carolines. The Jesuits say that some negro slaves were left upon the islands at an early date; upon what part of the long chain we are not able to state. But for the glossary, to commence with the numerals.

<sup>1</sup> The first column is as O'Connell gives it; in the second column the words are given in the standard Ponapean orthography developed by Dr Paul Garvin, which has been used with some modifications in Ponapean schools and by government offices. That orthography is as follows:

1. Vowels are roughly as in Spanish except for the digraph *oa*, a low back vowel.

One, <i>ad</i> .	<i>ehd</i>
Two, <i>arree</i> .	<i>are</i>
Three, <i>agil</i> .*	<i>esil</i>
Four, <i>abung</i> '.	<i>epeng</i>
Five, <i>alim</i> '.	<i>alim</i>
Six, <i>ah-awl</i> .	<i>awon</i>
Seven, <i>ah-aitch</i> '.	<i>eis</i>
Eight, <i>ah-well</i> '.	<i>ewel</i>
Nine, <i>adu</i> '.	<i>edu</i>
Ten, <i>codthingowl</i> '.	<i>kedingoul</i>

For twelve to twenty, *amun* (?) seems to be substituted for *codthingowl*' (*kedingoul*).

Eleven, <i>ad-ata</i> .	<i>ehd(e)te</i> = 'it is only one'
Twelve, <i>arree'-amun</i> .(?)	
Thirteen, <i>agil'-amun</i> .(?)	
Fourteen, <i>abung'-amun</i> .(?)	
Fifteen, <i>alim'-amun</i> .(?)	
Sixteen, <i>ah-awl'-amun</i> .(?)	
Seventeen, <i>ah-aitch'-amun</i> .(?)	
Eighteen, <i>awell'-amun</i> .(?)	
Nineteen, <i>adu'-amet</i> .	<i>-edu met</i> = 'this is nine'.

2. Consonants are approximately as in English except that there is generally no aspiration and presence or absence of voicing is of no phonemic significance. The exceptions are:
  - a. *t* is a retroflex alveolar stop;
  - b. *d* approximates English *t*;
  - c. *ng* is a digraph for a velar nasal;
  - d. *s* is about midway between English *s* and *sh*, and is sometimes heard as English *ch*, *ts*, and almost *j*;
  - e. *pw* and *mw* each represent single phonemes, pronounced approximately as written but with lip rounding beginning before closure.
3. *h* represents no phoneme and is used only as a sign of phonemic length of the vowel preceding it.
4. Those consonants that can occur doubled (*m*, *mw*, *n*, *ng*, *l*, *r*) are written by repeating them, except for double *mw*, which is written *mmw*, and double *ll*, which is written *nl* when this is its etymological derivation.

Wherever nothing can be made by the present editor of one of O'Connell's words he has inserted a question mark.

\* *G* always hard in this glossary.

For twenty they say *arree-amun-codthingowl* (*are . . . kedingowl*). This would seem literally to mean *twelve-ten*; but as custom has established it otherwise, the arbitrary arrangement, or rather disarrangement, answers very well for their limited business. Thirty is *agil'-amun-codthingowl*; forty, *abung'-amun-codthingowl*; and so to one hundred, which is expressed by repeating *codthingowl* once or twice, and showing the ten digits. For two hundred, the open hands are lifted twice; for three, three times; and so on. For thousand they have no term, and seldom have occasion to count beyond fifty.<sup>2</sup>

The language is guttural, the number of words small, and many bear so close a resemblance in sound that it is necessary to be very distinct in enunciation, and to assist language by continual gesture. There are many words which are slightly varied to express things different, but of the same general class. Take the following as instances.

Window, } <i>ya hour'a</i> (?)	<i>wenihmw</i>
Light, } <i>ya hour'a</i> (?)	<i>marain</i>
Clouds, } <i>ya hour'a</i> (?)	<i>depwek</i>
Cold, or windy, <i>mahour'a</i> (?)	<i>lemwilemwir</i>
Day, <i>hour'a-hour'a</i> (?)	<i>rahn</i>
Eyebrows, <i>agour'a</i> (?)	<i>padi</i>
Thunder, <i>ya hour'a-mah</i> (?)	<i>nahnsapwe</i>

But *kid'jinny* (*kisin*, a frequent diminutive) appears to be a more universal prefix than any other.

Cord, or twine, <i>puale</i> .	<i>pwel</i>
Sling, <i>kid'jinny puale</i> .	<i>kisin pwel</i> = 'bit of string'.
	Properly <i>pei</i>
Yam, <i>kid'jinny kiup</i> .	<i>kisin keh</i> = 'bit of yam'
Bamboo, <i>puala</i> (?)	<i>ahlek</i>
Bamboo knife, <i>kiup-et</i> , or <i>kid'jinny-puala</i> .	<i>kapit</i>
Fire, <i>kid'jinny-ai</i> .	<i>kisin iei</i>
Lightning, <i>kid'jinny-ai-moonjob</i> (?)	<i>kisin iei mwohnsapwe</i> = 'chiefly bit of fire'. Properly <i>lioal</i> .

<sup>2</sup> There are some nine series of numbers for the numbers 1 to 9 in Ponapean. Choice of one series or another during speech depends upon the class of object to which the numbers are to be applied. Classes include animate objects, fruits and small globular objects, stick-like objects, strings of small objects, etc. The series for 1 to 9 that O'Connell gives

Hair, *mung-ai*.

Eyes, *ickn-ai*\* (?)

Smoke, *kid'jinny-ung* (?)

*moangei* = 'my head'. *Moang* = 'head' is often used for 'hair', which is more correctly *piten moang*.

*mese*

Perhaps *kisinieng* = 'wind'?

Smoke = *ediniei*.

are the basic numbers, used in counting aloud without reference to particular objects.

But the form O'Connell gives for the number 11 means literally 'it is only "one"'. In the case of number 19 he is saying 'this is "nine"'. And the forms for 12 to 18 are suffixed by *amun*, which is unrecognisable in modern Ponapean.

It may be that O'Connell is confused about the use of one of the nine series of numbers, that which applies to animate objects, in which the suffix applied to the elementary numbers 1 to 9 is *emen*. However, Dr John L. Fischer has suggested a different explanation for *amun*. In using the counting-aloud series Ponapeans repeat the same numerals in each series of ten, the only change being at twenty, at thirty, etc. It is conceivable that O'Connell, in learning the numbers, lined up a number of similar objects in a row and asked people to count them. When he got to the eleventh in the row he would have elicited the number *ehd*, 'one', again. If he did not accept this the teacher might finally have said *ehdete*, 'it is only one', and O'Connell might then have taken this to mean 'eleven'. Similarly, O'Connell's word for 'nineteen' contains the suffix *met*, 'this', the whole word meaning 'this is nine', as though the teacher had finally come to the end of the row. Dr Fischer points out that although *amun*, used by O'Connell for the suffix in numbers 12 to 18, has no meaning in modern Ponapean, in the language of the next major island to the west, Truk, there is a demonstrative form *eemwuun*, 'that'. Perhaps *amun* is a cognate but obsolete demonstrative in Ponapean. In that case the word for twelve as O'Connell gives it would mean 'that is two', thirteen would be 'that is three', etc., as the teacher pointed to successive objects in the row. This would also explain the use of *met*, 'this', instead of 'that' for the last in the row. And *arree-amun-codthingowl* (*are . . . kedingowl*) would mean not 'twelve-ten' as O'Connell has it but 'that is the second ten'.

As for the absence of a term for 1,000, O'Connell is wrong. Andrew Cheyne gives numbers up to 10,990 in the early 1840s, only a decade after O'Connell, and another ten years later Luther H. Gulick recorded words for 10,000 also. There are terms, at least in modern Ponapean, for numbers into the thousands of millions.

\* Is the *ai* in *mung-ai* a particle borrowed from the resemblance of flame to the hair?—and is the same particle in the word for eyes traceable to the same source for their light, or fire?

Bread-fruit, <i>kid'jinny-mai</i> .	<i>kisin mai</i> = 'bit of breadfruit'
Rat, <i>kitty-ticatic</i> (literally, little dog). (?)	<i>kitik</i>
Fresh water, <i>kid'jinny-nianpeel</i> . (?)	<i>kisin nanpihl</i> = 'bit of at-the-water'? Properly <i>pihl</i> .
Salt water, <i>nan'chate</i> .	<i>nansed</i>
Plantain, <i>kid'jinny bana'na</i> . } (?)	Obviously <i>uht</i>
Banana, <i>kid'jinny banee'na</i> . } (?)	English <i>uht</i>
Tortoise, <i>kid'jinny-but</i> .	<i>kisin pwet</i> = 'piece of turtle shell'. <i>Wehi</i> = generic term for turtle; <i>kalahp</i> = green turtle; <i>sapwake</i> = hawkbill.
Tattooing, <i>kid'jinny-ding</i> .	<i>kisin inting</i>
And, <i>an</i> .	<i>a</i>
My, mine, near } connections, } <i>ni, eni,</i> } or friends, } <i>ni-a-met</i> .	<i>nei</i> = 'my (child)' <i>nei met</i> = 'it is mine'
Bread-fruit preserved in the earth, <i>kid'jinny-mah</i> .	<i>kisin mahr</i>
Fish, <i>maam</i> .	<i>mwahmw</i>
„ for food, <i>kid'jinny-maam</i> .	<i>kisin mwomw</i> = 'a little fish' or 'piece of fish'
Cocoa-nut, <i>kid'jinny-but</i> . (?)	<i>nih, ering, mwangas, uhpw,</i> etc. = coconut at different stages of growth
Dog, <i>kitty</i> , and <i>kid'jinny-kitty</i> .	<i>kidi, kisin kidi</i>
No, <i>cho</i> '.	<i>soh</i>
There (with the finger pointing to the place intended), <i>met</i> .	<i>met</i> = 'here'; <i>mwo</i> = 'there'
What? <i>tham</i> ?	<i>da</i>
Yes, <i>aye</i> .	<i>ehi</i>
Here, <i>met</i> .	<i>met</i>
Some of the principal adjectives are:	
Good, or handsome, <i>maco'ja-lale</i> .	<i>me kaselel</i>
Bad, <i>mid'jiwid</i> .	<i>me suwed</i>
Brave, <i>ma coo'mot</i> .	<i>me kommwoad</i>
cowardly, <i>mucha-purk</i> '.	<i>masapwehk</i>

Pleasant to the smell, <i>pour-pwoh-mwau</i>	<i>mow</i> .
Pleasant to the taste, <i>ma-kow'a</i> . (?)	<i>song-mwau</i>
Hot, <i>mahor'ragorra</i> .	<i>me karakar</i>
Sick, <i>jo'mow</i> .	<i>soumwau</i>
Well (literally, not sick), <i>cho'-jomow</i> .	<i>soh soumwau</i>
Dead, <i>midjila</i> . (?)	<i>melahr</i> is the modern word, but since Cheyne gives a similar form, <i>mejilaar</i> , O'Connell's word is acceptable as obsolete.
Large, <i>lapalap</i> .	<i>lapalap</i>
Small, <i>ticatic</i> .	<i>tikitik</i>
Straight, <i>mara'ra</i> .	<i>marahra</i> = 'light, swift'. Properly <i>ihnen</i> or <i>wahsak</i>
Long and straight (applied to trees, or deep to water), <i>miri'ri</i> .	<i>me reirei</i> = 'tall'
Crooked, <i>mawu'ka</i> . (?)	<i>me epu</i> , or <i>pirok</i>
White, <i>but'abut</i> .	<i>pwetepwet</i>
Red, <i>whyta'ta</i> .	<i>weिताhta</i>
Black, green, any dark color, <i>maton'-dawl</i> .	<i>me toantoal</i>
Wet, <i>peel'amet</i> .	<i>pihl met</i> = 'this is water'. Properly <i>wisekisek</i>
Dry, <i>lee'amet</i> . (?)	<i>matakong</i>
Old, <i>mow'nawee</i> . (?)	<i>me laud</i> , or <i>memir</i>
Many, much, or all, <i>toto</i> .	<i>tohto</i>

## Names of things

House, <i>nannaim</i> '.*	<i>nan-ihmw</i> = 'at the house'
Mat, for bed, <i>loach</i> .	<i>lohs</i>
„ „ man's clothing, <i>call</i> .	<i>koahl</i>
„ „ woman's clothing, <i>lagow</i> .	<i>likou</i>
Sash, <i>wy'wy</i> .	<i>weiwei</i>
Hat, <i>lajor'rob</i> .	<i>lisoarop</i>

\* Spelt nannaim in the body of this book.

Tree, <i>too'ga</i> .	<i>tuhke</i>
Flowers, <i>ellan too'ga</i> . The same word is also used for beads, and other ornaments.	<i>clin tuhke</i>
Paddle, <i>padde'</i> .	<i>padil</i>
Milk, <i>lecha</i> .(?)	Obviously Spanish. <i>pil-en dihdi</i> .
Canoe, <i>wah</i> .	<i>wahr</i>
War-canoe, <i>wah-en-wye</i> .	<i>wer-en waii</i> = 'foreign canoe'. No special war-canoe exists; there is a chief's canoe = <i>warasapw</i>
Ship, <i>wah-en-wye lapalap</i> .	<i>wer-en waii lapalap</i> = 'large foreign canoe'
Stone, <i>tockye</i> .	<i>takai</i>
Spear, or any other war implement, <i>cod jic</i> .	<i>kesik</i>
Calabash, <i>ajurk</i> .	<i>isek</i>
Whale, <i>maam lapalap</i> .	<i>mwahmw lapalap</i> = 'big fish'. Properly <i>rohsa</i> .
Shark, <i>maam majorhowi</i> .	<i>mwahmw me sarawi</i> = 'sacred fish'. Properly <i>pako</i> .
Sand, <i>cha'va</i> .(?)	<i>pihk</i>
Forest, <i>toogas-toto</i> .	<i>tuhke tohto</i> = 'many trees'. Properly <i>wel</i> .
Mosquito, <i>mas'wah</i> .	<i>amwise</i>
Reef, <i>nan'chete toky'ah</i> .	<i>nansed takai</i> = 'sea stone'. Properly <i>mmad</i> .

Parts of the body

Head, <i>magun'gong</i> .(?)	<i>moange</i>
Hair, <i>mungai'</i> .	<i>moangei</i> = 'my head'. <i>Mo-ange</i> can also mean 'hair' but is <i>piten moange</i> in full.
Mouth, <i>shabagou'la</i> .(?)	<i>awa</i>
Eyes, <i>icknai</i> .(?)	<i>mese</i>
Eyebrows, <i>agour'ah</i> .(?)	<i>padi</i>
Nose, <i>canoup'</i> .(?)	<i>timwe</i> ; possibly is the honorific form <i>kaunuhni</i>
Cheek, <i>marock a'rock</i> .(?)	<i>sepe</i>
Ears, <i>paroo'</i> .(?)	<i>salenge</i>

Breast, <i>de'-de</i> .	<i>dihdi</i>
Stomach, <i>mowauk'</i> .(?)	<i>kapehdi</i>
Arms, } <i>gorah'</i> .(?)	<i>pehi</i>
Hands, }	
fingers, <i>pammah'</i> .(?)	<i>sendin pehi</i>
finger-nails, <i>ve'nah</i> .(?)	<i>kikin pehi</i>
Back, <i>ah'vah</i> .(?)	<i>tihnseu</i>
Leg, <i>purong'</i> .(?)	<i>nehi</i>
Feet, <i>noup</i> .(?)	<i>nehi</i>
Toes, <i>purvath'</i> .(?)	<i>sendin nehi</i>
Tongue, }	
Speech, }	<i>lokaia</i>
Teeth, <i>gurh</i> .(?)	<i>ngih</i>
Blood, <i>mahru'nah</i> .(?)	<i>nta</i>
Heart, <i>mahvi'tah</i> .(?)	<i>moahngioang</i>
Breath, <i>arung'</i> .(?)	<i>ang en awa</i>
Hearing, <i>iningah'ry</i> .(?)	<i>rong</i>
Eating, <i>nam'anam</i> .	<i>neminem</i>
Smelling, <i>varen'</i> . (?)	<i>ned</i>
Seeing, <i>iningah'</i> .(?)	<i>kilang</i>
Man, <i>awl'aman</i> .	<i>ohl emen</i> = 'a man'
Woman, <i>ley'aman</i> .	<i>lih emen</i> = 'a woman'
Crowd, or army, <i>awl'aman toto</i> , or <i>har'ramatch</i> .	<i>ohl emen tohto</i> = ungrammatically 'a man, many'; <i>aramas</i> = 'people'
Infant boy, <i>jere awl'aman</i> .	<i>seri-wol emen</i> = 'a male child'; <i>seri-mwahn</i> = 'boy'; the common form, at least today, is <i>pwutak</i> .
„ girl, „ <i>ley'aman</i> .	<i>seri-li emen</i> = 'a female child'; common form is <i>seripein</i> .
Husband or wife, <i>ambode</i> .	<i>omw pwoud</i> = 'your spouse', or perhaps it is <i>omw pwoud e</i> = 'this spouse of yours'.

A complete grammar of the language we cannot, of course, attempt; nor would it repay the labor. With a few more of the principal words, with their English meanings arranged alphabetically, we shall close.

Bone, <i>tey</i> .	<i>tih</i>
--------------------	------------

Bone needle, *tey-gong'*.  
Bird, *parrut'*.

Children, *ee'ni*.  
Chief, *aroché*.  
Come, *gowthou*.  
Darkness, or night, *neebung'*.  
To drink, *nimpeel a-met*, (?) or  
*jagow a-met*. (?)  
Drunk, *jagowlo*.  
Dancing, *gur'lic*.  
Father, *ba'ba*.  
Fish-hook, *kroh*. (?)  
„ net, *kerruk*. (?)  
Fly, *marah*. (?)  
Go, *kit-ai'*. (?)  
Grass, *mowee*. (?)  
Give, *gi'tui*.  
Hungry, *mung-ata'*.  
Kill, *codjic midjila'* (?)  
(literally spear dead).  
Land, *lan'job*.  
Laugh, *hara'hara*. (?)  
Leaf, *tan*.  
Lizard, *ler'vah*. (?)

Liquor, from *piper methy-*  
*sticum jagow*.

*Madiyah*, satisfied with food.  
Marriage, *ambodge'*.  
Mind, spirit, ghost, *a'niman*.  
Mother, *no'no*.  
Moon, *jow'naboo*.  
Noise, *agou'la*. (?)  
Priest, *e'diomet*. (?)  
Rain, *codhow*.  
Rough skin, *kilanwy'*.

Sky, or visible heavens, *moon-*

*dikek*  
*paret* = a species of tern;  
generic word for bird =  
*menpihr*.

*ih nei*  
Obsolete. See p. 151 n. 64.  
*kohdo*  
*nihpwong*  
*nimpil* . . .  
*sakau* (= 'kava') . . .  
*sakaula*  
*kahlek*, one type of dance  
*pahpa*  
*kehs*  
*uhk* = 'seine'  
*pihr*  
*kohla*  
*dihpw, reh*  
*kihdo*  
*men mwengehda*  
*kesik* (= 'spear') . . .  
Modern word is *kemehla*.  
*nansapw*  
*kouruhr*  
*tehn* = 'leaf of'. *Teh* = 'leaf'.  
*lamwer* = 'gecko', *li-meni-*  
*menin-seri* = Perocheirus,  
and other species.

*sakau*  
*medila*  
*omw pwoud* = 'your spouse'  
*enih-men*  
*nohno*  
*sounpwong*  
*katairong*  
*samworou, leiap*  
*keteu*  
*kilin waii* = 'foreign skin',  
ringworm  
*mwohnsapw* = 'first of the

*job*. (?)

Sun, *cod'ripin*.  
Sit down, *moondie*.  
Singing, *cockholt*.  
To-morrow, *lockup*.  
You, *cow'ay*.  
Washing, *doo doo'*.

land', a chiefly rank; sky =  
*lahng*  
*ketipin*  
*mwohndi*  
*kokoal*  
*lakapw*  
*kowe*  
*duhdu* = 'bathe'